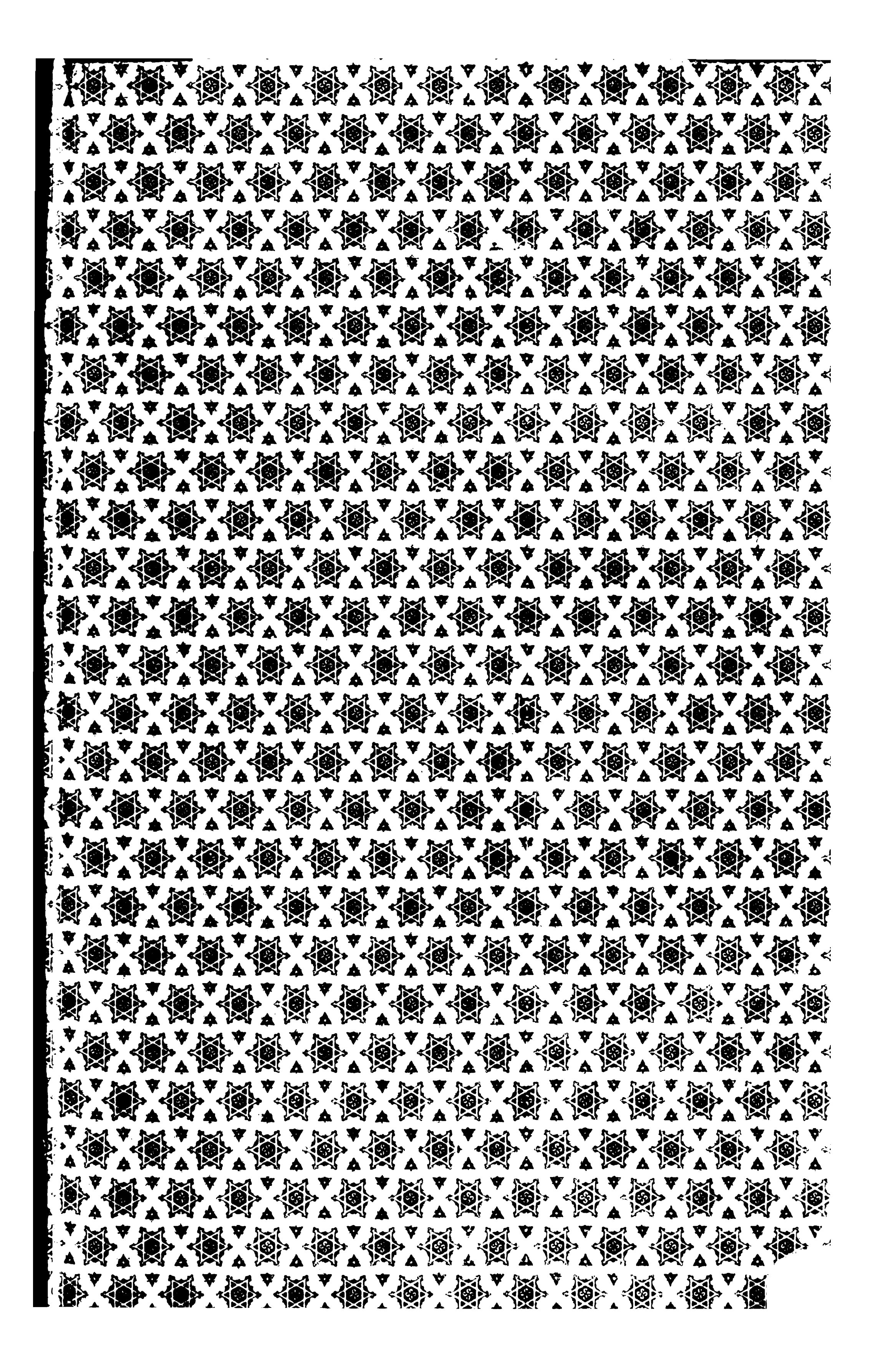



1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



ARCHIV

FÜR

LITTERATURGESCHICHTE

HERAUSGEGEBEN

VON

DR. FRANZ SCHNORR VON CAROLSFELD,

K. BIBLIOTHECAR IN DRESDEN.

XII. Band.

LEIPZIG,

DRUCK UND VERLAG VON B. G. TEUBNER.

1884.

Inhaltsverzeichniss.

beweist nicht nur die ernst eindringliche Behandlung des Themas, das wird auch belegt durch den an die Spitze seiner fünf Thesen gestellten, an Strauss mahnenden Streitsatz: „Philosopho nemo religiosior“. Hettner geht von der philosophischen Bestimmung der Begriffe aus und verfolgt darnach die Stellung der berühmtesten Denker zu denselben. Eine gewisse Vorliebe für geschichtliche Betrachtung dringt dabei durch; flüchtiger wendet er den Blick auf die Philosophen der alten Welt, eingehender und mit lebhafterem Antheil weilt er bei denen des 17. und 18. Jahrhunderts. Die Spitze der Philosophie schaut er in Hegel. Mit dessen Namen hebt die Dissertation an, mit dessen Namen schliesst sie. „Logices Hegelianae forma ac ratio est necessaria et absoluta illa, ad quam logica per omnem philosophiae historiam continuo et necessario tendebat, logices Aristotelicae veritas, absoluta logices ideae, quae primo quidem, sed immediate et inadaequate in Aristotelica illa logices expositione apparuerat, manifestatio.“ Offenbar ist Hettner von den Anhängern Hegels, die damals an der Hochschule in Halle wirkten, von J. E. Erdmann, H. F. W. Hinrichs, J. Schaller, H. Ulrici ganz gefesselt. Ungern hat er seine Untersuchung in die lateinische Sprache gezwängt. „Qui linguam latinam etiam nunc tractandis rebus philosophicis aptam existimant, ii dialecticam notionis naturam se ignorare fatentur“: mit diesen Worten erhebt seine letzte Thesis Protest gegen das lästige Gebot. Es ist ein Zeichen für Hettners Sprachtalent, dass er trotz solcher Abneigung mit dem gelehrten Idiome vertraut genug war, um seine Gedanken klar und wirksam, ja markig und flüssig vorzutragen.

Der Promotion schloss sich der Plan der Habilitation an. Aber das abstracte Denken füllte nicht lange die Natur des jungen Doctors aus. Anwendung auf sinnlich wahrnehmbares war ihr Bedürfniss. Es musste sich also eine Vorliebe für Aesthetik entwickeln, mit der sich schon die dritte These des Doctoranden befasst hatte. Ein Schritt weiter, und die bildende Kunst tritt als erstes Object seiner aesthetischen Kritik in den Vordergrund. Die Kunstdenkmale der alten Zeit zu studieren schied Hettner von Breslau und wanderte nach Rom. Drei Winter und drei Sommer weilte er anschauend und das ge-

schaute zur Erkenntniss verarbeitend in Italien und auf Sicilien. Sein Lebensziel war damit gesteckt. Als Kenner der Kunst, ihrer Theorie und Geschichte siedelte sich der zurückgekehrte in Heidelberg an. Am 17. Februar 1847 bestand er das Colloquium, das seine Habilitation anbahnte; die Professoren Bähr und Reichlin-Meldegg fanden ihn „ausgezeichnet bewandert", der dritte Examinator L. Spengel erhielt „ganz genügende Antworten". So durfte Hettner am 13. März seinen Probevortrag halten. Bähr hatte das Thema gestellt: Ueber die älteren griechischen Kunstschulen. Auch hier wie im Colloquium ward die erste Note zuerkannt. Drei Tage später schloss die öffentliche Disputation die Formalitäten ab, und Hettner war als Privatdocent der Archaeologie und Aesthetik in die philosophische Facultät der Ruprecht-Carls-Universität aufgenommen.

Mit welcher Vorlesung er im Sommersemester 1847 seine Lehrthätigkeit eröffnete, vermag ich nicht zu sagen. Die Betheiligung der Hörer entsprach den Erwartungen des ehrgeizigen Docenten nicht; dieser Verdruss war, wie mir der verstorbene erzählte, die Veranlassung, in den Kreis seiner Vorlesungen die Litteratur hereinzuziehen. So kündigte denn das Verzeichniss der Vorlesungen für den Winter 1847/48 neben Aesthetik ein Colleg Hettners über Kunst und Poesie der Gegenwart an. Im Sommer folgte eine öffentliche Vorlesung über Goethe. Aber die bildende Kunst blieb in erster Linie stehen; gleichzeitig trug er Geschichte der Malerei und in vier Wochenstunden „Archaeologie, d. i. Geschichte der bildenden Künste der Griechen, Etrusker und Römer" vor.

Denselben Kreis sollte das Buch umschliessen, dessen ersten Band „Die Kunst der Griechen" er im denkwürdigen März des Jahres 1848 beendigte. Die beiden nächsten Bände der „Vorschule zur bildenden Kunst der Alten" (Oldenburg, Schulze) sollten die Etrusker und Römer behandeln. Gestützt auf die Erfahrungen seines Aufenthaltes in Italien trägt Hettner mit selbstbewusster Bestimmtheit seine Studien vor. Für dieses Buch wie für die Schriftstellerei seines ganzen Lebens war ihm seines gepriesenen Winckelmanns Satz die Richtschnur: die Gelehrsamkeit soll in Abhandlungen über die

Hermann Hettner.

Der Aufforderung des geehrten Herausgebers dieser Zeitschrift Folge leistend wage ich es, Blätter der Erinnerung an Hettner in diesem Archive niederzulegen, obwol ich mich der würdigen Erfüllung dieser hehren Pflicht der Pietät nicht gewachsen fühle. Wie sollte ich es unternehmen, ein Gesammtbild des vielseitigen Mannes zu entwerfen! Seine Leistungen auf dem Gebiete der Kunstgeschichte entziehen sich meiner Beobachtung; von der Person Hettners zu sprechen will dem nicht ziemen, der zwar unvergessene Stunden seinem aufgeschlossenen Gespräche lauschen durfte, sich aber nicht anmasst in der kurzen Zeit persönlichen Verkehres die volle Eigenart des Charakters erfasst zu haben. Mit den Freunden dieses Archives halte ich mein Auge fast ausschliesslich gerichtet auf Hettner den Litterarhistoriker. Und nicht einmal alle Schritte desselben auf dieser Bahn vermag mein Blick zu verfolgen; nur die Richtung des Hauptweges glaubt er zu überschauen. Was ich zu bieten versuche, ist eine Skizze, deren Dürftigkeit mir selbst am wenigsten verborgen ist. Möchte es wenigstens gelungen sein, die Hauptzüge der Gestalt so zu treffen, dass jeder Verehrer des todten eine Aehnlichkeit mit dem Bilde findet, das er sich aus eigener Kenntniss ausgemalt hat.

Aus dem Jahre 1843 stammt das erste Document, das von Hermann Hettners Bildungsgange Zeugniss ablegt. Aus seiner schlesischen Heimat — zu Leisersdorf bei Goldberg war er am 12. März 1821 geboren — war er nach der Absolvierung des Gymnasiums in Hirschberg 1838 nach Berlin und dann nach Heidelberg zu Universitätsstudien gezogen. In Halle schloss er dieselben als zweiundzwanzigjähriger ab mit seiner Dissertation De logices Aristotelicae speculativo principio. Wie sehr dem Doctoranden sein Studium Herzenssache war, das

beweist nicht nur die ernst eindringliche Behandlung des Themas, das wird auch belegt durch den an die Spitze seiner fünf Thesen gestellten, an Strauss mahnenden Streitsatz: „Philosopho nemo religiosior". Hettner geht von der philosophischen Bestimmung der Begriffe aus und verfolgt darnach die Stellung der berühmtesten Denker zu denselben. Eine gewisse Vorliebe für geschichtliche Betrachtung dringt dabei durch; flüchtiger wendet er den Blick auf die Philosophen der alten Welt, eingehender und mit lebhafterem Antheil weilt er bei denen des 17. und 18. Jahrhunderts. Die Spitze der Philosophie schaut er in Hegel. Mit dessen Namen hebt die Dissertation an, mit dessen Namen schliesst sie. „Logices Hegelianae forma ac ratio est necessaria et absoluta illa, ad quam logica per omnem philosophiae historiam continuo et necessario tendebat, logices Aristotelicae veritas, absoluta logices ideae, quae primo quidem, sed immediate et inadaequate in Aristotelica illa logices expositione apparuerat, manifestatio." Offenbar ist Hettner von den Anhängern Hegels, die damals an der Hochschule in Halle wirkten, von J. E. Erdmann, H. F. W. Hinrichs, J. Schaller, H. Ulrici ganz gefesselt. Ungern hat er seine Untersuchung in die lateinische Sprache gezwängt. „Qui linguam latinam etiam nunc tractandis rebus philosophicis aptam existimant, ii dialecticam notionis naturam se ignorare fatentur": mit diesen Worten erhebt seine letzte Thesis Protest gegen das lästige Gebot. Es ist ein Zeichen für Hettners Sprachtalent, dass er trotz solcher Abneigung mit dem gelehrten Idiome vertraut genug war, um seine Gedanken klar und wirksam, ja markig und flüssig vorzutragen.

Der Promotion schloss sich der Plan der Habilitation an. Aber das abstracte Denken füllte nicht lange die Natur des jungen Doctors aus. Anwendung auf sinnlich wahrnehmbares war ihr Bedürfniss. Es musste sich also eine Vorliebe für Aesthetik entwickeln, mit der sich schon die dritte These des Doctoranden befasst hatte. Ein Schritt weiter, und die bildende Kunst tritt als erstes Object seiner aesthetischen Kritik in den Vordergrund. Die Kunstdenkmale der alten Zeit zu studieren schied Hettner von Breslau und wanderte nach Rom. Drei Winter und drei Sommer weilte er anschauend und das ge-

schaute zur Erkenntniss verarbeitend in Italien und auf Sicilien. Sein Lebensziel war damit gesteckt. Als Kenner der Kunst, ihrer Theorie und Geschichte siedelte sich der zurückgekehrte in Heidelberg an. Am 17. Februar 1847 bestand er das Colloquium, das seine Habilitation anbahnte; die Professoren Bähr und Reichlin-Meldegg fanden ihn „ausgezeichnet bewandert", der dritte Examinator L. Spengel erhielt „ganz genügende Antworten". So durfte Hettner am 13. März seinen Probevortrag halten. Bähr hatte das Thema gestellt: Ueber die älteren griechischen Kunstschulen. Auch hier wie im Colloquium ward die erste Note zuerkannt. Drei Tage später schloss die öffentliche Disputation die Formalitäten ab, und Hettner war als Privatdocent der Archaeologie und Aesthetik in die philosophische Facultät der Ruprecht-Carls-Universität aufgenommen.

Mit welcher Vorlesung er im Sommersemester 1847 seine Lehrthätigkeit eröffnete, vermag ich nicht zu sagen. Die Betheiligung der Hörer entsprach den Erwartungen des ehrgeizigen Docenten nicht; dieser Verdruss war, wie mir der verstorbene erzählte, die Veranlassung, in den Kreis seiner Vorlesungen die Litteratur hereinzuziehen. So kündigte denn das Verzeichniss der Vorlesungen für den Winter 1847/48 neben Aesthetik ein Colleg Hettners über Kunst und Poesie der Gegenwart an. Im Sommer folgte eine öffentliche Vorlesung über Goethe. Aber die bildende Kunst blieb in erster Linie stehen; gleichzeitig trug er Geschichte der Malerei und in vier Wochenstunden „Archaeologie, d. i. Geschichte der bildenden Künste der Griechen, Etrusker und Römer" vor.

Denselben Kreis sollte das Buch umschliessen, dessen ersten Band „Die Kunst der Griechen" er im denkwürdigen März des Jahres 1848 beendigte. Die beiden nächsten Bände der „Vorschule zur bildenden Kunst der Alten" (Oldenburg, Schulze) sollten die Etrusker und Römer behandeln. Gestützt auf die Erfahrungen seines Aufenthaltes in Italien trägt Hettner mit selbstbewusster Bestimmtheit seine Studien vor. Für dieses Buch wie für die Schriftstellerei seines ganzen Lebens war ihm seines gepriesenen Winckelmanns Satz die Richtschnur: die Gelehrsamkeit soll in Abhandlungen über die

Kunst der geringste Theil sein. Kennzeichnend und vorbedeutend wendet sich dies erste grössere Buch, welchem vereinzelte Abhandlungen in Zeitschriften, besonders in des Hegelianers A. Schwegler Jahrbüchern der Gegenwart, vorausgegangen waren, „nicht bloss an Fachgelehrte, sondern auch an die weiteren Kreise der gebildeten Lesewelt“. In lichter Ordnung weist der Verfasser auf das charakteristische hin. Wiederholt schweift sein Blick von den Denkmalen in Stein und Farbe auf die Litteratur, auf die politische und sociale Lage, wie später umgekehrt die bildenden Künste und das Staatsleben die Parallelen zur Poesie ihm bieten mussten. Hettner begnügt sich hier und fürder nicht, eine Seite der Cultur abgesondert zu erörtern; ihm schwebt ein Gesammtbild menschlicher Entwicklung vor.

Zu den Griechen steht er wie Schiller; Worte Schillers wählt er als Motto, wiederholt verweist er auf ihn im Verlaufe des Textes. Und es ist ganz in Schillers Geist, wenn die Vorrede die Hoffnung auf eine freudige Zukunft ausspricht, „in der man wieder einsehen werde, dass eine harmonische, echt menschliche Erziehung ohne eine reine Geschmacksbildung schlechterdings undenkbar ist“. Was Hettner hier äussert, war und blieb der Grundsatz seines Lebens, seiner eigenen Ausbildung wie seiner Lehre. Indem er also den Zweck der aesthetischen Erziehung mit seiner Darstellung der Kunst der Griechen verbindet, schreibt der Docent rhetorisch lebhaft, wie er zündend gesprochen haben soll. Nicht ruhig schildernd noch untersuchend erledigt er seine Aufgabe, begeistert will er den Leser zur Begeisterung mit fortreissen. Aber nicht nur dieses Zieles wegen verwendet er Sorgfalt auf den Ausdruck; er behauptete, dass „der Stil eines Schriftstellers seine künstlerische Denkweise, sein Formgefühl ist. Wer schlecht schreibt, kann auch kein Kunstkenner sein“.

Das Buch blieb ohne Fortsetzung. Zwar kehren die Vorlesungen über Aesthetik, Archaeologie, Geschichte der Malerei fast regelmässig wieder. Aber die Erweiterung des Kreises verräth, wohin der Geist Hettners neigte. Es ist beachtenswerth, dass der beste Theil der „Vorschule“ der Malerei gilt. Ueber diesen Zweig der bildenden Künste hatte er von Rom aus

wiederholt geschrieben. Die Malerei greift er stets aufs neue zu Sondervorlesungen heraus. Am Abende seines Lebens kam er zumeist auf sie zurück. Die Malerei nun zählt nach Hegels Eintheilung zu den romantischen Künsten und ordnet sich darnach näher zur Musik und Poesie als zur Architektur und Plastik. Dieser Gruppe der romantischen Künste wendet Hettner seinen Sinn zu. Was nach Hegels System der Aesthetik diese Künste von den übrigen scheidet, ist das Princip der Subjectivität. Diesem zu dienen war Hettners selbständige Natur berufen. Mit diesem Principe wird den romantischen Künsten Hegels „die gesammte Menschenbrust und die ganze Fülle menschlicher Erscheinung zugänglich“. Das entsprach Hettners universellem Streben.

Die Musik zog er erst spät und nur nebenher ins Bereich seiner Beobachtungen; er besass für sie keine engere Ausbildung. Zunächst wirft er sich auf die Dichtung. Schon im Winter 1848/49 liest er in drei Stunden Geschichte der deutschen Poesie; ein gleichzeitiges Colleg über Spinoza beweist das Wiedererwachen der philosophischen Studien. Kommt im darauffolgenden Semester die bildende Kunst allein zum Wort, so gilt der Winter 1849/50 ausschliesslich der Dichtung: Poetik und in vier Stunden Geschichte der deutschen Litteratur von Gottsched bis auf die Gegenwart.

Zu Beginn dieses Semesters hatte Hettner seine erste selbständige Forschung im Gebiete der schönen Litteratur abgeschlossen. „Die romantische Schule in ihrem inneren Zusammenhange mit Goethe und Schiller“ ist die Schrift betitelt (Braunschweig, Vieweg und S. 1850). Was das Büchlein sollte, sagt die Vorrede vom 8. November 1849. Keine Geschichte der romantischen Schule, sondern nur eine Vorarbeit dazu will es sein. Als „artistischer Kritiker“ will Hettner „Formeln für Kunstindividuen finden, durch die sie im eigentlichsten Sinne erst verstanden werden“. Er sucht aufzudecken, wie tief die romantische Schule in den deutschen Zuständen und Eigenthümlichkeiten wurzelt, er sucht Wesen und Ursprung der Romantiker auf die letzten Gründe zurückzuführen. Unversehens erweitern sich diese Betrachtungen zu einer Kritik der neueren deutschen Litteratur überhaupt.

Die Schrift ist ihrer Entstehung nach eine publicistische Leistung, der Behandlung nach eine wissenschaftliche. Die Zeitströmung gab den Anstoss zur Frage. Indem Hettner sie sich beantwortet, will er das grosse Publicum aufklären. Wieder wie in der „Vorschule" ohne irgend eine gelehrte Anmerkung beizufügen sucht er diesmal nicht sowol durch Rhetorik als durch feuilletonartige Darstellung zu fesseln. Jedes Capitel ist ein selbständiger Essay, und doch rundet sich das ganze zusammen.

Das Hauptabsehen ist die Verwandtschaft der Ideen in Dichtungen Goethes und Schillers, in der neuen Philosophie und in den Werken der romantischen Schule als die Folge eines einheitlichen Strebens hinzustellen, dem nur in verschiedener Weise gehuldigt wurde. Jene Dichter und Denker seien geleitet vom falschen Idealismus, der aus bewusstem Gegensatz gegen die Zeit von ihnen allen gewollt ward. Das ist der Grundstein, auf welchem das ganze Gebäude lastet. Mit hartnäckiger Consequenz wird alles in die Masse dieser Construction gezwängt. Der Aesthetiker sieht auf die Erscheinungen, so wie sie fertig vorliegen, zurück, kritisiert und schätzt ab. Die Entwicklung der einzelnen Persönlichkeiten, der einzelnen Leistungen ignoriert er absichtlich; er will ja nicht Geschichtschreiber sein. Der philosophische Ursprung seiner Ausbildung, der dem Doctoranden die These dictiert hatte, man müsse erst die Theorie studieren, bevor man an die Geschichte heranschreiten dürfe, ist auch jetzt noch der Führer. Aus dieser einseitigen Leitung erwächst manches unhaltbare. Einer einzigen Eigenschaft zu Ehren wird eine Erscheinung in eine Kategorie eingeordnet, der sie als ganzes nicht angehört. Daraus erklärt sich die zum Theil allzu ablehnende Anzeige der Schrift durch Henneberger in den Blättern für litterarische Unterhaltung 1850 Nr. 89 ff. Aber trotzdem fühlt sich der Leser an der Seite des Verfassers im grossen ganzen auf sicherem Boden. Man sieht, Hettner hat eine Fülle von festen Kenntnissen in sich aufgenommen, mit denen er nur etwas zu frei doctrinär schaltet. Ausserordentlich glücklich schält er das gemeinsame und gemeingiltige heraus. So beleuchtet er z. B. vortrefflich die Ideenverbindung zwischen der Sturm-

und Drangperiode und der romantischen Schule. Sein Blick hat eher eine zu weite Umsicht als einen zu engen Gesichtskreis. Die Wechselbeziehung zwischen Kunst und Litteratur, zwischen Philosophie und Poesie, Religion, Politik und Dichtung, den Zusammenhang zwischen dem Künstler und dem Volke seiner Zeit zu zeigen, darauf ist sein Hauptaugenmerk gerichtet. Nicht an Deutschland haftet seine Darstellung; sie schweift hinüber nach England, Frankreich, Spanien, Italien, ja Russland. Er leitet seine Untersuchungen fort bis auf wissenschaftliche und politische Fragen und schaut auf die Gegenwart und ihr Leben.

Und darin liegt die Tendenz des Werkchens. Die Verfassungskämpfe Deutschlands, die Wirren der nächsten badischen und pfälzischen Umgebung hatten den jungen Mann in ihren Strudel gezogen. Indem er die Dichter zur Realität der Auffassung zurückruft und die idealische Formgebung verwirft, will er zugleich die idealistischen Träumer im Staate zur Realitätspolitik aufwecken. Hatte er doch schon im April 1846 von Rom aus seinen überaus lebendigen Artikel über die Drangsale und Hoffnungen der modernen Plastik (Jahrbücher der Gegenwart 1846 S. 1003 ff.) mit der Mahnung geschlossen, „dass einzig und allein die Sache der Freiheit auch die Sache der Kunst sei“; an dem Gedanken hält er fest.

In dem Buche war eine Parallele zwischen Calderon und Shakespeare angedeutet. Im Sommer des Jahres 1850 führt Hettner dieselbe in einem zweistündigen Colleg aus. Im folgenden Semester verbindet er die Geschichte der Poesie und der bildenden Künste zu einer einheitlichen, nachher öfter wiederholten Vorlesung, welche er mit Gottsched und Raphael Mengs anhebt und bis auf die Gegenwart fortführt. Immer aufs neue lenkt er seine und der Zuhörer Aufmerksamkeit auf die Gegenwart. Festhaltend am Grundsatze, dass, wer etwas rechtes leisten wolle, im innigen Zusammenhange mit seiner Zeit stehen müsse, wendet er der Gegenwart sein ganzes Denken zu. Darum las und schrieb er wiederholt über Kunst und Poesie der Gegenwart; darum stellte er auch „aesthetische Untersuchungen“ an über „Das moderne Drama“ (Braunschweig, Vieweg und S. 1852).

Hegels Aesthetik nennt das Drama die höchste Stufe der Poesie und der Kunst überhaupt. Es mag diese Schätzung Hettners Vorliebe fürs Bühnenspiel bestärkt haben. Schon die Studien über die romantische Schule hatten das Drama am meisten beachtet. Seit dem Herbste 1850 sehen wir ihn mit dieser Dichtgattung sich befassen. Er bricht eine Lanze für die altfranzösische Tragoedie (Blätter für litterarische Unterhaltung 1850 Nr. 256 ff.). Was er an ihr zu vertheidigen und zu loben weiss, ist ihr inniger Bezug auf die zeitgenössische nationale Anschauungsweise, der auch in Hegels Aesthetik hervorgehoben ist, und die Straffheit der Motivierung. Beide Forderungen, denen hier Genüge gethan war nach Hettners Ansicht, stellt er nun in seinem Buche für das moderne deutsche Drama auf.

Energischer noch als in der „Romantischen Schule“ wollte Hettner auf die Pflege der Dichtung einwirken. Das Vorwort der neuen Schrift ist zu charakteristisch, um hier nicht ganz eingerückt zu werden; es lautet: „Die nachfolgenden Blätter wüsste ich am liebsten in den Händen junger Dramatiker. — Angeregt durch einige neuere dramatische Versuche, die uns in den letzten Jahren vielleicht mit allzu vorschnellem Stolze wieder von den Anfängen einer neuen dramatischen Poesie sprechen lassen, suchte ich mir die Aufgaben klar zu machen, die dem Drama in der Gegenwart hauptsächlich gestellt sind. — Wir haben die grossen Muster Goethes und Schillers nicht einmal annähernd erreicht. Und doch können wir nicht mehr nach ihnen zurück; alles drängt rüstig vorwärts nach einem unbekannten, nur dunkel geahnten neuen. — Ich meine, in solchen schwankenden Uebergängen kann auch die Theorie fördernd eingreifen. Indem sie irrige Ansichten widerlegt und dunkle aufhellt, ebnet sie dem Dichter die Wege, und gibt ihm jene feste Sicherheit, ohne die nun einmal gedeihliches Schaffen nicht möglich ist. Dies ist es, was man productive Kritik nennt. Ich bin emsig bemüht gewesen, diesem hohen Ziele nach Kräften nachzustreben“.

Mit leidenschaftlicher Wärme, deren Ausbruch auch die rhetorische Phrase nicht ganz verschmäht, bahnt Hettner eine philosophische Bestimmung des Wesens des historischen Dramas an, das entsprechend der politischen Gährung jetzt mit Vor-

liebe gepflegt werde. Auch für die Geschichtstragoedie habe die Charaktertragoedie als Richtschnur zu gelten; das lerne man bei Shakespeare; fälschlich hätten die Tieck, Collin, Raupach, Grabbe, Rückert, Gutzkow, Laube, Gottschall das Drama mit dem Epos vermischt. Die Geschichte als solche habe im Drama nicht Platz; sie soll dem Dichter vielmehr dienstbar sein. Der Stoff des historischen Dramas muss dem jeweiligen Zeitbewusstsein wahlverwandt sein. Die sociale Bewegung des 18. Jahrhunderts hat den Anstoss gegeben zu den bürgerlichen Tragoedien und Komoedien der Engländer und Franzosen, zu den Familienromanen. Auch jetzt gelte die nächste Zukunft mehr der socialen als der politischen Reform, und so solle das sociale Drama wieder die historische Tragoedie ablösen.

Für die Form dieses socialistischen Volks-Dramas sei die strengste innerliche Motivierung wie für jedes Drama das nothwendigste. Hettner scheidet die verschiedenen Arten der Verwicklungen in Kategorien, welche ihm zum Theil durch Hegels Aesthetik geboten waren. Mit einer lebhaften Apostrophe an die Zeitgenossen schliesst er den Abschnitt über das bürgerliche Trauerspiel und wendet sich zur Komoedie. Auch diese muss politisch werden. Das Charakterlustspiel der Zukunft hat die Staatsnarren herauszugreifen. Darum hange die Zukunft des deutschen Lustspieles lediglich davon ab, ob Deutschland politisch noch eine Zukunft habe. „Sorget für die Idealität der Wirklichkeit und ihr werdet die Idealität der Komoedie ganz von selbst haben.“

Das Schlusscapitel handelt vom musicalischen Drama. Richard Wagners Anfänge werden beleuchtet, und der dichtende Componist trotz manchen Bedenken als sehr bedeutende, wenn nicht Epoche machende Gestalt begrüsst. Zwar sei es irrig, mit Wagner dem recitierenden Drama die Zukunft abzuschneiden; aber unterstützt müsse das künftige Drama durch Musik werden. Je mehr die Tragoedie sich als Spiegelung der geschichtlichen und socialen Bewegung bewähre, um so mehr sei sie auf Massenwirkung angewiesen. Schreiendes Volk auf der Bühne wirke aber disharmonisch; die Vertretung durch Sprecher genüge nicht; hier müsse Musik eintreten, die verschiedenen Stimmen durch Melodien und verschiedene Führung derselben

zu verbinden. In so fern werde die Zukunftstragoedie melodramatisch sein, wenn auch die Charaktere nach wie vor recitieren würden.

Schon dieser unvollständige Auszug aus der Schrift kann beweisen, dass der Verfasser vor kühnen Erörterungen nicht zurückschrickt; er wagt es, theoretisch zu construieren; mehr noch als die Untersuchung über die romantische Schule musste darum dies Büchlein dem älteren Hettner entfremdet sein. Aber mag auch mancher Satz und manches Urtheil, das gleichmässig die verschiedensten europäischen Dichter alter Zeit und des gegenwärtigen Tages trifft, nicht durchaus stichhaltig sein, die Absicht, der poetischen Production, welcher Gervinus die Lebensberechtigung abgesprochen hatte, wieder Muth zu machen, diese Absicht erreichte der „productive Kritiker".

Das Vorwort zum „Modernen Drama" ist aus Jena vom August 1851 datiert. Im Winter 1850/51 war Hettner dahin als professor extraordinarius der Kunst- und Litteraturgeschichte berufen worden und hatte im Sommer seine Vorlesungen mit Aesthetik und der Parallele zwischen Shakespeare und Calderon daselbst eröffnet. Den Kreis seiner Collegien erweiterte er durch eine allgemeine Geschichte der Kunst und eine Betrachtung der Litteratur gegen Ende des 18. Jahrhunderts, besonders Voltaires, der Encyklopaedisten und Rousseaus. Dies Thema war eine Art Vermächtniss, das er aus Heidelberg mit an die thüringische Universität gebracht hatte. Sein dortiger College, Freund und Hausgenosse J. Moleschott hatte in vielen Gesprächen die Anregung gegeben, den Materialismus zu erörtern, und der ehemalige Hegelianer, dessen fortschreitende Reife ohnehin eine Lösung von dieser Schule seiner philosophischen Studentenjahre beförderte, folgte dem Fingerzeige. Fanatische Apostel des Materialismus, wie mir Hettner lächelnd ein Jahr vor seinem Tode erzählte, waren die Freunde und sie trieben die Lehre wie einen confessionellen Cult. Daraus war der Anlass geboren, zunächst sich mit den französischen Vertretern dieser Anschauung, besonders mit Diderot zu befassen. Und hier ward der Keim gelegt nicht nur zu der genannten Vorlesung in Jena, sondern auch zur „Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts".

Doch über dieser Vertiefung in den Geist des neuen Europa ward die bildende Kunst nicht vergessen, obwol es scheinen konnte, als ob das Hauptfach des Gelehrten durch die litterarische Thätigkeit seit Jahren verdrängt werde. Die Osterzeit 1852 war Hettner nach Griechenland gereist. Die schriftstellerische Frucht dieser Fahrt zu den Hellenen sind die „Griechischen Reiseskizzen" (Braunschweig, Vieweg und S. 1853; ins Englische übersetzt unter dem Titel „Athens and the Peloponnese with sketches of Northern Greece". Edinburgh 1854): briefartige Berichte und Schilderungen in leicht bewegtem Erzählungstone, in anmuthigem Plauderstile. Erst bei Betrachtung der Bauwerke im einzelnen verwendet der Verfasser wieder die Farben des Rhetors. Hegel und Schiller nennt er auch hier in eigenthümlicher Parung als die nächsten Verwandten seiner Auffassung. Und auch hier hält er nicht mit politischen Ansichten zurück.

Nicht entrissen dem modernen Vaterlande war der zurückgekehrte. Im Winter 1853/54 fügt er im Zusammenhang mit seinen Studien über die französischen Aufklärer seiner Geschichte der Litteratur die Darstellung der Philosophen ein. Nun nennt er neben Gottsched Wolff in der Ankündigung seiner Vorlesung über Litteratur und Poesie. Und sicher ward philosophisch gehalten das Collegium über Faust, das „Drama der Idee", welches im Sommer sich anreihte. Daneben wird die einst zweistündige Behandlung der Poetik zu einer vierstündigen ausgedehnt.

Im gleichen Jahre erwählt der bewegliche Kopf, auf eine frühere Zeit zurückgreifend, als er bisher behandelt hatte, ein scheinbar kleines Thema, das aber unter seiner Betrachtung zu einer typischen Bedeutung erhoben wird. Hettner hielt im wissenschaftlichen Vereine zu Berlin einen Vortrag über „Robinson und die Robinsonaden", der in Berlin bei W. Hertz erschienen ist. Ich gehe kaum irre mit der Annahme, dass das Studium Rousseaus den Redner auf diesen Roman gelenkt hat. Ihm war er freilich mehr als ein paedagogisches Lehrbuch, wozu ihn Rousseau so dringlich empfahl, ihm war er auch mehr als eine Unterhaltungslectüre. Ihn musste der Stoff an sich reizen und um des Verfassers willen. Dieser eifrige

politische Parteigänger und Prediger der religiösen Humanität entsprach seinen eigenen Anschauungen. Der Stoff des Romanes bewies recht deutlich Hettners oft vorgetragenen Satz, dass die Dichtung das Interesse der Zeit abspiegele. Und zugleich war er ein Werk, welches die Vergangenheit mit der Gegenwart verknüpfte und das überdies international war. Fürwahr, hier konnte Hettner aufdecken, was seinen Geist nach verschiedenen Richtungen anzog. Wie immer, weit ausblickend erkannte er in dem kostbaren Werke Defoes eine Art Philosophie der Geschichte. All diese Eigenschaften des Vorwurfes wägte der vortragende musterhaft ab. Erst durch ihn ward die Bedeutung des Robinson ins rechte Licht gestellt.

Wiederholt hat Hettner bis in späte Jahre seines Lebens öffentliche Vorträge gehalten. Er schätzte diese Thätigkeit für die sicherste Schule, den Inhalt in die rechte Form zu giessen. Bei seiner wissenschaftlichen Tiefe unterlag dieser Redner nicht der Gefahr des Verseichtens. Hier lernte er nach seinen eigenen Worten mit populärer Klarheit einen Stoff darzustellen. Und gerade darin liegt ja mit die Hauptbedeutung Hettners für das lebende Geschlecht, dass er, ohne den Ernst und die Würde der Wissenschaft preis zu geben, die Schranken der Gelehrsamkeit durchbrach und die Ergebnisse des Forschens und Denkens ungeschmälert, aber ohne die Last philologischer und philosophischer Rüstung jedem gebildeten zugänglich machte. Er war einer der berufensten Vertreter der Popularisierung der Wissenschaft.

Diese Seite des Hettnerschen Wirkens durfte um so weniger verschwiegen werden, als er seit Ostern des Jahres 1855 darauf verzichtete, im akademischen Hörsale die Geschichte der Litteratur vorzutragen. In diesem Jahre wurde er als Director der k. Antikensammlung und des Museums der Gypsabgüsse nach Dresden berufen. Bald übernahm er in der sächsischen Hauptstadt auch die Professur der Kunstgeschichte an der Akademie, später auch den gleichen Lehrstuhl am Polytechnicum, nachdem ihm überdies die Direction des historischen Museums aufgetragen worden war. In wachsenden Ehren verharrte er auf den Posten, bis der Tod die Thätigkeit hemmte. Es ist hier nicht der Ort, einzugehen auf die Weise, mit welcher er als

Lehrer Herz und Sinn der Zuhörer zu idealem Schwunge mit fortriss. Es ist hier nicht der Ort, auseinander zu setzen, was er als Director der Sammlungen gethan, noch seine beschreibenden Kataloge derselben, sein Werk über den Zwinger in Dresden zu würdigen. Hier habe ich nur zu verfolgen, wie er neben seinem amtlichen Berufe nach wie vor der Aufklärung der Litteraturkenntniss und ihres geistigen Gehaltes diente.

Ein halbes Jahr nach seiner Uebersiedelung nach Dresden, am 1. October 1855, unterzeichnete Hettner das Vorwort zum ersten Theile seiner „Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts“. Das Werk, das bei dem bewährten Verleger seiner früheren Schriften, Vieweg und S. in Braunschweig, seit dem Jahre 1856 erschien, ward der Mittelpunct von Hettners Leistungen und das Hauptdenkmal seines Ruhmes.

Es war den Studien entwachsen, welche mit der Vorlesung über die Encyklopaedisten zuerst ans Tageslicht getreten waren. Ich wiederhole Hettners eigene Worte in der Mittheilung, dass die mit Moleschott geführten Gespräche über Materialismus den ersten Anstoss gaben zur gründlichen Beschäftigung mit Diderot und anderen französischen Philosophen; dass der Forscher darnach das Bedürfniss empfunden hat, die Spuren dieses Ideenkreises weiter zurück zu verfolgen, und sich also in die Erkenntniss der englischen Philosophen, zunächst der Deisten, vertiefte. Es waren ihm ja die Hauptpuncte dieser Entwicklung aus den philosophischen Lehrjahren bekannt. Jetzt ergänzte ein reiferes Selbststudium die Lücken. Es galt die Vererbung und Ausbildung der Ideen zu verfolgen, deren Nachwirkung in der modernen Cultur, im staatlichen und individuellen Geiste mittelbar fortlebt. Indem die Kette dieser Gedanken gefunden, ihre Glieder auch in der deutschen Ideenwelt aufgedeckt waren, ergab sich eine Geschichte der modernen Aufklärung. Und dies Ergebniss reizte, das, was zunächst zur eigenen Belehrung und Befestigung im wahren gesucht war, auch schriftlich anderen mitzutheilen. So bot Hettner dem Verleger eine Geschichte der Aufklärungsideen an. Der kaufmännische Vertrieb machte den Titel Litteraturgeschichte wünschenswerth, und Hettner liess sich die Umtaufung gefallen,

obwol ohne Zweifel jene Ueberschrift dem Werke, das er zu denken und zu schreiben begonnen, angepasster war. Jenem Titel entspricht das Motto der Einleitung, die Kantischen Worte: „Wenn denn nun gefragt wird: leben wir jetzt in einem aufgeklärten Zeitalter?, so ist die Antwort: Nein; wol aber in einem Zeitalter der Aufklärung"; und dem ersten Titel gemäss spricht die Einleitung des ersten Theiles wie das Vorwort des letzten Bandes von dem Zeitalter der Aufklärung; und zu jenem Titel eignen sich die Worte nahe am Schlusse des ganzen Werkes: „In Goethe erfüllte und vollendete sich, was der innerste Kern und die treibende Kraft der grossen Aufklärungskämpfe des 18. Jahrhunderts gewesen war".

Nach dem, wie wir Hettners bisherigen Studiengang kennen gelernt haben, kann uns die Behandlung des grossen Vorwurfes in keiner Weise erstaunen machen. Immer suchte er das den verschiedenen Erscheinungen gemeinsame Grundprincip, die einheitliche Idee. Er suchte sie in den wissenschaftlichen Leistungen aller Zweige und in den künstlerischen Schöpfungen, er suchte sie in der Ordnung des Staates und im Leben der Religion. Er suchte sie ebenmässig im Heimatlande wie bei den übrigen Culturvölkern. Die Verdeutlichung des Parallelismus der Erscheinungen auf den verschiedenen Gebieten war dem Darsteller das Ziel. Als Gelehrter forschte er; schriftstellernd schüttelte er den Staub der Bücher ab. Nicht für den engen Cirkel von Fachgenossen, für alle gebildeten, alle bildungslustigen schrieb er. Denn ihm ists zu thun, jetzt wie früher, um die Erziehung des Menschengeschlechtes. Derselbe lichte Enthusiasmus für alles ideale, der schon in seiner „Vorschule der bildenden Kunst" aufgeblitzt war, musste auch hier aufflammen. Darum schliesst er sein Werk mit den Sätzen: „Erst durch Goethe haben wir wieder gelernt, was ein Leben der Weisheit und Schönheit ist, was es heisst, ein hoher und reiner Mensch zu sein. Und es wird noch gar vieler und noch gar gewaltiger geschichtlicher Wandlungen und Entwicklungen bedürfen, bevor wir in Bildung und Sitte, in Staat und Gesellschaft dieses hohe Menschheitsideal erreicht und verwirklicht haben". Darin culminiert das ganze Werk; das ist seine einheitliche Grund-

stimmung. Aus ihr entspringt Hettners Mahnung an das junge Geschlecht: „Darauf wird es ankommen, dass wir in der Sorge und Wirrniss unserer neuen politischen Arbeit die hohen Bildungsideale unserer grossen Denker und Dichter nicht aus den Augen verlieren, sondern sie mit voller Bewusstheit immer mächtiger ausgestalten und verwirklichen".

Aufs Leben war Hettners Streben immer gerichtet; „ein praktisches Ziel hatte er immer nah oder fern vor Augen. Daher waren seine Gedanken beständig klar, sein Ausdruck deutlich, gemeinfasslich". Nicht nur aufhellen wollte er, er wollte auch begeistern. Deshalb war es ihm peinlich, wenn er auf Charaktere und Ideen stiess, wie z. B. in der französischen Litteratur, die keine volle Hingebung und Bewunderung gestatteten. Ohne zu scheuen, dass er vielleicht den meisten zu hell male, setzte er dann die Merkwürdigkeit und historische Wichtigkeit des Stoffes in grelles Licht. Er wollte fesseln. Und darum schrieb er als Redner, der zugleich überzeugt und überredet. Er war ein Künstler der Rede. Der weiss, dass die Idee am lebhaftesten erfasst wird, welche in einer Person verkörpert erscheint. So zerlegt er die Gedankenreihe in die Bilder ihrer Träger. Nach diesen zumeist benennt er seine einzelnen Vorträge. Er exponiert einen Charakter, macht darauf aufmerksam, was dieser als Bildungscapital übernahm und wie er mit der Erbschaft wuchernd den Besitz vermehrte und wieder den Nachkommen hinterliess zu neuer Verwerthung.

Wie sehr Hettner berufen war, solche Einzelbilder zu gestalten, hatte er zuerst im Vortrage über Defoe gezeigt. Er verfährt als Maler, nicht als Bildhauer. Er stellt keine Statue, keine Gruppe isoliert hin, sondern er zeichnet sie in die Umgebung hinein, die ihrem Wesen zugehört; er überlässt die Gestalt nicht der wechselnden Beleuchtung noch der Betrachtung von verschiedenen Seiten, sondern er vertheilt selbst Licht und Schatten. Und alle diese Bilder weiss er zu einem Cyklus zusammenzureihen, der so einheitlich wirkt wie ein unzerschnittener Fries. Denn alle Bilder haben die gleiche Grundstimmung. Indem Hettner sich in die Eigenthümlichkeit des Individuums versenkt, vergisst er nicht, das allgemeine im einzelnen stets zu betonen. Nach diesem Gesichtspuncte

ordnet er zusammen; diese geistige Gruppierung steht ihm höher als streng chronologische Folge. Die genetische Entwicklung der Ideen ist der leitende Faden.

In diesem Sinne ist Hettner Geschichtschreiber; ja er drängt jetzt den aesthetischen Kritiker in sich aus dem Vordergrund in die zweite Linie zurück. Einige Jahre später schreibt er: „die Aesthetik, soll sie in Wahrheit Wissenschaft sein, ist wesentlich Physiologie und Geschichte der Phantasie, ist wesentlich vergleichende Kunstgeschichte“. Schon jetzt drang diese von seiner früheren so weit abstehende Auffassung der Behandlung einer Wissenschaft bei ihm durch. Auch an ihm ward Danzels Wort wahr: „es muss der Wissenschaftlichkeit ein gewisser Dilettantismus vorangehen, welcher sich, indem er sich in sich selber vertieft und verfestigt, und so ein immer reineres und objectiveres Interesse an der Sache gewinnt, nach und nach von selbst zu vollkommen sachgemässer Behandlung des Gegenstandes fortbilden wird“. Jetzt, als Hettner durch das Studium der Materialisten frei geworden war von Hegels Schule, ohne die Führung ihrer dialektischen Waffen verlernt zu haben, war er frei genug geworden, ein Historiker zu sein. Darum verkündet er auch jetzt, dass er sich an Villemain und Fr. Chr. Schlosser anschliesse.

Es lag eine grosse Gefahr für den Historiker darin, dass er zu einer Zeit eine populäre Darstellung der Aufklärungskämpfe unternahm, wo die Einzelarbeit in den wenigsten Fällen geliefert war, welche diesem letzten und am schwersten erreichbaren Ziele des Schriftstellers voranzugehen hat. In der That hat dieser Mangel an Vorarbeiten anderer die Folge, dass mancher Irrthum in Hettners Darstellung sich eingeschlichen hat. Doch abgesehen davon, dass jeder, welcher grössere Epochen zusammenfasst, die Untiefen furchtlos überfahren muss, hat Hettner durch das — freilich nicht ganz ebenmässig ergründende — Schöpfen aus den Quellen der Litteratur selbst sich so mit dem Boden, über den er segelt, vertraut gemacht, dass jene Gefahr gerade bei ihm auf ein kleines Mass zusammengeschrumpft ist. Immerhin liegt hier die Ursache versteckt, warum Hettners Litteraturgeschichte zwar im ganzen ausserordentlich anregend war — der Schreiber dieser Zeilen

kann es nicht unterlassen, auch sich als einen der angeregten dankbar zu bekennen —, warum sie aber für gelehrte Untersuchungen dieses oder jenes Punctes so selten Anstoss gegeben hat. Indem Hettner einen gewissen gemessenen Entwicklungsgang in grossen leichtfasslichen Zügen aufstellt, die Beziehungen der Litteratur in lichtvolle Gesichtspuncte sammelt, verbirgt er als Lehrer des grossen Publicums die Stellen, wo die mannigfachen Verschlingungen der Gedankenwege noch nicht völlig bloss gelegt sind,. wo also der Nachkomme mit seiner Untersuchung einsetzen muss. Fingerzeige für gelehrte Arbeit zu geben ist das Buch auch um deswillen nicht geeignet, weil es sich, eben so wie Hettners frühere Schriften, des gelehrten Apparates fast ganz entschlägt. „Bibliographische Vollständigkeit ist hier nirgends beabsichtigt. Die Litteraturgeschichte ist nicht Geschichte der Bücher, sondern die Geschichte der Ideen und ihrer wissenschaftlichen und künstlerischen Formen.“ Diese Sätze aus dem Vorworte zum ersten Theile sind in allgemeinster Ausdehnung zu nehmen.

Eine Geschichte der Ideen und ihrer Formen also! Hettner hat nicht beides gleichmässig berücksichtigt; die Beachtung der Formen ist spärlicher. Schon in seiner „Vorschule“ hatte er gesagt, immer nur den formalen Gesichtspunct hervorzuheben bei kunstgeschichtlichen Betrachtungen, sei unzulänglich; wahre Kunst werde von einem lebenskräftigen Inhalte getragen; den gelte es vor allem zu erfassen. Es erklärt sich diese in allen Schriften Hettners — mit Ausnahme seiner letzten Studien — offenbare Vorliebe, mehr den Stoff und die Auffassung zu prüfen als die Form und den Stil, daraus, dass er nicht als Archaeologe zu schauen, sondern als Philosoph zu denken zuerst gelernt hat. In Rücksicht auf diesen Bildungsgang und seine Eigenart überhaupt kann es nicht verwundern, dass die Besprechung dialektischer und pathetischer Leistungen am besten gelingt. Vom kritischen Kopf und vom Dramatiker weiss er die besten Bilder zu entwerfen. Schwerer ist es ihm, den Lyriker zu charakterisieren; hier am meisten hilft er mit allgemeinen Epithetis aus. Seine Naturanlage war sentimentalisch im Sinne Schillers. So sehr Hettner das Gesetz der harmonischen Verschmelzung von Form und Inhalt hoch hielt,

so war doch der Geschichtschreiber der Aufklärungsideen gezwungen, die Form zu zerschlagen, um die Idee allein aufzuzeigen, was einem Geschichtschreiber der Dichtkunst nicht in gleicher Weise erlaubt gewesen wäre.

Bei dieser Geschichte der Aufklärungsideen nationale Schranken aufzurichten, hätte nicht nur Hettners Vergangenheit widersprochen, es wäre auch ein historischer Fehler gewesen. Hettner verweist ausdrücklich auf Goethes Wort, dass die Litteratur der Aufklärung durchaus Weltlitteratur war. Darum mussten die Culturvölker des Abendlandes, so weit sie selbständig mitgewirkt haben, zur Besprechung kommen. Den Engländern mussten die Franzosen sich anschliessen und diesen die Deutschen folgen. So nur konnte klar zu Tage treten, worauf auch Danzel, dessen Bildungsgang bei aller Verschiedenheit der Naturen sich mannigfach mit dem Hettners berührt, hingewiesen hat: dass die deutsche Litteratur des 18. Jahrhundertes die Aufgabe hatte, in Folge mancher Anlässe in England und Frankreich die Befreiung von den hergebrachten Anschauungsweisen auf aesthetischem Gebiete zu vollführen, während die religiösen und politischen Befreiungsversuche grösstentheils den Engländern und Franzosen anheimfielen. So kommt es und so ist es berechtigt, dass die Behandlung der dichterischen Erzeugnisse im deutschen Theile der Hettnerschen Litteraturgeschichte viel breiter ausgesponnen ist als die der englischen und französischen Poesie in den vorhergehenden Theilen, welche ihrerseits der Philosophie, Religion und Politik grösseren Spielraum gewähren.

Es vollzogen sich diese Umwälzungen zumeist im 18. Jahrhunderte. Und darum wird dieser Zeitraum auf dem Titel des Werkes hervorgehoben. Anderseits war es für den Geschichtschreiber nothwendig, diese Grenzen der Jahreszahl nicht als unüberschreitbare zu achten. Die Ideen des 18. Jahrhundertes hatten theils vereinzelte Vorläuferinnen, theils dauernde Ansätze im 17. Saeculum, und deshalb wurde das dem Titel widerstreitende Zurückgreifen in dieses Jahrhundert zum Gebot. Die englische Litteraturgeschichte beginnt Hettner mit 1660, die deutsche mit 1648; am wenigsten musste er in der französischen zurückgehen. Ohne Zweifel hat er die richtigen Aus-

gangspuncte gewählt. Hier sah auch Schlosser die Wendepuncte der Neuzeit. Auf diese Anfänge hält Hettner seine Sinne voll gerichtet; gerade sie aufs sorgsamste zu belauschen, bezeichnet er als unerlässliche Aufgabe des Geschichtschreibers. Wirklich hat das erste Keimen der Ideen für ihn den Hauptreiz; ihr Wachsthum überwacht er mit Sorgfalt; sobald die Frucht gereift ist, nimmt seine Theilnahme ab. Darum hat er auch, mehr um das Bild von Persönlichkeiten nicht unfertig zu lassen, als der Sache wegen die deutsche Litteratur über das Jahr 1800 hinaus verfolgt.

Der erste Theil des Werkes war im Herbste 1855 abgeschlossen worden. Erst am 28. November 1859 unterzeichnete der Verfasser das Vorwort des zweiten Theiles. „Tiefgreifende Lebensschicksale, vielfache amtliche Abhaltungen, und vor allem die schwer zu bewältigende Massenhaftigkeit des Stoffs selbst, hatten die Vollendung sehr verzögert.“ Aber die Fortsetzung war so beträchtlich vorbereitet, als der zweite Theil (1860) erschien, dass nur zwei Jahre verstrichen, bis das erste Buch des dritten Theiles ausgegeben werden konnte. War schon der zweite Theil verhältnissmässig breiter ausgeführt worden als der erste, sind da schon die Hauptpersonen nicht mehr nur in kennzeichnenden Profilen, sondern in durchgebildeten Zeichnungen vorgeführt, so ergab sich bei der Ausarbeitung des letzten Theiles wider Willen und Plan der Zwang feinerer, farbenreicher Ausmalung. „Warum die gewaltige Stofffülle unnöthig durch räumliche Rücksichten beengen!“ ruft das Vorwort aus. Der Stoff wuchs, wie der Autor mir sagte, ihm mehr und mehr über den Kopf. Das Zeitalter Friedrichs des Grossen, welches das zweite Buch des dritten Theiles behandelt, nahm etwa 200 Seiten mehr Raum ein, als die erste Periode. Die dritte Periode gar in einem Bande zu erschöpfen, schien unthunlich. So ward das dritte Buch in zwei Abtheilungen zerlegt, deren eine die Sturm- und Drangperiode, deren andere das Ideal der Humanität darlegt. Die Vollendung dieser Schlussbände forderte eine ihrem Umfange entsprechende Zeit. Während das zweite Buch seinem Vorgänger schon 1864 gefolgt war, trat in der Fortsetzung der deutschen Litteraturgeschichte eine Pause ein bis 1870, in welchem Jahre dann das ganze

Werk beendigt ward. Am 30. Juni unterzeichnet Hettner das Vorwort zum letzten, sechsten Bande mit dem Bekenntnisse, dass er nicht ohne Wehmuth von der Arbeit scheide, an welche er die besten Jahre seines Lebens gesetzt habe.

Er hätte schreiben dürfen, er scheide mit Stolz. Ich muss und darf mich hier eines eingehenderen Urtheiles über das Werk enthalten. Jetzt ist hier nicht der Platz zu so weit ausholender Erörterung. Ueberdies ist das Werk männiglich bekannt. Das laute Lob desselben ist zwar nun in den öffentlichen Blättern, welche beim ersten Erscheinen der einzelnen Bände mit Recht davon gefüllt waren, verklungen. Ja das Werk wird sogar verhältnissmässig wenig citiert; bei einer solchen Arbeit das sicherste Zeichen, wie ganz seine Ergebnisse in aller Kenner und Liebhaber Fleisch und Blut übergegangen sind, wie sehr es gleichmässige Zustimmung erlangt hat, wie wenige es zum Widerspruche herausfordert. Sachlich, wie der Auffassung nach wird das Buch ausgenützt wie wenig andere; die klare Uebersichtlichkeit, die Mittheilung treffend ausgewählter Citate aus den Litteraturwerken selbst, aus Briefen und Memoiren, die massvolle Subjectivität des Urtheiles, die sich mit der Meinung der besten eins weiss, all diese Eigenschaften machen es ausserordentlich bequem, sich über die jeweiligen Bildungszustände darin zu orientieren. Und es ist ein zwar wunderlich undankbares, aber übliches Zeichen voller Anerkennung, wenn ein Buch stillschweigend geplündert wird; es ist ein beredtes Zeichen dafür, dass sein Inhalt zum selbstverständlichen Bildungscapital gehört.

Dass dem wirklich so ist, bezeugen die wiederholten Auflagen des Werkes. Vom ersten und zweiten Theile liegen vier Ausgaben vor, vom dritten Theile drei.* Trotz der Berufsthätigkeit auf anderem Gebiete hat Hettner diesem seinem grössten Lebenswerke die Neigung bewahrt, welche ihm Zeit und Stimmung gab, durch Umarbeitung und Verbesserung die Bände stets zu bereichern.

* Der dritte Theil erschien auch unter dem Titel „Geschichte der deutschen Litteratur des 18. Jahrhunderts“ in 4 Bänden, die zwei Abtheilungen des dritten Buches auch unter dem Sondertitel „Goethe und Schiller“ in wiederholten Ausgaben.

Einzelarbeiten waren dem Buche voran und zur Seite gegangen. Ich wiederhole, dass mein Absehen nicht darauf gerichtet ist, Hettners Beiträge zu Zeitschriften, z. B. seine Recensionen in der Jenaer und Deutschen Litteraturzeitung, mit bibliographischer Vollständigkeit zu verzeichnen. Ich greife heraus, dass im Jahre 1867 von ihm Bilder aus der Sturm- und Drangperiode in den Westermannschen Monatsheften gegeben worden sind, dass er 1868 für Brockhaus' Bibliothek der deutschen Nationallitteratur des 18. und 19. Jahrhunderts die Ausgaben von Lessings Minna, Emilia und Nathan, und von Maler Müllers Werken (in 2 Bänden) besorgt und mit Einleitungen begleitet hat, welche mehr oder weniger verändert in seiner Litteraturgeschichte wiederkehren. Ebenso hat er der 1861 und 1882er Auflage von W. v. Humboldts Aesthetischen Versuchen über Goethes Hermann und Dorothea „Geschichtliche Vorerinnerungen“ vorangesetzt und die Art, wie den Werth dieser Elementaraesthetik feinsinnig gewürdigt. 1877 gab Hettner aus dem Nachlasse S. Th. Sömmerrings dessen Briefwechsel mit Georg und Reinhold Forster, Heyne und Therese Huber heraus. Ebenda fand er Heinses schriftstellerische Hinterlassenschaft. Wenige interessante Briefe und Stücke wählte Hettner daraus zur Veröffentlichung in diesem Archive (Bd. X S. 39 ff. und 372 ff.) aus. Die Drucklegung der Heinseschen Abhandlungen über Aristoteles und über Aesthetik und Geschichte der Musik hielt Hettner für verspätet, zumal sich auch kaum ein Verleger dafür finden lasse, und ebenso nahm er Anstand Heinses Urtheile über Schiller und Goethe zu publicieren. Hettner bezeichnete diese letzteren Arbeiten a. a. O. als „in ihrer Nörgelei, die nicht frei von Neid ist, werthlos“, und im persönlichen Gespräche erklärte er mir diese Unterdrückung damit, dass er durch die Bekanntmachung der Pamphlete nicht zu der ohnehin in der Litteraturgeschichte jetzt überhandnehmenden Klatschsucht habe beitragen wollen.

Hier ist Gelegenheit, ein Wort über Hettners Stellung zur neuen Disciplin der Litteraturgeschichte überhaupt einzuschalten. Man wird durch seine ganze Schriftstellerei zu dem Schlusse verleitet, Hettner sei durchaus ablehnend gewesen gegen alles, was man philologische Arbeit im engeren Sinne

zu nennen pflegt. Es ist ja unverkennbar, dass seiner litteraturgeschichtlichen Forschung nicht die Philologie, sondern die Philosophie und Culturgeschichte zu Grunde liegt. Er ist immer aesthetischer, selten technischer Beurtheiler. Und gewiss hätte er es nicht als Ehrennamen empfunden, wenn man ihn einen Philologen geheissen hätte. Um so überraschter war ich, aus seinem Munde eine schrankenlose Anerkennung philologischer Behandlungsweise zu vernehmen. Das, worin sich philologische Methode zuerst zeigt, Akribie in der Textgestaltung mit allen ihren kleinen Consequenzen, bezeichnete er als wichtigste Grundlage alles Studiums. Auch das Streben nach stilistischen Beobachtungen hatte seinen Beifall. Nur durfte er nicht wahrzunehmen glauben, dass die Beobachtungen lediglich auf Aeusserlichkeiten beruhen. Gegen die Zusammenordnung von Formeln und Phrasen, die an sich charakterlos keinen Schluss auf Form und Auffassung des Kunstwerkes gestatten, gegen das Zusammenraffen zufälliger Aehnlichkeiten, wendete er sich mit der ganzen Schärfe seines oft derben Spottes. Wo es ihm schien, als ob nur der todte Buchstabe beachtet sei, da war er mit dem Schlagwort Alexandrinismus bereit, das er gern für die heutige Behandlung der Litteratur verwendete. Er hasste und verfolgte alles, was nur Methode war, er verachtete alle, die ohne eigenes Urtheil nach der Anweisung einer bestimmten Schulung zusammenschweissen, er verachtete die -ianer, wie er sich ausdrückte. Und es war eine Consequenz dieser nicht immer gerecht urtheilenden Ansicht, dass er die Erziehung der Studenten in Seminarien verdammte. Seine starke, in sich sichere, ihres Werthes voll bewusste Subjectivität glaubte in diesen Einrichtungen, die Hettner nicht genügend kannte und darum einseitig unterschätzte, hier eine Unterdrückung des Geistes zu sehen, eine Herabwürdigung desselben zur Maschine, dort eine der Wissenschaft schädliche Ausrüstung eines talentlosen Kopfes zu gelehrter Arbeit. Mit dieser Anschauung parte sich ein wegwerfendes Urtheil über Studien auf engem, kleinem Gebiete, über den Detailkram. Er hat in seiner Litteraturgeschichte bewiesen, dass ihm die an sich unbedeutende Kleinigkeit nicht werthlos war, sowie sie als ein Strich die Ausmalung des Gesammtbildes förderte.

Aber in dieser Bedingung allein lag ihm die Berechtigung des Veröffentlichens von Einzelforschungen. Wie er selbst alles auf das ganze bezog und im individuellen stets das gemeingiltige suchte, so sollten auch die andern thun; kennen lernen mussten auch sie das kleinste Detail, aber die Oeffentlichkeit sollten sie mit dem Vortrage desselben verschonen, wenn nicht die Auffassung der höheren Ordnung dadurch gewann. So beklagte er, dem keine der wichtigeren neueren litterarhistorischen Forschungen fremd geblieben war, dass so viele Kraft und Zeit der producierenden und dann nothwendig auch der recipierenden durch die Beschäftigung mit untergeordneten, isolierten Erscheinungen verschwendet werde. Alle, auch die geringfügigen Erzeugnisse, welche für die Beurtheilung eines an sich oder historisch bedeutenden Schriftstellers von Belang sind, zu beachten, war ihm heilige Pflicht. Aber mit breiter Umständlichkeit über einen seichten Kopf zu handeln, ohne einen Zug aufzudecken, welcher das übliche Urtheil über diesen seichten Kopf modificiere, wie es manche neuere Arbeit thue, das geisselte er mit bitterem Eifer. Umgekehrt war jede Leistung seiner warmen Anerkennung sicher, die sich eine grössere Aufgabe gestellt hatte, mochte auch jugendliche Unreife dem Vorwurfe nicht vollauf gerecht geworden sein. So schroff Hettner gegen ihm widerstrebendes war, so mild gegen alles, was irgendwie ihm Achtung einflösste. Jedem, der Spuren selbständiger Auffassung, freies Urtheiles zeigte, dem war sein Beifall gewiss, immer vorausgesetzt, dass der Vortrag schlicht und würdig war. Denn die Entrüstung über manierierten Stil, über pointierendes Effecthaschen konnte ihm den Genuss des besten Werkes ganz vergällen. Ihm war seine Wissenschaft und deren Mittheilung Herzenssache, wie ein integrierender Bestandtheil seiner Bildung, so seines Lebens. Darum wollte er sie nicht entwürdigt sehen durch trockene Gelehrsamkeit noch durch gekünstelte Mache.

Ein letztes Denkmal weihevollen Adels hat Hettner seinem Doppelberufe in den „Italienischen Studien“ „Zur Geschichte der Renaissance“ gesetzt (Braunschweig, Vieweg und S. 1879). Wiederholt war seit jenem ersten langen Aufenthalte das Ziel des viel gereisten Forschers Italien gewesen; immer war er

mit der Sehnsucht des Wiedersehens von da geschieden. So galten diesem Lande und seiner Cultur die Studien seiner letzten Jahre.

Was die Ankündigung versprach, ist vollauf erfüllt. „Die Italienischen Studien berühren alle wichtigsten Grundlagen der italienischen Renaissanceentwicklung in ihren Hauptepochen. Obgleich in der Form einzelner Abhandlungen auftretend bilden sie doch ein abgeschlossenes Ganzes. Wie in seiner Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts, ist auch hier der Verfasser bemüht gewesen, die verschiedenen Kunstrichtungen auf ihre geschichtlichen Bedingungen zurückzuführen.“ Was das erste Werk Hettners betonte, das ist hier wieder an die Spitze gestellt in den Motti: das Kunstwerk muss im unmittelbaren Zusammenhang mit dem gesammten Leben der Zeit stehen. Und so hat Hettner früher und jetzt diesen Zusammenhang aufzudecken als sein Ziel gesteckt. Nirgends gelang es ihm besser, den leitenden Einfluss und seine Wirkung zu zeigen, nirgends besser, den Wechsel der Vorherrschaft zwischen Staat und Religion, Kunst und Wissenschaft zu erweisen. Ueberwiegend sind diese Studien der bildenden Kunst und, Hettners Neigung gemäss, besonders der Malerei gewidmet. Nur weniges steht ganz im Gebiete der Litteraturgeschichte. Weniges, aber vortreffliches. Die Charakteristik Petrarcas halte ich für das schönste, was Hettner jemals geschrieben hat.

Die Behandlungsweise des Stoffes sticht etwas von der früheren Gewohnheit ab. Mehr als sonst zeigt der Verfasser gelehrten Aufwand. Das formale Element kommt zu grösserer Geltung. Der Stil ist knapper, ohne an Eleganz zu verlieren. Die Schlagwörter sind bündig zusammengeordnet, die Urtheile mit markiger Kraft herausgehoben; daneben die klar anschauliche, einfach lebendige Beschreibung.

In der gleichen Stimmung erzählte mir Hettner von den verwandten Studien, denen er seine letzte Lebenszeit zugewendet hielt. Wie er in diesen italienischen Studien die Dominicaner herausgehoben hatte, so dachte er auch die Franciscaner zu charakterisieren*; wie er in dem Capitel die Monumentalität

* Kurze Andeutungen hierüber veröffentlichte Hettner in P. Lindaus Monatsschrift Nord und Süd Bd. 19 S. 398 ff.

der Kunst die Entwicklung der Darstellung der Maria verfolgt hatte, so plante er darzulegen, wie die Verweltlichung der Auffassung von Mutter und Kind Hand in Hand gehe mit den Fortschritten der Novelle. Es waren nur allgemeine Umrisse, die er enthüllte; aber der Zuhörer fühlte, dass dem Geiste des Erzählers das Bild in lebendigem Farbenreichthum vorschwebte. Hettner durfte es nicht mehr ausmalen. Er musste früher von uns scheiden und lässt uns so doppelt schwer empfinden, welche Früchte umfassenden Kennens und reifen Wissens wir mit seinem Leibe in der Erde verborgen haben.

Er hatte selbst gehofft, wenn ihn seine Krankheit verhindern sollte, den regelmässigen Dienst seiner Aemter zu verrichten, sich nach Heidelberg zurückzuziehen, wohin ihn die heitersten Erinnerungen glücklicher Jünglingsjahre riefen, und dort in freier Musse schriftstellernd sein Leben im Schosse der geliebten und liebenswerthen Familie zu enden. Wer die frische Energie und jugendliches Feuer in dem Manne noch lodern sah, selbst als Krankheitsanfälle schon wiederholt seine Lebenskraft geschwächt hatten, der stimmte vertrauensvoll ein in solche berechtigte Pläne. Aber es ward Hettner nicht vergönnt, die Ruhe als lebender zu kosten.

Am Mittage des 29. Mai 1882, es war der zweite Pfingstfeiertag, starb Hermann Hettner.

Am ersten Tage des Sommermonates umstand ein dichter und weiter Kreis von trauernden sein Grab. Der Prinz des Landes, die Träger der höchsten Würden im Staate und in Kunst und Wissenschaft vereinigten sich hier mit den dankbaren Schülern und Gebildeten aus allen Ständen. Und doch waren die gegenwärtigen nur ein kleiner Bruchtheil derer, die an jenem Tage trauerten mit der Familie des todten. Liebe, Verehrung, Achtung umgeben heute und fürder, wie damals Hettners Grabhügel.

Bernhard Seuffert.

Erasmus Albers Beziehungen zu Desiderius Erasmus Roterodamus.

Von

Franz Schnorr von Carolsfeld.

In der 2. Auflage von Wetzer und Weltes Kirchenlexikon (Bd. 1. Freiburg im Br. 1881. 8°. Sp. 406 f.) wird Erasmus Alberus von dem Cardinal Hergenröther mit folgenden Ausdrücken charakterisiert: „Er war überhaupt ein unruhiger Kopf mit giftiger Zunge, wollüstig, verschwenderisch, betrügerisch gegen seine Gläubiger, so dass er oft seinen Aufenthalt wechseln musste, aber nicht ohne Dichtertalent, witzig, satirisch".

Es ist schwer, in der Beurtheilung, welche Alberus hier widerfährt, die Charakterzüge des frommen Liederdichters, des liebenswürdigen und gemüthvollen Urhebers der bekannten Fabeln, des fleissigen und gelehrten Verfassers des ersten „eigentlich deutschen" Wörterbuchs* und, vor allem, des von religiöser Begeisterung erfüllten, tapferen und aufopferungsfähigen Glaubenshelden zu erkennen, so schwer, dass man sich versucht fühlt die Schilderung des Kirchenlexikons für eine Darstellung zu halten, die nicht sowol auf die Aussage bestimmter historischer Zeugnisse, als lediglich auf eine von Voreingenommenheit beherrschte und ungerechte allgemeine Geschichtsauffassung zurückzuführen ist. Ganz so verhält es sich aber nicht damit, und wir haben daher nicht nöthig zur Vertheidigung der hergebrachten und zur Widerlegung der Hergenrötherschen Charakteristik uns auf einen Kampfplatz zu begeben, der von dem Felde der Litteraturforschung fern abliegt.

---

* F. L. K. Weigand, Deutsches Wörterbuch 2. Aufl. Bd. 1. Giessen, 1873. 8°. S. XI.

Wir sind nicht gezwungen zum Zwecke der Abwehr unsere protestantischen Anschauungen über die Ziele und Leistungen der deutschen Reformation in das Feld zu führen; wir sind nicht einmal genöthigt auch nur auf eine Schilderung des vielbewegten Lebens des angegriffenen Mannes selbst näher einzugehen und aus diesem alle die zahlreichen Thatsachen vorzuführen, welche der Darstellung Hergenröthers widersprechen; vielmehr eröffnet sich uns ein weit kürzerer und zugleich, was den Grad der für unsere Argumente zu erzielenden Evidenz anbelangt, weit befriedigenderer Weg der Beweisführung. Wir werden nachzuweisen im Stande sein, wer der Gewährsmann ist, dessen nicht sowol falsches, als falsch verstandenes Zeugniss der von dem Artikel des Kirchenlexikons vertretenen Auffassung zu Grunde liegt, und werden den Beweis dafür zu liefern vermögen, dass die Aeusserung dieses Gewährsmannes, auf welcher die Darstellung des Kirchenlexikons beruht, nur in Folge eines Interpretationsfehlers auf Alberus bezogen werden konnte, während in Wirklichkeit der Humanist Hermann Busch die Person ist, von welcher darin gesprochen wird.

Es sind die Beziehungen zwischen Erasmus Alberus und Desiderius Erasmus Roterodamus, welche für den ersteren, obschon erst nach drei Jahrhunderten, in solcher Weise verhängnissvoll geworden sind, dass sie zusammenhängend untersucht und erschöpfend dargestellt werden müssen um Albers Charakter gegen falsche Anklagen vertheidigen zu können. Auf Erasmus Roterodamus führt uns nachfolgende Stelle in J. Döllingers „Reformation“ (Bd. 2. Regensburg, 1848. 8°. S. 68 f.), welche Hergenröthers Darstellung offenbar beeinflusst hat: „Erasmus schildert ihn (Alberus) in einem Briefe an Melanchthon als einen Menschen von unreinem Leben, zuchtloser Zunge, der durch Verschwendung in Schulden gekommen und seine Gläubiger betrogen habe“; als Beleg für diese Angabe fügt Döllingers Buch in einer Anmerkung zu den soeben angeführten Worten die nachstehenden Sätze hinzu, welche in einem an Melanchthon gerichteten und vom 6. Sept. 1524 datierten Briefe des Erasmus vorkommen: „Nihil jam dicam

de puritate vitae illius, de castitate linguae, de profusione, de fraudatis creditoribus. Quo modo isti commendant evangelium hoc novum?" Mit diesem Briefe und diesen Sätzen werden wir uns daher vorzugsweise zu beschäftigen haben.

Zur Einführung in den Zusammenhang der Begebenheiten, deren Kenntniss für das Verständniss des Briefes erforderlich ist, genügt ein kurzer Bericht über das Verhältniss des bekannten Humanisten Hermann Busch zu Erasmus Roterodamus. Die beiden sind wiederholt in persönliche Berührung gekommen. Erasmus äussert in einem Briefe vom 1. Febr. 1523*, dass er mit Busch aufs engste durch ein altes Freundschaftsverhältniss verbunden sei; doch wirft er ihm öfter stürmische Leidenschaftlichkeit vor, nennt ihn sogar in einem Briefe an Pirckheimer vom 29. Aug. 1523 noch wüthiger („furiosior") als Hutten. Als Busch seine Schrift „Vallum humanitatis" herauszugeben im Begriffe stand, ermahnte ihn Erasmus die Heftigkeit seiner Schreibweise zu mildern: Busch milderte sie, und dies bewirkte, nach Erasmus, dass das Buch für die Kreise der Gelehrten eine unanstössige Lectüre werden konnte.** Im Jahre 1522 traf Busch mit Erasmus in Basel zusammen: diese Begegnung führte nicht zu einer Befestigung ihrer Freundschaft, sondern zu einer Entfremdung zwischen beiden Männern. In Basel hatten damals bereits die Ideen der Reformation in soweit Anhang und Verbreitung gewonnen, dass sich ihre Feinde zu heftigen Gegenanstrengungen veranlasst sahen um das Uebergewicht zu behaupten. Grosse Erbitterung und ernste Gefahren für die schuldigen rief es hervor, als dort einige Neuerer, unter ihnen Busch, unter gröblicher Verletzung der bestehenden kirchlichen Fastengebote bei Meister Siegmund, einem Steinschneider, am Palmsonntage des Jahres 1522 einen Spanferkelschmaus

* Erasmi opera T. 3 Pars 1. Lugd. Bat. 1703. fol. Sp. 751 F. „Wormaciae dum adornatur prandium, Hermannum Buschium ad colloquium evoco, virum nec vulgariter eruditum, et mihi vetere necessitudine conjunctissimum".

** Erasmi Spongia adversus aspergines Hutteni (Hutteni opera ed. Böcking Vol. II. Lips. 1859. 8°. S. 276). „Quum Buschius esset aediturus opus, cui titulum vertit ›Vallum humanitatis‹, admonui hominem, moderaretur stili acerbitatem. moderatus est et liber legitur citra offensam a doctis". Vgl. Erasmi opera a. a. O. Sp. 624 f.

abhielten. „Gustavimus hic duntaxat", schrieb Busch darüber an Zwingli*, „porcellum lactentem pauci sacerdotes in Dominica palmarum. Hinc Sophistae cum suo Antistite tantas excitarunt tragoedias, quantas centum homicidia sacerdotum non commovissent". Auch Erasmus liess aus Anlass dieser Begebenheit seine Stimme vernehmen, indem er eine Schrift: „Ad Reuerendum in Christo P. et illustrem principem Christophorum episcopum Basiliensem epistola apologetica de interdicto esu carnium, deque similibus hominum constitutionibus" (Apud inclytam Basileam, in aedibus Ioan. Frob. M. D. XXII. 8⁰) in Druck erscheinen liess, in welcher er ausführte, dass er den Uebermuth derer, die keck und ohne alle Heimlichkeit, wie zur Verhöhnung der allgemeinen Sitte, die Fastengebote verletzt hätten, zwar nicht billige; doch müsse man die Thäter belehren, ermahnen, vielleicht auch mit einer ernstlichen Rüge belegen, nicht aber sie bei der Obrigkeit anklagen, als ob sie ein grosses Verbrechen begangen hätten; am gerathensten sei es, die Sache möglichst zu übersehen statt ihre Bedeutung aufzubauschen, da sonst aus dem Funken ein grosser Brand entstehen könne und der so reichlich vorhandene Hass gegen den Klerus nur noch mehr an Bitterkeit zunehmen werde. Wirklich wurde für das Spanferkelessen Amnestie gewährt; doch traf den kühnen Meister Siegmund im folgenden Jahre (1523) das Schicksal, dass er in Ensisheim, wo die Regierung des österreichischen Breisgaus und Elsasses grausam Gericht hielt, ergriffen, wegen Ketzerei in Anklagestand versetzt und geviertheilt wurde.

Obschon sich also Erasmus in der erwähnten Schrift für seinen Freund Busch verwendet hatte, freilich ohne diesen auch nur mit Namen zu nennen und nicht ohne den Zweck der Selbstvertheidigung, da man ihm selbst nachsagte, dass auch er sich nicht immer streng an die Fastenvorschriften gebunden habe, so zeigte sich doch wenig später eine Trübung ihres Freundschaftsverhältnisses. Schon am 25. März 1522 hatte Zwingli an Beatus Rhenanus geschrieben: „Salvos opto Frobenios, Amerbachios, Zuickios, omnes tamen post Buschium,

* Zuinglii opera Vol. 7. Turici, 1830. 8⁰. S. 196.

quem precor animes, ut paulo liberius cum Erasmo contendat: hactenus enim visus est esse vero addictus. Haec ioco: nam scheda in universum foedanda erat".* Am 1. März 1523 meldete Luther in einem Briefe an Spalatinus, Nicolaus Maurus, der gestern aus Worms angekommen sei, berichte, dass der in Heidelberg weilende Busch gegen Erasmus etwas schreibe.**

Es folgte im Juli 1523 Huttens denkwürdiger Angriff gegen Erasmus, welchen Melanchthon in unbegrenzter Bewunderung der wissenschaftlichen Grösse des verletzten völlig missbilligte und auf das schärfste verurtheilte, und den auch Luther nicht gern sah. Erasmus zögerte anfänglich mit einer Antwort auf Huttens „Expostulatio" öffentlich hervorzutreten, weil er fürchtete, dass vor der Messe noch eine andere Schrift gegen ihn erscheinen möchte, auf die er sich die Möglichkeit benehmen könnte, sofort zu erwidern.*** Dabei richtete sich seine Besorgniss namentlich gegen Busch. Denn auch noch in seinem bereits erwähnten Briefe an Pirckheimer vom 29. August 1523, der geschrieben ist, nachdem der Druck der „Spongia", seiner Huttens Angriff beantwortenden Gegenschrift, beinahe vollendet war, redet er davon, dass Busch, der von ihm immer gerühmt worden sei und den er in Basel wolwollend aufgenommen, wenigstens nie mit einem Worte beleidigt habe, etwas gegen ihn drucken lasse, was vielleicht zur bevorstehenden Messe herauskommen werde. Bekanntlich unterblieb jedoch gegen Erasmus jeder weitere Angriff von Seiten der Gesinnungsgenossen Huttens, bis (im September 1523) seine „Spongia"† erschienen war, in welcher er, soweit es bei ihm stand, das Bündniss zwischen der Sache der Kirchenverbesserung und der Sache des wissenschaftlichen Fortschritts, in welcher bis dahin er die Führerschaft gehabt hatte, löste. Er erklärt in dieser Schrift, dass er die Freiheit liebe und nicht einer Partei dienstbar sein wolle oder könne; — (die Gegner hätten gegen ihn das Solonische

* Zuinglii opera a. a. O. S. 194.

** Luthers Briefe herausgeg. von de Wette Th. 2. Berlin, 1826. 8°. S. 310.

*** Hutten ed. Böcking Vol. II S. 264.

† Hutten ed. Böcking Vol. II S. 262—324.

ἄτιμον εἶναι τὸν ἐν στάσει μηδετέρας μερίδος γενόμενον geltend machen oder auch nicht unbillig ihm vorhalten können, dass er nicht nur die Freiheit, sondern vor allem auch die aus einem kampfentrückten Standpuncte sich ergebende Sicherheit zu lieben scheine). Luthers Unternehmen hält er, wie er sich nun wenigstens den Anschein gibt, für so vollständig verloren, dass er die Anstrengungen seiner Anhänger, ihn auf dessen Seite zu ziehen, mit dem vergleicht, was ertrinkende thun, die solche, die ihnen rettend beispringen, mit sich in den Untergang ziehen. Den zahlreichen Schriften Luthers seine Aufmerksamkeit zu widmen, dazu, äussert er mit übel angebrachtem Hochmuthe, mangle ihm die Zeit*; von seinen eigenen schriftstellerischen Arbeiten, insbesondere seinen „Paraphrases" des Neuen Testaments, verspricht er sich dagegen, dass sie nicht bloss für die Gegenwart von Nutzen sein würden. — Mit dem übermässigen Selbstgefühle, welches sich hiebei verräth, vereinigte sich bei Erasmus eine auf nationalen Gewöhnungen beruhende Abneigung gegen deutsches Wesen** und eine damit zusammenhangende wenig gerechte Würdigung deutscher Geistesheroen zu der Wirkung, dass er seine Wege von der ruhmvollen Bahn der Reformatoren trennte.

Von den beiden Gegenschriften, welche die „Spongia" hervorrief, war die eine, die des Otho Brunfels, die Erwiderung, mit welcher aus dem Freundeskreise des inzwischen verstorbenen Hutten die persönlichen Beschuldigungen zurückgewiesen wurden, welche Erasmus gegen ihn vorgebracht hatte, während die andere, ein an einen Frankfurter Prediger gerichteter

* Vgl. a. seinen Brief an Leo X vom 13. Sept. 1520 (Opp. ed. Lugd. III 1 Sp. 578 f.): „Lutherum non novi, nec libros illius unquam legi, nisi forte decem aut duodecim pagellas easque carptim" . . . „Primum refellere non poteram, nisi prius semel atque iterum attente legissem. Ad id mihi non erat ocium, plus satis occupato meis studiis."

** Hutten ed. Böcking Vol. II S. 308: „qui natus sim inter ostia Rheni, sed propior Galliae quam Germaniae; nec unquam attigi Germaniam, nisi semel atque iterum . . . nec admodum in votis est altius ingredi". Vgl. betr. seiner mangelhaften Kenntniss der hochdeutschen Sprache Horawitz, Erasmiana I, in den Sitzungsberichten der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften Philosoph.-histor. Cl. Bd. 90. Wien, 1878. 8°. S. 425 f. 429 f.

Brief, welcher betitelt ist: „Iudicium Erasmi Alberi de Spongia Erasmi Roterodami“*, vorzugsweise sich zur Aufgabe macht des Erasmus Verhältniss zu Luther und dessen neuer, sittlich erhebender Lehre zu kritisieren. Aus seinem eigenen Leben, sagt der Verfasser dieses Schriftchens, habe er verspürt, wie viel des heilsamsten Gewinns ihm durch Luther zu Theil geworden sei; Erasmische Schriften würden ihm nie einen gleichen Gewinn haben bringen können; Erasmus gebühre der Ruhm der Beredsamkeit, aber nur dieser Ruhm, Luther dagegen sei ein Lehrer des Christenthums, wie seit Paulus die Welt keinen besseren gesehen habe.**

Wenn Erasmus auch nach erscheinen seiner „Spongia“ erwartete, dass von Busch gegen ihn ein Angriff erfolgen werde, so war, wie man aus der Brunfelsischen Schrift*** erfährt, seine Erwartung auch dann noch nicht unbegründet. Denn Brunfels berichtet, dass Busch die Absicht hatte, Erasmus im Namen Huttens zu antworten, dass ihn aber theils dringende Geschäfte, theils der Wunsch abhielt, es möchte jemand, der Hutten an Beredsamkeit gleich käme, für diesen eintreten.† Im April 1524 erwähnt Erasmus selbst in seiner vom 2. dieses Monats datierten „Epistola secretissima ad Conr. Goclenium“, Busch habe etwas gegen ihn drucken lassen wollen, sei jedoch von Melanchthon zurückgehalten worden. Aber seine Ueberzeugung, dass Busch die Absicht, etwas gegen ihn zu schreiben, aufgegeben habe, war nicht von Dauer.

Bei der Achtung, welche Erasmus für Busch als Gelehrten hegte, war es eine Ehre, die er unwissentlich dem jugendlichen Alberus angedeihen liess, dass er, als (vermuthlich zu Anfang

* Vgl. Hutten ed. Böcking Vol. I. Lips. 1859. 8°. Index bibliograph. S. 85*. Vol. II S. 373—378.

** „Sentiant alii de Luthero quod velint; ego vel ex vita mea sensi quantum saluberrimi foenoris per illum accesserit mihi, misello prius, quod quidem ingenue fateor nunquam potuissem ex Erasmicis scriptis lucrifacere; experientia ipsa ita me sentire docet“ . . . „Erasmo tribuimus laudem eloquentiae, praeterea nihil; Luthero post Paulum meliorem in tractando Christianismo non vidimus.“

*** Hutten ed. Böcking Vol. II S. 325—351.

† Hutten ed. Böcking Vol. II S. 347.

des Jahres 1524*) dessen „Judicium“ erschienen war, dieses geraume Zeit für die lange erwartete Schrift hielt, welche Busch beabsichtigte gegen ihn ausgehen zu lassen. Es ist eine zweifellos feststehende Thatsache, dass Erasmus, derselbe Erasmus, auf dessen Zeugniss Döllinger und Hergenröther ihre Beurtheilung Erasmus Albers gründen, so wenig von diesem Manne wusste, dass er dessen bürgerlichen Namen für einen willkürlich erfundenen Schriftstellernamen halten konnte, hinter welchem sich Busch verberge. Denn am 21. Juli 1524 schrieb Erasmus an Pirckheimer: „Exiit et epistola Alberi omnium stultissima. ea non dubito quin sit Buschii, tametsi stylum quantum potuit dissimulavit; sed novi penitus illius ingenium: is homo semper a me amanter cultus, ne verbo quidem unquam a me laesus est“. Und in derselben irrigen Meinung war Erasmus auch noch befangen, als er an Melanchthon den in unsern einleitenden Worten angeführten Brief vom 6. Sept. 1524 schrieb. Ich theile aus ihm wörtlich folgende Stelle mit, deren Anfangsworte des Spanferkelschmauses gedenken, an welchem sich Busch, wie erwähnt, betheiligt hatte: „Quid insanius hoc negotio, quod hic (d. i. in Basel) coeperant ante biennium auctore docto quodam, aut certe socio. Nosti fabulam de porcello, cujus occasione sectus est infelix ille Sigismundus. Et tamen mihi parum amicum amanter excusavi apud Episcopum Basiliensem, honorifice de illo praedicans, quum ille nusquam non blateraret in me: quum interim mensa mea et cubiculum pateret vocato simul et invocato, nec usquam verbo laederetur à me. Admonitus quod nusquam cessaret vibrare linguam in me, provocavi blande ut coram admoneret si quid offenderet, me satis facturum, noluit. Quum scripsisset libellum, in quo taxaverat aliquot è magistratu, idque multi jam

* Schon in seinem vom 30. Jan. 1524 datierten „Catalogus lucubrationum“ (Hutten ed. Böcking Vol. II S. 395—400) nimmt Erasmus auf das „Judicium“ und dessen Beilagen Bezug. (S. 397. „Iam in invidiam mei vulgarunt Martini Lutheri epistolam privatim ad amicum scriptam de Spongia“, ebd. „Et Erasmus nihil docuit nisi eloquentiam“, S. 398. „Nec revoco volentes incendium restinguere“ u. s. w.; vgl. Alberus im „Judicium“ bei Hutten ed. Böcking Vol. II S. 375 Z. 30 ff. S. 376 Z. 11 ff.)

rescissent, non sine illius periculo, clam admonui blandissimis et amantissimis literis, ut caveret. Quum discessisset hinc, et adhuc lingua saeviret in me, scripsi blandam et amicam epistolam. Tandem exiit epistola nomine Erasmi Alberi, quam promiserat ille ψωρώδης, ut scias rem ex composito geri. Dissimulavit stilum imitatus quaedam tua. Sed ut nihil aliud sit, toties contemtim repetitus Erasmus satis arguit auctorem. Et videtur ex tuo colloquio factus ferocior, iactans se discipulum eius, quem docet Lutherus.* Nihil iam dicam de puritate vitae illius, de castitate linguae, de profusione, de fraudatis creditoribus: quomodo isti commendant novum hoc evangelium? Atque hic est ille amicus nunquam a me laesus, semper candide praedicatus et ad intimam familiaritatem admissus . . . Idem [Guillaume Farel], ut audio, auxit stolidum Alberi iudicium, quod nondum vidi**... Quantum impietatum, quantum mendaciorum est in illo libro Alberi, si leve videtur quod Hieronymo sic contempto addit etiam perfidiae*** crimen?"

Was ich hier aus dem Briefe an Melanchthon angeführt habe, bedarf nach dem, was ich vorausgeschickt, kaum noch weiterer Erläuterung, und der Beweis, dass darin von Busch (sogar in ähnlichen Ausdrücken, wie in anderen Briefen von Erasmus), aber mit keinem Worte von dem wirklichen Erasmus Alberus die Rede ist, kaum noch weiterer Vervollständigung. Nur bezüglich einer Nebensache, nämlich der angeblich von Busch verfassten Schrift, in welcher er Mitglieder der Baseler Obrigkeit tadelnd erwähnte, muss ich die näheren Umstände unaufgeklärt lassen. Die Praedicate „stultissimus" und „stolidus", mit welchen das „Judicium" belegt wird, sind wahrscheinlich als eine Anspielung auf die etymologische Bedeutung des Namens Alber aufzufassen, da die Beschimpfung, welche sie enthalten, sonst eine allzu leere und nichtssagende sein würde. Die Bezeichnung ψωρώδης („räudig") geht auf Otho Brunfels,

* (Hutten ed. Böcking Vol. II S. 373 Z. 36 f.) „Einen Schüler dessen, dessen Lehre Luther verkündet" d. i. Christi.

** Von einer „vermehrten" Ausgabe des „Judicium" ist nichts bekannt.

*** Vgl. Hutten ed. Böcking Vol. II S. 374 Z. 27 ff.

wie in demselben Briefe von „scabiosi Othillones" gesprochen wird.

Erst in einem Schreiben vom 10. Dec. 1524 berichtigte Erasmus die von ihm ausgesprochene Ansicht, dass das „Judicium" von Busch verfasst sei, indem er Melanchthon kurz meldete: „De Sylvio (d. i. Busch, nicht, wie man bisher angenommen hat, Sylvius Aegranus) multos hic mecum fefellit suspicio. Alberus ille censor Erasmi isthic agit ludi literarii magistrum in oppido Smach opinor". Er hatte nun erfahren, dass ein Erasmus Alberus wirklich lebte und dass ein Schulmeister die Kühnheit gehabt hatte, sich als Richter des berühmten Erasmus aufzuwerfen, ein Schulmeister, wie er in seinem Briefe sagt, der „vermuthlich im Orte Smach" wohnt. Dieser auffällige Ortsname, der weder durch den Namen eines der wirklichen Aufenthaltsorte Albers noch überhaupt durch irgend einen geographischen Namen erklärt werden kann, lässt sich wol nur als eine spöttische Erfindung deuten, mit der Erasmus seinem Gegner grobe Schmähsucht vorwerfen will. Wenn dieses, wie angenommen werden muss, der Sinn seiner Worte ist, so zweifelte er sicher nicht daran, dass der Angreifer seine Schrift selbst der Oeffentlichkeit übergeben hatte. Aber es ist sehr wahrscheinlich, dass sich Erasmus auch in dieser Voraussetzung irrte und dass der Brief an den Prediger Theodorichus (d. i. Dietrich Sartorius) in Frankfurt am Main, der uns in Gestalt des „Judicium" gedruckt vorliegt, ohne die Absicht der Veröffentlichung von Alberus geschrieben ward und ohne sein Zuthun durch den Druck bekannt gemacht worden ist. Die letztere Annahme lässt sich darauf begründen, dass Melanchthon an Philipp Eberbach in einem undatierten Briefe* schreibt: „Aiebant, te etiam edidisse adversus Desider. Erasmum Roterodam. cuiusdam nugatoris Alberi scriptum, quod non credis quantum me commoverit". Hierzu kommt, dass von Alberus selbst keine Aeusserung bekannt ist, in welcher er seines „Judicium" gedächte und auf irgend welche Weise zu erkennen gäbe, dass dessen Herausgabe mit seinem

* Corpus Reformatorum edid. C. G. Bretschneider Vol. 1 Pars 2. Hal. Sax. 1835. 4°. Sp. 698.

Willen erfolgt wäre; vielmehr auch in seiner Schrift „Widder die verfluchte lere der Carlstader" (Newbrandenb. 1556. 4°), worin er ausführlich von Erasmus redet und sogar dessen „Spongia" erwähnt (Bl. ✠ 1' f., Aj., tiij'), übergeht er seine eigene gegen die „Spongia" gerichtete Jugendschrift mit Stillschweigen.

Von jenem Eberbach, der im Sommer 1522 in das Album der Wittenberger Universität unter dem Namen „Philippus Stimff eberbachius dioc. Herbipolen." eingeschrieben wurde, erzählt Alberus in seiner eben angeführten Schrift (Bl. Xiij): „Es hies einer M. Philippus Stumpff von Eberbach, der war etwa mein gůter gesel in der Vniuersitet zů Meintz. Der kam gen Wittenberg, vnd lase Quintilianum, den selben feinen menschen füret der Teüffel auch zům Carlstad, von dem lernet er so vil, das er sagt, Ego ualefeci Musis. Darnach fiel er immer von einer schwermerey auff die ander, biß er endlich dahin kam, das er sagt, wer weis ob die heilige schrifft von Gott sey? Wenn man jm aber antwortet vñ sagt, Christus weiset vns allenthalben in die schrifft, da sprach er, wer weis, ob es auch war sey, das ein man auff erden gewest, der Christus geheissen, vnd sölchs alles gethon habe, was man von jhm schreibt? wie wens erticht were? etc. Es kost auch mühe vnd arbeit, das er wider zů recht kam. Ich höre er sey zů Coburg Christlich gestorben".

Da man durch diese Erzählung erfährt, dass Eberbach, bevor er nach Wittenberg kam, in Mainz studiert hatte*, und da auch Dietrich Sartorius, derjenige, an den Albers Sendschreiben gerichtet ist, vor seiner Berufung nach Frankfurt ein Pfarramt in Mainz bei der Sanct-Ignatius-Kirche bekleidet hatte**, so hat die Annahme nichts unwahrscheinliches,

* Von Wittenberg gieng Eberbach als Schulrector erst nach Joachimsthal, dann nach Koburg, wo er am 18. October 1529 starb: Corpus Reformatorum Vol. 1 Pars 1. Hal. Sax. 1835. 4°. Sp. 592 f. 830. Pars 2 Sp. 861. Joh. Mathesius, Sarepta. Nürnb. 1571. fol. Chronica u. d. J. 1522. Ch. Schlegel, initia reformationis Coburgensis in vita Ioannis Langeri. Gothae, 1717. 4°. S. 86. Bertheau, Nicol. Hermann, in der Allgem. deutschen Biographie Bd. 12. Leipz. 1880. 8°. S. 187.

** J. B. Ritter, Evangelisches Denckmahl der Stadt Franckfurth am Mayn. Fckf. a. M. 1726. 4°. S. 62.

dass eine zwischen beiden bestehende Freundschaft dazu führte, dass Eberbach in den Besitz des an den anderen gerichteten Sendschreibens gelangte und es in der Weise, wie es uns in zwei verschiedenen Ausgaben gedruckt vorliegt, zusammen mit zwei anderen Briefen, einem Briefe von Erasmus an Faber, Constantien. Vicarius, und einem von Luther an einen ungenannten Freund („N. amico“); veröffentlichen konnte, mit Alberus lässt sich die Veröffentlichung der beiden Briefe von Erasmus und Luther in keinerlei Verbindung bringen. Der von Erasmus (datiert vom 1. Dec. 1523*) ist, wie nebenbei erwähnt sein möge, derselbe, den Horawitz, Erasmiana II (Sitzungsberichte der Kaiserl. Akad. der Wissensch. Philosoph.-histor. Classe Bd. 95. Wien, 1880. 8⁰. S. 600 f.), aus einer Gothaischen Handschrift, nicht zum Vortheile der Gestaltung des Textes, neu publiciert hat. Luthers Brief (vom 1. Oct. 1523) gibt mir insofern Anlass zu einigen Bemerkungen, als er, vermuthlich in Folge unrichtiger Deutung der Abkürzung N., fälschlich als an Nicolaus Hausmann gerichtet angesehen worden ist. Es ist dies ein seit Joh. Aurifaber fortgeschleppter Irrthum, dessen Aufklärung ich einer mündlichen Mittheilung K. Knaakes verdanke, der mich darauf aufmerksam machte, dass der Brief kein anderer sei als der, von welchem Erasmus am 11. Dec. 1524 schreibt: „edidere jam pridem epistolam Lutheri ad Pellicanum“. Konrad Pellicanus hatte sich bemüht, zugleich im Namen seiner Freunde, zwischen Luther und Erasmus besänftigend und versöhnend zu vermitteln. Schon am 25. März 1522 hatte Zwingli an Beatus Rhenanus geschrieben: „Amabo, prudentissime Rhenane, clam cum Pellicano nostro et aliis doctis apud Luterum, clam apud Erasmum rem componite, apud hunc praesenti ore, apud illum literis“. Die Antwort auf einen zu Gunsten des Erasmus unternommenen Vermittelungsversuch ist, was Luther in dem in Rede stehenden Briefe an den ungenannten Freund schreibt: „Caeterum quod scribis, ne irriter in Erasmum, ante impetratum est quod [quam?] rogasti“; die Anfangsworte desselben Briefes: „opto sane et oro dominum Ihesum, ut tibi quod petis linguae donum impertiat in

---

* Hutten ed. Böcking Vol. II S. 417: „1. Dec. 1524“.

laudem gratiae suae" lassen sich mit grösster Wahrscheinlichkeit auf Pellicans Studium der hebräischen Sprache beziehen; die Schlussworte ferner: „Vale, mi N., et Erasmum, si patitur, saluta meo nomine" zeigen, dass Basel sein Bestimmungsort war.

Nur mit einem Worte komme ich schliesslich auf den Punct zurück, wovon ich ausgegangen bin, indem ich darauf hinweise, dass jede bekannte Einzelheit aus Albers Leben der Beurtheilung widerspricht, welche ihm Döllinger und Hergenröther haben widerfahren lassen. Wenn man also auch von dem ihrer Darstellung zu Grunde liegenden Interpretationsfehler absieht, so erwächst ihnen doch noch ein anderer Vorwurf daraus, dass sie den Inhalt dessen, was Erasmus, nach ihrer Meinung, von Alberus aussagt, ungeprüft für historische Wahrheit gehalten haben, ohne danach zu fragen, ob nicht die anderweit bekannten Thatsachen aus Albers Leben diese feindselige Aussage eines beleidigten widerlegen. Was insbesondere Hergenröthers Darstellung anbelangt, so ist es zwar richtig, dass Alberus häufig seinen Wohnort zu verändern gezwungen war; aber niemand hat bisher behauptet, dass er genöthigt war seinen Gläubigern sich durch die Flucht zu entziehen. Joachim Magdeburg spricht von seinen Wanderungen in folgenden Ausdrücken: „So ist er vmb der Predigt des Euangelij, vnd vmb seins getrewen vnd fleissigen straffens willen, sieben mall (wie der Heilige Athanasius) vonn seinen befholen Schefflein mit Gewalt vnd offentlicher Tyranney veriagt: Vnd ist also wie das Silber, durchs fewr sieben mal beweret vnd lauter befunden, vnd entlich vonn Gott glückseliglich in das ewige Frieden Reich, da jhn die Gottlose Tyrannische Welt nicht mehr veriagen kan, eingenhomen".* Und Nathan Chytraeus widmete ihm eine Grabschrift, in welcher die nachstehenden Verse vorkommen:

* Ein Brieff D: Erasmi Alberj seliger Gedechtnuß, in den [!] Vrsachen angezeigt werden, warumb Christliche Prediger, wowol aller Menschen, Doch sonderlich der Hern vnd Fürsten Sünd, ohn forcht vnd mit ernst straffen sollen, vnangesehen wie weinig sie damit bey jhnen außrichten. o. O. und J. Bl. Avi. (In der Hamburger Stadtbibliothek.)

„Nam grauis eloquio, vita sanctißimus ille
Cum foret, et Christi vera doceret oues:
Non tulit hoc Sathanas: qui pulsum hinc inde vagari,
Et voluit durae pondera ferre crucis.
Testis Hauelus erit, Rhenus mihi testis, et Albis,
Damna quibus tanti sunt bene nota viri.
Nunc tamen ingrati ridens conuicia mundi,
Praemia fert niueis palmea serta comis."

Nach allem wird man denn Erasmus Alberus auch ferner als einen der ruhmvollsten Vorkämpfer der deutschen Reformation und als einen Mann verehren dürfen, dem neben anderen trefflichen Eigenschaften besonders auch seine Frömmigkeit und Herzensreinheit, seine Charakterfestigkeit und Gemüthstiefe unter den besten eine Stelle anweist, welche die grosse Zeit der Kirchenerneuerung hervorgebracht hat.

Zum deutschen Kirchenliede.

Von

KARL KOCHENDÖRFFER.

Auf der Landesbibliothek zu Cassel sind von einer alten Einbanddecke drei fliegende Blätter mit geistlichen Gedichten abgelöst worden, welche bei Wackernagel nicht erwähnt sind. Sie enthalten im ganzen sechs Gedichte, von denen zwei bei Wackernagel fehlen. Ich theile letztere hier mit, ebenso die Abweichungen der andern, sofern sie sich nicht bloss auf die Orthographie beschränken.

Ein New geistlich Lied, O Menschen nun besseꝛt ewer leben, Wolt von ewern Sünden abstahn, So wird euch Gott vergeben, was jhr vor habt mißgethan, ꝛc. Im Thon. Wacht auff jhr Christen alle, ꝛc. (Titelbild: Jesus mit seinen Jüngern am See.) 1572. (8°. 4 Bll.)

Wackern. 5, 687 Nr. 1015.

3, 1. gelten. 3. Mund thut melden keine l. 4. Den Sünden. 5. vorherden. 4, 6. zur. 9, 7. entzogen. 10, 5. Ich habe. Vers 4 ist ausgelassen. 13, 3. gediehen. 5. der ist. 14, 1. Was. 16, 1. wunderlichen. 3. Manch wirdt verdorben. 5. verheissen. 17, 1. Propheten. 4. Gleich wie. Am Ende: AMEN.

Da auch Wackernagels A′ 3, 1 gelten und dem entsprechend thut melden hat, A″ aber erst aus A′ abgedruckt ist, so wird wol gelten und 3 keine lügen thut melden zu lesen sein. In 3, 4 stimmt A″ mit unserm fl. Bl. in Den sünden überein, es wird daher wol den sündern heissen. —

Zwey schöne newe Lieder, das Erste, von dem Propheten Job, der da gedüldig war in seinem Leiden, wie jhm Gott so trewlich wider geholffen hat, zum Trost vnd beyspiel allen Christen,

die in jammer vnd elend kommen sind. Im Thon, Von dem König aus Dennemarck. Das Ander, Im Thon zu singen, Magdeburg halt dich fest du wolgebawtes Haus. 1572. (8°. 4 Bll.)

I.

Hort zu nun alle gleich, jhr lieben Christen schar, Sey arm oder reich, das ich euch mag offenbarn, das wil ich euch singen eben, jtzund zu dieser zeit, Gott wöll vns seine gnade geben, nach seinem Wort zu leben, so da geschrieben stehet.

Von dem Propheten Job, wöllen wir anheben, jtzund zu dieser stund, schreiben von jm eben, so vns die Schrifft thut kund, in allem seinem Leben, war er ein heilig Man, was jhm Gott thet geben, thet er nichts wiederstreben, noch weiter höret an.

Erstlich hat er sieben Söhn, al bey seim Ehlich Weib, vnd drey Töchter schone, also der selben zeit, Er was mechtig vñ reiche, in alle seim thun, alle in den gantzen reiche, von mir nicht sind zu gleich, der jhn den osten wonet schon.

Er hat drey Tausent Camelen, Fünff hundert Rinder mit, fünff hundert Esel vñ selen, noch hat viel ander Vieh, er hat sieben Tausent schaffe, vnd ein groß gesind von Megden vnd Knechten, jm sein arbeit auszurichten, er hat sehr viel gesind.

Er lobet Gott zu allen zeitten, vnd dienet seinem Nechsten schon, das kund der feind nicht leiden, er zoch für Gottes thron, Gott sprach hat jr vernomen, von Job meinem Knecht die ich lange zuuoren, hab gehabt auserkoren, denn er ist schlecht vnd gerecht.

Der Feind sprach las mich treiben, vnd jhn eins greiffen an, was gildt ob er wird bleiben, das er auch nicht bey seit gehe. Gott sprach wolan, greiff jhm an sein gut, versuch ob er nicht bleibt stan, sonder offt zu gehen, aber an seim Leib nichts thut.

Der Feind ist hin getreten bald, vnd hat Job so jemerlich geplagt, an seinen gütern allen, so vns die Schrifft frey saget, daran sollen wir gedencken, wir Christen vberall, wie vns der Feind sucht vmb zubringen, wie ein Law gehet er vns nach zuuerschlingen, vnd zusehen wie er verschlingen sol.

Ein Bott lieff zu Job bald hinn, vnd sagt das die von Arabien viel, hat jhm genomen alle Eselin, mit seinen Rindern versteht mich wol, den Knechten todt geschlagen, ich kam allein aus dem streit, er der Botte hat still geschwigen, hat Job ein andern botten gekriegen, vnd seine Schaffe waren jm genomen zur selben zeit.

Der dritte Bot ist komen, vnd saget das die Chaldeer dasmal seine Camelen haben genomen, seine Knecht erwürget all, ich bin allein entlauffen, das ich euch botschafft bringen soll, Job setzt auff Gott sein hoffen, bald hatt der vierde Bott geruffen, ach Herr es gehet euch nicht wol.

Job trawerte noch nicht zu mal, der Bott sprach verstehe mich, das Haus ist vmb gefallen, da ewer Kinder truncken den Wein, die sind komen vmbs Leben, Jch bin allein jhm entflohen, die in dem Hause waren vnd darneben, sie sind alle todt blieben, der hat Job so schwerlich gesucht.

Job zog sein Har vnd zureiß sein Kleider, er fiel nieder auff sein Angesicht, er rieff an den namen des HErrn, aber er sündigte nicht, er sprach nacket bin ich geboren, nacket muß wider dauon gahn, als was ich hat zuuorn, das thet Gott zugehörn, der HErr hat seinen willen gethan.

Gott gab dem Feind zuwillen, das er Job so jemerlich müdmacht, erschlugen vol schwerer Pewlen, do er sas in der asch nacket, von dem Heupt bis zu den Füssen, war kein gesundheit an seim Leib, das meiste das Job thet beweren, das sein hertz so sehr thet beschweren, das war die verachtung von seim Weib.

Sie sprach verfluch deinen Got vñ sterbet, so kompt ewers Lebens ein endt, jhr secht wie er euch hat verderbt, an ewerm Leib so schend, Job sprach mit hertzen bang, jhr redet ein nerrisch wort, haben wir das gut von Gott entpfangen, so müssen wir mit verlangen, annemen sein straffen groß.

Also sas Job sieben tage, hinfellig vnd nacket all in die asch, das meiste das er thet beklagen, das er je geboren war, was ist ein Mensch vmb sein leben, auff der Welt nicht an streit, meine tag sind hoch getrieben, wie ein Spul damit man thut Weben, also balt vergehet die zeit.

Job war gedüldig in seim Leiden, er wird auff Gott nicht gram, er sprach zu allen zeiten, Er sagt Gott gab Gott nam, seine freunde theten jm sagen, geben jhm Silber vnd Gold, dann Job so jemerlich war geschlagen, Hat Gott durch seine behagen, sein gut für manichfalt.

Job war Gottes Freund auserkoren, viel reichthumb gab er jm wider, so viel als er hette zuuoren, vnd noch die helffte mehr, er krieg wider zehen Kinder, schöner denn die zuuor waren geweſt, der auff Gott vertrawet, Der mag nicht hindern, er kan vermehren vnd lindern der Herr schlecht vnd erhelt.

Hiemit bit ich euch alle, Jr lieben Christen gleich, das jr habt kein vngefallen, nemet zum besten arm vnd reich, von dem gedüldigen Job sein leben, vns allen zum beyspil gemacht, als wir mit elend sind gefangen, so sollen wir mit verlangen, zu Gott ruffen tag vnd nacht.

II.

Wackern. 3, 1106 Nr. 1275.

1, 1. O Vnser Gott vnd HErr. 2, 3. hunger in. 5. Göttlichen. 8. seliges end. 3, 7. gsunde Lufft. 8. Seel, Leib, gut vnd hab. 4, 8. nicht frew. 7, 2. vnser. 8, 8. verlorn. 9, 8. AMEN.

Drey schöne Geistliche Lieder. Das Erste. Ein Gratias, Sapphicum, vt Integer vitae, rc. Dancket dem HErren, der vns all thut nehren. Das Ander. Der 32. Psalm, auch in Gesangweise gebracht, Selig ist der, dem Gott der HERR, rc. Durch D. Georgium Aemylium. Das Dritte. Ein Geistlich Lied, Von dem Nutz der frölichen Aufferstehung Jhesu Christi. Im Thon: Ich bin verwundt, aus hertzen grund, rc. M. D. LXX. (8°. 4 Bll.)

I.

Wackern. 4, 120 Nr. 182.

1, 2. vnd seine. 2, 1. muß auch. 3. zu dir — kriegen. 3, 1. An sterck des. 4, 3. Hat Gott ein. 5, 2. Die wir empfangen. 3. Wirst vns auch dergleiche, mit deinē. 4. ewiglichen. 6, 1. Der sprech.

Oemler hat hier ein älteres Lied umgedichtet: Ain Dancksagung, nach Tisch, für die Kinder. Wackern. 3, 837 Nr. 986.

1. Dancket Got dem Herren,
er thut vns erneren
Vnd vns als ain milter Got
genädiglich gespeiset hat,
Vnd cristo seinem son,
durch welchen vns der segen kompt
auß dem höchsten tron.

2. Dann der Herr ist früntlich,
sein güt wärt ewigklich,
Der allem flaisch sein speiß schickt,
dem vich sein futer gibt,
Auch die jungen raben,
wann sy den Herren rüffen an,
tut Er sein laben.

3. Er hat kain gefallen
am roß noch an allem
Das sich auf sein stercke verläßt
vnd prächtiglich aufpläßt:
Der Herr hat gefallen
an allen so jn förchten thun,
auf sein güt harren.

II.

Wackern. 4, 122 Nr. 184.

1, 4. Sünde. 6. zum. 2, 2. wie ich nicht solt fehlt. 3. verschmacht mir mein. 6. Lag hart auff. 3, 1. bekenne ich dir mein. 4, 6. hilffest sie v. 7. gar grausamlich. 8. anfangen. 5, 4. so wolstu HErre Gott. 8. mich HErr erretten. 10. vnd ich frölich hereiner tretten. 6, 3. trewlich. 4. meinen. 6. du auch magst. 8. gar trewlich. 10. außgleitten. 7, 2. aus der. 8. gehören. 8 9. zu gutem. 10. er allzeit hat g. v. 9, 8. Sünd.

Nachlese zum Drama von der Esther.

Von

HUGO HOLSTEIN.

Im Archiv X, 147 ff. habe ich in einer Untersuchung über die Magdeburger Esther, welche, wie ich ebendas. XI, 442 nachgewiesen habe, Valten Voith (Voigt) zum Verfasser hat, am Schluss auch der anderen Bearbeitungen gedacht und zuletzt die des Marcus Pfeffer vom Jahre 1621 erwähnt. Die Erwähnung der Pfefferschen Bearbeitung gründete sich auf Weller, Annalen II, 252, der die kurze Titelangabe aus Eschenburgs Bücherverzeichniss S. 140 n. 86 ausgeschrieben hatte. Ein Exemplar war bis dahin nicht bekannt geworden, bis Gaedertz, Gabriel Rollenhagen S. 122, auf ein in der Königlichen Bibliothek zu Berlin befindliches Exemplar aufmerksam machte.*

Der Titel ist folgender:

Esther. | Eine sehr schöne, lieb: nütz: | vnd tröstliche *Comoedia,* aus dem Buch | Esther: Nach allen Vmbständen, | gezogen. | Darin angezeit [so!] wird, wie Gott der Herr allezeit die Hoffart vnnd Ey- | genwill, Der bösen Männer vnd Weiber, heff- | tig gestrafft: Die Demut aber vnnd Gottes- | furcht, der Frommen vnnd Gottseligen, mit | grosser Herrligkeit belohnet hat, in kurtze | Reim, Spielweiss geord- | net. | Durch Marcum Pfefferum Falconoviensem, die- | ser zeit verord-

* Dasselbe stammt aus der Freiherr v. Meusebachschen Sammlung und enthält folgende Einzeichnung: „K. H. G. von Meusebach. Gegenwärtiges Exemplar der Esther von Marcus Pfeffer ist aus der Büchersammlung J. J. Eschenburgs, Braunschweig 1822, S. 140 num. 86, wo es, mit verschiedenen anderen Büchern zusammengebunden, für 23 Thaler von mir ersteigert worden.“

neten vnd bestaltem Schreib: vnd | Rechenmeistern in der löblichen Stadt Braun- | schweig im Hagen. | Gedruckt zu Wolffenbüttel | Durch Eliam Holwein, Fürstl: Br: | Buchdrucker daselbst. | o. J. 80 Bll. 8°.

Die Widmung mit dem Schlussdatum: „Braunschweig, am 14. Martii, Anno 1621. Marcus Pfeffer, Schreib- vnd Rechenmeister“ gilt den Bürgermeistern und Rath der „weitberümbten“ Stadt Braunschweig. Der Verfasser sagt, er habe seine Schulknaben in der Lehre des Katechismus, den Psalmen und Sprüchen aus der heil. Schrift, im schreiben und rechnen unterweisen, auch in zierlichen Gedanken reiner und höflicher Sprache unterrichten wollen und habe zu dem Ende die *historiam* Esther aus der heil. Schrift vor sich genommen, in eine *Comoediam*, „so baß ich vermöcht“, in deutsche Reime gesetzt und zusammengetragen, in der Meinung, dieselbe mit des Rathes Erlaubniss und „Anbeliebung“ in Braunschweig mit seinen Schülern zu agieren. Er sei dann von seinen Freunden gebeten worden die Komoedie von der Esther in Druck zu geben und habe sich anfangs geweigert dieser Bitte nachzukommen, weil ohnedies viele hochanständige und bass erfahrene Männer gar schöne herrliche und tröstliche *Comoedias* gestellet, sonderlichen auch weil solches sein geringschätziges Werk mit denselben nicht zu vergleichen sei. Endlich habe er sich dazu entschlossen, obgleich er fürchte, dass sich Lästerer finden würden, welche seine *ex sacris bibliis* nach Vermögen zusammengetragene Komoedie für entbehrlich hielten. Zuletzt erwähnt er noch, dass er schon seit 23 Jahren im Schuldienst stehe und diese Komoedie zu agieren ihm hochgünstig verstattet sei, und bittet den Rath um freundliche An- und Aufnahme.

Der Verfasser führt in dem Verzeichniss der „Persohnen vnd Procession“ 63 Personen auf, die er zu 28 Gruppen ordnet. Zu diesen gehören ausser dem Prologus, dem Argumentator generalis und specialis, dem Argumentator der fünf Acte und dem Epilogus der König Ahasverus, Vasthi, 7 Kämmerer, Mardachay, Esther, Haman, Seres, dessen Weib, alle diese der biblischen Erzählung gemäss. Dazu hat er aber noch eine Menge anderer Personen, die sich theils in der Umgebung des

Königs befinden, theils zum Schmuck der scenischen Darstellung dienen. So treten drei Knaben auf, von denen der eine vor dem Kaiser ein Buch, der andere den Apfel, der dritte ein Schwert trägt, ferner ein Credentzer, ein Truchses, 3 medische Fürsten, 4 persische Fürsten, 2 Diener Hamans, ein Kammerschreiber, Vorwitz, ein Canzleijunge, 4 Trabanten, 2 Postboten, 2 Dienerinnen der Esther, noch 5 andere Jungfrauen, 2 Diener des Kämmerers Hegai, endlich in den Zwischenspielen der Bauer Drewes und sein Weib Talcke, ein Wirth, ein Schmeichler, 2 Narren, Meister Gall mit 2 Knechten, Asmodaeus und Satan.

Indem wir jetzt zur Inhaltsangabe des Spieles übergehen, bemerken wir, dass wir bei Gelegenheit der Besprechung von Gaedertz, Gabriel Rollenhagen in den Neuen Jahrbüchern für Philologie und Paedagogik, 1882 II. Abtheil. S. 361 die Andeutung machten, dass bei der auffallenden Uebereinstimmung des Titels der Pfefferschen Esther mit Valten Voiths Esther, welche 1538 erschien, die Möglichkeit nicht ausgeschlossen sei, dass Voith von Pfeffer vielfach benutzt sei. Im Laufe der nachfolgenden Untersuchung wird es sich herausstellen, dass die Pfeffersche Esther nichts weiter als ein Plagiat ist, und zwar hat Pfeffer, ohne in der Vorrede die geringste Andeutung zu machen, in den hochdeutschen Scenen Voith fast ganz ausgeschrieben, während er, wie Gaedertz in seinem Gabriel Rollenhagen S. 71 f. nachgewiesen hat, in den niederdeutschen Scenen von Nicolaus Locke („Comödia vom vngerathenen vnd verlornen Sohn“ 1619) und durch diesen von Gabriel Rollenhagen („Amantes amentes“ 1609) sich abhängig macht, so dass Locke das Mittelglied zwischen Rollenhagen und Pfeffer bildet.*

Um nun das Plagiat möglichst unkenntlich zu machen, hat Pfeffer absichtlich manches geändert, manches hinzugefügt oder weggelassen. Der Umstand, dass er sich nicht mit den 16 Personen begnügt, die Voith unter engem Anschluss an die biblische Erzählung auftreten lässt, beweist, dass er seinem Spiele eine

* Wenn Gaedertz a. a. O. S. 122 in den hochdeutschen Scenen der Pfefferschen Esther Anklänge an Georg Rollenhagens „Abraham“ findet, so ist er den Beweis schuldig geblieben.

grössere Ausdehnung zu verleihen beabsichtigt hat. Dazu kommen die Zwischenspiele, in denen die Personen niederdeutsch reden.

Ganz selbständig verfährt Pfeffer im Prolog, in der Vorrede und im Epilog. Auch das auftreten der Argumentatoren ist neu.

Der Prolog enthält ein Lob Gottes, Christi und des Heiligen Geistes. In der Vorrede spricht Pfeffer über den Nutzen der Spiele für die Jugend und führt aus, dass sowol im Himmelreich als im Reiche der Natur das Spiel in die Erscheinung trete.

Wer kan nun solche Spiel verachtn?
 So man die Sach wil recht betrachtn.
Spielt Gott nicht selbst ins Himmels Thron,
 Vnd für jhm Christ sein lieber Sohn?
Die heylgn Engel gleicher weiß,
 Spielen vor Gott mit hohem preiß.
Die Stern des Himmels gleicher massn,
 In jhrem Spiel sich sehen lassn,
Ein jeglich geht herfür behend,
 Vnd sein'n *Actum* zierlich vollend.
Die Sonn gar schön den Tag agirt,
 Der Mond des Nachts daher spatzirt:
Dergleichen thun die andern all,
 Fein ordentlich ans Himmels Saal.

In dem nun folgenden Argumentum generale, welches mit einer Anrede an den durchlauchtigen Fürsten, die Fürstin und Fräulein, die Doctores, Pastores, Licentiaten, beneben aller Stände Prälaten, den Rath der Stadt, die Bürgerschaft und die ehrenwerthen Frauen, züchtigen Jungfrauen und ehrbaren Gesellen beginnt, wird der Inhalt der biblischen Erzählung von der Esther mitgetheilt. Es folgt dann Argumentum actus primi.

I, 1 und 2 stimmen mit Voith I, 1 und 2 wörtlich überein.

3. Der König nimmt die Einladungsschreiben entgegen und übergibt dieselben durch die Trabanten den Boten, um sie an die Fürsten in Medien und Persien und an den Koch gelangen zu lassen.

4. Der König empfängt die Fürsten, in deren Namen Charsena den König unterthänig begrüsst.

5. Ahasverus befiehlt das erscheinen der Königin; wie bei Voith I, 3, doch mit folgendem Einschiebsel:

Gott hat mir geben gewalt vnd Ehr,
Auch Reichthumb wie der Sand am Meer.
Darzu das allerschönest Weib,
Englich geliedmasirt von Leib,
In schön fürtreffend alle Frawen.
Die wil ich euch jetzt lassen schawn.

6. Weigerung der Vasthi. Die Abweichungen von Voith I, 4 sind unbedeutend. Mehuman spricht:

Voith.	Pfeffer.
Durchlauchte Königin gnedig fraw	DVrchleuchtigst Königin gnedige Fraw,
Wir alle sampt ewer diener da,	Ewr Gnaden Diener wir allda,
Wir grüssen euch ganz miltigleich	Grüssen thun gantz demütigleich
Das euch Gott langs leben verleih.	Gott langes Leben euch verleych.

Wenn Voith die Königin sagen lässt:

Kers hin, kers her, was leit mir dran
Mein frawen vnd megd ich jtzt han,
Wir trincken auch viel guten wein
Dieweil wir bey einander sein

so legt ihr Pfeffer eine etwas derbere Ausdrucksweise in den Mund:

Kerß hin, kerß her, was leid mir dran,
Wil mich daran nicht binden lahn.
Ich glaub fürwar der Köng sey toll,
Oder hab sich gesoffen voll.
Meint er, Ich sey ein Affen Spiel,
Daß er mich andern weisen wil,
Odr mich vnter die Leut rumb für,
Wie sonst ein seltzam Wunder Thier.
Ich kom jhm nicht, jhm wieder sagt,
O weg mit seinem Närrischen Raht.

Eine weitere Aenderung besteht darin, dass Pfeffer dem Bistha das zutheilt, was Voith den Kämmerer Mehuman sprechen lässt.

7. = Voith II, 1 und 2. Der König erwartet Vasthi. Sethar (bei Voith Mehuman) meldet die Weigerung der Königin, zum Feste zu erscheinen. Mehuman wird nochmals zur Königin gesandt. Darauf erscheint diese, wird aber wegen ihres trotzigen auftretens vom Könige verstossen.

Pack dich von mir, du starrischer Kopff,
Daß Maul sol dir werden gestopfft.

8. Berathung über die Art der Bestrafung der Königin. Sethar, Fürst in Medien, räth zum Frieden, Admatha, der dritte Fürst in Medien, weist auf die grosse Schmach hin, welche Vasthi dem Könige angethan hat. Tharsis, der erste Fürst in Persien, erklärt, Vasthi sei schon deshalb zu bestrafen, weil sie den anderen Frauen ein schlechtes Beispiel gegeben habe.

Wenn vnsre Weiber solchs erführn,
Wir würdens gewißlich gar bald spürn,
Dencken: hat das die Köngin gethan,
Wir wollens vns auch vnterstahn.
Weil jhr solchs glücklich gangen aus,
So wolln wir auch sein Herr im Hauß,
Vnsr Männer viel gebieten lahn,
Was vns gefelt, daß wolln wir thun.

Er gibt nun folgenden Rath:

Man führ sie erst durchs gantze Reich,
Schneid jhr die Haar den Ohren gleich,
Vnd laß sie nicht mehr Köngin seyn,
Schick sie jhren Freunden also heim.

Meres, der zweite Fürst in Persien, stimmt für die Entfernung der Königin, ebenso Memuchan, der vierte Fürst in Persien:

Ein Weib sol billich jhren Mann
In Ehren allzeit sein vnterthan.
Sie veracht nicht damit allein
Den König, sondern vns in gemein.

Vasthi soll ihres königlichen Schmuckes verlustig gehen. Marsena, der dritte Fürst in Persien, schliesst sich Memuchans Ansicht an.

Nach Beendigung der Berathung erscheinen die Fürsten vor dem Könige, und Memuchan (bei Voith Charsena) räth durch ein Ausschreiben alle Frauen des Landes zu entbieten. In der fürstlichen Versammlung wird Vasthi ihres königlichen Schmuckes beraubt. Sie klagt über ihr Unglück. Der König entsendet darauf Boten mit Briefen in das Land,

Damit allm Volck auch werd bekand,
Daß jeglicher man auch allein
In seinem Hauß mūg Herre sein.

Bei Voith schliesst die Scene mit einem Gebete des Königs.

> Ach Gott von hochem himelreich,
> Alding regirstu wünderleich,
> Du erhebest auch wen du welt,
> Stosts zu boden wenn dirs gefelt,
> Das sehe ich bey der Königin wol
> Ich weis nicht was ich sagen sol . .

9. 10. Zwischenspiele. Kammerschreiber und Kanzleijunge. Ersterer will letzteren bereden sich krank zu stellen, wenn der Kanzler ihn rufen lässt. Drewes Drümpl, der Katener, kommt dazu. Dieser spricht niederdeutsch, auch der Kanzleijunge Fürwitz. Der Inhalt des Gesprächs ist werthlos. Zuletzt kommt es zum Streit zwischen beiden; der Kammerschreiber schlichtet ihn.

II. Esther wird zur Königin erhoben.

1. Der König befolgt den Rath der Kämmerer, unter den Jungfrauen des Reiches eine auszusuchen, die an Vasthis Stelle tritt.

2. Mardachai betet für Esthers Wol (= Voith III, 1) und theilt ihr mit, dass auch sie nach Schloss Susan berufen sei.

3. Ein Diener des Kämmerers Hagai entbietet die Esther ins Schloss. Gebet der Esther. (= Voith III, 2.)

4. Asmodäus und Satan beschliessen die Vasthi zu rächen, indem sie zwei dieser ergebene Kämmerer zur Ermordung des Königs veranlassen wollen.

5. Zwei Narren unterreden sich über den Nutzen der Komoedien.

6. Hagai berichtet dem Könige von der Esther. Diese wird darauf vom Könige mit dem Scepter empfangen und zur Königin erhoben. (= Voith III, 4.)

7. Ein Diener Hagais verkündet dem Mardachai die Erhebung der Esther zur Königin.

8. 9. Zwischenspiele (Harbona, Drewes und Fürwitz, Drewes, Talcke und Harbona).

III. Der Anschlag der beiden Kämmerer wird entdeckt, Theres wird gehenkt.

1. Theres und Bigthan beschliessen den König zu ermorden. Der erstere hat zwei Schlüssel, die zum Gemach des

Königs führen, der andere hat ein Messer, um den Mord damit auszuführen.

2. fehlt.

3. Mardachai, der das Gespräch der beiden Kämmerer angehört hat, bittet Esther den König zu warnen. Esther betet. (Uebereinstimmend mit Voith IV, 1.)

> Ach Gott nu schicks zu dieser fart
> Das ich komme zum König zart,
> Es kost auch sunst das Leben sein (Pfeffer: mein)
> Das brocht meim hertzen schwere pein.

Sie verkündet dem Könige den Anschlag der beiden Kämmerer. (= Voith IV, 2.)

4. 5. Theres und Bigthan werden des Mordversuchs überführt und sollen auf Befehl des Königs gehenkt werden. Zugleich befiehlt der König dem Kanzler, das Ereigniss der Chronik anzuvertrauen.

6. 7. Zwischenspiele (Wirth und Schmeichler, Fürwitz und Drewes).

IV. Hamans Erhebung. Esther berichtet dem Könige von Mardachai.

1. Der König beruft Haman zum ersten Beamten des Reichs. (= Voith IV, 3.) Es finden sich einige geringe Aenderungen:

Voith.	Pfeffer.
Das ich hab ein getrewen man	Das ich hab ein getrewen man,
Darauff ich mich auch mag verlan.	Darauff ich mich verlassen kan.
Der sol sein der nehest bey mir.	Der sol sein der rechte bey mir.
Haman kom her zur rechten hand	Haman trit her zur rechten hand
Geb dir gwalt vber alle land.	Dir geb ich Gwalt vber alle land.

2. Zwei Diener theilen sich mit, dass Haman in Folge seiner Erhebung königliche Verehrung verlange, aber sie zweifeln, dass es lange bestehen werde.

3. Herold macht bekannt, dass auf Befehl des Königs alle vor Haman die Knie beugen sollen.

4. Haman bestätigt die Worte des Herolds und ordnet an, dass jeder, der dem Befehl nicht nachkomme, angezeigt werden solle.

5. Heinz und Fritz haben bemerkt, dass Mardachai dem Haman die Huldigung verweigert hat, und zeigen es diesem an. Haman beschliesst es dem Könige zu melden und bei diesem die Ausrottung der Juden zu erwirken. Bei Voith IV, 4 machen die Kämmerer Bistha und Harbona diese Anzeige bei Haman.

6. Haman meldet dem Könige den Ungehorsam der Juden und erwirkt einen Befehl zur Ermordung derselben im ganzen Reiche. (= Voith IV, 4.)

7. Der Kanzler verliest das Edict des Königs.

8. Haman übergibt die Briefe den beiden Postboten.

9. Mardachai klagt über das den Juden drohende Unglück. (= Voith IV, 5.)

Voith.	Pfeffer.
O weh zeter mein großes leid	Ach Gott, ach Gott, mein großes Leid,
Drumb ich zureiß auch dieses kleid,	Darumb ich auch zureiß mein Kleid,
Ein sack mit aschen gib mir her	Ein sack mit aschen gebt mir her
Zu meim grossen leid vnd jamer.	Zu meim grossen Leid vnd Jammer.

Der Kämmerer Hagai theilt der Esther die Trauer Mardachais mit.

Voith.	Pfeffer.
Gnedige frauw vnd königin	Gnedige Fraw vnd Königin,
Mich düncket gantz inn meinem syn	Mich dünckt gantz in meinem Sinn,
Ich höhr ein clag vnd gros geschrey	Ich hör ein Klag vnd groß Geschrey,
Wol inn der Stadt von Mardachey	Wol in der Stadt von Mardachai
Darzu von all den Jüden seyn	Darzu von all den Jünden (!) seyn,
Sie seint inn jamer vnd inn pein	Sie seynd in Jamer Angst vnd Pein.
Im sack vnd Asschen ich hab gesehn	In Sack vnd Aschen hab ich nun,
Mardachai itzt gekleidet gehn.	Mardachai jetzt liegen thun.

Die beiden letzten Zeilen sind in Pfeffers Fassung ganz unverständlich. Nun schiebt Pfeffer die Frage der Kammerfrau ein, warum Mardachai im Sack einhergehe. Sodann wird Hagai abgeschickt, so auch bei Voith. Endlich bittet Mardachai den

Kämmerer Hagai (bei Voith Hatach), zu erwirken, dass Esther bei dem Könige Fürbitte thue. (= Voith IV, 5.)

10. Esther betet für ihr Volk. Ihre Kammerfrauen trösten sie.

11. Esther erscheint vor dem Könige und bittet ihn, Haman zu Tische zu laden (= Voith IV, 6). Als Esther in Ohnmacht fällt, wird ihr Rosenwasser und Malvasier gebracht, damit sie sich wieder erhole. Haman freut sich über die hohe Stellung, die er am Hofe einnimmt.

Voith.	Pfeffer.
Wer ist? selger denn ich auff erdt Ich werdt gehalten lieb vnd werth Von König vnd auch seiner frawen Alles volck mus mich anschawen Allein dieser bösewicht Im thor er sitzt, sich wie er sicht Nicht eins er sich bewegen thet Wils jm gelten zu seiner steth Sich wer ist die so zu mir kympt Mein fraw vorwar michs wunder nimpt	Wer ist selger? denn ich auff Erd, Ich werd gehalten lieb vnd werht. Vom König: vnd auch seiner Frawn, Alles volck muß mich thun anschawn. Allein der ein Bösewicht, Im Thor er sitzt: sich wie er sicht? Nicht eins er sich bewegen thet, Wils jhm vergelten zu seiner zeit. Sieh? wer ist die, so zu mir kömpt, Mein Fraw für war michs wunder nimpt.

12. Haman erzählt seiner Frau die hohen Ehren, die ihm zu Theil geworden sind, nur Mardachai kränke ihn. Mit geringer Differenz = Voith IV, 7. Die Abweichung in der Begrüssung der beiden Eheleute fällt aber entschieden zum Nachtheile Pfeffers aus. Während Voith die Seres sprechen lässt:

Ach grüs dich Gott mein lieber Herr
Was ists? das dich frewest so sehr
Vnd bist frölich im hertzen dein
Ein newes gelück mus es sein

sagt diese bei Pfeffer in ziemlich abgeschmackter Weise:

Ich muß einmahl spatziern gehn,
Sih? dort seh ich mein'n herrn sthen.
Fürwar er dünckt mich frölich seyn,
Seh traun: er kompt zu mir anheimb.

13. Mardachai gelangt zu hohen Ehren, weil er den König einst gerettet hat. (= Voith IV, 8.)

14. Haman erzählt seiner Frau Mardachais Erhebung. (= Voith IV, 9.)

15. Zwischenspiel (Kämmerer, Drewes, Talcke).

V. Hamans Sturz, Mardachais Erhebung.

Im Pfefferschen Argument dieses Actes finden sich einige Sprichwörter.

> Haman ein Baum hat auffgericht,
> Da Mardachai sol hangen an,
> Den hengt man billich selber dran.
> So thut sich das Blat verkehren,
> Vntrew schlegt seinen eignen Herrn
> Dann die Grub die man gräbet ein,
> Da muß man selber fallen drein. — —
> Darumb folg Haman niemand nach,
> Denn Gott allein ist die Rach.

1. Haman wird nochmals zur Mahlzeit bei dem Könige entboten.

2. Mahl des Königs, an dem Esther und Haman theilnehmen. Esther bittet für die Rettung der Juden. (= Voith V, 1.) Das Gebet der Esther, nur bei Pfeffer:

> O Gott mein Herr in Ewigkeit,
> Erzeig mir dein Barmhertzigkeit,
> Hilff mir eylenden auff diß mahl,
> Vnd lehr mich was ich reden sol
> Beym König: Wenn ich komm hinein,
> Sein Hertz kanstu wol wenden fein
> Daß er dem Feinde werde gram,
> Sein Anschlag auch zurück mög gahn.
> Laß das Vnglück selbst auff jhn kommn,
> Welchs er wider dein Volk fürgenommn
> Ach erret vns ja gnediglich,
> Daß wir dich preisen ewiglich.
> Ach hilff mir: die sonst kein Hülff hat,
> Ohn dich mein Gott ist hie kein Raht.
> So erkennest auch, daß ich vorab
> Kein Lust bey dem [den?] Gottlosen hab.
> Hab auch kein lust an jhrem Pracht,
> Des Schmucks vnd Ehr ich wenig acht u. s. w.

Nun klagt sie den Haman als den Feind ihres Volkes an.

3. Meister Gall und die Schergen erklären sich bereit Haman an demselben Baume aufzuhängen, den er für Mardachai bestimmt hat.

4. Der König nimmt den Befehl wegen der Ermordung der Juden auf Esthers und Mardachais Bitte zurück. (= Voith V, 3.)*

5. Mardachai meldet dem Könige, dass die Juden viele Feinde erschlagen haben, und bittet, dass dieser Tag zum ewigen Gedächtniss aufgezeichnet werde. (= Voith V, 4.) Der Schluss dieser Scene lautet:

Voith.	Pfeffer.
Esther hat sie zu ruge gbracht,	Esther hat sie zu ruh gebracht.
Des dancken wir dem König schon	Des dancken wir dem König schon,
Zu Erst doch Gott im hochsten Thron,	Zuerst doch Gott im höchsten Thron
Hat kein grechten nie vorlassen	Der hat sein Grechten nie verlassn,
Mit lieb vnd glaub die jhn fassen,	Die jhn mit starkem Glauben fassn.
Des hilff vns Gott inn ewigkeit	Das helff vns Gott in Ewigkeit,
Sprecht amen all mit innigkeit.	Sprecht Amen all mit Hertzens Frewd.
Finis.	

6. Zwischenspiel (Drewes, Talcke und Hagai).

Der Epilog Pfeffers beginnt mit einem Dank, der den hohen Zuschauern gespendet wird. Dann heisst es:

Kürzlich ich wieder holen wil,
Was jhr solt lern aus diesem Spiel.

Während Voith im „Beschlus" eine symbolische Deutung der Erzählung gibt und daran acht Lehren schliesst, beschränkt sich Pfeffer unter Weglassung der symbolischen Deutung auf vier Lehren, die er ganz unabhängig von Voith aufstellt. Die erste Mahnung, hergenommen von Vasthi, richtet er an die Weiber, welche den Männern unterthan sein sollen. Zweitens soll niemand

Haß Neid Mord böse Tück begehn,
Gottes Augen solchs alles sehn.

Hier werden die beiden Kämmerer als warnendes Beispiel hingestellt. Sodann lernen wir von Haman:

---

* Voith V, 2 (Esthers und Mardachais Dankgebet) hat Pfeffer nicht benutzt.

13. Mardachai gelangt zu hohen Ehren, weil er den König einst gerettet hat. (= Voith IV, 8.)

14. Haman erzählt seiner Frau Mardachais Erhebung. (= Voith IV, 9.)

15. Zwischenspiel (Kämmerer, Drewes, Talcke).

V. Hamans Sturz, Mardachais Erhebung.

Im Pfefferschen Argument dieses Actes finden sich einige Sprichwörter.

> Haman ein Baum hat auffgericht,
> Da Mardachai sol hangen an,
> Den hengt man billich selber dran.
> So thut sich das Blat verkehren,
> Vntrew schlegt seinen eignen Herrn
> Dann die Grub die man gräbet ein,
> Da muß man selber fallen drein. — —
> Darumb folg Haman niemand nach,
> Denn Gott allein ist die Rach.

1. Haman wird nochmals zur Mahlzeit bei dem Könige entboten.

2. Mahl des Königs, an dem Esther und Haman theilnehmen. Esther bittet für die Rettung der Juden. (= Voith V, 1.) Das Gebet der Esther, nur bei Pfeffer:

> O Gott mein Herr in Ewigkeit,
> Erzeig mir dein Barmhertzigkeit,
> Hilff mir eylenden auff diß mahl,
> Vnd lehr mich was ich reden sol
> Beym König: Wenn ich komm hinein,
> Sein Hertz kanstu wol wenden fein
> Daß er dem Feinde werde gram,
> Sein Anschlag auch zurück mög gahn.
> Laß das Vnglück selbst auff jhn kommn,
> Welchs er wider dein Volk fürgenommn
> Ach erret vns ja gnediglich,
> Daß wir dich preisen ewiglich.
> Ach hilff mir: die sonst kein Hülff hat,
> Ohn dich mein Gott ist hie kein Raht.
> So erkennest auch, daß ich vorab
> Kein Lust bey dem [den?] Gottlosen hab.
> Hab auch kein lust an jhrem Pracht,
> Des Schmucks vnd Ehr ich wenig acht u. s. w.

Nun klagt sie den Haman als den Feind ihres Volkes an.

3. Meister Gall und die Schergen erklären sich bereit Haman an demselben Baume aufzuhängen, den er für Mardachai bestimmt hat.

4. Der König nimmt den Befehl wegen der Ermordung der Juden auf Esthers und Mardachais Bitte zurück. (= Voith V, 3.)*

5. Mardachai meldet dem Könige, dass die Juden viele Feinde erschlagen haben, und bittet, dass dieser Tag zum ewigen Gedächtniss aufgezeichnet werde. (= Voith V, 4.) Der Schluss dieser Scene lautet:

Voith.	Pfeffer.
Esther hat sie zu ruge gbracht,	Esther hat sie zu ruh gebracht.
Des dancken wir dem König schon	Des dancken wir dem König schon,
Zu Erst doch Gott im hochsten Thron,	Zuerst doch Gott im höchsten Thron
Hat kein grechten nie vorlassen	Der hat sein Grechten nie verlassn,
Mit lieb vnd glaub die jhn fassen,	Die jhn mit starkem Glauben fassn.
Des hilff vns Gott inn ewigkeit	Das helff vns Gott in Ewigkeit,
Sprecht amen all mit innigkeit.	Sprecht Amen all mit Hertzens Frewd.
Finis.	

6. Zwischenspiel (Drewes, Talcke und Hagai).

Der Epilog Pfeffers beginnt mit einem Dank, der den hohen Zuschauern gespendet wird. Dann heisst es:

Kürzlich ich wieder holen wil,
Was jhr solt lern aus diesem Spiel.

Während Voith im „Beschlus" eine symbolische Deutung der Erzählung gibt und daran acht Lehren schliesst, beschränkt sich Pfeffer unter Weglassung der symbolischen Deutung auf vier Lehren, die er ganz unabhängig von Voith aufstellt. Die erste Mahnung, hergenommen von Vasthi, richtet er an die Weiber, welche den Männern unterthan sein sollen. Zweitens soll niemand

Haß Neid Mord böse Tück begehn,
Gottes Augen solchs alles sehn.

Hier werden die beiden Kämmerer als warnendes Beispiel hingestellt. Sodann lernen wir von Haman:

* Voith V, 2 (Esthers und Mardachais Dankgebet) hat Pfeffer nicht benutzt.

Stolz Hoffahrt thut fürwar kein gut
Dafür ein jeder Christ sich hüt.

Endlich werden Esther und Mardachai als Vorbilder der Frömmigkeit gelobt.

Darumb wer Gott von Hertzen trawt,
Auff sein Gnad vnd Zusag bawt,
In Gottesfurcht sein Leben führt
In Zeit der Noht sein Hülff gwiß spürt.

Zuletzt richtet der Dichter eine Fürbitte an Gott für das Wol und die gesegnete Regierung des Fürsten.

Dem gtrewen Gott wir euch befehln,
Der wolle jhm Ewer Leib vnd Seeln,
Sampt Haab vnd Gütern allzumahln,
In Gnaden lassen sein befohln.
Vnd geben euch vnd vns zusamen
Hernach das Ewig Leben. Amen.
Ihr Spielleut tret herauff den Plan,
Das Spiel ist aus, wir gehen darvon.
ENDE.

Die mitgetheilten Proben beweisen hinreichend, wie abhängig Pfeffer sich von seinem Vorgänger gemacht hat und welchen geringen dramatischen Werth sein Spiel auch in den wenigen selbständigen Partien hat. In der Behandlung des Metrums zeigt Pfeffer dieselben Schwächen wie Voith; nur hie und da hat er die bessernde Hand angelegt, z. B.

Voith.	Pfeffer.
Abér zu jhm kam sie auch níe.	Sie áber wóllte kómmen níe.
Veráchtens víel wird sích hebén.	Veráchtung víel wird sích erhében.

Oefter scheint Pfeffer seinen Vorgänger nicht verstanden zu haben.

Voith (II, 2)	Pfeffer (I, 8)
Man las ein königlich gebot	Man laß ein Koniglich Gebot
Vom König ausgehn frü vnd spot.	Außgehn vom König ohne Spot.
Voith (IV, 8)	**Pfeffer (IV, 13)**
So nim das kleit das Ros die kron	So nimb das Kleid, daß Roß die Cron,
Vnd leg sie Mardachay on	Vnd leg sie Mardachai an,
Der do sitzet vor meinem Thor	Der drunten sitzt vor meinem Thor,
Laß nichts feilen bey einem hohr.	Laß nichts feylen sag ich zuvor.

Wie nichtssagend und matt ist Pfeffers Aenderung: „sag ich zuvor“ aus „bey einem hohr“, womit Voith sagen will: „Lass auch nicht das geringste fehlen“.

Wegen des Reimes von Voith aufgenommene Wörter hat Pfeffer ohne weiteres acceptiert:

Nach dem Gsetz der Perser vnd Meder,
Welchs man nicht vbertreten thar,
Gehalten wird solchs gantz vnd gar.

Dagegen erschien ihm das Reimpar kom — from nicht angemessen:

Voith.	Pfeffer.
Vasthi nicht mehr zum König kom	Daß sie nicht mehr zum König kam,
Man geb das Königreich einer from.	Man geb das Königreich einer framb.

Das Wort „drat“, von dem Voith (besonders in dem Drama „vom herrlichen Ursprung, betrübtem Fal“) einen sehr häufigen Gebrauch macht, hat er bald vermieden, bald unverändert gelassen.

Voith (IV, 8)	Pfeffer (IV, 13)
Gott von Himel wie ist so gros	Ach Gott vom Himl wie ist so groß,
Dein gnad vnd gut an vnterlos	Dein Gnad vnd Güt ohn vnterlaß,
Dor zu dein krafft vnd wunderthat	Darzu dein Wunderthat vnd Krafft,
Wie kanstus schicken bald vnd drat	Wie bald kansts schicken vnverhofft.

An einer andern Stelle (V, 5) hat er „drot“ in „drat“ geändert.

Die Jüden thun nach dem gebot
Darzu die Söhne Hamans drot
Zum vater hangen an den bohm
Auff das vorgeh sein gantzer nam.

Ob in V, 5 die Aenderung auf Absicht oder auf Missverständniss beruht, wagen wir nicht zu entscheiden.

Voith: als ich inn kurtz vernohmen han (= in Kürze)

Pfeffer: als ich nun kurtz vernommen han.

„Ruge“ wird in „Ruhe“ geändert.

V. Zu ruge ich sie setzen wolt — Esther hat sie zu rüge bracht,
Pf. Zu ruhe ich sie setzen wolt — Esther hat sie zu ruh gebracht.

Unser Urtheil über die beiden Spiele können wir dahin zusammenfassen: Voith macht trotz der harten Sprache, der Ungelenkigkeit des Metrums wegen der Einfachheit der scenischen Darstellung einen wolthuenderen Eindruck als der Plagiarius Pfeffer mit seinen absichtlichen Aenderungen und geschmacklosen Erweiterungen.

Beiträge zur deutschen Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts.

Aus handschriftlichen Quellen.

Von

AUGUST KLUCKHOHN.

II.

Bürgers und Höltys Aufnahme in die Deutsche Gesellschaft zu Göttingen. Bürgers ursprüngliche Abhandlung „über eine deutsche Uebersetzung des Homer". Seine Lehrthätigkeit.

Die nachfolgenden Documente haben sich mit Ausnahme der auf Bürgers Lehrthätigkeit bezüglichen Nachrichten gleich den in unserer ersten Studie veröffentlichten Briefen der Karschin an Professor Michaelis in dem Nachlasse des Dr. E. Rössler gefunden und sind von diesem Forscher wahrscheinlich zu der Zeit erworben worden, als er in Göttingen mit den Vorarbeiten zu seinem verdienstvollen Werke über die Gründung der Georgia-Augusta (Göttingen 1855) beschäftigt war. Es darf mit Sicherheit angenommen werden, dass die an die „Deutsche Gesellschaft" gerichteten Briefe Bürgers und Höltys nebst den beigefügten schriftstellerischen Proben, so wie die Circulare, durch welche der „Aelteste", A. G. Kästner, die Abstimmung der Mitglieder über die Aufnahmegesuche der beiden Candidaten bewirkte, einst einen Bestandtheil des jetzt zerstreuten Archivs der Gesellschaft gebildet haben.

Schon mein verewigter Lehrer und Freund hatte, wie es scheint, die Absicht, jene Briefe und Circulare irgendwo zum Abdruck zu bringen, da er sie theilweise copiert und über den Ursprung der Deutschen Gesellschaft in Göttingen einige

Notizen zusammengestellt hat.* Aber wie es ihm öfter begegnete, dass er Arbeiten, zu denen sein glückliches Sammler-

* Nach diesen Notizen, die grösstentheils der Correspondenz Mosheims mit Münchhausen (Rössler, die Gründung der Universität Göttingen S. 163—222) entnommen sind, hegte man schon zur Zeit der Eröffnung der Georgia Augusta den Plan, in Göttingen eine Gesellschaft nach dem Muster der Leipziger zu stiften. Mosheim, damals in Helmstädt, schreibt darüber an Münchhausen am 7. Febr. 1735:

„Wir Deutsche fallen jetzt auf die Ausübung unserer Sprache und meines Erachtens ist kein beßeres Mittel die Ingenia der jungen Leute zu schärfen und sie für die höhern Wissenschaften auszubilden, als wenn man sie in ihrer eigenen Muttersprache, die ihnen leichter zu erlernen fällt als eine fremde, den Kopf üben läßt. Man muß zu dem Ende darauf denken, wie eine solche deutsche Gesellschaft als in Leipzig ist eben unter Sr. Mt. Schutz angelegt werde, die auf die Ausbeßerung unserer Sprache siehet und die Aufsätze der jungen Leute in gebundener und ungebundener Sprache übersiehet, verbessert und poliret. — — Eine solche Gesellschaft wird unserer Akademie vielen Ruhm und Mitglieder zuziehen."

Mosheim hätte gewünscht, dass nicht allein Gottsched, sondern die ganze deutsche Gesellschaft in Leipzig „sammt ihren vornehmsten Mitgliedern und Büchervorrath" ganz nach Göttingen versetzt würde. „Der Anschlag, worauf er sich viel Rechnung gemacht", schreibt er am 24. März 1735, sei misslungen, nachdem die Sache schon ziemlich weit getrieben worden. Ueber andere Vorschläge und Verhandlungen s. Rössler S. 202, 205, 209 und Danzel, Gottsched und s. Zeit S. 96. Mosheim, welcher die ihm angetragene Praesidentenstelle ablehnte, weil er sie von Helmstädt aus nicht versehen könnte, gedenkt der ihm offenbar sehr am Herzen liegenden Sache noch einmal in einem Briefe an Münchhausen vom 15. Mai 1735, und wünscht, dass man die Anstalt so einrichten möchte, dass auch die Theologi Nutzen daraus ziehen könnten.

Erst mehrere Jahre später, im Mai 1738, nahm die deutsche Gesellschaft zu Göttingen ihren ersten Anfang. Nachdem sie bei der Königlichen Landesregierung mit Erfolg um ihre Freiheit und Bestätigung angehalten hatte, wurde sie am 13. Febr. 1740 von dem damaligen Prorector Magnus Krusius in dem Solennitäts-Auditorium der Universität öffentlich eingeweiht. Rudolf Wedekind, aus dessen Vorrede zu Gotl. Chph. Schmaling, „Ilfelds Leid und Freude" (Göttingen, 1748) wir diese Data entnehmen, sagt am Ende (§ 21) seines die Gesellschaft betreffenden Vorberichtes: „Ihr Werk ist die deutsche Sprache, aber auch Tugend und Freundschaft, und ihr beständiger Wunsch ist: GOtt segene den König!" Auch Frauen und Jungfrauen konnten, wenn sie, wie die Frau Gottsched, kaiserlich gekrönte Poetinnen waren, als Ehrenmitglieder in die deutsche Gesellschaft aufgenommen werden.

talent ihn anreizte, in Angriff nahm, um sie bald wieder aufzugeben, so kam er auch in diesem Falle über den ersten Anlauf nicht hinaus. Er scheint weder die Jugendgedichte, die Hölty seinem Gesuche beilegte, noch die Abhandlung Bürgers „über eine deutsche Uebersetzung des Homer" einer Prüfung unterzogen oder nur einer ernstlichen Beachtung gewürdigt zu haben.

Seitdem hat freilich Friedrich Voigts bei seiner „ersten vollständigen Ausgabe" der Gedichte Höltys (Hannover 1858; s. darüber Karl Halms Vorrede zu der ersten brauchbaren Ausgabe des Dichters, Leipzig 1869, S. XVII) „aus dem Archiv der Deutschen Gesellschaft zu Göttingen" eine Handschrift mit ebendenselben Gedichten, die Hölty 1770 der Gesellschaft im Manuscript vorlegte, benützt, so dass sich daraus heute neue Aufschlüsse für die Kritik des Textes der ersten poetischen Versuche des Dichters kaum mehr gewinnen lassen.* Mit um so grösserem Interesse wird man dagegen die Abhandlung Bürgers vom J. 1769 kennen lernen, nachdem Michael Bernays in der ausgezeichneten Einleitung zu seiner Ausgabe der Vossi-

* Wenn Voigts nicht etwa von Rössler, welcher im J. 1857 Göttingen verliess, die Hölty-Papiere im Original entliehen hat, so müssen ihm Abschriften von ebendenselben Stücken, welche, in einem Heftchen von acht Octavblättern vereinigt, mir vorliegen, zu Gebote gestanden haben. Die vier ersten Blätter dieses Heftchens, auf dessen blauen Umschlag Kästner mit flüchtiger Hand den Namen Höltys geschrieben, füllt eine sehr gefällige Uebersetzung aus, nämlich: „Der Raub der Europa", „Aus dem Griechischen des Moschus". Daran reihen sich die drei Gedichte: Das Lob der Gottheit; Apoll und Daphne; Elegie auf eine Rose. — „Das Lob der Gottheit" stimmt ganz mit dem Text der Hannoverschen Ausgabe, so wie der Halms überein, abgesehen von kleinen Aenderungen in der Schreibweise, z. B. Hayn für Hain, mahlt für malt u. s. w. — Die ursprüngliche Fassung der Romanze „Apollo und Daphne" dagegen ist nur aus den „älteren Lesarten" bei Voigts S. 265 f. zu erkennen, wobei aber zu bemerken ist, dass Hölty in unserem Original Str. 4 V. 2 statt Thörin „Närrin" geschrieben hat, und dass die folgende Strophe lautet: „Ihr Füßgen, sonst so niedlich, pflanzte — Sich plötzlich fest — Tief in der Erde. Säuselnd tanzte — Um sie der West". — Die „Elegie auf eine Rose" steht in der Hannoverschen Ausgabe, die Halm S. 46 in den Varianten angezogen hat, ganz so wie in unserer Vorlage, bis auf V. 3, wo der Dichter ursprünglich mit „zerstreutem Haar" statt mit „zersaustem Haar" geschrieben hat.

schen Odyssee von 1781 (Stuttgart 1881) die Erinnerung an Bürgers Arbeit in der „deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften“ (1771) erneut hat. Während hier der angehende Dichter den Homer bekanntlich in Jamben übersetzt wissen will und die ersten Proben einer solchen Uebersetzung mittheilt, war er zwei Jahre früher noch der Meinung, dass man von einer metrischen Wiedergabe ganz absehen und sich mit einer Uebersetzung in deutscher Prosa begnügen müsse. Im übrigen aber drängten sich ihm schon damals, als er zuerst der Frage der Homer-Uebersetzung näher trat, manche Bemerkungen und Betrachtungen auf, die er zwei Jahre später in die für den Druck bestimmte Abhandlung fast wörtlich aufgenommen hat.

Abgesehen von dem litterarischen Werthe, den die nun vorliegende ältere Abhandlung Bürgers mit Rücksicht auf die Frage der Verdeutschung Homers in Anspruch nehmen kann, bildet dieselbe auch ein nicht unwichtiges Actenstück zur Charakteristik des werdenden Dichters, welcher, so unreif und uncultiviert er noch in seiner Ausdrucksweise erscheint, doch schon ein reiches Wissen und eine geniale Auffassung documentiert. Dabei bleibt freilich der Fortschritt, den die um zwei Jahre jüngere Arbeit gegenüber der älteren zeigt, noch bemerkenswerth genug.

Auch die Briefe Bürgers und Höltys sind für beide charakteristisch. Während Hölty, im October 1770 nahezu 22 Jahre alt, in ungeheuchelter Bescheidenheit seine Bitte, als Beisitzer in die litterarische Gesellschaft aufgenommen zu werden, ohne einen Hinweis auf seine Erstlingsarbeiten, mit dem Wunsche begründet, in dem Tempel des guten Geschmacks sich einführen zu lassen, und in mädchenhafter Weise selbst ein Datum dem Briefe beizufügen vergisst, tritt Bürger, welcher im Februar 1769 wenige Wochen über 21 Jahre zählte, bei aller zur Schau getragenen Schüchternheit nicht ohne Selbstgefälligkeit auf.

Endlich entbehren auch die Vota der Mitglieder der Gesellschaft bezeichnender Züge nicht. Hölty zwar, welcher gleichzeitig mit einem jungen Grafen von Bremer, dem späteren hannoverschen Staats- und Cabinetsminister, um Auf-

nahme nachsuchte, gab weder durch seine Person noch durch das beigelegte Heftchen Gedichte zu einer besonderen Bemerkung Anlass; nur erinnerte sich Colom, dass der Vater Höltys im Jahre 1740 (nicht schon 1738?) die Gesellschaft hatte stiften helfen und eine Zeit lang als Secretär derselben fungiert hatte.

Bürger dagegen veranlasste durch seine Abhandlung schon den Vorsitzenden zu kritischen Einwendungen, und andere Mitglieder der Gesellschaft nahmen noch entschiedener Anstoss an dem Tone seines Briefes und vollends an dem Prolog und Epilog seiner Schrift. Man fand den jugendlichen Autor nicht allein unfein, sondern auch eingebildet und eitel. Der Philolog Heyne spricht ihm sogar in der Sache selbst jedes selbständige Urtheil ab und verhehlt seinen Verdruss über die Aufnahme des unreifen jungen Mannes nicht. Aber wie schon Kästner hervorgehoben hatte, dass ihm ein Baum, der zu sehr ins Holz treibe, lieber sei, als einer, der aus Mangel an Saft dürre stehe, so erkannten auch die anderen gelehrten Herren an, dass es Bürger nicht an Genie fehle, und Feder übte weniger an dem Candidaten als an der Gesellschaft, so weit sie aus ausserordentlichen Mitgliedern bestand, eine einschneidende Kritik, wenn er dahin votierte, dass er keinen so vortheilhaften Begriff von den Beisitzern habe, als dass er Bedenken tragen könne Bürger seine Stimme zu geben.

Die Nachrichten über Bürgers Lehrthätigkeit im Wintersemester 1787—88 habe ich Briefen entnommen, die ein strebsamer und begabter Göttinger Student C. G. Lenz an seinen Freund Friedrich Schlichtegroll in Gotha, den späteren Herausgeber des „Nekrologs“, richtete und die heute mit vielen anderen Briefen aus dem Nachlasse Schlichtegrolls die bayerische Akademie der Wissenschaften aufbewahrt. Lenz und sein älterer Gothaer Freund gehörten damals noch dem Kreise der Illuminaten an, welche Adam Weishaupt, der Stifter des Ordens, als er nach seiner Flucht aus Ingolstadt bei dem Herzoge von Gotha Aufnahme gefunden, dort um sich gesammelt hatte. Als begeisterter Anhänger des Geheimbundes, den er nur nach seinen niederen Graden kannte, handelt Lenz auch in seinen Briefen mit Vorliebe von Ordensangelegenheiten und findet dazu um so mehr Anlass, als es in Göttingen

an Bundesbrüdern unter Professoren und Studenten nicht fehlt. Wir erfahren, beiläufig bemerkt, dass ausser dem Philosophen Feder auch Meiners und Spittler dem Illuminatenorden angehörten und dass Weishaupt sogar die Absicht gehabt haben soll, den Mittelpunct der Gesellschaft nach Göttingen zu verlegen und den dortigen Professoren das Regiment darüber anzuvertrauen. Wer den herrschsüchtigen und eitlen Ordensstifter kennt, wird freilich überzeugt sein, dass er einen solchen Gedanken höchstens zu der Zeit fassen konnte, als der Geheimbund zu zerfallen und ihm, dem entlarvten „General", die Zügel zu entgleiten anfiengen.

Was die gelegentlichen Aeusserungen des Studierenden Lenz über Bürger betrifft, so reichen sie hin, um den nicht unbedeutenden Einfluss zu constatieren, den der Dichter als akademischer Lehrer namentlich durch die Propaganda, die er für die Kantische Philosophie machte, damals geübt hat. Bürger, welcher seit Michaelis 1784 als Privatdocent der Aesthetik in Göttingen lebte, hatte für das Wintersemester 1787—88 zwei Vorlesungen angekündigt, eine öffentliche über die „Philosophie Kants" und ein Privatcolleg über „deutschen Stil"; für letzteres hatte er ein besonderes Einladungsprogramm ausgearbeitet und in Druck gegeben.* Von diesem Programm, so wie von der Vorlesung über Kant ist wiederholt die Rede, während der Vorträge über deutschen Stil nur gelegentlich gedacht wird.

I. Bürgers Gesuch um Aufnahme in die deutsche Gesellschaft vom 14. Febr. 1769.

Wohlgebohrne
Hochzuehrende Herrn
Aeltester und Mitglieder
der Königl. deutschen Gesellschaft
in Göttingen.

Schon lange habe ich gewünscht den Vorlesungen in Dero vortrefflichen deutschen Gesellschafft mit einem näheren Anrecht beywohnen zu dürfen. Doch da ich ein wenig furchtsam bin und mich immer schäme, ein Glück zu begehren, welches ich nicht verdiene, so dämpfte dies mehr denn einmal die Hitze meiner Wünsche.

* Nach der ersten zu Göttingen bei J. C. Dieterich 1787 erschienenen Ausgabe (48 SS. in 8°) abgedruckt in den sämmtl. Werken (Göttingen 1841 ff.) Bd. III, 369 ff.

Nun aber helffen Dero Billigkeit und Güte, Tugenden, welche aus iedem Munde von Ihnen gerühmt werden, meiner Schüchternheit auf, und flößen mir Kühnheit ein, mich Denenselben zu nähern. Daher ersuch' ich Ew. Wohlgeboren gehorsamst, mich in die Zahl der Beysitzer in Dero Gesellschaft aufzunehmen.

Zugleich lege ich diesen Zeilen die gewöhnliche Probe-Schrift bei, vor* die ich hier nicht bitten kann, weils dort im Prolog und Epilog schon geschehn ist. Sie ist von geringer Herkunft, daher zeigt sie sich in schlechten Aufzuge. Ach! verschmähen Sie die Arme nicht!

ich bin mit ewiger Hochachtung —
Wohlgebohrne — Hochzuehrende Herrn — Aeltester und Mitglieder — der Königl. deutschen Gesellschaft — in Göttingen — Dero — gehorsamer Diener —.

Gottfr. Aug. Bürger.

Göttingen den 14. Febr. 1769.

II. Höltys Gesuch vom 24. Oct. 1770.**

Verehrungswürdiger Herr Aeltester!
Vortreffliche Mitglieder!
Wohlgebohrne Herren!

Verzeihen Sie, Wohlgebohrne Herren, daß ich so kühn bin, und mich um die Ehre bewerbe, in die unsrer vaterländischen Litteratur gewidmete Gesellschaft aufgenommen zu werden, der Ihre Namen zu einer solchen Zierde und Empfehlung dienen. Das Bewußtseyn der Geringfügigkeit meines Genies würde mich von diesem Entschluße abgeschreckt haben, wenn mir nicht die Nachsicht und edle Denkungsart bekannt gewesen wäre, mit welcher Sie den Freunden der schönen Wißenschaften die Hand bieten.

Wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn Sie mich nicht für ganz unwürdig hielten, mich durch Ihre Critick zu bilden, und

* für. K.

** Wie Redlich in der Allgem. deutschen Biographie XIII, 10 in Uebereinstimmung mit Voigts (Einleitung X) angibt, reichte Hölty sein Gesuch bei Kästner am 24. Oct. 1770 ein, und dasselbe wurde (wol nur von Seiten des Aeltesten) „sofort" genehmigt. Von demselben Tage datiert das Circular Kästners. Ein Abdruck des letzteren lohnt sich nicht, da Kästner, indem er sich „die Gedanken der Herren ausbittet", und zwar gleichzeitig über die Gesuche des Hrn. v. Bremer und Höltys, sich auf die Bemerkung beschränkt, ihn dünke, dass man sie nach den beiliegenden Proben aufnehmen könne. J. Claproth D., Heyne, Büttner, Dieze, Feder stimmen einfach zu; Colom aber gibt insbesondere Hölty seine Stimme, weil er, wie schon oben erwähnt, muthmasst, dass er der Sohn eines der Stifter sei, der eine Zeit lang auch als Secretär der Gesellschaft fungiert habe.

in den Tempel des guten Geschmacks zu führen! Ich habe die Ehre zu seyn,

Verehrungswürdiger Herr Aeltester!
Vortreffliche Mitglieder!
Wohlgeborhne Herren!
Dero
gehorsamster Diener und Verehrer
L. C. H. Hölty.

III. Das Circular des Aeltesten der Gesellschaft mit den Votis der Mitglieder über Bürgers Gesuch und seine Probeschrift.

Hochzuverehrende Mitglieder.

Herr Bürger sucht in der Beilage um die Stelle eines Beysitzers an. Soviel ich die Probeschrift beurtheilen kann, scheint es mir billich ihm sein Ansuchen zu gewähren. Ich habe einige kritische Anmerkungen beigelegt*, ich glaube, ein Baum, der zu sehr ins Holz treibt, läßt sich allemahl noch durch Beschneiden verbessern, und ist mir lieber als einer, der an Mangel an Saft duerre steht.

Herrn Bürgers Charakter ist mir übrigens nicht weiter bekannt als daß ich nichts von ihm weiß, welches uns in dieser Absicht eine Verbindung mit ihm wiederriethe.

Den 29. Febr. 1769. A. G. Kästner.

Wenn Hn. Bürgers Ansuchen genehmigt wird, so wünsche ich, daß er den 4. März könnte aufgenommen werden.

Ich habe bei dem Vorschlage nichts zu erinnern.

J. Claproth D.**

Herr Bürger scheinet die Sächelchen des creuzziehenden Philologen*** sehr fleißig gelesen zu haben. Daß doch diese Herren sich überreden können, es heiße dieß Witz! Ein solcher Geschmack, der gemeiniglich eine Wirkung der Eitelkeit und Liebe zum besondern, ist schwer zu verbeßern. Wenn jedoch indessen seine Anmerkungen wirklich aus seiner Feder geflossen, so wird ihn vielleicht der genaue Umgang mit den Alten am ersten zurecht bringen. Vorläufig wird

* Ich habe diese Anmerkungen, mit a, b, c u. s. w. bezeichnet, unter den Text der Denkschrift gesetzt; ebenso die kurzen Randbemerkungen Kästners. Daneben laufen die mit B. gekennzeichneten eigenen Anmerkungen Bürgers her.

** Justus Claproth, geb. 1728, gest. 1805, war ein tüchtiger Processualist, der viel dazu beitrug, „den alten verschnörkelten Curialstil zu verbessern und lesbares Deutsch an dessen Stelle zu setzen". Muther in der Allgem. deutschen Biographie IV, 274.

*** Gemeint ist Johann Georg Hamann, dessen Kreuzzüge eines Philologen 1762 erschienen waren.

die beygefügte Kritik des Herrn Aeltesten mit noch ein paar Händen voll Salz durchquickt (mich seines Ausdrucks zu bedienen) eine dienliche Arzney für ihn seyn.

Uebrigens bin ich mit seiner Aufnahme zum Beysitzer wohlzufrieden: da er doch Genie zeigt. Nur wollte ich rathen, seine Antrittsrede vorher zu verlangen, und was darin anstößig zu bezeichnen. J. P. Murray.*

Weder das Schreiben des H. Bürgers an die Gesellschaft, noch der Prolog und Epilog zu seiner übergebenen Probeschrift haben mir gefallen; aber in der Probeschrift zeigt er Fleiß, Nachdenken und Einsichten. Und von dieser Seite kenne ich ihn auch sonst vortheilhaft. Er ist ein großer Verehrer von Klotze so! und Consorten. Vielleicht lernte er auch spotten und spaßen in dieser Schule, wozu er aber keine Talente zu haben scheint. Ich gebe ihm meine Stimme zum Beysitzer, weil ich hoffe, daß er sich verfeinern wird. Gatterer.**

Ich gebe gleichfalls meine Stimme zur Aufnahme.

Colom.***

Da H. Bürger die Stärke der altmodischen Schreibart erkennt; so wird er wohl thun, wenn er die seinige nicht gar zu neumodig bildet: inzwischen gebe ich ihm meine Stimme zur Annahme.

C. W. Büttner.†

Herr Bürgern kenne ich nicht als blos dem Nahmen nach; ich gestehe es, daß es etwas unangenehm wird, immer Leuten seine Stimme zu geben, ohne daß man durch sein eigenes Urtheil dazu

---

* „Der alte Professor Murray, zugleich als botanischer und medicinischer Schriftsteller thätig, lehrte in besonderen Vorlesungen nicht nur die Regeln des deutschen Styls nebst der nöthigen Anweisung zum Reden und Schreiben, sondern gab auch eine kritische Beurtheilung der besten Schriftsteller und eine Geschichte der Sprache". M. Koch in seiner Monographie über H. P. Sturz (München 1879). Sturz besuchte die Universität Göttingen 1755.

** Seit 1759 Professor der Geschichte zu Göttingen und besonders auf dem Gebiete der historischen Hilfswissenschaften erfolgreich thätig.

*** Is. v. Colom du Clos, gest. 1795, seit 1747 Lector der französischen Sprache, seit 1751 ausserordentlicher Professor, schrieb ausser verschiedenen Schriften über französische Sprache und Stil ein „Deutsches und französisches Titulaturbuch", das 10 Auflagen erlebt hat.

† Christian Wilhelm Büttner, gest. 1801, bezeichnet sich auf dem Titel seiner einzigen mir bekannt gewordenen Schrift: „Vergleichungstafeln der Schriftarten verschiedener Völker in den vergangenen und gegenwärtigen Zeiten" (Gotha 1771—1779) als „der Weltweisheit Magister und ordentlichen Lehrer wie auch der Kgl. Göttingischen Societät der Wissenschaften, der deutschen Gesellschaft und des histor. Instituts Mitglied".

13. Mardachai gelangt zu hohen Ehren, weil er den König einst gerettet hat. (= Voith IV, 8.)

14. Haman erzählt seiner Frau Mardachais Erhebung. (= Voith IV, 9.)

15. Zwischenspiel (Kämmerer, Drewes, Talcke).

V. Hamans Sturz, Mardachais Erhebung.

Im Pfefferschen Argument dieses Actes finden sich einige Sprichwörter.

Haman ein Baum hat auffgericht,
Da Mardachai sol hangen an,
Den hengt man billich selber dran.
So thut sich das Blat verkehren,
Vntrew schlegt seinen eignen Herrn
Dann die Grub die man gräbet ein,
Da muß man selber fallen drein. — —
Darumb folg Haman niemand nach,
Denn Gott allein ist die Rach.

1. Haman wird nochmals zur Mahlzeit bei dem Könige entboten.

2. Mahl des Königs, an dem Esther und Haman theilnehmen. Esther bittet für die Rettung der Juden. (= Voith V, 1.) Das Gebet der Esther, nur bei Pfeffer:

O Gott mein Herr in Ewigkeit,
Erzeig mir dein Barmhertzigkeit,
Hilff mir eylenden auff diß mahl,
Vnd lehr mich was ich reden sol
Beym König: Wenn ich komm hinein,
Sein Hertz kanstu wol wenden fein
Daß er dem Feinde werde gram,
Sein Anschlag auch zurück mög gahn.
Laß das Vnglück selbst auff jhn kommn,
Welchs er wider dein Volk fürgenommn
Ach erret vns ja gnediglich,
Daß wir dich preisen ewiglich.
Ach hilff mir: die sonst kein Hülff hat,
Ohn dich mein Gott ist hie kein Raht.
So erkennest auch, daß ich vorab
Kein Lust bey dem [den?] Gottlosen hab.
Hab auch kein lust an jhrem Pracht,
Des Schmucks vnd Ehr ich wenig acht u. s. w.

Nun klagt sie den Haman als den Feind ihres Volkes an.

3. Meister Gall und die Schergen erklären sich bereit Haman an demselben Baume aufzuhängen, den er für Mardachai bestimmt hat.

4. Der König nimmt den Befehl wegen der Ermordung der Juden auf Esthers und Mardachais Bitte zurück. (= Voith V, 3.)*

5. Mardachai meldet dem Könige, dass die Juden viele Feinde erschlagen haben, und bittet, dass dieser Tag zum ewigen Gedächtniss aufgezeichnet werde. (= Voith V, 4.) Der Schluss dieser Scene lautet:

Voith.	Pfeffer.
Esther hat sie zu ruge gbracht,	Esther hat sie zu ruh gebracht.
Des dancken wir dem König schon	Des dancken wir dem König schon,
Zu Erst doch Gott im hochsten Thron,	Zuerst doch Gott im höchsten Thron
Hat kein grechten nie vorlassen	Der hat sein Grechten nie verlassn,
Mit lieb vnd glaub die jhn fassen,	Die jhn mit starkem Glauben fassn.
Des hilff vns Gott inn ewigkeit	Das helff vns Gott in Ewigkeit,
Sprecht amen all mit innigkeit.	Sprecht Amen all mit Hertzens Frewd.
Finis.	

6. Zwischenspiel (Drewes, Talcke und Hagai).

Der Epilog Pfeffers beginnt mit einem Dank, der den hohen Zuschauern gespendet wird. Dann heisst es:

Kürzlich ich wieder holen wil,
Was jhr solt lern aus diesem Spiel.

Während Voith im „Beschlus“ eine symbolische Deutung der Erzählung gibt und daran acht Lehren schliesst, beschränkt sich Pfeffer unter Weglassung der symbolischen Deutung auf vier Lehren, die er ganz unabhängig von Voith aufstellt. Die erste Mahnung, hergenommen von Vasthi, richtet er an die Weiber, welche den Männern unterthan sein sollen. Zweitens soll niemand

Haß Neid Mord böse Tück begehn,
Gottes Augen solchs alles sehn.

Hier werden die beiden Kämmerer als warnendes Beispiel hingestellt. Sodann lernen wir von Haman:

* Voith V, 2 (Esthers und Mardachais Dankgebet) hat Pfeffer nicht benutzt.

Stolz Hoffahrt thut fürwar kein gut
  Dafür ein jeder Christ sich hüt.

Endlich werden Esther und Mardachai als Vorbilder der Frömmigkeit gelobt.

Darumb wer Gott von Hertzen trawt,
  Auff sein Gnad vnd Zusag bawt,
In Gottesfurcht sein Leben führt
  In Zeit der Noht sein Hülff gwiß spürt.

Zuletzt richtet der Dichter eine Fürbitte an Gott für das Wol und die gesegnete Regierung des Fürsten.

Dem gtrewen Gott wir euch befehln,
  Der wolle jhm Ewer Leib vnd Seeln,
Sampt Haab vnd Gütern allzumahln,
  In Gnaden lassen sein befohln.
Vnd geben euch vnd vns zusamen
  Hernach das Ewig Leben. Amen.
Ihr Spielleut tret herauff den Plan,
  Das Spiel ist aus, wir gehen darvon.

ENDE.

Die mitgetheilten Proben beweisen hinreichend, wie abhängig Pfeffer sich von seinem Vorgänger gemacht hat und welchen geringen dramatischen Werth sein Spiel auch in den wenigen selbständigen Partien hat. In der Behandlung des Metrums zeigt Pfeffer dieselben Schwächen wie Voith; nur hie und da hat er die bessernde Hand angelegt, z. B.

Voith.	Pfeffer.
Abér zu j́hm kam síe auch níe.	Sie áber wóllte kómmen níe.
Veráchtens víel wird sích hebén.	Veráchtung víel wird sich erhében.

Oefter scheint Pfeffer seinen Vorgänger nicht verstanden zu haben.

Voith (II, 2)	Pfeffer (I, 8)
Man las ein königlich gebot Vom König ausgehn frü vnd spot.	Man laß ein Koniglich Gebot Außgehn vom König ohne Spot.

Voith (IV, 8)	Pfeffer (IV, 13)
So nim das kleit das Ros die kron Vnd leg sie Mardachay on Der do sitzet vor meinem Thor Laß nichts feilen bey einem hohr.	So nimb das Kleid, daß Roß die Cron, Vnd leg sie Mardachai an, Der drunten sitzt vor meinem Thor, Laß nichts feylen sag ich zuvor.

Wie nichtssagend und matt ist Pfeffers Aenderung: „sag ich zuvor“ aus „bey einem hohr“, womit Voith sagen will: „Lass auch nicht das geringste fehlen“.

Wegen des Reimes von Voith aufgenommene Wörter hat Pfeffer ohne weiteres acceptiert:

Nach dem Gsetz der Perser vnd Meder,
Welchs man nicht vbertreten thar,
Gehalten wird solchs gantz vnd gar.

Dagegen erschien ihm das Reimpar kom — from nicht angemessen:

Voith.	Pfeffer.
Vasthi nicht mehr zum König kom	Daß sie nicht mehr zum König kam,
Man geb das Königreich einer from.	Man geb das Königreich einer framb.

Das Wort „drat“, von dem Voith (besonders in dem Drama „vom herrlichen Ursprung, betrübtem Fal“) einen sehr häufigen Gebrauch macht, hat er bald vermieden, bald unverändert gelassen.

Voith (IV, 8)	Pfeffer (IV, 13)
Gott von Himel wie ist so gros Dein gnad vnd gut an vnterlos Dor zu dein krafft vnd wunderthat Wie kanstus schicken bald vnd drat	Ach Gott vom Himl wie ist so groß, Dein Gnad vnd Güt ohn vnterlaß, Darzu dein Wunderthat vnd Krafft, Wie bald kansts schicken vnverhofft.

An einer andern Stelle (V, 5) hat er „drot“ in „drat“ geändert.

Die Jüden thun nach dem gebot
Darzu die Söhne Hamans drot
Zum vater hangen an den bohm
Auff das vorgeh sein gantzer nam.

Ob in V, 5 die Aenderung auf Absicht oder auf Missverständniss beruht, wagen wir nicht zu entscheiden.

Voith: als ich inn kurtz vernohmen han (= in Kürze)
Pfeffer: als ich nun kurtz vernommen han.

„Ruge“ wird in „Ruhe“ geändert.

V. Zu ruge ich sie setzen wolt — Esther hat sie zu rüge bracht,
Pf. Zu ruhe ich sie setzen wolt — Esther hat sie zu ruh gebracht.

Unser Urtheil über die beiden Spiele können wir dahin zusammenfassen: Voith macht trotz der harten Sprache, der Ungelenkigkeit des Metrums wegen der Einfachheit der scenischen Darstellung einen wolthuenderen Eindruck als der Plagiarius Pfeffer mit seinen absichtlichen Aenderungen und geschmacklosen Erweiterungen.

Beiträge zur deutschen Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts.

Aus handschriftlichen Quellen.

Von

AUGUST KLUCKHOHN.

II.

Bürgers und Höltys Aufnahme in die Deutsche Gesellschaft zu Göttingen. Bürgers ursprüngliche Abhandlung „über eine deutsche Uebersetzung des Homer". Seine Lehrthätigkeit.

Die nachfolgenden Documente haben sich mit Ausnahme der auf Bürgers Lehrthätigkeit bezüglichen Nachrichten gleich den in unserer ersten Studie veröffentlichten Briefen der Karschin an Professor Michaelis in dem Nachlasse des Dr. E. Rössler gefunden und sind von diesem Forscher wahrscheinlich zu der Zeit erworben worden, als er in Göttingen mit den Vorarbeiten zu seinem verdienstvollen Werke über die Gründung der Georgia-Augusta (Göttingen 1855) beschäftigt war. Es darf mit Sicherheit angenommen werden, dass die an die „Deutsche Gesellschaft" gerichteten Briefe Bürgers und Höltys nebst den beigefügten schriftstellerischen Proben, so wie die Circulare, durch welche der „Aelteste", A. G. Kästner, die Abstimmung der Mitglieder über die Aufnahmegesuche der beiden Candidaten bewirkte, einst einen Bestandtheil des jetzt zerstreuten Archivs der Gesellschaft gebildet haben.

Schon mein verewigter Lehrer und Freund hatte, wie es scheint, die Absicht, jene Briefe und Circulare irgendwo zum Abdruck zu bringen, da er sie theilweise copiert und über den Ursprung der Deutschen Gesellschaft in Göttingen einige

schen Odyssee von 1781 (Stuttgart 1881) die Erinnerung an Bürgers Arbeit in der „deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften“ (1771) erneut hat. Während hier der angehende Dichter den Homer bekanntlich in Jamben übersetzt wissen will und die ersten Proben einer solchen Uebersetzung mittheilt, war er zwei Jahre früher noch der Meinung, dass man von einer metrischen Wiedergabe ganz absehen und sich mit einer Uebersetzung in deutscher Prosa begnügen müsse. Im übrigen aber drängten sich ihm schon damals, als er zuerst der Frage der Homer-Uebersetzung näher trat, manche Bemerkungen und Betrachtungen auf, die er zwei Jahre später in die für den Druck bestimmte Abhandlung fast wörtlich aufgenommen hat.

Abgesehen von dem litterarischen Werthe, den die nun vorliegende ältere Abhandlung Bürgers mit Rücksicht auf die Frage der Verdeutschung Homers in Anspruch nehmen kann, bildet dieselbe auch ein nicht unwichtiges Actenstück zur Charakteristik des werdenden Dichters, welcher, so unreif und uncultiviert er noch in seiner Ausdrucksweise erscheint, doch schon ein reiches Wissen und eine geniale Auffassung documentiert. Dabei bleibt freilich der Fortschritt, den die um zwei Jahre jüngere Arbeit gegenüber der älteren zeigt, noch bemerkenswerth genug.

Auch die Briefe Bürgers und Höltys sind für beide charakteristisch. Während Hölty, im October 1770 nahezu 22 Jahre alt, in ungeheuchelter Bescheidenheit seine Bitte, als Beisitzer in die litterarische Gesellschaft aufgenommen zu werden, ohne einen Hinweis auf seine Erstlingsarbeiten, mit dem Wunsche begründet, in dem Tempel des guten Geschmacks sich einführen zu lassen, und in mädchenhafter Weise selbst ein Datum dem Briefe beizufügen vergisst, tritt Bürger, welcher im Februar 1769 wenige Wochen über 21 Jahre zählte, bei aller zur Schau getragenen Schüchternheit nicht ohne Selbstgefälligkeit auf.

Endlich entbehren auch die Vota der Mitglieder der Gesellschaft bezeichnender Züge nicht. Hölty zwar, welcher gleichzeitig mit einem jungen Grafen von Bremer, dem späteren hannoverschen Staats- und Cabinetsminister, um Auf-

talent ihn anreizte, in Angriff nahm, um sie bald wieder aufzugeben, so kam er auch in diesem Falle über den ersten Anlauf nicht hinaus. Er scheint weder die Jugendgedichte, die Hölty seinem Gesuche beilegte, noch die Abhandlung Bürgers „über eine deutsche Uebersetzung des Homer" einer Prüfung unterzogen oder nur einer ernstlichen Beachtung gewürdigt zu haben.

Seitdem hat freilich Friedrich Voigts bei seiner „ersten vollständigen Ausgabe" der Gedichte Höltys (Hannover 1858; s. darüber Karl Halms Vorrede zu der ersten brauchbaren Ausgabe des Dichters, Leipzig 1869, S. XVII) „aus dem Archiv der Deutschen Gesellschaft zu Göttingen" eine Handschrift mit ebendenselben Gedichten, die Hölty 1770 der Gesellschaft im Manuscript vorlegte, benützt, so dass sich daraus heute neue Aufschlüsse für die Kritik des Textes der ersten poetischen Versuche des Dichters kaum mehr gewinnen lassen.* Mit um so grösserem Interesse wird man dagegen die Abhandlung Bürgers vom J. 1769 kennen lernen, nachdem Michael Bernays in der ausgezeichneten Einleitung zu seiner Ausgabe der Vossi-

* Wenn Voigts nicht etwa von Rössler, welcher im J. 1857 Göttingen verliess, die Hölty-Papiere im Original entliehen hat, so müssen ihm Abschriften von ebendenselben Stücken, welche, in einem Heftchen von acht Octavblättern vereinigt, mir vorliegen, zu Gebote gestanden haben. Die vier ersten Blätter dieses Heftchens, auf dessen blauen Umschlag Kästner mit flüchtiger Hand den Namen Höltys geschrieben, füllt eine sehr gefällige Uebersetzung aus, nämlich: „Der Raub der Europa", „Aus dem Griechischen des Moschus". Daran reihen sich die drei Gedichte: Das Lob der Gottheit; Apoll und Daphne; Elegie auf eine Rose. — „Das Lob der Gottheit" stimmt ganz mit dem Text der Hannoverschen Ausgabe, so wie der Halms überein, abgesehen von kleinen Aenderungen in der Schreibweise, z. B. Hayn für Hain, mahlt für malt u. s. w. — Die ursprüngliche Fassung der Romanze „Apollo und Daphne" dagegen ist nur aus den „älteren Lesarten" bei Voigts S. 265 f. zu erkennen, wobei aber zu bemerken ist, dass Hölty in unserem Original Str. 4 V. 2 statt Thörin „Närrin" geschrieben hat, und dass die folgende Strophe lautet: „Ihr Füßgen, sonst so niedlich, pflanzte — Sich plötzlich fest — Tief in der Erde. Säuselnd tanzte — Um sie der West". — Die „Elegie auf eine Rose" steht in der Hannoverschen Ausgabe, die Halm S. 46 in den Varianten angezogen hat, ganz so wie in unserer Vorlage, bis auf V. 3, wo der Dichter ursprünglich mit „zerstreutem Haar" statt mit „zersaustem Haar" geschrieben hat.

schen Odyssee von 1781 (Stuttgart 1881) die Erinnerung an Bürgers Arbeit in der „deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften“ (1771) erneut hat. Während hier der angehende Dichter den Homer bekanntlich in Jamben übersetzt wissen will und die ersten Proben einer solchen Uebersetzung mittheilt, war er zwei Jahre früher noch der Meinung, dass man von einer metrischen Wiedergabe ganz absehen und sich mit einer Uebersetzung in deutscher Prosa begnügen müsse. Im übrigen aber drängten sich ihm schon damals, als er zuerst der Frage der Homer-Uebersetzung näher trat, manche Bemerkungen und Betrachtungen auf, die er zwei Jahre später in die für den Druck bestimmte Abhandlung fast wörtlich aufgenommen hat.

Abgesehen von dem litterarischen Werthe, den die nun vorliegende ältere Abhandlung Bürgers mit Rücksicht auf die Frage der Verdeutschung Homers in Anspruch nehmen kann, bildet dieselbe auch ein nicht unwichtiges Actenstück zur Charakteristik des werdenden Dichters, welcher, so unreif und uncultiviert er noch in seiner Ausdrucksweise erscheint, doch schon ein reiches Wissen und eine geniale Auffassung documentiert. Dabei bleibt freilich der Fortschritt, den die um zwei Jahre jüngere Arbeit gegenüber der älteren zeigt, noch bemerkenswerth genug.

Auch die Briefe Bürgers und Höltys sind für beide charakteristisch. Während Hölty, im October 1770 nahezu 22 Jahre alt, in ungeheuchelter Bescheidenheit seine Bitte, als Beisitzer in die litterarische Gesellschaft aufgenommen zu werden, ohne einen Hinweis auf seine Erstlingsarbeiten, mit dem Wunsche begründet, in dem Tempel des guten Geschmacks sich einführen zu lassen, und in mädchenhafter Weise selbst ein Datum dem Briefe beizufügen vergisst, tritt Bürger, welcher im Februar 1769 wenige Wochen über 21 Jahre zählte, bei aller zur Schau getragenen Schüchternheit nicht ohne Selbstgefälligkeit auf.

Endlich entbehren auch die Vota der Mitglieder der Gesellschaft bezeichnender Züge nicht. Hölty zwar, welcher gleichzeitig mit einem jungen Grafen von Bremer, dem späteren hannoverschen Staats- und Cabinetsminister, um Auf-

nahme nachsuchte, gab weder durch seine Person noch durch das beigelegte Heftchen Gedichte zu einer besonderen Bemerkung Anlass; nur erinnerte sich Colom, dass der Vater Höltys im Jahre 1740 (nicht schon 1738?) die Gesellschaft hatte stiften helfen und eine Zeit lang als Secretär derselben fungiert hatte.

Bürger dagegen veranlasste durch seine Abhandlung schon den Vorsitzenden zu kritischen Einwendungen, und andere Mitglieder der Gesellschaft nahmen noch entschiedener Anstoss an dem Tone seines Briefes und vollends an dem Prolog und Epilog seiner Schrift. Man fand den jugendlichen Autor nicht allein unfein, sondern auch eingebildet und eitel. Der Philolog Heyne spricht ihm sogar in der Sache selbst jedes selbständige Urtheil ab und verhehlt seinen Verdruss über die Aufnahme des unreifen jungen Mannes nicht. Aber wie schon Kästner hervorgehoben hatte, dass ihm ein Baum, der zu sehr ins Holz treibe, lieber sei, als einer, der aus Mangel an Saft dürre stehe, so erkannten auch die anderen gelehrten Herren an, dass es Bürger nicht an Genie fehle, und Feder übte weniger an dem Candidaten als an der Gesellschaft, so weit sie aus ausserordentlichen Mitgliedern bestand, eine einschneidende Kritik, wenn er dahin votierte, dass er keinen so vortheilhaften Begriff von den Beisitzern habe, als dass er Bedenken tragen könne Bürger seine Stimme zu geben.

Die Nachrichten über Bürgers Lehrthätigkeit im Wintersemester 1787—88 habe ich Briefen entnommen, die ein strebsamer und begabter Göttinger Student C. G. Lenz an seinen Freund Friedrich Schlichtegroll in Gotha, den späteren Herausgeber des „Nekrologs“, richtete und die heute mit vielen anderen Briefen aus dem Nachlasse Schlichtegrolls die bayerische Akademie der Wissenschaften aufbewahrt. Lenz und sein älterer Gothaer Freund gehörten damals noch dem Kreise der Illuminaten an, welche Adam Weishaupt, der Stifter des Ordens, als er nach seiner Flucht aus Ingolstadt bei dem Herzoge von Gotha Aufnahme gefunden, dort um sich gesammelt hatte. Als begeisterter Anhänger des Geheimbundes, den er nur nach seinen niederen Graden kannte, handelt Lenz auch in seinen Briefen mit Vorliebe von Ordensangelegenheiten und findet dazu um so mehr Anlass, als es in Göttingen

an Bundesbrüdern unter Professoren und Studenten nicht fehlt. Wir erfahren, beiläufig bemerkt, dass ausser dem Philosophen Feder auch Meiners und Spittler dem Illuminatenorden angehörten und dass Weishaupt sogar die Absicht gehabt haben soll, den Mittelpunct der Gesellschaft nach Göttingen zu verlegen und den dortigen Professoren das Regiment darüber anzuvertrauen. Wer den herrschsüchtigen und eitlen Ordensstifter kennt, wird freilich überzeugt sein, dass er einen solchen Gedanken höchstens zu der Zeit fassen konnte, als der Geheimbund zu zerfallen und ihm, dem entlarvten „General“, die Zügel zu entgleiten anfiengen.

Was die gelegentlichen Aeusserungen des Studierenden Lenz über Bürger betrifft, so reichen sie hin, um den nicht unbedeutenden Einfluss zu constatieren, den der Dichter als akademischer Lehrer namentlich durch die Propaganda, die er für die Kantische Philosophie machte, damals geübt hat. Bürger, welcher seit Michaelis 1784 als Privatdocent der Aesthetik in Göttingen lebte, hatte für das Wintersemester 1787—88 zwei Vorlesungen angekündigt, eine öffentliche über die „Philosophie Kants“ und ein Privatcolleg über „deutschen Stil“; für letzteres hatte er ein besonderes Einladungsprogramm ausgearbeitet und in Druck gegeben.* Von diesem Programm, so wie von der Vorlesung über Kant ist wiederholt die Rede, während der Vorträge über deutschen Stil nur gelegentlich gedacht wird.

I. Bürgers Gesuch um Aufnahme in die deutsche Gesellschaft vom 14. Febr. 1769.

Wohlgebohrne
Hochzuehrende Herrn
Aeltester und Mitglieder
der Königl. deutschen Gesellschaft
in Göttingen.

Schon lange habe ich gewünscht den Vorlesungen in Dero vortrefflichen deutschen Gesellschafft mit einem näheren Anrecht beywohnen zu dürfen. Doch da ich ein wenig furchtsam bin und mich immer schäme, ein Glück zu begehren, welches ich nicht verdiene, so dämpfte dies mehr denn einmal die Hitze meiner Wünsche.

* Nach der ersten zu Göttingen bei J. C. Dieterich 1787 erschienenen Ausgabe (48 SS. in 8°) abgedruckt in den sämmtl. Werken (Göttingen 1841 ff.) Bd. III, 369 ff.

Nun aber helffen Dero Billigkeit und Güte, Tugenden, welche aus iedem Munde von Ihnen gerühmt werden, meiner Schüchternheit auf, und flößen mir Kühnheit ein, mich Denenselben zu nähern. Daher ersuch' ich Ew. Wohlgeboren gehorsamst, mich in die Zahl der Beysitzer in Dero Gesellschaft aufzunehmen.

Zugleich lege ich diesen Zeilen die gewöhnliche Probe-Schrift bei, vor* die ich hier nicht bitten kann, weils dort im Prolog und Epilog schon geschehn ist. Sie ist von geringer Herkunft, daher zeigt sie sich in schlechten Aufzuge. Ach! verschmähen Sie die Arme nicht!

ich bin mit ewiger Hochachtung —
Wohlgebohrne — Hochzuehrende Herrn — Aeltester und Mitglieder — der Königl. deutschen Gesellschaft — in Göttingen — Dero — gehorsamer Diener —.

Gottfr. Aug. Bürger.

Göttingen den 14. Febr. 1769.

II. Höltys Gesuch vom 24. Oct. 1770.**

Verehrungswürdiger Herr Aeltester!
Vortreffliche Mitglieder!
Wohlgebohrne Herren!

Verzeihen Sie, Wohlgebohrne Herren, daß ich so kühn bin, und mich um die Ehre bewerbe, in die unsrer vaterländischen Litteratur gewidmete Gesellschaft aufgenommen zu werden, der Ihre Namen zu einer solchen Zierde und Empfehlung dienen. Das Bewußtseyn der Geringfügigkeit meines Genies würde mich von diesem Entschluße abgeschreckt haben, wenn mir nicht die Nachsicht und edle Denkungsart bekannt gewesen wäre, mit welcher Sie den Freunden der schönen Wißenschaften die Hand bieten.

Wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn Sie mich nicht für ganz unwürdig hielten, mich durch Ihre Critick zu bilden, und

* für. K.

** Wie Redlich in der Allgem. deutschen Biographie XIII, 10 in Uebereinstimmung mit Voigts (Einleitung X) angibt, reichte Hölty sein Gesuch bei Kästner am 24. Oct. 1770 ein, und dasselbe wurde (wol nur von Seiten des Aeltesten) „sofort" genehmigt. Von demselben Tage datiert das Circular Kästners. Ein Abdruck des letzteren lohnt sich nicht, da Kästner, indem er sich „die Gedanken der Herren ausbittet", und zwar gleichzeitig über die Gesuche des Hrn. v. Bremer und Höltys, sich auf die Bemerkung beschränkt, ihn dünke, dass man sie nach den beiliegenden Proben aufnehmen könne. J. Claproth D., Heyne, Büttner, Dieze, Feder stimmen einfach zu; Colom aber gibt insbesondere Hölty seine Stimme, weil er, wie schon oben erwähnt, muthmasst, dass er der Sohn eines der Stifter sei, der eine Zeit lang auch als Secretär der Gesellschaft fungiert habe.

in den Tempel des guten Geschmacks zu führen! Ich habe die Ehre zu seyn,

Verehrungswürdiger Herr Aeltester!
Vortreffliche Mitglieder!
Wohlgeborhne Herren!

Dero
gehorsamster Diener und Verehrer
L. C. H. Hölty.

III. Das Circular des Aeltesten der Gesellschaft mit den Votis der Mitglieder über Bürgers Gesuch und seine Probeschrift.

Hochzuverehrende Mitglieder.

Herr Bürger sucht in der Beilage um die Stelle eines Beysitzers an. Soviel ich die Probeschrift beurtheilen kann, scheint es mir billich ihm sein Ansuchen zu gewähren. Ich habe einige kritische Anmerkungen beigelegt*, ich glaube, ein Baum, der zu sehr ins Holz treibt, läßt sich allemahl noch durch Beschneiden verbessern, und ist mir lieber als einer, der an Mangel an Saft duerre steht.

Herrn Bürgers Charakter ist mir übrigens nicht weiter bekannt als daß ich nichts von ihm weiß, welches uns in dieser Absicht eine Verbindung mit ihm wiederriethe.

Den 29. Febr. 1769. A. G. Kästner.

Wenn Hn. Bürgers Ansuchen genehmigt wird, so wünsche ich, daß er den 4. März könnte aufgenommen werden.

Ich habe bei dem Vorschlage nichts zu erinnern.

J. Claproth D.**

Herr Bürger scheinet die Sächelchen des creuzziehenden Philologen*** sehr fleißig gelesen zu haben. Daß doch diese Herren sich überreden können, es heiße dieß Witz! Ein solcher Geschmack, der gemeiniglich eine Wirkung der Eitelkeit und Liebe zum besondern, ist schwer zu verbeßern. Wenn jedoch indessen seine Anmerkungen wirklich aus seiner Feder geflossen, so wird ihn vielleicht der genaue Umgang mit den Alten am ersten zurecht bringen. Vorläufig wird

* Ich habe diese Anmerkungen, mit a, b, c u. s. w. bezeichnet, unter den Text der Denkschrift gesetzt; ebenso die kurzen Randbemerkungen Kästners. Daneben laufen die mit B. gekennzeichneten eigenen Anmerkungen Bürgers her.

** Justus Claproth, geb. 1728, gest. 1805, war ein tüchtiger Processualist, der viel dazu beitrug, „den alten verschnörkelten Curialstil zu verbessern und lesbares Deutsch an dessen Stelle zu setzen“. Muther in der Allgem. deutschen Biographie IV, 274.

*** Gemeint ist Johann Georg Hamann, dessen Kreuzzüge eines Philologen 1762 erschienen waren.

die beygefügte Kritik des Herrn Aeltesten mit noch ein paar Händen voll Salz durchquickt (mich seines Ausdrucks zu bedienen) eine dienliche Arzney für ihn seyn.

Uebrigens bin ich mit seiner Aufnahme zum Beysitzer wohlzufrieden: da er doch Genie zeigt. Nur wollte ich rathen, seine Antrittsrede vorher zu verlangen, und was darin anstößig zu bezeichnen. J. P. Murray.*

Weder das Schreiben des H. Bürgers an die Gesellschaft, noch der Prolog und Epilog zu seiner übergebenen Probeschrift haben mir gefallen; aber in der Probeschrift zeigt er Fleiß, Nachdenken und Einsichten. Und von dieser Seite kenne ich ihn auch sonst vortheilhaft. Er ist ein großer Verehrer von Klotze so! und Consorten. Vielleicht lernte er auch spotten und spaßen in dieser Schule, wozu er aber keine Talente zu haben scheint. Ich gebe ihm meine Stimme zum Beysitzer, weil ich hoffe, daß er sich verfeinern wird. Gatterer.**

Ich gebe gleichfalls meine Stimme zur Aufnahme.

Colom.***

Da H. Bürger die Stärke der altmodischen Schreibart erkennt; so wird er wohl thun, wenn er die seinige nicht gar zu neumodig bildet: inzwischen gebe ich ihm meine Stimme zur Annahme.

C. W. Büttner.†

Herr Bürgern kenne ich nicht als blos dem Nahmen nach; ich gestehe es, daß es etwas unangenehm wird, immer Leuten seine Stimme zu geben, ohne daß man durch sein eigenes Urtheil dazu

---

* „Der alte Professor Murray, zugleich als botanischer und medicinischer Schriftsteller thätig, lehrte in besonderen Vorlesungen nicht nur die Regeln des deutschen Styls nebst der nöthigen Anweisung zum Reden und Schreiben, sondern gab auch eine kritische Beurtheilung der besten Schriftsteller und eine Geschichte der Sprache". M. Koch in seiner Monographie über H. P. Sturz (München 1879). Sturz besuchte die Universität Göttingen 1755.

** Seit 1759 Professor der Geschichte zu Göttingen und besonders auf dem Gebiete der historischen Hilfswissenschaften erfolgreich thätig.

*** Is. v. Colom du Clos, gest. 1795, seit 1747 Lector der französischen Sprache, seit 1751 ausserordentlicher Professor, schrieb ausser verschiedenen Schriften über französische Sprache und Stil ein „Deutsches und französisches Titulaturbuch", das 10 Auflagen erlebt hat.

† Christian Wilhelm Büttner, gest. 1801, bezeichnet sich auf dem Titel seiner einzigen mir bekannt gewordenen Schrift: „Vergleichungstafeln der Schriftarten verschiedener Völker in den vergangenen und gegenwärtigen Zeiten" (Gotha 1771—1779) als „der Weltweisheit Magister und ordentlichen Lehrer wie auch der Kgl. Göttingischen Societät der Wissenschaften, der deutschen Gesellschaft und des histor. Instituts Mitglied".

veranlaßt wird. Seine Schrift ist durch und durch unverdauet. Er hat einige gute Sachen aufgeschnappt, das er in der Anwendung und Verbindung derselben zeigt, ist ganz unreif. Die Betrachtungen und Bedenklichkeiten, die er bei einer Uebersetzung Homers hat, sind die geringsten. Wenn wir ihn nur nicht noch eingebildeter und eitler machen, so will ich ihm doch mein Votum nicht versagen. Heyne.*

Es ist ohnstreitig viel gegen Hr. Bürgers Probeschrift zu sagen, indessen da er doch viel Genie zeigt, und sonst gute Känntnisse hat, kann man ihm die Aufnahme als Beisitzer nicht verweigern, wozu ich auch meine Stimme gebe. Dietze.**

Ich habe nicht Gelegenheit gehabt mir einen so vortheilhaften Begriff von einem Beysitzer in der Gesellschaft zu bilden, daß ich Bedenken trage dem Hr. Bürger mein Votum zu geben.

Feder.***

IV. Bürgers Probeschrift.

Etwas Ueber eine deutsche Uebersetzung des Homers.

Fast weis ich nicht, ob ich die Sächelgen, welche ich auf diese Blätter niedergeschrieben, jemand vorzeigen soll, da sie ein Ding betreffen, das von mehreren Gelehrten bereits so vielfältig beschwatzt ist.[a] Denn mit altäglichen und von so vielen schon genot-

* Der ausgezeichnete Philolog Christian Gottlob Heyne wurde 1763 als Professor eloquentiae an Gessners Stelle nach Göttingen berufen; seine Lehrthätigkeit erstreckte sich über eine Menge von Gegenständen (Bursian in der Allg. deutschen Biographie XII, 375). Wie wir aus den Briefen von C. G. Lenz an Schlichtegroll (s. unten S. 83) erfahren, las Heyne 1787 privatissime auch über den deutschen Stil.

** Joh. Andreas Dietze war ordentlicher Professor der Litteraturhistorie und leitete wie Murray zu praktischen Uebungen in deutscher Sprache an.

*** J. G. H. Feder, 1768 nach Göttingen berufen, als Vertreter der Aufklärungsphilosophie und Gegner Kants bekannt, war ein Mann von umfassender Bildung. Vergl. Zeller, Gesch. der Philosophie 323 ff., und Roscher, Gesch. der Nationalökonomik 498 ff. Neben seinen Vorlesungen hielt er fleissig Disputierübungen ab. Richter in der Allg. deutschen Biographie VI, 595.

[a] Der Eingang ist zu gezwungen spashaft. Am allerwenigsten schickt sich dieser Anfang zu einer Probeschrift für eine Gesellschaft, wo viel ernsthafte Leute darinnen sind, und selbst der epigrammatische Aelteste ernst seyn kann wenn er will. Im Grund verräth dieser Eingang nur Eitelkeit, denn man soll ihn wie Rabner irgend wo sagt als eine *protestationem facto contrariam* ansehn. K.

züchtigten* Materien sich abgeben, oder gar Lob daran erschreiben zu wollen, wird mehrentheils eine mißlungene und undankbare Bemühung bleiben. Daher fürchte ich, daß, so bald jemand die Ueberschrift meiner Arbeit nur flüchtig wird überblickt haben, ein mitleidiges Lächeln ueber sein Gesicht fließen werde, wobey ich durch und durch vor Schaam glühen würde, wenn ich gegenwärtig seyn sollte. Denn diese wiedrige Mine wird gewiß nichts angenehmes für mich sprechen. „Guter Jüngling, Du wirst nicht viel herrliches sagen" — lese ich noch klärer darinnen, als jener König, dem eine Gespensterfaust[b] an die Wand schrieb: Man hat dich in einer Wage gewogen und zu leicht befunden. Was das allerärgste ist, so könnte ich nicht einmal böse drueber werden, ob ich gleich gewünschet, daß er sie bis ans Ende der Schrifft verspahret hätte. Denn bey wem sollte nicht der Argwohn erwachen, daß ich meine Ingredienzien vieleicht aus einer Menge anderer Discours und Essays kompilirt und sie nur, nach meiner Art, zu einer neuen Tinktur gequirlt habe? Gesetzt aber auch, man ließ mir noch ein bisgen Ehre, so würde es doch fürwahr! ein kleines Staubchen seyn, und mann würde mich vieleicht aus der verächtlichen Klasse der Ausschmierer in die Reyhen der lächerlichen Originale und abentheuerlichen Klügler erheben. Denn eine Uebersetzung des Homers ist den politischen Aufgaben im Staate gleich, an welchen sich gleich hundert zu großen Männern grübeln wollen, die aber doch oft, anstatt Schöpfer kluger und nützlicher Gedanken zu werden, die Welt nur mit kleinen leeren Grillchen bevölkern. Doch da in diesen Zeiten alles was Leben und Odem hat und auch gern in der Welt was vorstellen möchte, das Alterthum und seine Denkmäler im Munde führt, und jeder glaubt, der Gott des guten Geschmacks habe auch ihn auserwählt, mit ungewaschenen Fäusten unter den Antiken herum zu poltern, wer kann mirs wehren, wenn ich auch dem großen Schwarme nachkleppere, der ins alte Griechenland oder Latium trabet? Dieser Haufen scheint ja überdem noch keine geschlossene Zunft zu seyn, denn sonst würden die ächten Kenner und Meister unter ihnen, gewiß nicht dulten, daß sich ieder, der nur zwey Augen hat, ob sie gleich schielen, unter sie mische. Ists nicht artig wenn man einen mit griechischen Dichter-Nahmen erschrecken kann? Sollte es die Welt nur wißen, daß ich so hübsch und fein vom Homer schnakken könnte, man würde mich noch einmal so viel ehren, und die Mine aller Antiquarier, so mir in Teutschland be-

---

* scheint mir schmutzig. K.

[b] Das ist eben nicht orthodox gesprochen. Man kann den Ausdruck freylich einem Unterthan des Philosophen von Sanssoucy nicht für übel halten, ich dächte aber nicht, daß unsre Deutsche Gesellschaft ihn billigen sollte. K.

gegneten, die fürwahr! bey vielen so hoch gespannt ist, daß ein andächtiger und frommer leicht glauben mag, sie komme dem Ideal des Stolzes auf dem Gesicht eines Gottes sehr nahe, diese Mine, würde alsdann in eine herzbrüderliche Freundlichkeit zergehen. Und mir würde der gottlose verruchte Gedanke nicht mehr einfallen, daß dieser hohe Blick hagern Gesichtern nicht beßer laße, als wenn Vitzliputzli mit schwarzen Augenbraunen herabwinken wolte, um den Erdkreiß zu erschüttern. Getrost hohle ich also mein Scherflein aus der Tasche und komme herzu — doch nur herzugeschlichen — denn vieleicht hats nicht das richtige Gehalt und ächte Gepräge, so es haben müste. Daher will ich lieber nicht so laut damit einherprangen, als viele Herrn thun, die das ihrige, vieleicht nicht besser als meins, mit emporgehobnen Händen, wie eine Monstranz in der Welt umhertragen. Ganz in der Stille, mit niedergeschlagnen Augen, will ichs nur wenigen verständigen Wardains zum prüfenden Urtheil überreichen.*

Meine Betrachtungen werden, wie ich hoffe, sich dadurch von andern unterscheiden, daß sie vorzüglich nur auf eine deutsche Uebersetzung der Iliade gerichtet sind. Denn in dieser Absicht hat man noch am wenigsten von dieser Sache geredet. Die meisten so über diese Materie nachgedacht haben, waren Ausländer, deren Reguln vieleicht auf ihre Sprache und Nation, sehr selten aber auf die unsrigen paßen.

Eine wichtige und fast unentbehrliche Eigenschaft des Ideals, so ich mir von einer solchen Uebersetzung bilde, ist, daß sie nach Alterthum schmecken muß. Allen denen, welche die Ausländer von diesem alten Dichter geliefert haben, fehlt dieser Charakter, den die Liebhaber der Antike höchst ungern vermißen. Hierdurch vernachläßigen sie, sich ein Verdienst zu erwerben, welches in Werken des Geschmacks eines der schönsten ist, nehmlich, die Illusion beym Leser zu bewirken, in welcher er vergißt, daß er eine Uebersetzung vor sich habe, und in den süßen Wahn eine Zeit lang hineingezaubert wird, daß Homer, der alte Homer in eben derselben Sprache gedichtet, in der die Uebersetzung abgefaßt ist. Der Deutsche wird also ein großes vor den Ausländern voraushaben, wenn er diese Vollkommenheit zu erreichen sucht, worüber ich sogleich ganz kurz meine Gedanken mittheilen werde.

Den Ton des Alterthums auszudrücken, wird nicht wenig beytragen, wenn man sich der Sprache entwichener Zeiten bedient, welche sich durch eigne Wörter und deren besondere Zusammenfügung, von der unsrigen merklich unterscheidet.[c] Es giebt noch

* Alles Vorhergehende muß meiner Meinung nach zur Ehre der Gesellschaft ungedruckt bleiben. K.

[c] Ist das nicht ganz der Gedanke, den die Zürcher schon längst geäußert haben, veraltete Machtwörter in der Poesie wieder einzuführen? Es ist was richtiges daran, die Schwierigkeit besteht nur darin einiger-

eine ziemliche Menge solcher Wörter, die sonst blühten, die aber nach meinem Urtheil das undankbare Schicksal, ungebraucht almählig abzusterben, wegen ihrer Güte gar nicht verdient hatten. Wenn diese der Uebersetzer des Homer wieder hervorsucht und sie geschickt anbringt, so bin ich kühn genug eine gute Wirkung davon zu prophezeyen. Nur müsten sie nicht schon gar zu alt und bereits unverständlich seyn, noch auch eine zu große Aehnlichkeit mit dem heutigen platdeutschen haben, welche den gehofften Nutzen völlig vereiteln würde.[d] Vor die allerbesten halte ich diejenigen, welche in solcher Entfernung von dem Gebrauch unserer Zeiten stehn, daß man sie noch so eben ohne Perspektiv sehen und erkennen kann, aber die noch nicht so weit in das Alterthum zurückgewichen sind, daß sie nicht anders als durch Hülfe eines Gloßariums können verstanden werden. Auch diejenigen die man zwar noch hin und wieder, aber doch seltener antrifft, werden nicht ungeschickt seyn, der Rede den Anstrich zu geben, den ich wünsche. Aber notwendig müssen sie durchgehends edel seyn, sonst würden sie, anstatt die Würde derselben zu erheben, und die Fäden zur Webung eines antiken ehrwürdigen Gewandes zu seyn, zu läppischen Lappen ausarten und ein eckelhaftes Arlekinskleid hervorbringen. Daher prüfe man sie ia erst genau, und stelle wiederhohlte Versuche damit an, ob sie nichts komisches, niedriges, pöbelhaftes und schmutziges im Gebrauch an sich haben. So habe ich mich, zum Beyspiel, gefragt, ob ich das griechische κορη durch das ältliche Wort Dirne schicklich übersetzen könnte? Das endliche Urtheil aber hats verworfen. Denn da ichs hin und wieder in launischen Schriften angetroffen habe, wo es der Rede ein drolligtes Ansehn gab, so würde es nun in einer Epopee angebracht, den Ernst derselben gewaltig schwächen. Ueber dem erinnere ich mich, daß wohl ehr scherzende Freunde zu einem Mägdchen gesagt haben: Dirne du bist lieblich anzuschauen — Du hast Gnade funden vor meinem Auge.[e]

Diesem, was ich eben gesagt, füge ich noch den Rath bey, daß man sich kürzlich erschaffner Wörter, mit denen Scribenten, die nichts bessers wißen nur gar zu gern ihren Stil auszuschmücken suchen, so viel als möglich, lieber gar nicht bedienen wolle. Denn da man ihren Ursprung größtentheils kennt, und die Zeit weiß, da

---

maßen bestimmte Regeln davon zu geben und sie allenfalls mit Exempeln zu erläutern. K.

[d] Als wenn das alte Deutsche, dessen Nachdruck wir in neuster Zeit übertragen möchten, z. B. Luthers seines platt wäre? K.

[e] Wenn man gute nachdrückliche Redensarten für lächerlich halten will, weil ein Witzling sie mißbraucht, so wird nicht leicht was erhabnes im Ausdrucke übrig bleiben. Des Hr. V. scherzender Freund wird schwerlich etwas schreiben das man in zweyhundert Jahren noch einem Mägdchen sagen wird. K.

sie noch ungebohren waren, so würden sie die obige Illusion beym Leser nur schwächen, statt sie zu befördern. Viel ehr, glaube ich, ists, wie allen und sonderlich epischen Dichtern, auch meinem Uebersetzer erlaubt, neue Wörter zu machen, indem der fremde Klang derselben, eben die Wirkung wie die alten unbekanntern thun kann. Nur das versteht sich, man muß die Regul des Horaz beobachten, und

Signatum praesente nota producere nomen.

Hiernächst bemühe man sich die ältern Wortfügungen und Redens-Arten nachzuahmen. Sie haben oft vor den neuern einen nicht geringen Vorzug. Denn ich stimme denenjenigen bey, welche sagen, daß die Wendungen der ältern deutschen Sprache mehr original sind, und daß unsre neumodischen vielfältig aus fremden Sprachen in die unsrige geschlichen sind. Da es dem deutschen Original-Genie, welches in unsern Zeiten fast ein Unding geworden, vorzüglich eigenthümlich war, deutliche, richtige, ungekünstelte, edle und ernsthafte Gedanken zu bilden, so hatte dies auch einen so mächtigen Einfluß auf die Sprache, daß sie sich den Gedanken vortrefflich anschmiegte.[f] Daher waren ihre Tugenden, eine schöne Präcision, Anstand, eine rührende natürliche Einfalt, starke Farben, und ein männlicher Charakter. Herrliche Eigenschaften, die Sprache einer Iliade abzugeben! Ihr Ausdruck liefert sogleich dem Leser den wahren und ächten Gedanken des Schriftstellers, nicht vergrößert, nicht verkleinert, nicht mit einer verdrüßlichen Ungewißheit, sondern eben so, als er diesem in der Seele schwebte. Vielfältig ist die Periode der ältern Sprache nicht so schleppend als die heutige, denn dort finde ich das Haupt-Zeitwort, welches die Art der Handlung in einem Gemälde anzeigt, oder den Verstand der Periode bestimmt, gemeiniglich schon zu Anfang derselben, anstatt daß es bey uns oft nur gar zu weit hinten nachzottelt, welches den Stil äußerst langweilig macht. Hierdurch wird dem Leser, schon ehe er weiter liest, ein Haupt-Umriß des Gedankens oder des Gemäldes, so aufgestellt werden soll, geliefert, welches denn durch die letztern Sätze vollends ausgebildet wird. Dann wird die Seele des Lesers auf das geschwindeste erfüllt, und es verschwindet das Leere in der Zeit, die man anwenden muste die Periode erst auszulesen. Diese Eigenschaften glaube ich oft an den heiligen Büchern und sonderlich den poetischen bemerkt zu haben, die Luther mit dem besten Geschmack für seine Zeiten und einem so dichterischen Feuer übersetzt hat, daß man sich verwundern muß. Da man die Sprache derselben heute eben nicht mehr redet, so hat sie schon etwas feyerliches an sich, welches meine Seele eben so rührt, als der Anblick bejahrter Denkmäler aus längst verfloßenen Jahrhunderten; und mir deucht, daß auch dieses schon vieles mit beyträgt, daß mir der Inhalt dieser poetischen Bücher, erhabner

[f] Diese Erinnerung gefällt mir sehr wohl. K.

und göttlicher vorkommt.[g] Würde daher der Uebersetzer des Homers ungescheidt handeln, wenn er sie fleißig neben her läse und den Ton seiner Uebersetzung nach diesem feyerlichen Ernste stimmte?[h] Vieleicht vermeidet er am ersten auf diese Art den verdrüßlichen Febler der Franzosen, seinen Homer in ein Gewand des achtzehnden Jahrhunderts zu hüllen. Denn hier, hier muß auch die Sprache den *bon ton* empfinden laßen, der zu Esdras Zeiten Mode war, welchen der scherzende Sterne nur im Gespräch mit einem Frauenzimmer von Artigkeit und Welt, vor übel angebracht hielt.*

Einige unserer besten Kunstrichter** behaupten, daß Homer entweder gar nicht, oder doch in Prosa übersetzt werden müste***, und ihr Ansehn sowohl als eigne Ueberlegung, bewegen mich ihnen beyzupflichten. Es ist wahr, eine Uebersetzung in reinen fließenden Hexametern, die dem vortrefflichen Denis so sehr und fast allein beym epischen Gedicht gefallen, würde viele Vorzüge vor einer prosaischen haben. Dann müste sich aber an den Homer ein Deutscher von Popens Geiste wagen[i], oder wenn der Geist dieses unsterblichen Britten eine so seltene Gabe der Gottheit ist, so würde doch ein Mann, nicht geringer als Denis erfordert. Dieser müste sich denn durch wechselsweise[k] Lekture des ewigen Originals und der Popischen Uebersetzung begeistern, und seine Seele in die Situation erheben, in der sie bey einem solchen Unternehmen seyn muß. Allein ob uns gleich ein Genie auf diese Art ein vortreffliches Gedicht liefern könnte, so würde es doch gewiß der Gesang des alten ehrwürdigen Griechen nicht mehr bleiben. Die Uebersetzung mag daher immer mit der Harmonie des Verses vergnügen, was hilfts, wenn sie uns keinen Homer, in seiner wahren und unvermummten Gestalt, und statt ihn, den Uebersetzer darstellt? Welch'

---

[g] Wenn aber H. B. andere Schriften von Luthers Zeit liest, so wird er finden, daß sie nicht diese Sprache, sondern um viel schlechter reden. Luthers Genie schuff sich die Sprache für seinen Gegenstand wie nach ihm Opitz, Haller, Klopstock. K.

[h] Ich möchte doch nicht gern den Vater der heydnischen Götter in der Sprache der Bibel reden hören. Denn es würden mir hiebey leicht die Nachahmer in sogenannter jüdischer Schreibart einfallen. K.

* Yoricks empfindsame Reise, p. 42. (Anm. Bürgers.)

** d. i. auf Teutsch Klotz und Riedel. K.

*** *V.* Hr. Riedels Denkmal d. Hr. Meinhards und Hr. Klotzens deutsche Bibliothek 3. Stück p. 5—8 dem ich doch im ganzen nicht beystimme. Ihn hier zu wiederlegen, würde alzu weitläufig fallen. (B.)

[i] und auch wie Pope Subscribenten finden, daß er nicht verhungerte. K.

[k] Wechselsweise ist ein *adverbium* das unsre Schriftsteller die keine Grammatik gelernt haben als vor ihnen Andre freylich immer für ein *adjectivum* brauchen. K.

ein Verlust für diejenigen welche jenen kennen zu lernen wünschten! Denn auch ein Unwißender begreift den Zwang den sie auflegt, dem man auf Unkosten des Originals nur gar zu oft nachgeben muß. Daher werden die Vorzüge einer Uebersetzung in Versen gar leicht die Vortheile überwiegen, die eine prosaische hat, nach denen aber iene vergebens trachtet. Und hat ja die letztere ihre Mängel, so werden sie doch wenig oder nichts gegen die Unvollkommenheiten der erstern ausmachen. Was ists denn eben mit der Harmonie des Hexameters oder irgend eines langen Verses, in einem so langen Gedichte? Eine langweilige Monotonie werden sie verursachen, die zwar ein Dichter von Genie, wenn er was eignes singet durch den Schwung einer erhitzten Einbildungskraft hinlänglich abändern kann, welches aber einem gefeßelten Uebersetzer versagt ist. „Ein langes „Gedicht, sagt Herr Riedel,* in einem Tone mit Versen ohne Ab„wechselung, eine Satire mit einerley Gemälden, ein Drama mit „Charakteren ohne Kontrast, eine Gallerie von Bildern, wo man „nur eins sehen darf, um sie alle gesehn zu haben, ein Garten „deßen Beete lauter Quadrate sind, ein Tanz mit einerley Touren, „eine Musik, die wie das Thier ist,

„das gieng und wieder kam;

„alle dergleichen Produkte sind unendlich ermüdend und unan„genehm.“

Wenn auch außerdem die Verse noch so rein und fließend wären, so würden sie doch selten den Takt und den Gang haben den der Inhalt des Originals verlangt und daher denen musikalischen Stücken zu vergleichen seyn, wo zwar mehrere wohlklingende Accorde zusammengesetzt sind, die aber keine Leidenschaft oder sonst etwas ausdrücken, bey denen sich daher nichts denken und empfinden läßet. Mann versuche es nur und klemme Stellen in Hexameter oder andere Verse ein, die einen ganz andern Gang, wenn er lebendig und expreßivisch seyn soll, verlangen, sie werden gewiß erstaunend verliehren. Z. E. iene Stelle:**

Δεινη | δε | κλαγγη | γενετ' | ἀργυρεοιο | βιοιο

Da gieng Klang vom Silberbogen mit Grausen,

oder das hitzige Herabeilen des Apollo vom Olymp:

Βη δε κατ' οὐλυμποιο καρηνων χωομενος κηρ

Grimm in seinem Busen fuhr er von den Gipfeln des Olymps herunter.

Wenn sich nun aber der Uebersetzer von diesem Zwange frey findet und er nicht nötig hat, die ganze lange Iliade mit dem Maas-

* Theorie der schönen Künste und Wißenschaften p. 66. (B.)

** Diese wie alle anderen griechischen Textesstellen sind hier genau so wiedergegeben, wie sie Bürger, nicht ganz ohne Fehler, geschrieben. A. Kl.

stabe eines Verses, wie mit einer Elle auszumeßen, so wird doch die Prosa gewiß kein Kinderspiel seyn. Es ist nicht genug, wenn er den Verstand des Originals richtig, rein und mit edlen Worten in unsere Sprache überträgt, sondern er muß seiner Prosa einen Wohlklang geben, vor dem man Verse gern mißen wird, weil sie ihn zu erreichen nicht fähig sind. Daher muß er die Wörter, wie bey Versen bald hier bald dorthin werfen, sie auf mancherley Arten zusammenfügen, nicht aber, wie bey ienen, einen leeren Schall und Accord, sondern um die Bewegungen der Natur auch im Gange der Periode auszudrücken. Er versuche zu diesem Entzweck, sein Produkt öfters anständig und laut zu deklamiren, dann wird er bemerken ob die Harmonie der Periode der Bewegung der Natur, nach welcher auch die Seele schon gestimmt seyn muß, ähnlich sey oder nicht. Er merke genau auf wo es fehle, verändere und beßere, spanne den Ton bald höher bald tiefer, bald geschwinder bald langsamer. Auf diese Art wird das große Gesetz in der Poesie und den Künsten, die Natur nachzuahmen auch in der Sprache erfüllet werden. Die Seele läßet sich, wie aus der Philosophie bekannt ist, am liebsten mit der Natur in ihren Bewegungen dahin reißen, sie pflanzet, wenns möglich ist, die Bewegung wiederum gern außer sich in denen Dingen fort, in die sie wirken kann, daher folgt ganz natürlich, daß der Takt der Sprache derselben entsprechen müße. Diese algemeine Harmonie macht einen Cirkel, der aus der physischen in die moralische Natur und aus dieser wieder in iene zurückläuft. Die Seele, sagt der große Homer*, fällt mit einem schwehren Körper, fließt mit einem Fluße, steigt mit dem Feuer im Rauche. Die Sprache, die Dollmetscherin der Seele also, muß iene Bilder so ausdrücken, daß man schon an dem äußerlichen, ohne durch den Verstand der Worte es erst zu erfahren, den Fall des schwehren Körpers, das brausende oder sanfte Hinfließen des Flußes oder das wallende Aufsteigen des Rauches fühlen könne. Es ist also ohnstreitig ein unangenehmes gewaltsames und wiedersinnisches Gesetz was diese algemeine Harmonie stöhret. Von dem was ich gesagt habe, will ich ein Paar Beyspiele hersetzen, in denen man den Umlauf eines Zirkels vortrefflich wird beobachten können. Das erste ist aus dem Heliodor** und ist eine Stelle, welche mir immer meisterhaft vorgekommen ist.

Chariklea sieht im Wettlauf ihren geliebten Theagenes, den Schranken entlaßen, durch die Laufbahn dahin fliehn. Dieser Anblick verursacht eine gleiche Bewegung in ihrer Seele, die ein zärtliches Intereße noch mehr befördert. Ihre Seele theilt sie wieder dem Körper mit und ich muß mich sehr irren, wenn ich behaupte, daß der Dichter, da ihm die Einbildungskraft die Scene in voller Handlung darstellte, dieselbe auch im fortreißenden Gange der Periode lebendig gemacht habe:

* Grundsätze der Kritik. Th. I, p. 31. (B.)

** Heliodori Aethiopica L. III. (B.)

ἐνταυθα ουτε ἀτρεμειν ἐτι κατειχεν ἡ κορη ἀλλ' ἐσφαδαξεν η βασις και ἡ ποδες ἐκιρτων ὡσπερ οἰμαι της ψυχης τω Θεαγενει συνεξερομενης και τον δρομον συμπροθυμουμενης.

Das zweite Beyspiel ist aus dem neuen Gedichte Rhingulphs des Barden als Varus geschlagen war.* Im ersten Liede heißt es:

Indeß mein Geist durch euern Jubel beginnt,
Wie Opferflammen durch den Wind,
Sich höher noch höher
Und höher zu schwingen.

Sehr expressivisch und lebendig! Allein das unbestimmte Metrum war dem Dichter eben so günstig als dem göttlichen Ramler, welcher der schwimmenden Ino diese allerliebsten Verse sagen läßt:

Wo bin ich? O Himmel!
Ich athme noch Leben?
O Bruder! ich walle
Im Meere? Mich heben
Die Wellen empor?

Man laße das der Ino in einer andern Versart sagen, was wird herauskommen?

Ich kann nicht umhin bey dieser Gelegenheit, auch etwas von der Uebersetzung derjenigen Stellen zu sagen, von welchen einige und sonderlich die Franzosen behaupten, daß sie das feinere Ohr und die Artigkeit unserer Sitten beleidigten. Ich kann nicht untersuchen, wie weit hierin die Franzosen, in Absicht ihrer Sprache und Sitten Recht haben. So viel bleibt gewiß, daß der Deutsche selten nötig haben wird, sich nach ihren Grundsätzen zu richten. Ich will ihnen nicht abstreiten, daß die harten Stellen, wo sich Homers Helden schimpfen, ihrer Delikateße** unausstehlich sind, ia ich will sie nicht einmal geradezu tadeln, wenn sie solche Stellen ausstreichen. Der Deutsche aber wird weislich handeln, wenn er dieser ehrwürdigen Antike seine*** rauhen Züge läßt.[1] Er übersetze den Homer getreu! — Dies ist das vornehmste und gröste Gebot[m] — ich sage getreu — nicht wörtlich[n] wie ein gemeines Lexicon.

---

* p. 16. (B.)

** S. die ganze Vorrede zu der französischen Uebersetzung des Bitaubé. (B.)

*** ihre. K.

[1] Eine Antike muß aber nicht rauhe Züge haben, *videat.* die mediceische Venus, die doch dächte ich auch ehrwürdig heißen könnte. K.

[m] Eine ungereimte Anwendung eines Ausdrucks, der sich da schickt, wo Christus ihn braucht, aber nicht zur Uebersetzung des Homers. K.

[n] Den Unterschied hat Luther in seiner Bibelübersetzung nicht

Man muß den homerischen Ausdrücken das ächte Gepräge, das wahre Gewicht und Gehalt im Deutschen zuzuwiegen suchen. Und dieses ist fast immer anders, als die triviale Uebersetzung es angibt. Ja man darf muthmaßen, daß der Homerische Ausdruck fast immer gut sey, ob er es gleich nicht zu seyn scheinet. Denn bey dem Homer, der durchgängig so voll von hervorleuchtenden Vortrefflichkeiten ist, wird in zweifelhaften Fällen diese Präsumtion so gut gelten, als bey einem Manne, der bisher ein unbeschuldetes Leben geführt hat, wenn er wegen eines Verbrechens angeklagt wird, die Präsumtion seiner Unschuld statt findet. Daher laße man sich ia nicht verführen und glaube man sey berechtigt, das deutsche Gewand mit Flecken zu schänden, wenn das griechische dem Anschein nach welche hat. Denn ein kurzes Gesicht kann in der Entfernung vieleicht bisweilen den königlichen Adler für einen Uhu ansehen. Um aber das wahre Gehalt eines jeden Ausdrucks recht genau zu erforschen und zu bestimmen, wird ein langer und vertraulicher Umgang mit dem alten Dichter selbst, und das allerfeinste kritische Gefühl erfordert. Eine ächte Probe von der Güte des Deutschen wird vieleicht seyn, wenn solche Stellen ernsthaft und edel bey aller ihrer Rauhigkeit klingen. So glaube ich z. E. *οἰνοβαρες* ganz gut durch Schlemmer übersetzen zu können. Es wird zwar hiermit dem Agamemnon ganz unverblühmt und derb gesagt was er ist, aber doch nicht unter der Würde der Epopee und pöbelhaft. Wenn wir nun, wie wir es dem Homer schuldig sind, seinen Ausdruck in der Uebersetzung zu adeln suchen, indem nach der obigen Präsumtion derselbe in seinen Zeiten gewiß die gehörige Würde hatte, so wird doch in ieder Sprache, bey ieder Nation die Uebersetzung anders ausfallen. Was in Deutschland gut ist, ists vieleicht nicht in England und Frankreich, und was dort schön ist wird bey uns ein Fehler seyn. Popens Uebersetzung, die in solchen Stellen sich bisweilen fast gar nicht von den Worten und dem Ausdruck des Originals unterscheidet, soll mir ein Beyspiel darstellen.

Der folgende Vers

Οἰνοβαρες, κυνος ὀμματ' ἐχων, κραδιην δ' ἐλαφοιο

ist beym Pope so übersetzt:

Thou Dog in forehead, but in Heart a Deer.

Bey den Engländern mag dies vieleicht nicht so niedrig ausfallen. Wir müßen hier behutsamer verfahren und uns nicht nach dem Pope richten. Denn wir haben gewiße pöbelhafte Ausdrücke die einem gleich einfallen und erstaunenden Unwillen erregen würden. Hund — Hundsgesicht — Hasenherz — sind die artigen Sächelgen. Wer würde sich des Einfalls erwehren können: Homers Helden hätten

---

gekannt, und sich darüber so erklärt, daß dem Deutschen die Uebersetzung die Gedanken oder Empfindungen des Originals erregen müsse. K.

schon wie unsere Obristen geschimpft? Bey uns wird vieleicht das richtige Gehalt des Homerischen Verses seyn:

Du Schlemmer, du Wüthrich im Blicke, und in der Seele ein Feiger.

Eben diese genaue Bekanntschaft mit dem Dichter wird uns nicht wenig helfen, wenn wir auf dunkle, zweifelhafte oder gar verdorbene Stellen stoßen. Denn wenn ich den Charakter, die Meinungen und das Genie eines Menschen kenne, so werde ich seine Reden auch so verstehen, daß sie ienen entsprechen. Kömmt die Auslegung damit überein, so wird dies schon mehr denn den halben Beweis ihrer Gründlichkeit und Richtigkeit ausmachen. Wer, zum Beyspiel, die edlen Grundsätze kennet, welche die Alten in Absicht auf die Gastfreundschaft hegten, und aus dem Umgange mit seinem Homer gelernt hat, daß er von eben dieser erhabnen Tugend durchdrungen war, der wird dem folgenden Verse:

ἐνϑ αὐϑε Γλαυκω Κρονιδης φρενας ἐξελετο Ζευς

keine so unwürdige Uebersetzung angedeyhen laßen, als einige gethan haben, die sich dadurch erschrecklich an dem Vater Homer versündigt haben. — Jupiter hätte den Glaukus des Verstandes beraubt, daß er güldne Waffen gegen eiserne vertauscht. — Raserey! Beßer und richtiger haben es schon ältere, als Spondanus gegeben:

Da erhob Zeus die Seele des Glaukus u. s. w.

Noch ein Beyspiel will ich hersetzen, wie sehr die genaue Bekanntschaft mit dem Dichter beytrage, verdorbene Stellen zu verbeßern. Nicht aber, als ob dieser bekannte Satz, woran wohl Niemand zweifelt, dieses zu Beweiß und Erläuterung bedürfte; sondern um bey dieser Gelegenheit eine schöne Rarität heraushohlen zu können, deren Daseyn, der geneigte Leser, mir Philologastern, wo ich nicht irre, einzig zu verdanken hat. Es ist eine Verbeßerung einer Stelle im ersten Buch der Iliade die ich ganz hier her schreiben will.

Οὐ μεν σοι ποτε ἰσον ἐχω γερας ὁπποτ' Ἀχαιοι
Τρωων ἐκπερσωσ' εὐναιομενον πτολιεϑρον.
Ἀλλα το μεν πλειον πολυαϊκος πολεμοιο
Χειρες ἐμαι διεπουσ'. ἀταρ ἡν ποτε δασμος ἱκηται,
Σοι το γερας πολυ μειζον, ἐγω δ' ὀλιγον τε φιλον τε
Ἐρχομ' ἐχων ἐπι νηας, ἐπην κε καμω πολεμιζων κ. τ. λ.

Kömmt wohl das *ὀλιγον τε φιλον τε* mit dem Charakter und der Denkungsart der Homerischen Helden und sonderlich des Achill überein? Es ist freylich ein ganz guter Zug ausgedrückt, allein nach unsern Sitten, und nicht ienen Zeiten gemäß. Ein neumodischer Held würde zwar ganz cavalierement sagen, wie es im Text lautet. Ein anders Geschichtchen so Homer vom Achill aufstellt, und ge-

wiße Worte die er ihm sagen läßt, überreden mich sonst, daß er hier anders geredet habe. Im 24ten Buche sagt er.*

Μη μοι, Πατροκλε, σκυδμαινεμεν, αἰ κε πυθηαι
Εἰν ἀϊδος περ ἐων ὁτι Ἑκτορα διον ἐλυσα
Πατρι φιλω. ἐπει οὐ μοι ἀεικεα δωκεν ἀποινα.
Σοι δ' αὐ ἐγω και των δ' ἀποδασσομαι ὁσσ' ἐπεοικεν.

Wenn man außerdem recht auf den Zusammenhang Acht giebt, so merkt man, daß ihm das *ὀλιγον* gar nicht *φιλον* gewesen sey. Ich nehme also eine kleine Veränderung vor. Für *φιλον* setze ich *ψιλον*. Und das vorhergehende *ἔχω*, welches gar nicht zum folgenden *ἐκπερσωσ'* paßt, verändere ich durch *ἕξω*. Taugt meine Verbeßerung nicht, so tröste ich mich damit, daß oft auch der allergrößten Critiker ihre nichts taugen.** Nunmehr fällt die Uebersetzung also aus:***

Mir wird ohnedem nie ein Preiß, gleich dem deinigen, zufallen, wenn die Griechen die volkreiche Stadt der Trojaner zerrütten werden. Und doch kämpft meine Faust am mächtigsten dem ungestümen Kriege entgegen. Dir wird bey der Theilung die fettere Beute. Ich aber, ich schleiche (raste)† dann, ermüdet vom Gefecht, mit einer armseeligen und geringen nach (bey)†† meinen Schiffen. Lieber ziehe ich also nach Phthia zurück u. s. w.

(††† Hier will ich mein Exercitium abbrechen und menschenfreundlich gegen den Leser seyn, den ich lange genug gepeiniget. Was sagst du da Bürger? Die Bluhme hättest du spahren können. Glaube mir, meine Seele, der Leser wird gleich von Anfange sein bestes bedacht und sich nicht Kopf und Magen mit Lesung deines Geschwätzes verdorben haben. O wenn das ist, warum höre ich denn schon auf zu schreiben? Frisch also noch ein kleines Avertißement hergesetzt! Mann hat mir gesagt, Herr Herder habe in seinen kritischen Wäldern, gleichfalls von einer Uebersetzung des Homer geredet und sonderlich ihre Möglichkeit gegen die neusten Kunstrichter bewiesen. Als ich dieses schrieb, war das Buch noch nicht in Göttingen. Nun ists zwar angekommen, allein ich sage *bona fide*, ich habe es noch nicht gelesen. Denn sonst würde ich nach allen Vermuthen dieses mein unwürdiges Papier schon haben zerreißen müßen. Und das wär mir ein Spaß bey dem ich nicht

* v. 592.

** gut gesagt, *fiat applicatio*. K.

*** Und sie taugt auch gar nicht, denn sie ist wider das Silbenmaß. K.

† Correctur Bürgers.

†† Bürger.

††† Das Zeichen ( ) von K., welcher demnach alles folgende gestrichen zu sehen wünschte.

lachen würde. Denn ich habe kein anderes Probestück, welches ich bringen könnte, und sollte ich dieses zerreißen, so müste ich die Worte der Andromache, die sie dem Hektor sagte, borgen und zärtlich mein Opusculum anreden:

οὐ γαϱ ἔτ ἀλλη
'Εσται ϑαλπωϱη, ἔπει αν συ γε ποτμον ἔπισπης
'Αλλ' ἀχε'.

Ich mag Sie, ich mag Sie also nicht erst lesen, mein guter Herder!

Eins ist noch Noth!° Ich muß diesem Aufsatze von den Gönnern, denen er vorgelegt werden soll, eine gelinde Aufnahme erbitten. Hierzu verführt mich keine Mode, nach welcher Versuchen von dieser Art, in ähnlichen oder gleichen Fällen, ein wesentliches Stück zu mangeln scheint, wenn die liebe Captatio benevolentiae nicht dazu gebleckt ist (so!). Wenn sie iemals einem Scribenten von recht demüthigen Herzen gegangen ist, so bin gewiß derjenige. Denn wie könnte ich, der ich in den schönen Wißenschaften und in der Critik nur noch ein schwaches und unwißendes Kind bin, die Stimme des Gewißens verhören, welches mir zulispelt: Du sagst nichts richtiges, nichts erhebliches, nichts brauchbares noch neues, worauf nicht jedermann eben so gut hätte verfallen können und vieleicht schon verfallen ist. Du hast noch nicht genug Stärke der Vernunft, das wahre von den falschen, nicht Urtheilungskraft genug, das wichtige von Kleinigkeiten und das brauchbare von unnützen zu unterscheiden, noch die nötige Lektüre, um vor der Gefahr gesichert zu seyn, über alte und bekannte Dinge von neuem zu schwatzen. Dieses Mistrauen, welches ich in voller Stärke in meiner Seele fühle, welches mir, so wahr ich ein Liebling der Musen zu werden wünsche! ewig ein schätzbarer Talismann seyn und liebreich verhindern soll, daß ich mich nie lächerlich machen möge, dieses treibt mich, in ungekünstelter Einfalt meines Herzens, die hochachtungswürdigen Männer, so diese Zeilen überblicken werden, zu ersuchen, daß Sie mehr nach der gefälligen Güte ihres Herzens als nach strengen Gesetzen der Critik davon urtheilen

---

° Wieder was aus dem biblischen Phrasesbuche. Daß doch diese Herrn nicht bedenken, worinnen eigentlich das Lustige bey solchen Anwendungen der Bibel besteht. Wenn ich läse *S. P. Q. Gottingensis*, so lachte ich gewiß nicht über die Römer, sondern über die Göttinger. Ueberhaupt hätte ich lieber eine Probe einer Uebersetzung des Homers gesehn als Gedanken wie sie zu machen ist. In der Probe sähe man diese Gedanken auch und gleich in Umständen wo man sie beurtheilen könnte. Das ist aber der Geschmack unserer Zeiten viel davon zu sagen was und wie es könnte gethan werden und nichts zu thun. K.

wollen. Wird doch das Versehn eines Unmündigen nach den bürgerlichen Rechten gelinder gerüget, warum sollte man mir Unmündigen in den Wißenschaften nicht eine gleiche Wohlthat zu statten kommen lassen.)

Göttingen. 1769. Gottfr. Aug. Bürger.

V. Ueber Bürgers Lehrthätigkeit an der Universität Göttingen im Wintersemester 1787—88.

C. G. Lenz an Schlichtegroll in Gotha, Ende October 1787.

„Bürger hat ein einladungsprogramm zu seinen vorlesungen geschrieben, worin er vom deutschen stil handelt. Es ist noch nicht zu haben, sonst hätte ich dir's gleich überschickt; denn es lohnt sich der mühe, es zu lesen. Mit männlicher beredsamkeit und beißender satire rügt er die unverzeihliche nachlässigkeit der deutschen schriftsteller im stil, verbreitet sich besonders über den zustand des kanzleystils und philosophirt überhaupt über den einfluß der sprache auf kultur. Tausend interessante bemerkungen trifft man darin an über schönen stil, über eintheilung der wissenschaften und künste, in höhere und schöne, über den begriff eines schönen geistes *etc.* Kant wird der erste philosoph auf der erde genannt."

Den 4. Nov. 1787 schreibt Lenz:

......„Gestern las Bürger das 2te mal Kantische philosophie. Er hatte das 1te mal 24 zuhörer, worunter 3 Prinzenhofmeister, Linsing *etc.*, *D.* Althof, Repet. Haenlein *etc.* waren. Der ruf brachte ihm gestern mehr denn 50 zuhörer, die sein lehrsaal kaum faßte. Sein vortrag ist über erwarten gut, deutlich, faßlich, angenehm. — Er spricht sehr frey von Kants gegnern, selbst von den dissensus der hiesigen Professoren,* ohne zu beleidigen, mit vieler achtung für Kant, ohne zu übertreiben. Er scheint mir, was die form anlangt einen sehr guten weg eingeschlagen zu seyn. Er will jede materie mehr als einmal berühren; erst will er seinen stoff aus dem gröbsten arbeiten, um nicht gleich anfangs durch eingehung in die kleinsten theile die übersicht des ganzen zu erschweren, dann wieder daraus zurück zu kommen, um die einzelnen theile auszuarbeiten, und zuletzt das ganze überarbeiten und ihm die nöthige politur geben. Seine bescheidenheit, geschmackvoller vortrag, erläuterung durch häufige beyspiele, selbst versinnlichung durch allegorie und bilder, wo sichs thun läßt, erwerben ihm gewiß beyfall, den ihm schon itzt der große haufe — freilich *mobilium turba Quiritium* — giebt. Sein *privatum* über den deutschen stil ist ebenfalls zu stande gekommen. Er hat 12 zuhörer. Heyne liest auch für 1 oder 2 stück Schweizer ein *privatissimum* über den deutschen stil. *Ohe!*"

* Vor allen Feder und Meiners.

In einem Briefe vom 10. Nov. 1787 heisst es:

...„Ueber Bürgers programm bin ich ganz deiner meinung. Auch im mündlichen, sonst recht guten vortrag, verfällt er bisweilen in die platte, unedle sprache. Sein beyfall in den Kant-vorlesungen steigt. Er hatte heut mehr denn 70 zuhörer und liest sehr gut. Er nimmt auch rücksicht auf Kants gegner und hat noch heut einen zweifel des würdigen Reimarus beleuchtet."

Von besonderem Interesse sind die Mittheilungen vom 17. Nov. 1787:

„*Βουλὴ** ist der Meinung, die zuhörer würden bei Bürger und nicht Bürger bei den zuhörern aushalten, und tröstet sich damit. Die zeit muß lehren, ob er recht hat. Man behauptet hier allgemein, B. würde als Professor unbrauchbar seyn; nur die noth treibe ihn an thätig und nützlich zu seyn. Am mittwoch hielt er eine stunde, in der ich dich gegenwärtig gewünscht hätte. Er übertraf sich selbst. Mit der größten wärme und einem schönen fluß der rede sprach er von den vorzügen eines kleinen, aber gewissen besitzes vor den größten chimärischen besitzungen, und wendete dieß auf die Kritik der reinen Vernunft an. Die Resultate der Kritik würden, meinte er, nie die resultate von Luthers kleinem katechism verdrängen; denn unmündige und der große haufen lese und verstehe dieß buch nicht, das ein in seiner scheide fest verwahrtes schwerd sey, und nur von geübten männern herausgezogen werden könne. Er verglich das werk ferner mit Ulysses bogen, den die freyer der Penelope nicht, sondern der einzige Ulysses spannen konnte. Der beyfall wächst noch mit jeder stunde."

Am 23. Dec. heisst es kurz:

„Bürger hat sich in den letzten Stunden** mit den Einwürfen Platners, Jacobis, Abels gegen die Kantische Aesthetik beschäftigt und sehr scharfsinnig sie widerlegt."

Endlich am 9. März 1788:

„Bürger hat gestern geschlossen. Obgleich der extensive Raum der äußern Anschauung in seinem Lehrsaal etwas geringer worden war, so machte er doch beym Schluß seinen noch übrigen Zuhörern das Compliment, er glaube nicht, daß die Intension etwas dabey gelitten habe. Er denke auf den Winter ausführlichere Vorlesungen über Kant zu halten, und dann hoffe er, Ulysses Bogen besser spannen zu können. So viel er absehe, werde er denn doch wohl Zeitlebens ein Apostel dieser Lehre bleiben."

---

* Wie aus anderen Briefen hervorgeht, ist hier der Philosoph J. Gottl. Buhle gemeint, welcher der Kantischen Schule angehörte und im Wintersemester 1787—88 vor fünf Zuhörern über Logik las. Er war mit Lenz und anderen jungen Illuminaten befreundet.

** Lenz bedient sich von hier an der deutschen Schrift; daher die grossen Anfangsbuchstaben der Hauptwörter.

Der Phoebus gegen Voss und Schmidt von Werneuchen.

Neu abgedruckt durch ERICH SCHMIDT.

Adam Müllers und Heinrichs von Kleist „Phoebus“ erschien in einem Jahre mit Arnims und Brentanos „Zeitung für Einsiedler“ und war so kurzlebig wie diese. Die beiden hervorragendsten, jeder breiteren Wirkung auf das Publicum widerstrebenden Organe der jungen Generation treffen zusammen in der Befehdung des alten Voss, dem freilich von Arnim unermüdlicher, von Görres gröber mitgespielt wird. Den im „Phoebus“ enthaltenen, bei aller schreienden Ungerechtigkeit und Impietät geistreichen Angriff auf den Dolmetsch Homers finde ich bei Herbst so wenig erwähnt, als die mimische Satire des „Phoebus“ gegen Pastor Schmidt in v. Loepers hochwillkommener neuer Ausgabe der Goetheschen Gedichte. So begegnen hier Voss und Schmidt einander wie in Schlegels bösem „Wettgesang“. Die Parodie auf Schmidt gibt sich gleich im Titel als Pendant zur Goetheschen.

„Der Alte und sein Uebersetzer“ steht im Doppelhefte für April und Mai (1808) S. 21—24 an zweiter Stelle, nach dem Fragment „Robert Guiskard“. Der Verfasser ist nicht genannt, aber zu der in demselben Hefte als elfte Nummer S. 73 f. ohne Unterschrift gedruckten „Variation“ meldet die Inhaltsangabe: „Variation auf Göthe's Musen und Grazien in der Mark von Doctor Wetzel“, und gewiss dürfen wir den Urheber beider kritischer Teufeleien in diesem eifrigen Mitarbeiter des „Phoebus“ suchen. Seine grossentheils ernsten Beiträge fehlen in „K. F. G. Wetzels gesammelten Gedichten und Nachlass. Herausgegeben von Z. Funck. Leipzig 1838“ und bleiben unerwähnt in dem unzuverlässigen Panegyricus desselben Z. Funck: „Erinnerungen aus meinem Leben in biographischen Denksteinen

und andern Mittheilungen. 1. Band: Aus dem Leben zweier Dichter: Ernst Theodor Wilhelm Hoffmanns und Friedrich Gottlob Wetzels. Leipzig 1836" S. 173 ff. (vgl. Koethes Charakteristik und unzulängliche Berichtigungen in den „Blättern für litterar. Unterhaltung" 1837 Nr. 96 ff.).

Ich bemerke noch zur Sache, dass Wetzel (1779—1819) 1805 in Leipzig eine metrische Lucrez-Uebersetzung begann, allabendlich den Homer studierte und jeden Morgen zwei Freunden „einen Gesang aus dem göttlichen Alten" vorlas. Er zog 1806 zu Heinrich Schubert nach Dresden und hielt 1809 (?) mit grossem Erfolg „Vorlesungen über den Homer", die nach dem Biographen in „Stolls Prometheus Wien 1810" gedruckt sind. Ich kenne aber nur den „Prometheus" v. Seckendorfs und Stolls von 1808, wo allerdings im 1. Hefte S. 31 ff. ein so begeisterter und anspruchsvoller wie verschwommener „Versuch einer Allegorie über den Homer" mit Wetzels Unterschrift erschienen ist. Zu den Mitarbeitern zählt auch Voss (2, 51 ff. „Kassandra. Aus dem Agamemnon des Aeschylos"). Wetzel betont im Eingang gnädig, dass Homers „köstliches Werk aus den Schulen der Gelehrten durch Vossens Verdeutschung in den schönen geselligen Kreis des Lebens eingeführt, und selbst den Händen edler Frauen übergeben ist". In den Gedichten findet man auf S. 373 ein Sonett gegen die modernen Interpreten der antiken Dichter: „Zur Arbeit an die sogenannten Alten!", und S. 389 ein vielleicht auf Voss zielendes Epigramm, „Der grosse Metriker":

Dein Hexameter hat zwar sechs reputirliche Füße,
Aber besieht man das Ding näher, so sind sie von Holz!

1806 entwarf er den viel später gedruckten „Prolog zum grossen Magen" (Gedichte S. 399 ff.), eine vortreffliche Satire wider die platte Nützlichkeitstendenz der Zeit, in mannigfacher Uebereinstimmung mit Brentanos Abhandlung über den Philister. Die „erbaulichen Lieder voll Kartoffelknollen für Ochsen, die sich bilden wollen", gehen auf Voss, die „märkischen Rüben und Musen und Grazien" auf Schmidt. Schlegels dritten im Bunde, Matthisson, hat er verschont, dafür ist sein „Rhinozeros" eine grosse Travestie der Tiedgeschen „Urania".

II. Der Alte und sein Uebersetzer.

Uebersetzer an seinem Schreibtisch mit einer neuen Ausgabe des Alten beschäftigt.

Es pocht.

Uebersetzer. Wer da nun wieder kommen mag!
So gehts den lieben langen Tag!
Jung', schau doch 'mal zur Thür hinaus,
Sag' nur, ich bin heut nicht zu Haus.

Junge kömmt erschrocken zurück und spricht:
Papa! ach welch entsetzlich Bild!
Mit Feueraugen gross und wild,
Ein Bart, schlossweiss bis an das Knie,
Solch Ungethüm sah' ich noch nie!
Ein Riese! Knochen wie von Eisen,
Will zu dir, lässt sich nicht abweisen,
Spricht griechisch das seltsame Thier,
Und in Hexametern, däucht es mir,
Vor Schreck konnt' ich kein'n Finger biegen, (dactylus)
Kein'n Fuss schier von der Stelle kriegen. (pes)

Uebersetzer Ei, ei! du bist doch sonst nicht faul,
Tummelst tüchtig des Hexameters Gaul,
Musst ja selbst Göthes Hermann die Stiefel putzen,
Dorotheen die Füsse zum Tanze stutzen —
Nun, lass den seltnen Gast nur ein — (für sich)
Mein, sollt's der hällische Wolf wohl sein?

Junge. Ja! ja! der höllische Wolf, Papa!

Uebersetzer. (sich in die Lippen beissend) Dummkopf! es giebt keinen Teufel ja! (Junge ab)

Der Alte (eintretend) Friede sei mit dir! ein alter Mann
Spricht um einen Trunk dich an.

Uebersetzer. Hier ist keine Schenke, wie Er wohl meint —
(den Alten mit den Augen messend)
Wer ist Er denn, mein lieber Freund?

Der Alte. Dein Gastfreund rühm ich mich zu sein,
Drum kehr ich freundlich bei dir ein.
Dort, wo in sel'ger Götter Kreis
Ich jetzo sing Achilleus Preis,
Odysseus auch, der Griechen Zier,
Kam eine Stimme fern zu mir,
Du machtest deinem Vaterland
In deutscher Zunge mich bekannt.

Da dacht' ich denn in meinem Sinn,
Am besten, du gehst selber hin,
Wenn ihm mein Angesicht erscheint,
Vielleicht merkt Er's, wie ich's gemeint —
Gieb her das Blatt —
(er liest sehr aufmerksam in dem Buche — nach einer langen Pause das Buch weglegend — kopfschüttelnd)
Mein Schatten blos,
Zwar zielt er, doch er schiesst nicht los.

Uebersetzer. Hilf Himmel! wie? du wärst Homer?
Es ist unmöglich! Nimmermehr!
Für solchen tollen Geisterspuck,
Mein Lieber, sind wir jetzt zu klug;
Drum weg die Larve! sei gescheidt!
Hab' zum Narriren keine Zeit.

Der Alte. Wie aber mochtest du dich erkühnen,
Zu schreiben, ich sei dir schon erschienen?

Uebersetzer. Ich weiss, vor meiner Ilias
Da stehts! allein das ist nur Spass.
Auch siehst du dort gar anders aus,
Erscheinst in vollem Saus und Braus,
In Morgenrothes Glorie,
Dass Feld und Wald rings leuchtete.

Der Alte. Ach! Bester, nein, an solche Pracht,
Hab' ich mein Lebtag nicht gedacht.
Ich lobt' und sang, was ich gehört,
Und was die Muse mir gelehrt,
Denn sie liebt ja nach ew'gem Recht
Der Sänger heiliges Geschlecht.

Uebersetzer. Die Muse? wie? dran glaubst du noch?
In meiner W e i h e sagt ich doch,
Du seist jetzt viel mehr aufgeklärt,
Habst dich vom Heidenthum bekehrt,
Und sängest vor Allvaters Thron
Erbaulich mit Isai's Sohn.

Der Alte. O du höchst wunderlich Gesicht!
Verständest du doch mein Gedicht,
Und könntest meine Seele fassen,
Hätt'st solch Nachmachen bleiben lassen,
Würd'st hinterdrein nicht ausgelacht,
Dass du vorher dich breit gemacht,

Du sähst an meiner Seite dich
Im Himmel schon sitzen gar ehrbarlich.
Mir stets nur menschlich Wort erschallt,
Dein kostbar Steingut nur behalt!

Uebersetzer. Wie soll man dich denn übersetzen,
Dass auch das Volk dich lerne schätzen?

Der Alte. Nur durch lebendig Hauch und Wort
Pflanzt sich mein Lied lebendig fort,
Wollt ihr mich in Buchstaben zwingen,
Fürwahr, es wird euch nicht gelingen!
Es geh' mein Lied von Mund zu Munde,
Wie's glücklich ausgebiert die Stunde,
Der Geist durchsichtig, flüchtig zart
Auf dem Papier zu Eis erstarrt,
Der goldne Fluss in Sand verkrochen,
Dem Wort die Flügel entzwei gebrochen.
So lob' ich deine Künstlerhand,
Geglättet, gefeilt mit viel Verstand,
Die Verse richtig nachgezählt,
Für jedes Wort der Platz gewählt,
Ein Werk von deutschem Schweiss und Fleiss,
Doch, dass Ichs bin, macht mir nicht weiss.
Mein Haar hieng schlicht mir um den Kopf,
Du drehtest mir ein'n steifen Zopf,
Nicht schön und hoch genug war ich dir,
Du gabest Schmink' und Stelzen mir,
Uebersetztest jeden Alltagswind
In Donner- und Feuerorkan geschwind,
Das poltert und rollt und blitzt und kracht,
In centnerschwerer Gallapracht,
Die einfach göttliche Gestalt
Mit Rauschgold und Katzensilber bemalt,
Des Wortes freie Götterwelt
Mit dem Stock in Reih' und Glied gestellt,
Ja Kindlein gar und Jungfrau'n zart
Reden nach Professoren-Art —
Und o wo ist dein schöner Leib,
O Sprache, göttergleiches Weib!
Der Seele seelengleiche Hülle?
Der Glieder blühend süsse Fülle?
Dein Mund so tonreich und so rund?
Die Brüste voll und kerngesund?
Daran mit ewigem Ergötzen
Sich Herz und Auge mochte letzen —

Wo deiner Füsse goldner Reigen,
Dem Well' und Wind gehorsam schweigen? —
Ach auf der metrischen Tortur
Krümmt sich die herrliche Natur,
Seh' ich den hohen Leib verrenken,
An allen Gliedern und Gelenken!
Das alte Kleid passt ihr wohl an,
Doch ist's und bleibt's ein hölzern Mann,
Was dort lebendig frei sich regt,
Sich künstlich hier am Drath bewegt,
Klingt nicht in Ohr und Herz hinein,
Bleibt leider in Fingern und Füssen allein,
Mit allen euren Hexametersprüngen
Seid ihr Bären, die unter die Musen giengen,
Denn wer nicht frei und kerngesund
Aufsprosst aus eignem Lebensgrund
Gleichwie Gewächs' und Bäum' im Wald,
Das war nie jung, das wird nie alt.
Doch wer so geübt im Voltigiren,
Dass er, ohn' sein Urbild zu berühren,
Oft übersetzt, wie du gethan,
Sein nehm ich mich nicht weiter an,
Auch darf er, Niemand wird's ihm wehren,
Mich geographice erklären,
Die Poesie in deutsche Meilen,
In Grade der Länge und Breite theilen,
Dass jeder Tropf mit dem Cirkel gleich misst
Wie weit's nach der Insel der Kalypso ist.
(verschwindet)

Uebersetzer. Nein, beim Homeros! dies Gesicht
Setz' ich vor die neue Ausgabe nicht!

Q. D. B. F.

XI. Variation auf die Musen und Grazien in der Mark.

Nicht zu viel und nicht zu wenig!
Ist der liebste Wunsch der Brust;
Nur kein Kaiser oder König,
Aber auch kein Bettler just!
Alle Tage Fleisch im Topfe —
Nein, den Aufwand litt ich nicht,
Und zu viel Gehirn im Kopfe,
Macht nur Milzbeschwer und Gicht.

Wie so traulich ist's im Häuschen!
  Alles sauber und gefegt,
Und so still, man hört das Mäuschen,
  Das sich auf dem Boden regt.
Drunten in dem grauen Stübchen,
  Um den Milchnapf, aufgetischt,
Sitzen Mädchen, sitzen Bübchen,
  Roth, die Nasen nicht gewischt.

Helft mir nun den Kirschbaum pelzen!
  Marsch zum Garten! grabt und hackt!
Könnt euch auch im Sande wälzen,
  Wenn ihr wollt, gar splitternackt!
Mutter stopft den Hans indessen,
  Dass der Bube mir nicht grinzt —
Nicht wahr, Hans, du wolltest essen? —
  Wie der Pausback schelmisch blinzt!

Junge, treib das Vieh zur Weide!
  Wie das springt! der Muthwill stichts!
Auch das Vieh will seine Freude,
  Von Stallfütt'rung halt' ich nichts.
Guck! da kömmt der Hahn, der Stürmer,
  Mit dem ganzen Harem an,
Pickt sich aus dem Miste Würmer —
  Pros't die Mahlzeit, Göckelhahn!

Einen Trunk her, frisch und helle!
  Arbeit, liebes Weib, macht heiss!
Unser Wein fliesst in der Quelle,
  Das ist unser künstlich Eis.
Unser Wildpret und Pasteten
  Sind Kartoffeln, gross und gut,
Denn es heisst: Du sollst nicht tödten!
  Mir wird schwiemlich, seh' ich Blut.

Nun, ihr Kinder, lasst im Frischen
  Uns spatzieren gehn, weit, weit!
Flink die Hosen an! Inzwischen
  Mach' ich meinen Vers auf heut.
Mässigkeit in Ernst und Spasse!
  Nicht zu trokken, nicht zu feucht!
O die goldne Mittelstrasse
  Wird uns Mittelmärkern leicht!

———

Albanische Märchen,

übersetzt von

GUSTAV MEYER,

mit Anmerkungen von REINHOLD KÖHLER.

Vorbemerkung.

Wie auf alle albanischen Dinge, so hat auch auf die albanischen Märchen zuerst Herr von Hahn die Aufmerksamkeit der gelehrten Welt gelenkt: seine „Albanesischen Studien“ enthalten fünf Märchen mit beigefügter deutscher Uebersetzung. Die letztere ist in desselben Verfassers „Griechischen und albanesischen Märchen“ wiederholt, wo die Zahl der Märchen um einige vermehrt ist. Seitdem ist unsere Kenntniss der albanischen Märchenlitteratur wesentlich durch zwei Bücher bereichert worden. Das eine ist das Manuel de la langue chkipe ou albanaise von Auguste Dozon (Paris 1879), das von S. 19—83 vier und zwanzig albanische Märchen im Urtext mittheilt. Da der Herausgeber dieselben jüngst ins französische übersetzt hat (Contes albanais recueillis et traduits par A. D., Paris 1881), so sind sie den weiteren Kreisen der Märchenfreunde zugänglich geworden. Das zweite Buch ist die *Ἀλβανικὴ Μέλισσα* (beljétta škjüpetáre), *σύγγραμμα ἀλβανο-ελληνικόν, συνταχθὲν ὑπὸ Ε. Μήτκου* (Alexandria 1878). Hier stehn von S. 165—190 zwölf Märchen, Sagen und Erzählungen. Drei von ihnen hat Dozon in der eben angeführten Uebersetzung seiner Märchen ebenfalls übersetzt, nämlich Nr. 3 die Sage von der Fuchsbrücke in Diwra (Dozon S. 255), Nr. 8 die Fabel von der Spinne und der Hummel (Dozon S. 246) und Nr. 12 die Sage vom todten Konstantin (Dozon S. 251). Die noch übrigen neun Stücke habe ich im folgenden zum ersten

Male, so viel ich weiss, übersetzt. Die locale Herkunft der einzelnen Stücke ist vom Herausgeber leider nicht angegeben; die Mundart ist in allen die südalbanische oder toskische.

Nr. 10, 11 und 12 sind von Reinhold, dem im vorigen Jahre verstorbenen Verfasser der Noctes pelasgicae, gesammelt, und zwar stammt Nr. 10 aus Poros, 11 und 12 aus Hydra. Nr. 12 ist in dem wenig bekannt gewordenen autographierten Nachtrage zu der Anthologie in den Noctes pelasgicae auf S. 45 ff. publiciert; die beiden andern liegen mir in Manuscripten Reinholds vor, die durch die grosse Freundlichkeit seines Neffen, des Herrn Hauptmann Reinhold in Posen, in meinen Besitz gelangt sind. Ich sage ihm auch an dieser Stelle für diese werthvolle Gabe Dank. — Nr. 13 und 14 endlich stehn im Original mit einer den Worten des Originals folgenden Interlinearversion in dem Schriftchen von Jarník „Zur albanischen Sprachenkunde“ (Leipzig 1881); der Herausgeber verdankt ihre Mittheilung einem Scutariner.

Nimmt man noch die sechs kurzen Märchen aus Piana dei Greci in Sicilien hinzu, die im vierten Bande von Pitrè, Fiabe, novelle e racconti popolari siciliani (Palermo 1875) S. 285—298 stehen, so hat man alles beisammen, was mir bis jetzt von albanischen Märchen bekannt geworden ist.

Graz im October 1881. Gustav Meyer.

1. Das Mädchen mit der Ziege.

Es war, es möge nicht sein.

Es war einmal eine alte Frau, die hatte eine Tochter. Eines Tages, während das Mädchen an der Thür stickte, giengen einige Ziegen vorbei; da sprach sie zu ihrer Mutter: „Mutter, kaufe mir eine Ziege“. Und die Mutter kaufte ihr eine. Diese Ziege nahm das Mädchen und schickte sie in einen Weinberg zum weiden, dieser Weinberg aber gehörte dem Könige. Als der König sah, dass die Weintrauben beständig abnahmen, rief er den Hüter, der den Weinberg bewachte, und fragte ihn: „Wer isst meine Weintrauben?“ Bei diesen Worten ward er zornig, jagte den Wächter fort und wachte in Zukunft selbst. Das Mädchen schickte die Ziege abermals in den Weinberg, aber der König, welcher dort versteckt in der Abend-

dämmerung wachte, gieng der Ziege nach, bis sie in ihr Haus eintrat und dessen Thür geschlossen wurde. Hierauf klopfte er an die Thür, bis die alte heraus kam, und sprach zu ihr: „Warum, du alte, schickst du diese Ziege in meinen Weinberg, dass sie meine Trauben frisst? wenn du willst, gib mir deine Tochter zur Frau, damit ich sie mitsammt der Ziege zu mir nehme". „Gut, mein Sohn," antwortete die alte, „ich gebe sie dir von ganzem Herzen". Also heirateten sie sich, und das Mädchen nahm die Ziege mit sich. Eines Tages sprach die Dienerin des Königs zu ihr: „Gehen wir zum Brunnen um zu sehen, welche von uns schöner ist"; und es zeigte sich, dass die Gemahlin des Königs schöner war. Da bat die Dienerin die Königin um ihr Kleid, als ob sie sie dadurch ihrer Schönheit berauben wollte; und die Königin gab es ihr. Als aber die Dienerin das Kleid angelegt hatte, fasste sie die Königin und stürzte sie in den Brunnen; und dort wurde sie, bevor sie auf den Boden fiel, von einem grossen Fische ganz verschlungen. Die arme Ziege, welche gesehen hatte, wie man ihre Herrin in den Brunnen stiess, gieng suchend immerfort um den Brunnen herum und meckerte immerfort, aber jene kam nicht mehr aus dem Brunnen hervor. Hierauf fieng die Königin an ihr aus dem Brunnen zuzurufen: „Zicklein, o Zicklein! ich bin im Bauche des Fisches, mit dem Spinnrocken am Gürtel*, mit dem Sohne, der einen Stern auf der Stirn hat". Die Ziege antwortete ihr also: „Mädchen, o Mädchen! der Kessel wird gewärmt, die Messer werden geschliffen, sie wollen mich schlachten". Und so klagten sie sich gegenseitig ohne aufhören vor. Als der König die Ziege sah, wie sie so Antwort gab, sprach er: „Warum macht sie das?" Dann befahl er das ganze Wasser des Brunnens heraufzuziehen, und dabei zogen sie auch den Fisch mit heraus, und als sie ihn aufschnitten, nahmen sie die Königin lebendig heraus mit ihrem Sohne, der einen Stern auf der Stirn hatte. Darauf ergriffen sie die Dienerin, welche die Königin hinab gestossen hatte, und tödteten sie.

---

* me fúrkẹnẹ mun ndẹ brest. fúrkẹ heisst „Heugabel" und „Spinnrocken".

Ich habe euch kein Märchen erzählt, sondern ich wollte euch täuschen.

Vgl. Grimm, KHM., Nr. 11 u. 141; Hahn, Griechische u. albanes. M., Nr. 1; Basile, Pentamerone, V, 8; Gonzenbach, Sicilianische M., Nr. 48 u. 49; De Gubernatis, Le Novelline di Santo Stefano, Nr. 11; Bernoni, Fiabe popolari veneziane, Nr. 2; Corazzini, I Componimenti minori della letteratura popolare italiana, S. 443, Nr. 9 (M. aus Benevent); Busk, The Folk Lore of Rome, S. 40; Mélusine I, 419 (M. aus der Bretagne); De Gubernatis, Zoological Mythology, I, 409 (russisches M., aus Afanasjeffs Sammlung, IV, 45, ausgezogen).

Die Ziege des albanischen M. müsste nach Analogie der parallelen M. der verwandelte Bruder des Mädchens sein. R. K.

2. Die Frau und der Gevatter.

Es war, es möge nicht sein.

Es war einmal ein Mann mit seiner Frau. Die Frau aber liebte ihren Mann nicht, sondern den Gevatter, und daher stellte sie sich für den Mann immer krank, und dem Gevatter, wenn er kam, machte sie Eierspeise und Brodkuchen.* Eines Tages sprach der Mann zu ihr: „Ich will in ein fremdes Land reisen“. Er reiste aber nicht in ein fremdes Land, sondern er täuschte damit nur seine Frau. Er traf draussen einen alten Mann mit einem Esel, der einen Sack trug, und sprach zu ihm: „O alter, stecke mich in diesen Sack und lad mich auf den Esel, aber verrath nicht, dass ich drin bin, sondern sage, du habest Baumwolle“. Der alte nahm ihn und lud ihn auf den Esel; der Mann machte ein Loch in den Sack, um durch zu sehen. Hierauf brachte ihn jener zu seiner Frau — das hatte ihm der Mann aus dem Sacke heraus selbst angegeben — und sprach zu ihr: „Möchtest du mich nicht aufnehmen, o Herrin, dass ich diese Nacht hier schlafen kann? Die Nacht hat mich überrascht, und dazu habe ich noch diese Baumwolle bei mir“. „Gut,“ sagte jene, „bleib hier“. Der Mann passte aus dem Schlauche heraus immer auf. Später kam der Gevatter nach seiner Gewohnheit, und die Frau machte

* vë tẹ tiganísura, in der Pfanne gebackene Eier. kuljátše „ungesäuerter, in der Asche gebackener Brodkuchen aus Mehl, Wasser und Salz; Ringelbretzel“ Hahn. Das Wort ist slavisches Lehnwort.

ihm ein gebratenes Huhn und Eierspeise und Kuchen; dabei war sie sehr lustig und gab auch dem alten von diesen Speisen. Der arme Greis war zufrieden und sprach zu ihnen: „Wie gut sind diese Speisen!“ Hierauf sagte sie dem alten, er solle ein Lied singen. Und der alte begann ein Lied: „O du in den Sack gesteckter, du auf den Esel gehobener, höre, o tauber, sieh, o blinder: mit dem gebratenen Huhn, mit den gesottenen Eiern, mit dem warmen Kuchen“.* Nun legten sich die Frau und der Gevatter zu Bette, und der alte band den Hals des Sackes auf, und der Mann kam heraus. Er gieng leise und nahm Butter, schmolz sie und goss sie dem Gevatter ins Ohr, welcher sofort starb. Hierauf gieng er wieder zu dem alten, und als es Tag wurde, nahmen die beiden den Sack und giengen fort. Als die Frau erwacht war, sprach sie zum Gevatter: „Steh auf!“ Er aber rührte sich nicht. Als sie nun sah, dass er todt war, zog sie ihn aus dem Bette und gieng hin und verschloss ihn im Keller. Als der Mann von der Reise zurück kehrte, stellte sie sich wieder krank. „Warst du nicht gesund, o Frau?“ sprach er zu ihr. „Ich bin immerfort krank,“ antwortete sie, „denn ich habe keinen Arzt“. „Komm,“ sprach er, „wir wollen gehn und ein wenig das Haus auskehren“. Dabei giengen sie auch in den Keller, wo sie den todten fanden. Als die Frau ihn sah, sprach sie: „Ach, darum bin ich immerfort krank“. Hierauf nahmen sie den todten und warfen ihn hinaus. — Ich habe euch kein Märchen u. s. w.

Vgl. das deutsche M. vom alten Hildebrand (Grimm, KHM., Nr. 95, Meier, Volksm. aus Schwaben, Nr. 11, Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung IV, 12, 50, 79, VI, 46) und ein schwedisches in A. Bondesons Halländska Sagor, Lund 1880, Nr. 26. In diesen M. wird ein Bauer, dessen Frau mit dem Pfarrer buhlt, von seinem Gevatter oder seinem Knecht oder sonst irgend wem in einem Tragkorb oder dergleichen in sein Haus getragen und wird so Zeuge davon, wie Frau und Pfarrer sich erlustigen. Nachdem der Pfarrer, die Frau und der Gevatter je zwei auf die Umstände bezügliche Zeilen gesungen, thut dies auch der Bauer und steigt dann aus dem Korb. R. K.

---

* Die Uebersetzung ist wörtlich, die Stelle wol verstümmelt.

3. Die drei Gesellen.

Ein Mann hinterliess nach seinem Tode seine Frau schwanger, und nach sechs Monaten gebar sie einen Knaben. Sie zog trotz aller ihrer Armuth den Knaben auf, bis er fünfzehn Jahre wurde. Als der Knabe verständig geworden war, fragte er seine Mutter, ob sie nicht etwas vom Vater hätte. Die Mutter antwortete ihm, der Vater hätte viele Dinge hinterlassen, aber sie hätte alles verkauft, um seine Erziehung bis jetzt zu bestreiten. Aber der Knabe lag seiner Mutter immerfort in den Ohren, indem er sie um irgend etwas vom Vater bat, was es auch sei. Endlich sagte sie zu ihm: „Mir kommt es vor, als ob irgendwo auf dem Boden des Hauses ein Säbel liege“; und der Knabe sprach zu ihr: „Heb mich auf deine Schulter, damit ich hinaufkomme und ihn herunter nehmen kann“. Der Knabe nahm den Säbel, der seit Jahren nicht gereinigt und daher verrostet war, reinigte ihn, dass er wieder glänzte, und hängte ihn sich um den Hals. Dann sprach er zu seiner Mutter: „Mutter, ich will in ein fremdes Land ziehen“. Da begann die Mutter zu weinen und zu klagen, bat ihn, er solle nicht fortgehn, und sagte schliesslich zu ihm: „Schlag mir mit dem Säbel deines Vaters erst den Kopf ab, und dann zieh fort“. Aber der Knabe sprach: „Welcher Sohn hat jemals seiner Mutter den Kopf abgeschlagen? Ich bitte dich, grolle mir nicht, brich mir nicht das Herz, sondern wünsche mir Glück und habe mich lieb, denn mit Gottes Hilfe werde ich bald zurückkehren“. Nach diesen Worten änderte er seinen Namen, indem er den Namen „Säbel“ annahm, und nahm den Säbel und schrieb seinen Namen darauf. Endlich schlang er seine Hände um den Hals seiner Mutter, damit sie vor der Trennung einander noch recht küssten, und sie konnten lange Zeit nicht aufhören zu weinen. Beim scheiden küsste der Knabe den Säbel, damit er ihm Glück brächte, und als er zum Hause heraus gieng, sprach er zu seiner Mutter: „Bleib gesund und sei mir nicht böse, denn länger als sechs Monate werde ich nicht ausbleiben“.

Als er sich von seinem Dorfe fünf oder sechs Stunden entfernt hatte, kam er an einen Berg, ganz einsam; er setzte

sich an einem ebenen Platze hin, zog den Säbel heraus, küsste ihn und steckte ihn wieder in den Gurt. Es vergieng keine halbe Stunde, da kam ein Jüngling in seinem Alter und sprach zu ihm: „Guten Tag, Freund“. Jener antwortete: „Sei willkommen, Bruder“. Der fremde fragte ihn: „Woher kommst du und wohin gehst du?“ Und jener sagte: „Ich bin ausgezogen nach meinem Glück“. „Ich auch,“ sprach der andere, „und wenn du willst, wollen wir Brüder werden und zusammen nach unserm Glück ausziehen“. Da schlang jener die Hände um seinen Hals und küsste ihn und fragte ihn nach seinem Namen; und er sagte, er hiesse „Stern“. Dann sagte er ihm auch den seinigen, „Säbel“.

Hierauf machten sich die beiden auf und zogen gradaus ihres Weges, bis die Nacht herein brach; da machten sie Rast, und nachdem sie ein wenig geplaudert, legten sie sich nieder zu schlafen, ohne gegessen und getrunken zu haben. Am andern Tage zogen sie wieder gradaus ihre Strasse; nach etwa einer halben Stunde trafen sie einen Jüngling in ihrem Alter und sprachen zu ihm: „Guten Weg, Dörfler“. Und jener antwortete: „Möget ihr Glück haben, meine Brüder!“ Sie sagten: „Woher sind wir deine Brüder?“, und er sprach: „Ihr waret nicht meine Brüder, aber jetzt und in Zukunft sollt ihr es sein“. „Wenn wir deine Brüder sein sollen,“ antworteten jene, „so sollst auch du unser Bruder sein“. Sie fragten ihn nach seinem Namen, und er sagte ihnen, man hiesse ihn „Meer“. Sie sagten ihm auch ihre Namen, und dann umarmten und küssten sich die drei wie wirkliche Brüder und verpflichteten sich feierlich zusammen zu sterben, wenn ihnen etwas zustossen sollte.

So zogen die drei weiter und kamen in die Nähe einer Stadt. Dort herrschte ein König, der hatte grade in diesen Tagen einen breiten Graben ziehen und ausrufen lassen: der, welcher über diesen Graben springen könne, solle die Tochter des Königs zur Frau bekommen; wer nicht hinüber käme, dem solle der Kopf abgeschlagen werden. Viele Leute versuchten den Sprung in der Hoffnung, hinüber zu kommen, aber sie fielen hinein und wurden zum Scharfrichter geschickt, welcher allen die Köpfe abschlug. In dieser Zeit kamen auch jene

drei dorthin, und als sie diese ganze Menge sahen, sprachen sie: „Lasst uns näher gehen und sehen, was hier vorgeht“.

Als sie näher kamen und hörten, dass es sich um die Aufgabe handle, über den Graben zu springen, überlegten die drei mit einander und sprachen: „Sollen wir uns ein Herz fassen über diesen Graben zu springen? vielleicht kommen wir hinüber. Und wenn wir nicht hinüber kommen, wollen auch wir sterben“. Meer sagte: „Der Graben ist sehr breit, und wir können nicht hinüber springen“. Da nahm Säbel einen Stein von der Erde, gab ihn Meer und sagte ihm, er solle ihn hinüber werfen; und als er dies gethan hatte, fragte er ihn: „War der Stein sehr schwer?“ Meer sagte: „Er war nicht schwerer als fünf Gramm“. „So schwer ist auch unser springen,“ sprach Säbel, und ohne lange zu zögern, stellte er sich in die Mitte der beiden, Sterns und Meeres, umarmte sie fest mit beiden Armen und sprang mit ihnen auf die andere Seite hinüber, ohne irgend welche Schwierigkeit, so dass die ganze dort anwesende Menge, als sie es sah, sich verwunderte. Der König liess sie auf einen Wagen setzen, in den Palast bringen und vor sich führen; dort fragte er sie: „Wer von euch will meine Tochter zur Frau nehmen?“ Säbel erwiderte, Stern wolle sie nehmen. Und der König gab Befehl die Hochzeit zu rüsten. Dann fragte er auch Säbel und Meer, was sie für eine Stellung wünschten. Säbel sagte, er solle dem Meer eine geben, denn er wolle für sich nichts.

Einige Tage nach der Hochzeit nahm Säbel Abschied von Stern und Meer, um sich aufzumachen und weiter zu ziehen. Aber diese sprachen mit grossem Missmuth zu ihm: „So wenig also bedeutet unsre Bruderschaft, dass du das Herz hast, fortzugehen und uns zu verlassen?“ Da antwortete Säbel: „Unsere Bruderschaft ist unvergänglich, und darum lasse ich euch jetzt, wo ich fortziehn will, diese Feder zurück. Gebt wol Acht: wenn sie anfängt Blut zu tropfen, dann macht euch sogleich auf und suchet mich so lange, bis ihr mich findet, denn dann bin ich in gefährlicher Lage“. Dann küsste er sie, machte sich auf und zog fort.

Als er so drei oder vier Tage seine Strasse gezogen war, kam er an einen Punct, wo sich sieben Wege theilten. Dort

stand ein Thurm, in dem eine alte Frau wohnte. Diese alte bat Säbel, sie sollte ihm sagen, wohin diese Wege führten, und als er es erfahren, schlug er den Weg zur schönen der Erde ein. Da sprach die alte zu ihm: „Mein Sohn, setze nicht deinen Kopf und dein junges Leben umsonst aufs Spiel, denn auf diesem Wege sind Könige mit starken Heeren gezogen und sind nicht dorthin gelangt, wohin du, ganz allein, gehen willst". Da schrieb er an die Mauer des Thurms und gab der alten den Auftrag: „wenn zwei Jünglinge kommen nach mir zu fragen, so zeige ihnen diese Schrift und den Weg, den ich einschlage". Hierauf schlug er den Weg ein, den er vorhin schon betreten hatte, und zog dahin.

Als er ein Stück weiter gekommen war, traf er eine Kutschedra* mit sechs jungen auf dem Wege, die sich auf ihn stürzte, um ihn zu fressen. Er aber zog seinen Säbel und tödtete sie mit allen ihren jungen. Als er weiter zog, sah er von weitem den Palast der schönen der Erde; und während er den Weg nach dem Palast einschlug, fand er am Wege eine Quelle, bei der er ein wenig verweilte. Die schöne der Erde sah ihn und sprach zu der Kutschedra: „Es kommt ein Jüngling, gekleidet in ein weisses Gewand", und jene antwortete: „Beobachte aus dem Fenster, wie er Wasser trinken wird, mit der Hand oder auf den Knien". Der Jüngling liess sich auf ein Knie nieder, legte sein Haupt an das Becken der Quelle und trank. Da sprach die Kutschedra zu jener: „Vor diesem Manne habe ich Furcht". Dort ausserhalb des Palastes stand ein Apfelbaum mit Früchten, und als der Jüngling sich näherte, beobachtete sie ihn, ob er springen würde, um den grössten Apfel zu nehmen. Und der Jüngling sprang und nahm den Apfel mit den Zähnen, nicht mit der Hand. Als dies die Kutschedra sah, rief sie: „Wehe! vor diesem Manne gibt es für mich keine Rettung".

Der Jüngling kam an die Thür des Palastes, gieng direct hinein und sagte zu ihnen: „Guten Tag". Die Kutschedra sprach zu ihm: „Wie hast du es gewagt, hieher zu kommen?",

* Kutšédra, Kuljtšédra, Kuljtšéndra, „être fabuleux du sexe féminin, répondant à l'ogresse des contes français et à la Lamia des Grecs et des Bulgares". Dozon.

und er antwortete: „Ebenso wie du es gewagt hast". Da entbrannte sie in Zorn und suchte sich auf Säbel zu stürzen; aber dieser zog sofort sein Schwert und hieb sie in zwei Stücke; und so gewann er die schöne der Erde. Als einige Wochen vergangen waren, hörten die Könige, dass ein Held die Kutschedra erschlagen und die schöne der Erde zur Frau genommen hätte; da machten sie sich eilig auf und giengen zu den sieben Wegen und fragten die alte: „Was für ein Mann ist hier vorbei gezogen zur schönen der Erde?" Und sie sagte ihnen: „Ein Jüngling von elf bis sechzehn Jahren". Da beschlossen sie gegen ihn zu ziehen und machten sich auf und bekämpften ihn vier und zwanzig Tage, aber mit aller ihrer Macht vermochten sie ihm nichts anzuhaben, sondern kehrten unverrichteter Sache wieder um. Nachdem nun diese Könige den Säbel nicht hatten besiegen können, kamen sie auf dem Rückwege zu jener alten und trugen ihr auf, sie sollte zur schönen der Erde gehen und sie fragen, mit welcher Heldenthat und Kraft jener Jüngling sich ihrer bemächtigt hätte. Und die schöne der Erde antwortete der alten: „Als er gekommen war, tödtete er die Kutschedra mit Leichtigkeit und bemächtigte sich meiner". Hierauf sagte ihr die alte, sie solle den Jüngling fragen, worin seine Heldenkraft liege. Und nach einigen Tagen fragte sie Säbel: „Wo hast du deine ganze Kraft?" Und der arme enthüllte ihr in Folge seiner Liebe zu ihr alles, indem er ihr sagte, seine ganze Kraft sei sein Schwert, und wenn ihm dies jemand weg nähme, sei er verloren. Sie sagte dies jener alten wieder, und diese fand nach einigen Tagen eine Gelegenheit dem Jüngling das Schwert zu stehlen und warf es ins Meer.

Nachdem das Schwert Säbels ins Meer geworfen war, verfiel er sogleich in eine Krankheit und wurde zum sterben. Die alte kehrte erfreut in ihren Thurm zurück und rief den Königen zu, wer die schöne der Erde ohne Heer und ohne Kampf gewinnen wolle, der möge hingehen, denn der Tag sei gekommen. Als die Könige dies hörten, machten sie sich auf gegen Säbel zu ziehen. Aber die Brüder Säbels hatten gesehen, dass seine Feder Blut tropfte, und waren eiligst ausgezogen ihren Bruder zu finden. Stern nahm Meer auf die

Arme, und so kamen sie bei Säbel viel früher an als die Könige und fragten die schöne der Erde: „Wo hast du das Schwert unsres Bruders?" Sie antwortete: „Sie haben es ihm genommen und ins Meer geworfen". Da erhob sich Meer sogleich, tauchte ins Meer, fand das Schwert und brachte es dem Bruder, welcher sich sogleich die Augen rieb, erwachte und aufstand wie ein gesunder. Und während er sich die Augen rieb, sprach er zu ihnen: „Ach, wie lange habe ich geschlafen!" Als er aber seine Brüder bei sich sah, begriff er, dass er in einer grossen Gefahr geschwebt hatte.

Hierauf kamen auch die Könige, um ihn zu bekämpfen, und fielen mit Muth über ihn, aber da Säbel wieder genesen war, unterlagen sie auch diesmal und mussten besiegt umkehren. Als Säbel auch diese Schlacht gewonnen hatte, nahm er die schöne der Erde mitsammt allem, was sie hatte, und machte sich auf, um mit seinen beiden Brüdern zu seiner Mutter in seine Heimat zu ziehen. Sie zogen wieder ihre Strasse, und als sie zu den sieben Wegen kamen, beschenkte er dort die alte reichlich, indem er zu ihr sagte: „Das schenke ich dir für das gute, das du mir gethan hast, indem du mein Schwert ins Meer warfest. Jetzt bitte ich dich, lass die Könige, welche kamen und mich bekriegten, die Botschaft wissen, dass ich, der ich die schöne der Erde gewonnen habe, nun in meine Heimat ziehe; wenn sie wollen und wenn sie Groll gegen mich hegen, sollen sie wieder kommen mit mir zu kämpfen, ich will sie dann in tausend Stücke hauen". Dann sprach er zu der alten: „Ich grüsse dich, bleib gesund", und sie trennten sich.

Indem sie weiter zogen, kamen sie zu dem Könige, der Sterns Schwiegervater war (denn dieser hatte seine Tochter zur Frau genommen), und baten ihn um Erlaubniss mit seiner Tochter in ihre Heimat zu ziehen. Aber der König antwortete ihnen: „Ihr ziehet, wohin ihr wollt, aber mein Schwiegersohn und meine Tochter bleiben hier". Da sprach Stern zu ihnen vor den Augen des Königs: „Ich trenne mich um nichts, auch nicht um die Tochter des Königs, von euch, o Brüder". Der König sprang auf und rief: „Mag er wollen oder nicht, ihr werdet euch trennen". Säbel erhob sich und sprach zu

ihm: „Was soll dies Mag er wollen oder nicht heissen? Stern, unsern Bruder, willst du wider seinen Willen zurückhalten? Der Mann, der einen von uns drei wider seinen Willen zurückhält, ist nicht geboren“. Hierauf befahl der König seinem Thürhüter: „Nimm diese Männer und wirf sie ins Gefängniss“. Aber Säbel erwiderte dem Könige: „Lass deiner Tochter sagen, sie solle hieher kommen, damit wir sehen, was sie sagt“; und jener befahl, sie sollten seine Tochter zu ihm bringen. Da sprach Säbel zu Stern: „Nimm auf einen Arm deine Frau und auf den andern Meer und geh fort, indem du dem Könige lebewol wünschest“. Der König hörte diese Worte mit Erstaunen; er rief seine Thürhüter und befahl ihnen, es sollten an jeder Thür nicht weniger als vier Hüter stehen. Stern aber erhob sich, blieb in der Mitte des Zimmers stehen und sagte zum Könige: „Ich grüsse dich, lebewol, mein Schwiegervater!“ Dann sprang er mitsammt seiner Frau und Meer durchs Fenster hinaus, und die drei entkamen, während Säbel allein zurückblieb. Als der König dies sah, eilte er ans Fenster, um zu sehen, ob sie sich nicht zerschmettert hätten, da sie so hoch hinabgesprungen wären, und als er sah, dass ihnen nichts schlimmes zugestossen war, wusste er nicht mehr, was er thun sollte. Er befahl hierauf Säbel zu tödten. Säbel erwiderte ihm: „Und warum willst du mich tödten?“ „Weil du Schuld bist, dass mich meine Tochter verlassen hat.“ Da erhob sich auch Säbel, nahm die schöne der Erde, um fortzugehen, und als die Thürhüter ihn nicht herauslassen wollten, zog er sein Schwert, tödtete sie alle vier und entkam zu seinen Brüdern.

Als der König dies alles sah, und wie er ihm auch seine Thürhüter erschlug, da liess er in Eile sein Heer sich versammeln und ihnen nachsetzen; und wenn sie sich nicht lebend fangen liessen, sollten sie auf sie stürzen und sie tödten. Als die Brüder das Heer sahen, das ihnen nach kam, blieben sie stehen und warteten, bis es sich näherte. Da schickten jene einen Abgesandten zu ihnen, der ihnen folgendes sagte: „Entweder kehret gutwillig zum Könige zurück, oder das Heer wird über euch kommen und euch niederhauen“. Und jene antworteten: „Thuet ihr, wie euer Herr euch befohlen hat,

denn wir kehren nicht zurück". Der Abgesandte kehrte ins Lager zurück und meldete, sie wollten nicht gutwillig umkehren. Da zog ihnen das Heer entgegen, und sie erwarteten es furchtlos. Als sie diese ganze Menge sahen, die gegen sie los stürzte, erhob sich Säbel und rief: „Lasset ab vom Kampfe! Was habt ihr im Sinne und was erwartet ihr? Wollt ihr alle hier niedergestreckt werden oder wieder heimkehren?" Aber obgleich diese Worte wie Bleikugeln auf sie fielen, gehorchten sie doch nicht, sondern versuchten über sie herzufallen. Da sprach Säbel zu seinen Brüdern: „Nehmt ihr die Frauen und ziehet weiter". Und er, ganz allein, zog sein Schwert, stürzte sich auf sie und erschlug sieben Hundert von ihnen, darunter ihren Anführer. Als das unglückliche Heer sah, dass auch ihr Anführer fiel, da flohen sie in grosser Verwirrung, ohne dass der erste noch den zweiten sah. Da machte sich auch Säbel auf, zog seinen Weg und traf mit seinen Brüdern da zusammen, wo sie ihn erwarteten.

Nun zogen sie alle zusammen ihre Strasse, und nach drei Tagen kamen sie beim Hause Säbels an. Indem sie seine Mutter begrüssten, sprachen sie zu ihr: „Willkommen, liebe Mutter!" Und sie erwiderte höchlich erstaunt: „Wer seid ihr, dass ihr mich Mutter nennt?" Sie sprachen: „So hat uns dein Sohn geheissen, welcher auch in diesen Tagen kommen kann. Wir haben eine Wette mit deinem Sohne gemacht, dass du ihn, wenn er kommt, nicht erkennen wirst". Und sie sagte zu ihnen: „Meinen Sohn werde ich erkennen, auch wenn er erst in fünfhundert Jahren kommt". (Aber bei diesen Worten ergriff sie die Sehnsucht, und sie weinte.) Da sprach Stern zu ihr: „Welcher von uns dreien ist dein Sohn?" Nun fieng sie an sie genauer zu betrachten, und als sie sich gesammelt hatte, verglich sie die Söhne und erkannte den ihrigen; da fiel sie auf die Knie und weinte ohne aufhören. Dann umarmte sie ihren Sohn und küsste ihn zärtlich; darauf küsste sie auch die beiden andern und die beiden Frauen.

Als sie sich nun dort niedergelassen hatten, sprachen sie nach einiger Zeit unter einander: „Sind wir drei Brüder oder zwei?" Stern sagte: „Wir sind drei". „Wenn wir drei sind, warum sollen wir nur zwei Frauen haben?" Meer erhob sich

und sagte: „Das thut nichts“. Da sprach Säbel: „Wir wollen dich zum Könige über unser ganzes Land machen“. Und sie machten ihn zum Könige, und er regierte sein ganzes Leben lang; und so lange die drei lebten, waren sie immer Brüder, die sich lieb hatten.

Wenn die Kutschedra zur schönen der Erde sagt: „Beobachte den Jüngling aus dem Fenster, wie er Wasser trinken wird, mit der Hand oder auf den Knien“, und wenn sie dann, als der Jüngling sich auf ein Knie niederliess, sein Haupt an das Becken der Quelle legte und trank, sagt: „Vor diesem Manne habe ich Furcht“, so vergleiche man die Stelle im Buche der Richter (Cap. VII), wo der Herr die zehntausend, die mit Gideon bei dem Brunnen Harod geblieben sind, um gegen die Midianiter zu kämpfen, prüft. Es heisst da V. 4—7 nach Luthers Uebersetzung: Und der Herr sprach zu Gideon: „Des Volks ist noch zu viel, führe sie hinab ans Wasser, daselbst will ich sie dir prüfen, und von welchem ich dir sagen werde, dass er mit dir ziehen soll, der soll mit dir ziehen, von welchem aber ich sagen werde, dass er nicht mit dir ziehen soll, der soll nicht ziehen“. Und er führet das Volk hinab ans Wasser. Und der Herr sprach zu Gideon: „Welcher mit seiner Zunge des Wassers lecket, wie ein Hund lecket, den stelle besonders; desselben gleichen, welcher auf seine Knie fällt zu trinken“. Da war die Zahl derer, die geleckt hatten aus der Hand zum Mund, dreihundert Mann, das andere Volk alles hatte kniend getrunken. Und der Herr sprach zu Gideon: „Durch die dreihundert Mann, die geleckt haben, will ich euch erlösen, und die Midianiter in deine Hände geben, aber das andere Volk lass alles gehen an seinen Ort“. R. K.

4. Der zerschnittene Fisch.

Es war einmal ein Fischer, der hatte eine Frau. Eines Tages sagte die Frau zu ihm: „Lieber Mann, du verkaufst immerfort Fische, willst du nicht auch einmal einen für uns bringen?“ Am andern Tage gieng er hin, um für zu Hause etwas zu fangen, und als er sein Netz ins Wasser warf, fieng er einen schönen Fisch. Aber dieser Fisch sprach zu dem Fischer: „Störe mich nicht, denn ich bin dein Schicksal, sondern lass mich frei und komm morgen wieder, um einen andern zu fangen, der für dich sein soll“. Da liess jener den Fisch frei und gieng leer nach Hause, wo die Frau bereits eine Bratpfanne aufs Feuer gesetzt hatte und auf den Fisch wartete. Die Frau fragte ihn: „Warum hast du keinen Fisch

gebracht, Mann?", und er sagte ihr: „So und so ist es mir gegangen, Frau".

Am folgenden Tage gieng er wieder hin und fieng einen grossen Fisch, welcher zu ihm sprach: „Du hast mich zu deinem Glücke gefangen; schneid mich in acht Stücke, zwei davon stecke bei deiner Thür in die Erde, zwei wirf deiner Stute vor, zwei deiner Hündin, und zwei gib deiner Frau". Als er nach Hause gekommen war, theilte er den Fisch wirklich so, wie dieser ihn geheissen hatte. Und ohne dass er etwas wusste, sprossten bei der Thür zwei Cypressen hervor, die Stute warf zwei unvergleichlich schöne Zuchthengste, die Hündin zwei wunderbare Löwen, und die Frau gebar zwei starke und sehr schöne Knaben.

In einem Orte dort in der Nähe wohnte die schöne der Erde. Als der ältere Sohn des Fischers dies erfuhr, verlangte er so sehr nach ihr, dass er das Gelübde that, hinzugehen und sie zur Frau zu nehmen. Der Vater des Jünglings und die Mutter bemühten sich auf alle Weise ihn davon abzubringen, sie stellten ihm alles vor, auch die Gefahr für seinen Kopf, den er sicher verlieren würde, wenn er hingienge, aber er liess sich nicht überreden. Endlich sagte ihnen der Jüngling, wenn seine Cypresse zu verwelken und sich abwärts zu neigen begönne, dann sei er verloren. Und er machte sich auf und zog fort.

Als er in die Stadt der schönen der Erde gekommen war, gieng er mitsammt seinem Löwen grade auf das Haus derselben zu. Dort kam ihm eine alte Frau entgegen und fragte ihn: „Was willst du?" Und als er gesagt hatte: „Ich will die schöne der Erde," machte ihn die alte mit ihrem Blicke zu Stein. Sofort verwelkte auch seine Cypresse bei seinem Vater und liess ihre Spitze* sinken, und die armen Eltern fiengen an zu weinen, denn sie schlossen daraus, dass ihr Sohn verloren sei. Als dies der jüngere Bruder sah, rief er aus: „Ich will selbst hingehen, den Bruder zu retten und die schöne der Erde zu rauben". Da begannen Vater und Mutter zu weinen und baten ihn immerfort, er solle sich nicht

* Kjáfẹn, wörtlich „Hals".

verleiten lassen hinzugehen, denn es würde ihn dasselbe Schicksal treffen wie seinen Bruder. Aber trotz allem ihrem klagen wollte er ihren Bitten nicht gehorchen und machte sich auf und zog aus sammt seinem Löwen. Dem Löwen befahl er, wenn sie beim Hause der schönen der Welt angekommen wären und wenn die alte herauskäme (denn der Jüngling hatte alles erfahren, was die alte den Jünglingen anthat), solle er sie fassen, dass sie nicht Athem schöpfen könne, und sie stark würgen, bis sie entweder den Bruder lebendig machte und ihm die schöne der Erde gäbe, oder getödtet würde.

Sie kamen an der Thür derselben an, und als sie den Bruder mitsammt dem Löwen erstarrt und zu Stein geworden sahen, flossen die Thränen stromweis aus ihren Augen.* Der Löwe packte, wie ihm befohlen war, die alte so fest und würgte sie so stark, dass sie sich nicht rühren konnte. Als sie sich nun in Bedrängniss sah, sagte sie dem Jüngling, er solle einen Wandschrank öffnen, der dort in der Nähe stand, und zwei Gläser herausnehmen, von denen das eine eine weisse, das andere eine rothe Flüssigkeit enthielte; und sie erklärte ihm, mit der weissen Flüssigkeit mache sie die Männer zu Stein und mit der rothen wieder lebendig. Sie gossen sogleich die rothe Flüssigkeit auf den Bruder und den Löwen, und sie wurden alsbald lebendig. Der Bruder wischte seine Augen aus und sagte: „Ach, wie lange habe ich geschlafen". „Du hast nicht geschlafen," antwortete jener, „lieber Bruder, sondern so und so —". Gleichzeitig richtete sich auch die Cypresse zu Hause wieder auf, und die Eltern freuten sich, da sie daraus schlossen, dass ihr Sohn wieder lebendig geworden sei.

Vgl. meine Nachweise im Orient und Occident II, 118, zu Gonzenbach Nr. 39 und 40 und zu Bladé, Contes pop. rec. en Agenais, S. 148, die von Cosquin, Contes pop. lorrains Nr. 5 (Romania V, 336) und Nr. 37 (Romania VII, 563) und die von Wollner zu Brugmans Lit. M. Nr. 10 und 11 (Leskien und Brugman, Litauische Volkslieder u. M., S. 542). Ferner vgl. Pio, Contes pop. grecs, S. 60 (= Hahn Nr. 22); Mijatovics, Serbian Folk-lore, S. 256; M. Kremnitz, Rumänische M., Nr. 17; Coronedi Berti, Novelline pop. bolognesi,

* ljẹšúan ljótet si bréšẹrẹ nka sûtẹ, wörtlich: „sie liessen die Thränen wie Hagel aus den Augen".

Nr. 16 (Il Propugnatore VIII, 2, 465); Visentini, Fiabe mantovane, Nr. 19; Nerucci, Novelle pop. montalesi, Nr. 8 (= Imbriani, Novellaja fiorentina, Nr. 28); Finamore, Tradizioni pop. abruzzesi, I, Nr. 22; Caballero, Cuentos, S. 27; Coelho, Contos populares portuguezes, Nr. 52; Sébillot, Contes pop. de la Haute-Bretagne, Nr. 18; Grundtvig, Danske Folkeæventyr, Nr. 8; Kamp, Danske Folkeæventyr, Nr. 13; Baltische Monatsschrift, Bd. XXIII, Riga 1874, S. 343 (drei lettische Versionen des Brüderm., mitgetheilt von A. Bielenstein). Die Gleichheit der Brüder fehlt in dem alb. M., und natürlich fehlen auch die damit zusammenhängenden Vorgänge.

Eigenthümlich dem alb. M. ist, dass der erste gefangene Fisch sagt, er sei das Schicksal des Fischers. Zu den Worten „Ach, wie lange habe ich geschlafen!“ und der Antwort s. man meine Nachweise bei Schiefner, Awarische Texte, S. XV, die ich jetzt noch sehr vermehren könnte. Auch in Nr. 3 fragt der wieder zum Leben erwachte Held: „Ach, wie lange habe ich geschlafen!“, merkt aber dann gleich selbst, dass er nicht geschlafen hat. R. K.

5. Der Zauberer und sein Schüler.

Es war einmal ein König, der war verheiratet, hatte aber keine Kinder. Da kam ein Zauberer* zu ihm und sprach zu ihm: „Ich will machen, dass du Kinder bekommst, aber unter der Bedingung, dass du mir deinen ersten Sohn schenkst“. Und der König war schliesslich gezwungen auf diese Bedingung einzugehen und gab ihm sein Wort. Nach einiger Zeit wurde die Königin schwanger und gebar einen Knaben. Nach kurzer Zeit wurde sie zum zweiten Mal schwanger; und sieh, da kam der Zauberer und forderte von dem Könige den älteren Sohn, nach dem Vertrage, den sie geschlossen hatten. Und der König, er mochte wollen oder nicht, musste ihm endlich den Knaben geben. Der Zauberer nahm ihn und brachte ihn in sein Haus, welches neun und neunzig Zimmer hatte; er gab ihm die Schlüssel von allen Zimmern, ausser dem vom neun und neunzigsten, indem er ihm streng einschärfte dasselbe unter keinem Vorwande jemals zu öffnen. Er gewann den Knaben lieb und lehrte ihn auch einige Wissenschaften. Der Zauberer hatte die Gewohnheit, vier und zwanzig Stunden zu schlafen, vier und zwanzig Stunden wach zu sein, in vier und zwanzig Stunden einmal zu essen; und auch seine übrigen

* mie̋k, gewöhnlich „Arzt“, aus lt. medicus.

Geschäfte betrieb er nach diesem Masse. In jenem Zimmer nun hatte er von allen lebendigen Dingen, die es auf Erden gibt, zum Beispiel Weidevieh, Vögel und so weiter. Wie nun der Knabe alle Zimmer öffnete, wenn er wollte, ausgenommen dieses (wie wir oben gesagt haben), so überlegte er eines Tages und sprach bei sich selber: „Ich will auch dies Zimmer öffnen, um zu sehen, was er darin hat", und öffnete es. Als er sah, dass der Zauberer da drin schlief, und dass in dem Augenblicke, wo die Thür geöffnet wurde, die darin befindlichen Thiere zu schreien und zu lärmen begannen, erschrak er. Aber der Zauberer wachte trotz all dem Geschrei nicht auf, weil die vier und zwanzig Stunden noch nicht voll waren. Unter den Thieren, die er dort hatte, waren auch drei Stuten und drei Hunde, denen man das Futter verkehrt hingeworfen hatte: den Stuten Knochen und den Hunden Heu. Als der Knabe diese verkehrte Gebahrung sah, trat er hinzu und tauschte ihnen das Futter um. Hierauf erwachte der Zauberer und stürzte auf den Knaben los, um ihn zu ergreifen und zu tödten. Aber dieser nahm — so hatten es ihm die Stuten angegeben — ein Waschbecken mit Waschkanne, ein Stück Salz, einen Kamm, dazu auch die Stuten, und floh. Der Zauberer setzte ihm nach und verfolgte ihn schnell, und beinahe hätte er ihn erreicht; als aber der Knabe sah, dass jener näher kam, warf er, wie ihn die Stute gelehrt, das Stück Salz hinter sich, und sogleich entstand vor dem Zauberer ein hoher Berg. Bis er über diesen hinweg kam, wurde er genügend aufgehalten; und so blieb [eine Zeit lang] der Zauberer auf der einen Seite des Berges und der Knabe auf der andern, in ziemlicher Entfernung von einander. Trotz alledem aber kam der Zauberer, ihn eilig verfolgend, wieder näher; diesmal warf der Knabe den Kamm hinter sich, und sogleich entstand vor dem Zauberer ein Wald mit vielen Bäumen. Obgleich ihn dieser wieder eine Weile aufhielt, kam er doch schliesslich hindurch und dem Knaben wieder nahe. Nun warf dieser das Waschbecken und die Waschkanne hin, und es entstand vor dem Zauberer ein grosses Meer. Der Zauberer stieg ins Wasser und gieng bis zu einer Stelle, die sehr tief war; als er aber sah, dass der Knabe die Grenze überschritten hatte und zu

einem Puncte gekommen war, wo er keine Macht mehr hatte ihm zu schaden, kehrte er wieder um, und der Knabe entkam.

Vgl. zunächst Hahn Nr. 68 und Nr. 45.* Andere zu vergleichende M. s. in meiner Anm. zu einem italienischen M. im Jahrb. für roman. u. engl. Litteratur VIII, 256, in Cosquins Anm. zu seinen Contes pop. lorrains Nr. 12 (Romania VII, 216 u. IX, 418) und in Wollners Anm. zu Brugmans litauischen M. Nr. 9. Ausserdem vgl. noch V. Pogatschnigg, Märchen aus Kärnten, Nr. 9, in der Carinthia 1865, S. 438 (kinderloser Kaufmann; Sohn dem Teufel versprochen; verbotener Stall; Esel hat Fleisch, Bär Heu vor sich; auf der Flucht auswerfen von einem Tuch, einer Peitsche, einem Kampel, die zu Eisfeld, Wald, gläsernem Berg werden); Prym und Socin, Syrische M., Nr. 58 (kinderlose Leute; Sohn einem Dämon versprochen; in einem Zimmer ein Pferd und ein Löwe, vor ersterem Fleisch, vor letzterem Gras); Finamore, Tradizioni popolari abruzzesi, I, Nr. 18 (kinderloser König; Sohn dem Teufel versprochen; verbotenes Fenster, welches in die Hölle sieht; verbotener Kasten, worin Sieb, Seife, Kamm, die auf der Flucht gebraucht werden; verbotener Stall, worin ein Pferd, auf dem der Königssohn entflieht). R. K.

6. Die listige faule.

Ein Mann hatte eine Frau, die sehr faul war. Eines Tages brachte er ihr Baumwolle zum weben und sagte ihr, sie solle sie auf die Garnwinde spannen und sich so sehr als möglich beeilen. Die Frau erwiderte aus Faulheit ihrem Manne, sie hätte keine Garnwinde; und der Mann sprach: „Ich gehe zu den Kornelkirschbäumen, um dir eine neue zu schneiden". Und er machte sich auf und gieng fort. Die Frau gieng ihm unbemerkt nach und dort, wo ihr Mann im Begriff war einen Ast abzuschneiden, sang sie mit verstellter Stimme: „Garnwinde, Garnwinde, wer abschneidet die Garnwinde, der stirbt sammt Weib und Kinde".** Als der Mann dies hörte, erschrak er und fürchtete, seine Familie und er selbst möchten sterben, und schnitt keine Garnwinde ab, sondern kehrte leer nach Hause zurück, wo er seiner Frau erzählte, was geschehen war und warum er ihr keine Garnwinde mitgebracht habe.

---

* Von ersterem ist die erste Hälfte (S. 33—36), von letzterem der mittlere Theil zu vergleichen.

** ílje ílje motovílje — kuš tẹ préṣe motovílje — i vdes búrri edé fẹmíja. ílje ílje weiss ich nicht zu übersetzen; es ist wol nur Reimwort.

Vgl. Grimm, KHM., Nr. 128, wo die im Gebüsch versteckte faule Frau ihrem Manne, der Haspelholz hauen will, zuruft:

> Wer Haspelholz haut, der stirbt,
> wer da haspelt, der verdirbt. R. K.

7. Die schöne der Erde.

Es war einmal ein sehr reicher Vater, der hatte eine Frau und einen Sohn. Als er zum sterben kam, hinterliess er seinem Sohne einige Verfügungen, und unter diesen besonders die, er solle niemals den Ort betreten, wo die schöne der Erde wohnte. Der Knabe wuchs heran und lebte glücklich und zufrieden, so lange er die Stadt der schönen der Erde nicht betrat. Aber endlich ergriff ihn eine gewaltige Sehnsucht dorthin zu gehen, obgleich ihn das Verbot im Testament seines Vaters und seine Mutter abhielt; und es vergieng keine lange Zeit, da beschloss er sich auf den Weg zu machen, nahm ein grosses Felleisen mit Goldstücken mit und zog aus, um den Ort zu suchen, wo die schöne der Erde wohnte.

Auf dem Wege nach diesem Orte rastete er bei einer alten Frau, welche ihm, wie ein Wort das andere gab, erzählte, dass in jenem Orte die schöne der Erde wohnte und dass die Jünglinge mit Aufwand vielen Geldes kaum dazu kämen, einen Augenblick ihren Finger oder ihre Hand zu sehen. Als der Jüngling dies hörte, entbrannte er vor Verlangen auch hinzugehen, um wenigstens ihre Hand zu sehen, und wenn es ihn auch noch so viel Geld kostete. Und als er durch die alte den Weg erfahren hatte, gieng er in den Palast des Mädchens und bat, man möchte sie ihn sehen lassen, indem er zugleich die mitgebrachten Goldstücke zeigte. Als ihre Dienerinnen das viele Gold sahen, sagten sie es dem Mädchen, und diese gab Befehl ihn hineinzulassen. Sie stellten ihn an einen Ort, wo er kaum ihren Finger zu sehen bekam, dann nahmen sie ihm seine Goldstücke weg und warfen ihn hinaus. Denn das Mädchen zeigte sich auch ihren Freunden, die dorthin kamen, niemals ganz, sondern das erste Mal zeigte sie ihnen die Hand, das zweite Mal den Unterarm, das dritte Mal den Oberarm u. s. w. Der Jüngling aber war, als er wieder zu der alten zurückkehrte, trotz allem, was er

bei dem Mädchen hatte erleiden müssen, doch so aufgeregt und voll von Begierde wieder hin zu gehen, dass er es nicht aushalten konnte. Daher machte er sich eilig auf, um nach Hause zurückzukehren, andres Geld zu holen und wieder zu kommen. Er redete auch mit der alten, und diese trieb ihn noch mehr dazu an, da auch sie Geschenke von ihm bekam. Am folgenden Tage kam der Jüngling in seine Heimat, berauscht von Liebe, und so wie er sein Haus betrat, gieng er gleich hin, um Geld zusammen zu suchen, damit er gleich bereit wäre wieder zu dem Mädchen zu ziehen. Als die arme Mutter ihren Sohn so ohne einen Heller sah, gerieth sie in heftigen Zorn. Sie versuchte ihn von seinem Entschlusse abzubringen, aber was sie auch that, war vergeblich, denn der Jüngling wollte sich auf keine Weise abhalten lassen. Kurz, er nahm das Geld, diesmal mehr als früher, und zog fort. Als er zu dem Mädchen kam, betrogen sie ihn wieder, indem sie ihm ihre Hand zeigten, ihm sein Geld abnahmen und ihn fortjagten. Kurz (um die Erzählung nicht zu sehr auszudehnen), der Jüngling verschleuderte auf diese Weise aus Liebe nach und nach sein ganzes Vermögen, ohne etwas damit zu erreichen, und er, der vormals so reich gewesen war, wurde nun ganz arm.

Nun machte er sich daran, in den Kammern und Kellern seines Vaters zu suchen, ob er dort Geld oder eine andre Kostbarkeit finden möchte, die er dem Mädchen bringen könnte. Zu seinem Erstaunen fand er eine Kappe, die ihn, sobald er sie aufs Haupt setzte, den Augen seiner Mutter entzog, so dass er nicht mehr gesehen wurde, obwol man seine Stimme hörte. Diese Kappe gefiel ihm sehr, und er glaubte, dass er mit ihrer Hilfe das Mädchen überwinden würde. Daher nahm er sie ohne zu zögern mit sich und zog wieder nach dem Orte, wo das Mädchen wohnte. Als er an ihrem Palast angekommen war, setzte er die Kappe aufs Haupt und wurde unsichtbar, so dass er gradeaus ins Zimmer des Mädchens kam, ohne dass ihn einer von ihren Wächtern gesehen hätte. Nun sah er das Mädchen ganz in seiner Schönheit und betrachtete sie, bis es Tag wurde. Dann sprach er zu ihr, und sie hörte die Stimme, aber ihre Augen sahen nichts. Nachdem die beiden

lange mit einander geredet hatten, erzählte er dem Mädchen, wer er sei; und dann, auf ihre Liebe vertrauend, enthüllte er ihr auch das Wunder, das die Kappe bewirkte. Da nahm sie ihm dieselbe weg, rief ihre Leute und befahl ihnen den Jüngling fortzujagen unter Beschimpfung und Schlägen.

Als sich der Jüngling wieder hintergangen sah, da ihm das Mädchen die Kappe fortgenommen und ihn schimpflich fortgejagt hatte, da gerieth er in tiefe Betrübniss, weil ihm nun gar keine Hoffnung mehr blieb; und er kehrte verstört und verzweifelt über sein Missgeschick nach Hause zurück. Aber da einmal die verzehrende Sehnsucht nach dem Mädchen sein ganzes Herz ergriffen hatte, konnte er keinen andern Gedanken fassen als diesen; und er gieng wieder in die Kammern seines Vaters, um in ihnen zu suchen, ob er etwas für das Mädchen fände. Er fand dort eine Kanne, die er betrachtete und in der Hand drehte und, da sie bestaubt war, rieb, um den Staub zu entfernen. Wie er sie rieb, erschienen plötzlich vor ihm eine Menge Krieger, die zu ihm sprachen: „Was befiehlst du, Herr? wir sind bereit dir zu dienen“. Als der Jüngling dies sah, überlegte er ein wenig und sprach bei sich selber: „Nun bin ich sicher die schöne der Erde zu gewinnen“. Dann machte er sich voller Freude bereit zu seiner Geliebten zu ziehen.

Auf dem Wege trat er wieder in das Haus der alten ein und schickte durch sie dem Mädchen die Botschaft, sie solle ihn aufnehmen; aber sobald die alte den Mund zum reden geöffnet hatte, rief jene ihren Dienern, und sie warfen sie mit Schimpf hinaus. Die alte kehrte betrübt in ihr Haus zurück und erzählte dem Jüngling die Beschimpfung, die sie im Palast erduldet hatte; aber er bat sie wieder, sie solle noch ein zweites Mal zu dem Mädchen hingehen und ihr sagen, wenn sie ihn nicht gutwillig aufnähme, würde es ihr schlecht gehn. So machte sich die alte auf, noch einmal zu dem Mädchen zu gehen, aus Gefälligkeit für den Jüngling, dessen Sinn entzündet war, und wegen der Geschenke, die er ihr immer gab, obwol sie recht gut wusste, dass nichts auszurichten war. Als das Mädchen sie wieder kommen sah, gerieth sie in solchen Zorn, dass sie ihren Leuten befahl sie zu schlagen und hinaus-

zuwerfen. Und die arme alte Frau entkam unter jammern und wehklagen mit Mühe ihren Händen und ihren Schlägen.

Als die alte zurückkehrte und dem Jüngling erzählte, was sie erduldet hatte, sah er ein, dass er auf friedliche Weise nichts ausrichte. Er nahm also die Kanne und rieb sie. Sogleich erschienen die Krieger und sprachen zu ihm: „Was befiehlst du, Herr? wir wollen dir dienen". Und der Jüngling schickte sie alle, mit schönen Kleidern angethan, nach dem Palaste der schönen der Erde, um dort zu spielen und kriegerische Uebungen zu machen, bis er sie wieder zurück riefe. Und auf der andern Seite schickte er die alte abermals zu dem Mädchen und liess ihr sagen: wenn sie ihn nicht gutwillig aufnähme, würde er als Feind kommen, mit diesen seinen Kriegern, die sie auf der einen Seite ihres Palastes sehen könne. Als das Mädchen dies von der alten hörte und die Krieger sah, erschrak sie und gab schleunigst den Befehl, den Jüngling mit grossen Ehren zu empfangen. Wie nun der Jüngling kam, empfiengen ihn alle Grossen des Palastes und sie selbst mit solchen Ehren und solcher Verstellung, dass er reichlich befriedigt war. Hierauf sagte der Jüngling zu ihr: „Da du mich so sehr gequält hast, will ich dich jetzt nach Tingljimaimun* schicken". Aber das Mädchen wusste ihn zu überreden, und er verzieh ihr.

Da sich die beiden bei dieser Unterredung versöhnt hatten, setzte der Jüngling Vertrauen auf ihre Liebe und enthüllte ihr, dass seine ganze Macht in der Kanne ruhe. Jene nun nahm ihm heimlich die Kanne fort, und als sie sie rieb, erschienen sogleich die Krieger und sprachen zu ihr: „Was befiehlst du, o Herrin, dass wir für dich thun?" Der Jüngling erhob sich und sagte: „Ihr seid meine Krieger, und nicht die ihrigen". Aber sie erwiderten ihm: „Die Kanne ist in der Hand des Mädchens". Und das Mädchen sprach zu ihnen: „Nehmet diesen Jüngling und bringt ihn nach Tingljimaimun". Und sie fassten ihn und brachten ihn nach Tingljimaimun.

Nachdem der Jüngling in diesem entfernten Lande ange-

* Tingljimaimún; ich weiss nicht, ob dieser Name etwas bedeutet, maimún heisst „Affe".

kommen war, irrte er allein, ohne einen bekannten Menschen, ohne Nahrung umher und kam immer tiefer in die Einöde hinein, ohne etwas zum essen zu finden. Endlich fand er einige rothe Trauben, und hungrig, wie er war, ass er ein paar Beeren davon; aber wie er sie gegessen hatte, wuchsen ihm sogleich ebensoviel Hörner auf dem Gesicht. Als er diese Hörner auf seinem Antlitz sah, erschrak er und ward betrübt, indem er mit Erstaunen bemerkte, wovon sie entstanden; anderseits aber hatte er so grossen Hunger, dass er es ohne zu essen nicht aushalten konnte. Bei solchem Unglück ergriff den Jüngling ein so grosser Schmerz, dass er seiner Existenz überdrüssig wurde und gar nicht mehr zu leben wünschte. Während er nun da und dort umherirrte, fand er auch weisse Trauben und, da er hungrig war, ass er davon; und bei der ersten Beere begannen die Hörner abzufallen. Soviel Beeren er von diesen ass, soviel Hörner fielen ihm ab. Auf diese Weise erkannte der Jüngling, dass, wenn er rothe Beeren ass, ihm Hörner wuchsen, und wenn er weisse ass, sie wieder abfielen; und er freute sich sehr darüber, denn es fiel ihm sogleich die Sache mit dem Mädchen ein, und er gedachte diesen glücklichen Zufall zu benutzen. Mit den rothen Beeren wollte er dem Mädchen Hörner wachsen lassen und mit den weissen sie dann heilen; und auf diese Weise gedachte er sie endlich in seine Hand zu bekommen.

Er füllte rasch zwei Körbe mit Trauben, einen mit rothen und einen mit weissen, und machte sich auf, um schleunigst in das Land des Mädchens zurückzukehren. Nachdem er einen langen Weg zurückgelegt, kam er ans Meer, wo er warten musste, bis er ein Fahrzeug zum übersetzen erblickte. Nach einiger Zeit zeigte sich von weitem ein Schiff; der Jüngling zog, da er kein Taschentuch hatte, seine Beinkleider aus und gab damit dem Schiffe ein Zeichen, es solle heran kommen und ihn aufnehmen. Das Schiff näherte sich auch, aber als sie diesen Mann in Lumpen sahen, nahmen sie ihn nur nach vielen Bitten mit Mühe auf. Als er in seine Heimat gekommen war, zog er aus, um die rothen Trauben zu verkaufen, und kam bald in die Nähe des Palastes des Mädchens. In dieser Zeit fand man keine Trauben mehr, denn ihre Zeit war

vorbei. Der Jüngling wusste es zu machen, dass sie beim Palaste des Mädchens aufmerksam wurden und heraus kamen, um Trauben zu kaufen; auch das Mädchen sah das und sie gab einer Dienerin den Auftrag, ihr welche zu bringen. Diese unglückselige Dienerin ass aus Naschhaftigkeit nur eine einzige Beere, und sogleich wuchs ihr auf der Stirn ein Horn. Sie wusste nicht, woher das Horn entstanden war, und schloss sich aus Scham darüber in ihr Zimmer ein. Wie nun das Mädchen die Trauben von ihr verlangte, brachte sie sie ihr nicht selbst, sondern schickte sie durch eine andere Dienerin. Das Mädchen nahm die Trauben und ass sie mit grossem Wolbehagen, und sogleich wurde ihr Gesicht voll von Hörnern. Sie erschrak darüber so sehr, dass sie fast den Verstand verloren hätte. Als einige Tage vergiengen, ohne dass sie genas, sah sie sich gezwungen Aerzte rufen zu lassen. Sie pflegte die Aerzte, die sie behandelten, nur unter der Bedingung zu nehmen, dass sie ihnen den Kopf abschlagen liess, wenn sie sie nicht heilten, weil sie nicht umsonst einem Manne unter die Augen getreten sein wollte. Unter den jetzigen Umständen schickte sie die Aerzte zuerst zu ihrer Dienerin, damit sie dieselbe zuerst heilten, und dann sie selbst, da sie die gleiche Krankheit hatten.

Der Jüngling wusste, dass der Tag kommen würde, wo man ihn als Arzt riefe. Darum entfernte er sich für einige Tage, damit die Krankheit sich in die Länge zöge und das Unbehagen des Mädchens noch zunähme. Endlich aber legte er prachtvolle Gewänder an, gieng in den Palast des Mädchens und sagte, er sei Arzt und verspräche die kranke zu heilen. Man sagte ihm, wenn er sie nicht heilte, würde ihm der Kopf abgeschlagen werden, und er war auch mit dieser Bedingung zufrieden. Zuerst schickte man ihn zu der Dienerin. Er hatte die weissen Trauben bei sich, zerdrückt und zubereitet wie eine Salbe, damit man nicht erkenne, was es sei. Er begann nun der Dienerin abzufragen, was sie gethan und was sie nicht gethan hätte, kurz jeden Umstand, der ihre Krankheit betraf; „Sei aufmerksam,“ sagte er ihr, „denn wenn du mir nicht genau Bescheid gibst, wirst du nicht geheilt“. Die Dienerin nun erzählte ihm von vielen andern Dingen und auch von der

Weinbeere, die sie gegessen hatte. Da gab er ihr ein Heilmittel (nämlich die weissen Beeren), das er bei sich hatte, und sogleich fiel das Horn ab, und sie war geheilt. Als die schöne der Erde dies erfahren hatte, schickte sie eilig um den Arzt, in grosser Erwartung und Aufregung.

Er trat in das Zimmer des Mädchens und begann sie ebenso auszufragen, wie er die Dienerin ausgefragt hatte, indem er sagte, wenn sie ihm auch nur eines ihrer Worte verheimlichte, würde sie nicht gesund werden. Da erzählte sie ihm alle ihre Thaten, und sie kamen bis zu den Goldstücken, die sie so oft dem Jüngling abgenommen hatte. Er sprach zu ihr: „Gib mir dieses Geld". Dann zeigte sie ihm die Kanne, die sie dem Jüngling genommen hatte, und that so, als ob sie die Kappe vergässe. Aber der Arzt sprach zu ihr: „Du hast noch etwas nicht erzählt". Und also erzählte sie auch von der Kappe, die sie ihm weggenommen hatte, ebenso wie die Kanne und das Gold. Dann gab er ihr das Heilmittel zu trinken, und sie genas sofort. Endlich rieb er die Kanne, und sogleich erschienen die Krieger und sprachen zu ihm: „Was befiehlst du, Herr? du bist unser früherer Gebieter". Hierauf sprach er zu dem Mädchen: „Nun habe ich dich wieder in meiner Hand; ich bin der, dem du das und das und das (er zählte ihr alles der Reihe nach auf) angethan hast. Du hast mich nach Tingljimaimun geschickt, ich aber will dich mit mir in meine Heimat nehmen und dich zu meiner Frau machen". Er befahl den Kriegern sie mitsammt ihrem Palaste und allem, was sie hatte, aufzuheben und in sein Dorf zu bringen. Als die Mutter ihren Sohn sah mitsammt der schönen der Erde und diesem Palaste und allen diesen Schätzen, da freute sie sich und erstaunte ohne aufhören. Und so lebten sie in Zukunft alle glücklich und froh zusammen.

Zu diesem M. verweise ich auf meine Anmerkung zu Gonzenbach Nr. 31* und auf die Cosquins zu seinen Contes pop. lorrains, Nr. 11, in der Romania V, 363 u. X, 566, wozu noch nachzutragen sind De Gubernatis, Zoological Mythology, I, 288 (M. aus Osimo in den Marken); Coronedi Berti, Novelline popolari bolognesi, Nr. 9 (im Propugnatore VII, 1, 409); Nerucci, Novelle popolari montalesi,

* Zeile 3 der Anmerk. ist 142 (statt 193) und 158 (statt 188) zu lesen.

Nr. 57; Finamore, Tradizioni popolari abruzzesi, Vol. I (Novelle), Nr. 30. Einige hergehörige, bisher aber nicht berücksichtigte litterarische Erzeugnisse gedenke ich später eingehend zu besprechen, zur Zeit bin ich es aus gewissen Gründen noch nicht im Stande.

R. K.

8. Die sieben Brüder mit den Wundergaben.

Ein König hatte eine einzige Tochter, die er gern an einen passenden Mann verheiraten wollte. Aber sie wollte davon nichts wissen. Sie hatte eine Laus gefangen, die sie sehr werth hielt und immerfort fütterte. Als sie nun von ihrem Vater immer mehr wegen des heiratens gedrängt wurde, nahm sie die Laus, die sehr gross geworden war, schnitt ihr den Kopf ab, stellte sie mitten in den Hof und liess allenthalben ausrufen: „Den Mann, der erkennt, was für ein Thier dies ist, den will ich zum Manne nehmen". Als diese Nachricht bekannt geworden war, befahl der König, es sollten sich alle Jünglinge der vornehmen aus allen Gegenden versammeln und sich Mühe geben, damit sich zeigte, wer im Stande sei zu erkennen, dass es eine Laus sei, und als Preis die Tochter des Königs zur Frau zu bekommen. Darauf hin strömte alles, was tapfer und vornehm war, zusammen, aber erstaunlicher Weise konnte niemand die Laus erkennen. Endlich erschien der Teufel, der sie wirklich erkannte; und nach Recht und Billigkeit musste man ihm den goldenen Apfel zuwerfen und die Prinzess zur Frau geben. Der König war darüber sehr froh, weil er von einer grossen Last befreit wurde, und blieb ohne Sorgen.

Als der Teufel das Mädchen bekommen hatte, begann er sie zu quälen und zu plagen, und nach einigen Tagen nahm er sie heimlich und gieng mit ihr fort, ohne zu sagen, wohin er gieng; und er brachte sie sehr weit fort, und zwar unter die Erde, an einen Ort, wo sie sich ihm öffnete, wenn er hinein und heraus stieg. Das Mädchen hatte nur eine Taube bei sich, die sie von zu Hause mitgenommen hatte und mit der sie sich ein wenig zu zerstreuen pflegte. Wie sie nun jetzt, vom Teufel unter der Erde eingeschlossen, so leiden musste, fasste sie den Plan, dem Könige durch die Taube davon Mittheilung zu machen. Sie schrieb auf ein Stückchen Papier,

band dieses der Taube ans Bein und liess sie fliegen zu einer Zeit, wo die Erde geöffnet war. Als die Taube auf der Oberwelt war, flog sie gradezu nach der Heimat der Prinzess und liess sich auf dem Königspalast nieder. Nachdem man den Brief sah, nahm man ihn der Taube ab und las ihn mit grosser Betrübniss. Als der König, der bis auf diesen Tag wegen des Verlustes seiner Tochter sehr bekümmert war, diesen Brief sah, den sie in Thränen und Leiden geschrieben hatte, da versammelte er, obgleich sie den Ort nicht angab, an dem sie sich befand, alle ersten seines Reiches, Herren und vornehme, und die Häupter seines Heeres, sprach zu ihnen von seinem grossen Schmerze und sagte ihnen endlich: „Ich will, dass ihr meine Tochter findet, wo sie auch sei; seht hier den Brief, den sie durch ihre Taube gesandt hat". Da nun nicht darin stand, an welchem Orte sie sich befand, wagte niemand zu versprechen sie aufzufinden.

In dieser Versammlung war auch eine alte Frau anwesend, welche sieben Söhne hatte. Diese kam auf den Gedanken, wenn ihre Söhne, welche sehr grosse Naturgaben hatten, sich alle zusammen thäten und gemeinsam sich an das Unternehmen machten, vermöchten sie ohne Zweifel das Mädchen zu finden; und sie überlegte, ob sie vorher dem Könige davon sagen sollte oder nicht. Diese Jünglinge hatten jeder eine besondere Gabe, aber alle sieben lebten getrennt, ohne einander zu kennen, so dass der Bruder den Bruder nicht kannte und keiner von ihnen wusste, dass er noch Brüder habe. Der erste von ihnen hatte die Gabe, dass er bis zum Himmel fliegen konnte; der zweite konnte seinen Schäferstab bis zum Himmel werfen und traf damit; der dritte hatte so feine Ohren, dass er bis unter die Erde hörte; der vierte hatte einen eisernen Stab: wenn er mit dem wohin schlug, entstand an dem Platze ein Palast; der fünfte hatte so starke Schultern, dass er mit ihnen die ganze Erde aufheben konnte; der sechste hatte so starke Hände, dass er, wenn etwas auch noch so schweres selbst vom Himmel herab fiel, es mit seinen Händen auffangen konnte; der siebente hatte so scharfe Augen, dass er auch unter die Erde bis auf den Grund sah.

Die sieben Jünglinge also hatten diese Gaben, die wir

aufgezählt haben, und die alte dachte darüber nach, auf welche Weise sie im Stande wäre sie zusammen zu bringen. In dieser Absicht nähte sie ein Hemd, und jedesmal, wenn einer ihrer Söhne zu ihr kam und fragte: „Für wen ist dieses Hemd?“, sagte sie zu ihm: „Es ist für dich, und an dem und dem Tage kannst du kommen und es abholen“. Das sagte sie zu allen und bestellte sie so alle auf éinen Tag. Als sich nun an diesem Tage alle versammelten, einer nach dem andern, sahen sie einander an, ohne sich zu kennen, und waren sehr erstaunt. Da sprach die Mutter zu ihnen: „O meine Kinder, ihr alle seid meine Söhne und ihr alle seid Brüder aus einem Mutterleibe; warum sollt ihr so getrennt von einander leben wie fremde?“ Sie sagte noch vieles andre zu ihnen, bis sie sie überzeugte, so dass sie sich erhoben und unter Freudenthränen einander küssten. Dann schickte sie sie aus, die Prinzess zu suchen, zuerst aber mussten sie zum Könige gehen und den Brief des Mädchens lesen. Da sie nun in dem Briefe nicht angab, wo sie sich befand, nahmen sie die Taube mit und liessen sie vor sich herfliegen, und sie giengen nach, wohin dieselbe sie führte.

Sie waren schon ziemlich weit gegangen, immer der Taube nach, da kamen sie an einen Ort, wo die Taube anfieng Zeichen zu machen und mit dem Schnabel und den Flügeln auf die Stelle hinzuzeigen, wo sich das Mädchen befand. Wie sie diese Zeichen sahen, näherte sich der dritte Jüngling der Taube und legte sein Ohr an die Erde, um zu hören, ob unter der Erde ein Geräusch vernehmbar sei; da hörte er die Stimme des Mädchens, tief unter der Erde, und alle waren über die Massen erfreut, dass sie die Prinzess gefunden hatten. Nun überlegten sie, wie sie dieselbe aus so grosser Tiefe herausholen könnten. Es kam der siebente und spähte mit seinen Augen auf der Erde, um zu sehen, wo sich das Mädchen befände; er entdeckte ihren Aufenthaltsort und beschrieb ihn seinen Brüdern, damit diese ihre Künste in Bereitschaft setzen könnten. Der fünfte stemmte seine Schultern an die Erde, dort wo der siebente den Ort mit seiner Begrenzung angegeben hatte, und warf die Erde mitsammt dem Mädchen hoch empor. Da erhob sich der sechste mit geöffneten Armen und fieng

das Mädchen bei ihrem Sturz aus der Höhe mit seinen Händen auf. Dann machten sie sich hocherfreut auf, um zum Könige zurückzukehren. Aber der Teufel setzte ihnen sogleich nach und machte eine solche Hitze hinter ihnen, dass die Prinzess beinahe verbrannte. Sie konnte es nicht mehr aushalten und rief: „Wehe, ich verbrenne!“ Sogleich fasste der vierte seinen eisernen Stab und schlug mit ihm nach seiner Gewohnheit auf die Erde, und sogleich entstand ein Palast, in welchem sie sich einschlossen und gegen die Hitze schützten. Als der verfolgende Teufel sah, dass sie in dem Palast eingeschlossen war, bat er die Jünglinge, sie möchten ihn ein wenig einlassen, bloss um das Mädchen zu sehen; aber sie gestatteten es ihm nicht. Dann bat er sie, sie möchten ihn bloss ihren Finger durch ein Loch sehen lassen. Das erlaubten sie nach vielen Bitten; wie aber das Loch geöffnet war, fasste er ihren Finger, zog daran das ganze Mädchen heraus und flog mit ihr in seinen Palast hoch in den Wolken. Da zerstörte der vierte seinen Palast mit dem eisernen Stabe, und der zweite traf den Teufel mit einem so starken Wurf, dass er ihn ganz zerschmetterte. Hierauf flog der erste in die Höhe und erhob sich so hoch, bis er das Mädchen fand; er nahm sie in seine Arme und brachte sie zu seinen Brüdern. Nachdem sie so mit Mühe sich vor dem Teufel gerettet hatten, zogen sie ohne Sorgen ihre Strasse weiter, bis sie zum Könige kamen.

Als der König die Rettung seiner Tochter erfuhr, war er so erfreut, dass er den Befehl gab, alle ersten und vornehmen und das ganze Heer solle ihnen entgegen ziehen und sie mit grossen Ehren empfangen, so dass von allen Seiten die Leute zusammen strömten, um das zu schauen. Die Prinzess bat ihren Vater, er möge ihr erlauben einen von diesen Jünglingen zu wählen und zum Manne zu nehmen. Als der König ihr diese Erlaubniss gab, wählte sie den vierten mit dem eisernen Palast* und heiratete ihn, und sie lebten in Freuden und Ehren.

Nicht ein Märchen habe ich euch erzählt, sondern ich wollte euch täuschen.

---

* So im Text (me palásin e hékurte̥); wol „mit dem eisernen Stab“.

Vgl. Dozon Nr. 4, Pio S. 104, Basile, Pentamerone, I, 5, Schneller, Märchen und Sagen aus Wälschtirol, Nr. 31.

Alle diese M. beginnen damit, dass eine Laus oder — im Pentamerone — ein Floh von einem Könige oder einer Königstochter gefunden, verwahrt und gefüttert wird. Zu ausserordentlicher Grösse herangewachsen, wird das Thier getödtet, und dann wird das getödtete Thier oder dessen abgezogene Haut den Freiern der Königstochter vorgelegt, und nur den soll oder will sie heiraten, der das Thier erräth. Der Teufel oder — im Pentamerone — ein Uorco löst die Aufgabe und führt die Königstochter mit sich fort. In den drei erstgenannten Märchen befreien 7 mit wunderbaren Eigenschaften begabte Brüder die Königstochter; in dem tiroler thuen es 4 Männer, die nicht Brüder sind. — In Dozons albanischem M. haben die 7 Brüder folgende Eigenschaften: 1 hört bis in die weiteste Entfernung; 2 vermag durch seinen Befehl die Erde zu öffnen; 3 kann einem etwas unbemerkt entwenden; 4 wirft einen Schuh bis ans Ende der Welt; 5 braucht nur zu sagen, dass ein Thurm da sein soll, und alsbald ist er da; 6 schiesst jeden Gegenstand aus höchster Höhe herab; 7 fängt, selbst wenn etwas aus dem Himmel herabfällt, es mit seinen Händen auf. — Von den 7 Brüdern des griechischen M. hört 1, wenn er sein Ohr an die Erde legt, was in der Unterwelt vorgeht; 2 hebt mit seinen Händen die schwerste Last empor; 3 kann einen schlafenden, ohne dass ders merkt, berauben; 4 trägt auf seinen Schultern die schwerste Last; 5 klopft mit der Hand auf die Erde, und alsbald steht ein Thurm von Eisen da; 6 trifft mit seinem Pfeile, was er will; 7 fängt in seinen Armen auf, was vom Himmel fällt. — Im Pentamerone hört 1 dreissig Meilen weit; 2 macht, wenn er spuckt, ein grosses Seifenmeer; 3 macht, wenn er ein Stückchen Eisen hinwirft, ein Feld von geschliffenen Scheermessern; 4 macht, wenn er ein Spänchen hinwirft, einen dichten Wald; 5 macht, wenn er Wasser auf die Erde spritzt, einen gewaltigen Strom; 6 wirft einen Stein hin, und ein fester Thurm steht da; 7 trifft eine Meile weit mit seiner Armbrust. — Im tiroler M. sieht 1 sehr scharf; 2 hört sehr scharf; 3 hebt geräuschlos Thore aus; 4 geht so leise, dass ihn der mit dem scharfen Gehör kaum hört.

Zwei von G. Pitrè, Fiabe, Novelle e Racconti popolari siciliani, I, 196 f. u. 197 f. nur im Auszug mitgetheilte M., in denen 7 mit wunderbaren Eigenschaften begabte Brüder eine Königstochter von einem Zauberer, den sie hat heiraten müssen, befreien, habe ich oben nicht mit genannt, weil sie nicht wie die obigen beginnen, vielmehr wird in ihnen der Zauberer der Mann der Königstochter, weil er einen Graben zu überspringen oder eine sehr schwere Kugel sehr hoch zu werfen im Stande gewesen ist.

Es gibt noch zahlreiche, zum Theil ähnliche M. von Brüdern mit wunderbaren Eigenschaften, die eine geraubte Jungfrau wieder

gewinnen; da sie aber den obigen M. ferner stehen, so genüge hier ein Verweis auf meine Anmerkung zu einem serbischen M. im Archiv für slavische Philologie V, 37.

Ebenso gibt es auch noch manche M., die damit beginnen, dass die Hand einer Königstochter nur dem zu Theil werden soll, der erräth, dass die Haut, womit ein Kasten überzogen oder eine Trommel überspannt ist oder woraus ein Paar Schuhe gemacht sind oder die über die Thür genagelt ist, von einer Laus oder einem Floh oder einer Wanze ist; der weitere Verlauf dieser M., von denen nur Beispiels halber Gonzenbach Nr. 22 und Bladé, Contes pop. rec. en Armagnac, S. 11 genannt sein mögen, hat mit den obigen nichts zu thun.

Schliesslich sei noch bemerkt, dass die Brieftaube unseres alb. M. auch in dem griechischen und dem wälschtiroler vorkömmt, bei Pitrè I, 197 aber der Brief einer Schwalbe anvertraut wird. R. K.

9. Die närrische Frau des Holzhauers.

Ein Holzhauer hatte eine Frau, die war närrisch. Er brachte Tag für Tag mit seinem Esel Holz nach Hause, und sie half ihm beim abladen. Unter andern Verrücktheiten, welche diese Frau begieng, nahm sie einmal, als ihr der Mann Garn zum weben gebracht hatte, dieses Garn und gieng hin und warf es den Fröschen im Teiche vor, damit sie das Gewebe machten. Nach einigen Tagen gieng sie hin, um zu sehen, ob es schon fertig sei, und dabei fand sie einen alten Schuh voller Goldstücke; sie trug ihn nach Hause und warf ihn sorglos in einen Winkel. Dann nahm sie eine Handvoll Goldstücke und gieng zum Töpfer, um Töpfe zu kaufen. Da der Töpfer die Frau als verrückt kannte, lachte er, als er sie sah, und wollte sie nicht hereinlassen; wie er aber ihre Hand voller Goldstücke sah, gab er ihr rasch zwei Ladungen Töpfe, schickte sie ihr ins Haus und schenkte ihr auch noch die Körbe. Als die Frau die Töpfe erhalten hatte, schlug sie allen den Boden aus, reihte sie als Kranz auf eine Schnur und hängte sie rings um das Zimmer als Schmuck auf. Dann tanzte sie umher und begann zu singen: „Ich glänze, das Haus glänzt, es glänzen meine Töpfe“. Als am Abend ihr Mann vom Berge mit Holz heimkehrte, kam sie heraus um ihm beim abladen zu helfen, und dabei erzählte sie ihm unter lachen und singen von dem Zimmerschmuck, den sie gekauft hatte: „Ich

glänze, das Haus glänzt, es glänzen meine Töpfe". Da er ihre Verrücktheit kannte, war er über ihr singen und springen gar nicht erstaunt, wol aber riss er die Augen auf, als er die Töpfe sah; und er fragte sie, wo sie dieselben her hätte.

Sie erwiderte ihm, sie hätte sie mit den Goldstücken gekauft, die sie in einem verfaulten Gegenstande beim Sumpfe gefunden hätte, und zeigte ihm den Schuh, den sie in den Winkel geworfen. Als ihr Mann die Goldstücke in dem Schuh sah, sagte er ihr, sie solle rasch in den Getreideverschlag gehen, um sich zu verbergen, denn — so spiegelte er ihr vor, alle Vögel des Himmels seien herabgekommen, um der Menschheit die Augen auszustechen. Aus Furcht gieng sie hinein. Er aber rief die Hühner zusammen und brachte sie auf den Verschlag, indem er ihnen einige Weizenkörner vorwarf, damit sie sie aufpickten und die Frau durch das Geräusch davon von der Wahrheit seiner Behauptung überzeugt würde und drinnen bliebe. (Der Mann hatte aber dies Mittel erfunden, um sie zu entfernen, damit sie nicht sähe, wenn er das Geld versteckte.) Hierauf versteckte er das Geld an einem sichern Orte. Aber wie sehr er es auch verheimlichte, es kam doch unter die Leute, und sie verklagten ihn beim Kadî, der ihn zu sich berief und ihn fragte, wo er das Geld habe. Als er leugnete, rief der Kadi seine Frau und stellte ihr dieselbe Frage. Sie war noch immer in grosser Furcht, dass die Vögel ihr die Augen ausfressen könnten; und wie sie nun den Kadi ansah, der zufällig auf einem Auge blind war, da ward ihr Sinn verwirrt, und sie antwortete ihm: „Die Vögel des Himmels sind herabgekommen, um der Menschheit die Augen auszufressen; und dir haben sie schon das eine Auge gefressen". Dadurch gewann der Kadi die Ueberzeugung, dass diese Frau verrückt sei, und er entliess sowol sie als auch ihren Mann, und das Geld behielt der Mann.

Vgl. den ersten Absatz meiner Anm. zu Gonzenbach Nr. 37 und Cosquins Anm. zu seinen Contes pop. lorrains Nr. LVII (lis: LVIII) in der Romania IX, 389.

Wenn die Frau für Goldstücke Töpfe kauft und ihnen dann den Boden ausschlägt und sie im Zimmer aufhängt, so vgl. Grimm Nr. 59, Schneller, M. u. Sagen aus Wälschtirol, Nr. 56, Wenzig, Westslavischer Märchenschatz, S. 41. Bei Haltrich, Deutsche Volksm.

aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen, Nr. 65 (62), zerschlägt die Frau die gekauften und an die Wand gehängten Töpfe, weil sie dem letzten nicht Platz machen wollen. Bei Kamp, Danske Folkeminder, S. 137, Nr. 361, und bei Möller, Folkesagn etc. fra Bornholm, S. 56, lässt sie den Wagen voll Töpfe nicht abladen, sondern umstürzen, so dass die Töpfe natürlich alle zerbrechen. R. K.

10. Die neidische Königstochter.

Es war einmal ein Mann, der hatte drei Söhne; der eine von ihnen hatte bloss ein Auge, der zweite bloss ein Bein, und der dritte ein einziges Auge auf der Stirn. Als sie nun alle herangewachsen und Jünglinge geworden waren, wollte kein Mädchen einen von ihnen zum Manne nehmen. Darüber beschlossen sie in die Fremde zu ziehen. Der, welcher mit einem blinden Auge geboren war, zog nach Süden; und der, welcher mit einem Auge auf der Stirn geboren war, zog nach Osten; der lahme aber gieng nach der Hauptstadt.* Und der mit dem einen Auge auf der Stirn schrieb seinem Vater, er sei die Sonne und gebe der ganzen Welt Licht; und der einäugige schrieb, er sei der Mond, welcher bei Nacht leuchte. Als ihre Eltern diese verrückten Worte lasen, geriethen sie in Zorn und sprachen: „Unsre Söhne sind nicht bloss blind und lahm, sondern auch ohne Verstand auf die Welt gekommen". Der lahme aber gieng, als er nach der Hauptstadt gekommen war, als Diener zu einem Meister, der Seidengewebe machte, und lernte auch diese Kunst. Und nach drei Jahren trennte er sich von dem Meister, gieng in die Nähe des königlichen Palastes, miethete dort ein Haus und betrieb seine Kunst. Aber er vervollkommnete dieselbe und webte Goldfäden mit silbernen und goldnen Perlen. Eines Tages hatte er ein Kleid aus dem Stoffe, den er selbst gewebt, angelegt und war zum Kreuzweg** hinaus gegangen; dort sah ihn die Tochter des Veziers. Als diese mit der Königstochter zusammen traf, sprach sie zu ihr: „Den und den habe ich eines Tages gesehen". Die Königstochter erwiderte: „Dieser Meister ist mein Nachbar". Da sprachen die beiden: „Wollen wir ihm auftragen

* Pol, πόλις, Konstantinopel.

** stavrodrómi, eine bestimmte Oertlichkeit in Konstantinopel?

jeder ein Kleid zu machen?“ Und sie sprachen: „Ja, wir wollen es ihm auftragen“. Also luden sie ihn eines Tages ein und sagten zu ihm: „Wieviel sollen wir dir dafür geben, dass du jeder von uns zweien ein Kleid machst?“ Er aber erwiderte ihnen: „Von diesem Gewebe, das ich verfertige, bekleide ich keine Frau, bevor ich nicht meine Frau bekleidet habe, die ich mir nehmen werde“. Da sagten jene: „Wer ist so thöricht, dich, den lahmen, zum Manne zu nehmen?“ Und er antwortete und sprach zu ihnen: „Lahm bin ich, aber einen reicheren Mann als mich findet man nicht auf Erden; denn der Reichthum der Könige geht zu Grunde, der meinige aber niemals“. Als sie diese Worte des lahmen gehört hatten, geriethen sie in Bekümmerniss wegen des Reichthums ihres Vaters, und eine sprach zu der andern: „Soll eine von uns ihn zum Manne nehmen?“ Da sagte die Tochter des Königs zu der des Veziers: „Ich kann ihn nicht zum Manne nehmen, und wenn er Berge von Gold besässe; denn die Gesetze des Königreiches gestatten mir nicht einen gezeichneten zum Manne zu nehmen. Aber du kannst ihn dir nehmen und wirst ein glückliches Leben führen“. Die Tochter des Veziers sagte es ihrer Mutter, denn sie hatte keinen Vater mehr, und, um es kurz zu sagen, sie wurden einig, und sie nahm ihn zum Manne; und er machte ihr ein Kleid aus seinem Gewebe. Als die Tochter des Königs das Kleid sah, bekam sie Lust auch eins zu haben. Aber die Tochter des Veziers sprach zu ihrem Manne: „Ich will nicht, dass eine andere Frau sich jetzt so kleide wie ich, sondern erst nach drei Jahren“. Nun lud ihn eines Tags die Königstochter in ihr Haus ein und sagte ihm, er solle auch ihr ein solches Kleid machen wie seiner Frau. Aber er erwiderte ihr, dass keine Frau in der Hauptstadt vor drei Jahren ein solches Kleid tragen dürfe. Da gerieth die Königstochter in Zorn und sprach zu ihrem Vater: „So und so, mein Vater, es ist ein lahmer u. s. w.“. Als der König das hörte, liess er ihn zu sich kommen und sprach zu ihm: „Entweder machst du auch meiner Tochter ein solches Kleid wie deiner Frau, oder du musst mit deiner Frau mein ganzes Königreich verlassen“. Jener antwortete und sprach zu ihm: „Deinem Königreiche kannst du gebieten, aber mich aus deinem Reiche zu verjagen hast

du nicht Kraft genug". Da gerieth der König in Zorn und befahl, dass ihn in einer Nacht seine Leute ergriffen und erdrosselten; und so geschah es, wie der König befohlen: sie erdrosselten ihn in einer Nacht und warfen ihn in den Fluss.

Es ist weder eine Lüge noch auch Wahrheit.

11. Das Mädchen im Kasten.

Es war einmal eine arme alte Frau, die hatte einen Sohn. Als dieser herangewachsen war, sprach sie zu ihm: „Mein Sohn, wir sind arme Leute; jetzt, wo du erwachsen bist, musst du dich umsehen einen Dienst zu finden, damit wir leben können; denn ich kann dir nicht mehr zu essen geben". Der Jüngling sah ein, dass seine Mutter wenig hatte, und sprach zu ihr: „Mutter, fürs arbeiten bin ich nicht; aber wir wollen meinem Pathen schreiben, der Kaufmann in Smyrna ist, er solle mich aufnehmen, damit ich mein Auskommen habe und auch dir zum leben schicken kann". Also schrieben sie an den Pathen, und der war es von ganzem Herzen zufrieden, den Jüngling bei sich aufzunehmen. Die Mutter machte ihm Kleider und schickte ihn mit einem Schiffe nach Smyrna. Als der Jüngling zu seinem Pathen kam, nahm er ihn freundlich auf und setzte ihn in seinen Laden; und, da er ledig war, gab er dem Jüngling Geld, und dieser gieng hin und kaufte ein und kochte die Mahlzeiten.

Eines Tages, als der Jüngling unter der Thür des Ladens sass, sah er einen Lastträger, der trug einen Kasten und rief: „Ich verkaufe diesen Kasten; und wer ihn kauft, wird es bereuen, und wer ihn nicht kauft, wird es wieder bereuen". Als der Jüngling dies hörte, sagte er: „Was sagt dieser Mann? was hat dieser Kasten zu bedeuten? ich will ihn kaufen". — „Wieviel willst du für den Kasten, Lastträger?" sprach er zu diesem. „Fünfhundert Piaster, mein Sohn," antwortete dieser. Der Jüngling, der soviel Geld nach und nach von seinem Lohne zusammen gespart hatte, gab sie ihm und nahm den Kasten und stellte ihn ohne Vorwissen des Pathen in einen Winkel des Ladens. Am folgenden Tage war Sonntag, und der Jüngling machte sich auf, gieng und kaufte ein; hierauf gieng er in die Kirche und sprach bei sich selbst: „Wenn ich aus der

Kirche komme, will ich hingehen und das Essen machen“. Als er aus der Kirche kam, gieng er nach Hause und fand das Essen fertig, und zwar so gut, wie es auch der beste Koch nicht gemacht hätte. „Ah, schau!“ sprach er, „der Pathe ist gekommen und hat das Essen bereitet, während ich abwesend war“. Als der Pathe kam, trugen sie die Speisen auf und setzten sich zum Essen. Wie nun der Pathe sah, dass das Essen so gut war, sprach er zu Konstantin (so hiess der Jüngling): „Mein Sohn, heut, wette ich, hat auch der König keine so gute Mahlzeit; du bist der beste Koch der Stadt geworden“. Der Jüngling sprach bei sich selbst: „Schau! der Pathe hat das Essen selbst bereitet und jetzt will er mich damit tadeln“. Er wurde ein wenig roth und sagte nichts. An einem andern Tage kaufte er Fische ein und liess sie im Hause; er gieng in den Laden, um Mittags wiederzukommen und sie zu kochen. Als er mit seinem Dienst fertig war, gieng er nach Haus, und fand die Fische gekocht, und zwar so schön wie nie zuvor. „Aha,“ sprach er, „der Pathe hat mir wieder die Arbeit abgenommen“. Der Pathe kam zu Mittag, und sie setzten sich zum Essen; und jenem kam die Mahlzeit so gut vor, dass er nicht wusste, was er dem Jüngling alles für Lob sagen sollte.

Da nun der Jüngling sah, dass der Pathe that, als ob er nichts wüsste, beschloss er aufzupassen; er gieng am folgenden Tage, kaufte ein und brachte es nach Hause, aber anstatt in den Laden zu gehn, verbarg er sich in einem Schrank. Da sah er, wie aus jenem Kasten, den er gekauft hatte, ein Mädchen heraus kam, so schön, dass das Haus von ihrer Schönheit leuchtete. Sie schürzte sich auf und begann zu kochen. Als der Jüngling sie sah, wurde er so entzückt, dass er sich nicht halten konnte; er kam langsam hervor, fiel ihr zu Füssen und sprach: „Bist du ein Engel oder ein Mensch?“ „Ich bin ein Mensch,“ erwiderte sie, „fürchte dich nicht! Als ich in dieses Land kam, sah ich dich und verliebte mich in dich, weil du so schön bist. Ich bin die Tochter des Königs von Aegypten; und eines Tages, als ich nach Smyrna gekommen war, um den Sommer dort zuzubringen, sah ich dich und seitdem liebe ich dich. Als ich zu meinem Vater nach Aegypten zurückkehrte, wollte er mich verheiraten; und ich, da ich dich

liebte und wusste, dass mein Vater mich dir niemals geben würde, sagte: ‚Ich will mich nicht verheiraten'. Da gerieth er in Zorn und befahl einem seiner Leute mich in einen Kasten zu stecken und mich heimlich weit von Aegypten zu verkaufen. Ich sagte diesem Manne, ich würde ihm viel Geld geben, wenn er thäte, was ich ihm sagte. Und da gebot ich ihm, er solle mich nach Smyrna bringen und mich an dich verkaufen. Nun wollen wir sehen, was mein Vater machen wird; denn er hat kein andres Kind". Als Konstantin sah, dass das Mädchen eine Prinzess war, fiel er ihr zu Füssen. Sie aber hob ihn auf und küsste ihn, und sie heirateten sich heimlich, ohne Wissen des Pathen. Am andern Tage gieng Konstantin und fand ein Schiff und sprach zu dem Capitän: „Ich werde dir einen Kasten geben; gib sehr gut auf ihn Acht, wie auf deine Augen, und bringe ihn zu meiner Mutter". Also gab er ihm den Kasten, und der Capitän brachte ihn zu der Mutter des Jünglings, sammt einem Briefe, den Konstantin geschrieben, dass in dem Kasten seine Frau sich befinde. Die Mutter nahm sie freundlich auf und gewann sie sehr lieb.

Eines Tages kam ein Jude in das Haus der alten Frau, und als er das schöne Mädchen sah, ergriff ihn die Versuchung, sie zu gewinnen. Darum brachte er eines Tages, als er sah, dass sie unter die Thür trat, ihr Waaren zum Verkauf; wie ihn aber das Mädchen sah, gieng sie hinein. Der Jude gieng Tag für Tag vorbei, um sie zu sehen: sie verbarg sich; er schickte Leute, die mit ihr reden sollten: sie aber hörte sie nicht an, bis der Jude endlich ergrimmte und einen Brief an Konstantin schrieb, in dem er ihm sagte, seine Frau liesse ohne Vorwissen seiner Mutter alle jungen Leute ins Haus und sei ein ganz nichtsnutziges Weib. Als Konstantin dies hörte, gerieth er in so heftigen Zorn, dass er Smyrna verliess und zu seiner Mutter gieng. Als ihn das Mädchen vom Fenster aus sah, kam sie rasch herab, um ihm die Thür zu öffnen und ihn zu küssen. Dort bei der Thür floss ein grosser Strom vorbei. Als sich nun die Thür öffnete und Konstantin seine Frau sah, ward er so zornig, dass er nicht wartete, um zu fragen, ob das wahr wäre, was ihm der Jude geschrieben; sondern er fasste sie und warf sie in den Fluss. Hierauf gieng er hinein zu seiner Mutter

und fragte sie über seine Frau. Da erzählte sie ihm, was alles der Jude angestellt habe, um seine Frau zu gewinnen, und wie diese ihn abgewiesen habe. Da war Konstantin nahe daran, sich zu tödten. Er gieng zum Flusse, er schickte Männer aus, um zu sehen, ob sie ertrunken sei; aber es sah sie niemand. Da gieng er wie ein wahnsinniger in die Berge.

Was nun das Mädchen betrifft, so hatten grade, als sie in den Fluss fiel, Fischer ihre Netze ausgeworfen; sie zogen sie halbtodt heraus und hüllten sie mit einem Mantel ein. Da kam ein Türke zu Pferde vorbei und fragte die Fischer, ob sie Fische hätten; und sie erwiderten ihm, sie hätten nichts gefangen als diese Frau. Als er sie erblickte, ergriff ihn Liebe zu ihr, und er kaufte sie von den Fischern um fünfzehntausend Piaster. Als sie erwachte, sah sie einen Türken bei sich; da erinnerte sie sich, was ihr widerfahren war. Und sie sprach zu dem Türken: „Was willst du nun mit mir machen? Wenn du mich nimmst, und es sieht dich ein andrer, der stärker ist als du, wird er mich dir wegnehmen. Aber weisst du, was wir thun wollen? Gib mir deine Kleider, damit ich mich anziehe wie ein Mann; so wird man nicht erkennen, dass ich eine Frau bin“. Er willigte ein; sie nahm die Kleider des Türken und gieng hinter einen Dornbusch, um sich umzukleiden. Dort stand auch das Pferd des Türken; und als sie sich angekleidet hatte, bestieg sie das Pferd und entfloh. Der Türke sah, dass sie lange ausblieb, und gieng hin, nachzusehen: sie war verschwunden. So musste er allein weiter ziehen und dazu ohne Pferd.

Jene nun ritt eine Stunde nach der andern fort, über Berg und Thal, bis sie in der Nacht, ohne es zu wissen, nach Aegypten kam, in die Stadt, wo ihr Vater regierte. Und da die Thore verschlossen waren und es schneite und regnete, sank sie draussen am Thore der Hauptstadt des Landes zusammen. Nun war in Aegypten in diesen Tagen der König gestorben, und da er keinen Thronerben hinterlassen hatte, versammelten sich die Minister und sandten aus, um die Tochter des Königs zu suchen, welche verloren gegangen war (so hatte der König fälschlich gesagt). Sie suchten sie einige Tage, ohne sie zu finden; da aber das Land einen König

brauchte, sprachen sie: „Da sich kein Kind aus dem Blute des Königs findet, so wollen wir den zum Könige machen, den man nach dieser bösen Nacht voll Schnee und Kälte zuerst draussen an dem Thore der Stadt findet“. Am folgenden Morgen nun sah das Mädchen, als Mann gekleidet, wie sie war, und halbtodt vor Kälte, wie sich das Thor öffnete und die Minister heraus kamen. Als diese einen so schönen Jüngling sahen, fielen sie ihm zu Füssen, nahmen ihn, brachten ihn nach dem Palast und krönten ihn zum Könige. Da sie weise war und niemand wusste, dass sie eine Frau sei, regierte sie das Königreich so trefflich, dass alle sie liebten wie den lieben Gott, und sie war von ihrem Volke so sehr verehrt, dass man ihr Bild an allen Quellen des Landes anbrachte, damit es alle sähen, welche kämen, um Wasser zu schöpfen. Das Mädchen nun sagte heimlich ihren Leuten, wenn jemand käme, um Wasser zu schöpfen, und sie sähen ihn beim Anblicke ihres Bildes seufzen, so sollten sie ihn in den Palast bringen und ihn so lange bewachen, bis sie es ihnen sagte. Da gieng eines Tages der Jude vorbei (der den Brief an ihren Mann geschrieben hatte) und, als seine Augen auf das Bild fielen, seufzte er. Wie das die Leute des Königs sahen, nahmen sie ihn und brachten ihn in den Palast. Eines andern Tages giengen die Fischer vorbei; auch sie seufzten beim Anblick des Bildes, und man brachte sie nach dem Palast. Nach einigen Tagen gieng der Türke vorbei, und sie nahmen ihn gefangen wie die Fischer. Endlich nach einigen Tagen gieng auch ihr Mann vorbei und, als er das Bild sah, rief er: „Ach, wie sehr gleicht es ihr! Ach, dass ich dich verloren habe!“ Und er brach in Thränen aus und wehklagte. So brachten sie auch ihn nach dem Palast. Als nun das Mädchen sah, dass alle beisammen waren, die sie wollte, versammelte sie eines Tages die Minister, um vor ihnen ein Urtheil zu fällen. Es versammelten sich alle, und sie sass als König in ihrer Mitte; dann liess sie auch alle die bringen, die man gefangen hatte, und befahl, es solle keiner reden, den sie nicht fragte. Und der König begann zu sprechen: „Jude,“ sagte er, „warum hast du geseufzt, als du jenes Bild an der Quelle sahst? Lüge nicht, denn sonst lasse ich dir sofort den Kopf abschlagen“. „Was soll ich sagen,

Herr König," sprach jener, „ich erkannte, dass jenes Bild eine Frau darstellt". Und er hub an und erzählte die ganze Wahrheit, wie er den Brief geschrieben, weil das Mädchen ihn nicht zum Manne nehmen wollte. Als er geendet hatte, sprach sie zu ihm: „Gut, du hast die Wahrheit gesprochen; setze dich auf die andre Seite". Als der Gatte aus dem Munde des Juden die Verleumdung hörte, die gegen seine Frau geschleudert worden war, sprang er auf, um ihn zu erwürgen; aber der König sprach zu ihm: „Bleib auf dieser Seite und rühre dich nicht; denn sonst wird es dir schlecht gehen". Hierauf sagte der König zu den Fischern: „Ihr, was hattet ihr, warum seufztet ihr?" „Ach," sprachen sie, „wir haben diese Frau aufgefischt und an einen Türken verkauft". „Und du, Türke," sprach der König, „was hattest du?" „Ich," erwiderte er, „ich war es, der sie kaufte; aber sie entfloh mir und liess mich, kaum dass ich sie gesehen hatte, ohne Kleid und nahm mir mein Pferd". Da drehten sich alle Minister um und sahen den König an; aber er gab ihnen ein Zeichen sich nicht zu rühren. Dann sprach sie zu ihrem Manne: „Und warum hast du geseufzt?" „Ach ich unglücklicher," antwortete dieser mit Thränen in den Augen, „ich war ihr Gatte, und nun habe ich sie verloren!" „Nein," sagte der König, „du hast sie nicht verloren. Wartet ein wenig, bis ich wieder komme". Sie gieng hinein und legte ein Frauengewand an, das sie trug, als sie bei ihrem Manne war, und kam wieder heraus. Bei ihrem Anblick rissen alle die Augen auf. Die Minister erkannten die Tochter des Königs, und der Gatte und die übrigen das Mädchen. Zuerst kam ihr Mann und fiel ihr zu Füssen und bat sie um Verzeihung. Sie hob ihn auf, küsste ihn und setzte ihn an ihre Seite. Den Fischern gab sie Geld und dem Türken sein Eigenthum; dem Juden verzieh sie, da die Minister ihn nicht hängen lassen wollten, gebot ihm aber binnen vierundzwanzig Stunden ihr Reich zu verlassen. Dann liess sie verkündigen, dass die Tochter des Königs gefunden sei, und es wurden grosse Feste veranstaltet. Konstantin wurde König, und sie assen und tranken bis zum heutigen Tage.

Nahe verwandt ist die sogenannte Crescentia-Sage, jene in den abendländischen Litteraturen des Mittelalters und auch im Orient

uns begegnende Geschichte von der treuen Frau, die zuerst von ihrem in sie verliebten Schwager und später auf ihrer Flucht von andern abgewiesenen Liebhabern fälschlich angeklagt oder in Verdacht gebracht wird und bei der schliesslich, da sie Krankheiten zu heilen vermag, alle, die sich an ihr vergangen haben — auch ihr Mann — zusammen kommen.*

Man vergl. ferner das griechische M. von der Insel Astropalja (dem alten Astypalea) bei Pio S. 143, Nr. 7, welches von einer Jungfrau erzählt, die, von einem Juden, den sie nicht erhört hat, bei ihren Eltern verleumdet, von ihrem Bruder getödtet werden soll, aber am Leben gelassen wird und flieht, später als Gemahlin eines Königs abermals in Folge falscher Beschuldigung fliehen muss und in einem Kaffehaus Diener wird, wo dann zufällig auf einmal Eltern, Bruder, Gemahl und die verschiedenen Personen, die sie fälschlich verklagt haben, zusammen kommen.

Wie in unserm albanischen M. der Kasten mit den Worten zum Kauf ausgeboten wird: „Wer ihn kauft, wird es bereuen, und wer ihn nicht kauft, wird es wieder bereuen," so werden in einem andern albanischen M. bei Dozon (Nr. XI der Uebers.) und in zwei griechischen M. (*Νεοελληνικὰ Ἀνάλεκτα,* I, 1, Nr. 4, und Pio S. 95) ebenfalls Kasten mit denselben oder fast ganz gleichen Worten ausgeboten. In andern M. (vgl. Archiv für slavische Philologie V, 78) wird dem Helden, der gewisse Gegenstände findet und sie an sich nimmt, von seinem Rosse gesagt: „Wenn du es nimmst, wirst du es bereuen; wenn du es nicht nimmst, wirst du es auch bereuen". In einem rumänischen M. (M. Kremnitz, Rumänische Märchen, Leipzig 1882, S. 224) wird einem auf eine gewisse Frage geantwortet: „Wenn du es weisst, du es bereust; wenn dus nicht weisst, dus auch bereust".

Denselben Befehl, den in unserm M. der König gibt, dass wer beim Anblick seines an allen Quellen angebrachten Bildes seufze, in den königlichen Palast gebracht werde, gibt auch in einem griechischen M. von Astypalea bei Pio S. 126, Nr. 6, ein König, der

---

* Man vergl. über die Crescentia-Sage besonders A. Mussafias in dem Decemberheft des Jahrgangs 1865 der Sitzungsberichte der phil.-histor. Classe der kais. Akademie der Wissenschaften enthaltene und auch besonders abgedruckte Abhandlung „Ueber eine italienische metrische Darstellung der Crescentiasage" (Wien 1866) und E. Rohde, Der griechische Roman und seine Vorläufer, S. 534. Den orientalischen Versionen ist noch hinzuzufügen ein tatarisches M. in W. Radloffs Proben der Volkslitteratur der türkischen Stämme Süd-Sibiriens IV, 141 (Das Weib als Fürst). Fast ganz mit der Geschichte der Repsima in 1001 Tag stimmt das griechische M. aus Epirus bei Pio S. 66, Nr. 21 = Hahn Nr. 16.

ebenso, wie der König des albanischen M., eine verkleidete Frau ist, in Bezug auf ein Bild, auf dem sie einen Theil ihrer Geschichte hat malen und das sie an einer Quelle hat aufhängen lassen. R. K.

12. Der Pope und seine Frau.

Es war einmal ein Kaufmann, der hatte zum Nachbarn einen Popen mit einer schönen Frau. Da er gegenüber am Fenster sass, sah er sie Tag für Tag; und so verliebten sich die beiden in einander. Eines Tages sprach er zu ihr: „Ich liebe dich"; und sie antwortete: „Ich liebe dich auch, aber was sollen wir thun, da ich den Popen habe?" Jener sagte: „Ich will hingehen und in dem Hause wohnen, welches an das deinige anstösst, damit ich dich in der Nähe habe". Sie sprach: „Gut". Nach ein oder zwei Tagen siedelte der Kaufmann in das andere Haus über. In der Mauer zwischen den beiden Häusern war eine Thür, die sich in das Zimmer der Popenfrau öffnete. Was für einen Gedanken hatte diese nun? Sie sprach eines Tages zu dem Kaufmanne: „Willst du mich zur Frau?" „Gewiss, aber du bist ja verheiratet." Sie antwortete: „Lass das meine Sorge sein, ich will die Sache schon besorgen; sage du nur dem Popen, du wollest dich verheiraten, und er solle kommen dich zu trauen". Also sagte der Kaufmann zum Popen: „Sonntags, lieber Pope, will ich mich verheiraten; sei so gut und komm mich zu trauen". „Gut, mein Sohn," sprach jener, „Sonntag Abend werde ich kommen". Als der Sonntag Abend gekommen war, sagte der Pope zu seiner Frau: „Wo bist du, Frau? Mache mir meine Handtasche und Papier zurecht, denn ich will gehn, um unsern Nachbarn zu trauen". Die Frau brachte ihm alles und gieng schlafen; „aber," sagte sie, „komm rasch zurück, Pope, denn ich fürchte mich allein zu schlafen". „Gut, Frau," sprach er, und nahm die Tasche und gieng zur Thür hinaus. Wie nun der Pope zur Thür hinaus war, da zog sich die Hündin von Frau als Braut an und gieng zu der inneren Thür hinaus in das Haus des Kaufmanns und setzte sich neben ihn wie eine Braut. Als der Pope kam, sah er voll Erstaunen, dass die Braut seiner Frau ähnlich sei; und er brachte es nicht über sich, seinen Gesang anzustimmen, sondern sagte zu dem Bräu-

tigam: „Mein Sohn, ich habe ein Papier vergessen und gehe es zu holen; ich bin gleich wieder da“. Der Pope gieng fort; bevor er aber zu seiner Hausthür kam, gieng seine Frau durch die innere Thür in ihr Haus und kleidete sich aus. Der Pope klopfte an die Thür: „Mache auf, Frau,“ rief er ihr zu. „Was gibts denn, Pope?“ antwortete sie von innen und gieng und öffnete ihm die Thür. „Ich habe ein Papier vergessen; aber wo bist du?“ „Bist du denn verrückt geworden? siehst du mich nicht?“ antwortete jene. „Gut, Frau; mir kam es so vor —“. „Was kam dir vor? Was sagst du da?“ „Nichts, Frau; lege dich nieder und schlaf“. Damit gieng er wieder zur Thür hinaus. Wie er hinaus war, zog sich die Frau wieder als Braut an und gieng durch die innere Thür zum Nachbarn. Als der Pope kam, war sie schon dort. Der Pope stand erstaunt da und schaute und sprach bei sich selbst: „Ist das nicht meine Frau?“ Aber dann sagte er: „Ich habe sie eben zu Hause verlassen, wie sollte sie hieher kommen?“ Der Kaufmann sprach: „Was sitzest du immerfort da und trauest uns nicht?“ „Mein Sohn, ich habe wieder ein Papier vergessen und will gehen es zu holen“. Er gieng wieder zur Thür hinaus; aber bevor er zu seiner Hausthür kam, war seine Frau schon zurück, hatte sich niedergelegt und schlief. Der Pope rief, als er an die Thür kam: „Bist du drin, Frau?“ „Ach, Pope,“ antwortete sie von innen, „dir ist etwas zugestossen; möge dich unser Herrgott schützen!“ „Mache die Thür auf, Frau, damit ich dich sehe“. „O ich unglückliche! ich werde krank werden, denn ich bin schon ausgekleidet,“ sprach sie und stand auf und machte die Thür auf. „Sage, wozu willst du mich sehen? du bist doch nicht verrückt geworden?“ „Verzeih mir, Frau,“ sagte er, als er sie sah, „mir kam es vor, als ob —“. „Schäme dich, Pope, was sind das für Dinge? geh hin und traue den Nachbarn; jetzt aber lass mich schlafen“. Da machte sich der arme Pope wieder auf und gieng geschmäht fort. Als er in das Haus des Bräutigams trat, sah er wieder seine Frau, die als Braut da sass; der arme trat näher und sah sie genau an und erkannte wol, dass es seine Frau sei; und am liebsten hätte er seine Vorlesung nicht angefangen, sondern wäre wieder fortgegangen, um zu Haus nach-

zusehen. Aber er fürchtete sich, er könnte seine Frau wieder im Schlafe treffen und müsste wieder beschämt abziehen. Also vollzog er die Trauung. Als er fertig war, trugen sie einen bereit stehenden Imbiss auf; und sie assen und tranken so lange, bis der Pope betrunken war. Da sprach die Frau zu dem Bräutigam: „Jetzt, wo der Pope betrunken ist und schläft, wollen wir ihm den Bart abschneiden und ihm Lumpen anziehen und ihm Pistolen in den Gurt stecken, wie einem Räuber; fasse du ihn beim Kopf und ich bei den Beinen, wir wollen ihn heraus an den Hofzaun tragen, damit er im Mondenlicht schlafe". Sie trugen den armen also hinaus und schlafend, wie er war, liessen sie ihn draussen; und sie legten sich zu Bett. Der arme Pope schlief bis zum andern Morgen; als er aufwachte, legte er die Hand an seinen Bart (diese Gewohnheit haben die Popen des Morgens) und fand auch nicht ein einziges Haar; er legte die Hand auf sein Haupt und fand einen Fes; er betrachtete seinen Körper: er war in Lumpen gekleidet; er legte die Hand an seinen Gürtel und fand Pistolen; an seiner Seite fand er statt seiner Frau ein Gewehr. „Wie," rief er aus, „bin ich nicht Pope? träume ich etwa?" Er rieb sich erstaunt die Augen, er rief seine Frau — umsonst. Während er noch bei sich selbst überlegte, sah er einige bewaffnete Männer dort vorbei gehen; er fragte sie, wer sie wären und wohin sie giengen. „Wir sind unser fünf," antworteten sie, „alle Räuber". „Auch ich," sprach der arme Pope, „bin ein Räuber; ihr seid fünf, ich einer, also sechs".

Der erste Theil des M. bis zur Verkleidung des betrunkenen Popen ist eine eigenthümliche Version der bekannten alten und weitverbreiteten Erzählung von dem Ehemanne, der vermittelst einer geheimen Thür oder eines Loches oder eines unterirdischen Ganges, die sein Haus mit dem Nachbarhaus verbinden, um seine Frau betrogen wird. Vgl. über diese Erzählung Dunlop-Liebrecht S. 197, D'Ancona in seiner Ausgabe der „Novelle di Giovanni Sercambi", S. 285 (zu Nov. XIII), W. Bacher in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft XXX, 141, und F. Liebrecht, Zur Volkskunde, S. 127. Von Volksmärchen gehören hieher Hahn Nr. 29, worauf schon D'Ancona a. a. O. hingewiesen, ferner Radloff IV, 393, Prym und Socin, Syrische Sagen u. M., Nr. XI, und Busk, The Folklore of Rome, S. 399. Letztgenanntes M. steht der Novelle in Versen „Re Barbadicane e Grazia" von dem berüchtigten D. Batacchi

sehr nahe. Auch eine Wiener Haupt- und Staatsaction (Karl Weiss, Die Wiener Haupt- und Staatsactionen, Wien 1854, S. 75 ff. Nr. VI), Kotzebues Lustspiel „Die gefährliche Nachbarschaft" und Platens „Der Thurm mit sieben Pforten" behandeln den Stoff.

13. Der Jüngling und der bartlose.

Es war eine Witwe, die hatte zwei Knaben; und der ältere von ihnen war ein Pascha in Bagdad. Als der jüngere Sohn heran wuchs, sprachen die Leute zu ihm: „Du bist glücklich, der du einen Pascha zum Bruder hast". Der Knabe sprach: „Ich habe keinen Bruder". Da sagten jene: „Wol hast du einen, aber deine Mutter sagt es dir nicht, weil sie fürchtet, dass auch du dorthin gehst". Am folgenden Tage fragte er seine Mutter und sprach zu ihr: „Mutter, habe ich einen Bruder?" „Ja, mein Sohn," antwortete sie, „aber denen, die dir das gesagt haben, möge es schlecht gehen!" Da sprach der Knabe zu seiner Mutter: „Mutter, ich will auch dorthin zu meinem Bruder gehn". Und die Mutter sagte: „Geh, mein Sohn, aber gib mir das Versprechen, nach Hause zurückzukehren, wenn du unterwegs einen bartlosen triffst".

Nun brach der Jüngling auf; und nach drei Tagereisen traf er einen bartlosen und kehrte wieder nach Hause zurück. Nach einigen Tagen machte er sich wieder auf; und nach sechs Tagereisen traf er wieder einen bartlosen. Diesmal aber kehrte er nicht mehr nach Hause zurück, sondern zog weiter. Der bartlose fragte ihn: „Wohin gehst du?" Da erzählte ihm der Jüngling: „Ich habe einen Bruder, der ist Pascha in Bagdad, und dorthin will ich gehen". Da sprach der bartlose zu ihm: „Auch ich bin auf dem Wege dorthin; wir wollen also als Gefährten zusammen ziehn".

Während sie ihres Weges zogen, wurde der Jüngling durstig. Der bartlose schickte ihn zu einem Brunnen, aber dieser Brunnen hatte weder Eimer noch Seil. Da sprach der bartlose: „Ich will dich am Gürtel hineinlassen, damit du Wasser trinken kannst". Der Jüngling liess sich am Gürtel anbinden und kam hinein. Nachdem er Wasser getrunken hatte, sprach er: „Jetzt zieh mich herauf, denn ich habe mich satt getrunken". Aber der bartlose erwiderte: „Ich ziehe dich

nur unter der Bedingung aus dem Brunnen, dass ich mich für den Bruder des Pascha ausgebe und dich für den bartlosen". Da der Jüngling keinen andern Ausweg sah, gab er ihm das Versprechen. Jener zog ihn aus dem Brunnen, und sie machten sich auf und gelangten in das Haus des Pascha, und der Pascha nahm ihn mit Freuden auf.

Am folgenden Tage sprach der bartlose zum Pascha: „Hast du vielleicht in dieser Stadt etwas feindliches? denn mein bartloser ist sehr tapfer und er tödtet jede Gattung Thiere". Der bartlose trachtete nämlich den Jüngling bei Seite zu schaffen, da er fürchtete, er möchte dem Pascha eines Tages sagen: „Ich bin dein Bruder und nicht dieser bartlose". Und der Pascha sagte zu ihm: „An dem und dem Orte befindet sich eine Kulschedra, geh hin und tödte sie". Der Jüngling antwortete: „Ich will ein grosses Feuer angezündet haben und zwei Aexte". Der Pascha erfüllte ihm geschwind seinen Wunsch, und der Jüngling gieng an jenen Ort; da kam die Kulschedra heraus und stürzte auf ihn zu, um ihn zu verschlingen. Aber er hieb sie rasch mit der Axt auf den Kopf und tödtete sie.

Der Pascha bekam die Nachricht, dass der Jüngling die Kulschedra getödtet habe; er zeichnete ihn aus und hatte ihn sehr lieb. Der bartlose aber sprach wieder zu ihm: „Hast du noch einen Wunsch?" „Ja," sagte der Pascha, „ich bin verlobt mit der Tochter des Schahs von Persien; und das ganze Heer, das ich dorthin geschickt habe, haben sie mir getödtet". Also schickten sie diesen Jüngling hin. Und der Jüngling nahm siebenundneunzig Mann und machte sich auf. Unterwegs traf er einen Burschen am Ufer eines Wassers. Dieser Bursche trank dieses Wasser bald ganz aus, bald spie er es aus. Der Jüngling mit seiner Truppe blieb stehen, sah ihm zu und fragte ihn: „Was machst du hier?" Er antwortete: „Ich habe nichts andres zu thun als mit diesem Wasser zu spielen". Und jener sprach: „Willst du mit mir kommen?" Er erwiderte: „Ja, ich komme". Indem er weiter zog, traf er einen andern Burschen, der mit Hasen spielte: bald liess er sie laufen und bald fieng er sie, so rasch konnte er laufen. Er fragte ihn: „Was machst du hier?" Und jener antwortete: „Ich habe nichts andres zu thun als mit diesen Hasen zu spielen".

„Willst du mit mir kommen?“ fragte jener; und er sagte: „Ja, ich komme“. Indem sie weiter zogen, ruhten sie unter einem Baume aus. Auf diesem Baume war ein Nest mit den jungen eines Adlers. Eine Schlange kroch auf den Baum, um die jungen zu fressen, und diese schrien. Da erhob sich der Jüngling und tödtete die Schlange. Nach einiger Zeit kam das Adlerweibchen grade auf den Jüngling zu, um ihm die Augen auszuhacken, aber die jungen schrien: „Hacke ihm nicht die Augen aus, denn er hat uns von der Schlange befreit“. Da sprach das Adlerweibchen zu dem Jüngling: „Du, der du meine Kinder gerettet hast, was verlangst du von mir?“ Der Jüngling erwiderte: „Ich will gar nichts“. Da gab ihm das Adlerweibchen eine Flaumfeder aus ihrem Flügel und sprach zu ihm: „Wenn du meiner bedarfst, wirf sie ins Feuer, und ich werde sofort kommen“. Er nahm die Feder, steckte sie in die Tasche, und sie zogen weiter. Unterwegs traf er auf eine Schar Ameisen; er zog nicht mitten durch sie hindurch, sondern an ihrer Seite vorbei, um sie nicht zu tödten. Da sprach die erste der Ameisen zu ihm: „Warum bist du nicht mitten durch uns hindurch gezogen, sondern an der Seite vorbei?“ Er antwortete: „Um euch keinen Schaden zuzufügen“. Da sprach die erste der Ameisen: „Für diese Rücksicht, die du auf uns genommen, gebe ich dir einen Flügel von mir; wann du meiner bedarfst, wirf ihn ins Feuer, dann werde ich sofort mit meinem Heere erscheinen“.

Endlich gelangten sie zu dem Schah von Persien. Der Jüngling liess ihm sagen: „Ich bin gekommen, um die Braut des Pascha zu holen“. Da sprach der Schah: „Erst sollt ihr jeder dreihundert Schüsseln Speisen essen, und dann kannst du die Braut bekommen“. Nun sagte jener Bursche, der das Wasser getrunken hatte: „Sage ja, denn ich esse selbst alles auf“. Der Schah schickte für jeden dreihundert Schüsseln Speisen; und das übrige Heer ass zuerst, soviel jeder konnte; den Rest aber ass jener ganz auf und scheuerte die Schüsseln. Da ergriff den Schah Schrecken, und er sprach wieder: „Wenn einer von euch meine Reiter zu überholen und ihre Fahne zu nehmen vermag, dann kannst du die Braut bekommen“. Und der, welcher die Hasen gefangen hatte, sprach: „Erschrick

nicht, denn ich nehme die Fahne". Die Reiter kamen auf einen Platz hinaus und sagten zu jenen: „Macht euch bereit und besteiget eure Pferde". Jene antworteten: „Wir brauchen keine Pferde". Und der, welcher die Hasen gefangen hatte, sprach: „Reitet ihr voraus". Sie liessen ihre Pferde rasch laufen, und der, welcher die Hasen fieng, blieb ganz zuletzt zurück; dann stürzte er schnell los, überholte die, welche zu Pferde waren, und nahm ihnen die Fahne. Sie meldeten das dem Schah, und es ergriff ihn grosse Furcht. Und wieder gab er ihm seine Tochter nicht, sondern sprach zu ihm: „Ich habe einen Getreideboden voll Weizen, Gerste und Hirse; ihr sollt den Weizen, die Gerste und die Hirse, jedes für sich, herauslesen; ihr habt dazu drei Tage Frist, und dann gebe ich euch das Mädchen". Da erschrak der Jüngling, weil er diese Arbeit nicht machen konnte; aber bald fiel ihm der Flügel ein, den ihm die erste der Ameisen gegeben hatte. Er warf denselben ins Feuer, und sofort kam die erste der Ameisen mit ihrem ganzen Heere an und sprach zu ihm: „Was verlangst du von mir?" Der Jüngling antwortete: „Ich will, dass du auf diesem Getreideboden Weizen, Gerste und Hirse, jedes für sich, auslesest". Sie schickte sogleich die Ameisen hinein, und sie vollbrachten die Aufgabe in drei Stunden. Hierauf liess er dem Schah sagen: „Gib mir jetzt das Mädchen, denn ich habe das Getreide gesondert". Und der Schah erstaunte: „Ist es möglich, dass er in drei Stunden fertig geworden ist?" Sie giengen hin und schauten, und sieh, es war alles gesondert, wie es sollte. Da sprach der Schah: „Ich verlange von euch, dass ihr eine Flasche Wasser holt inmitten jener zwei Berge, welche an einander schlagen". Jenes Wasser war von grosser Heilkraft, indem es auch todte auferweckte, aber es war unmöglich, es zu holen. Nun fiel dem Jüngling die Flaumfeder des Adlerweibchens ein, er nahm sie, warf sie ins Feuer, und sogleich kam das Adlerweibchen und sprach: „Was willst du von mir?" Er sagte: „Ich will, dass du mir eine Flasche mit Wasser holst hinter jenen zwei Bergen, welche zusammenschlagen". Das Adlerweibchen gieng hin, holte das Wasser und gab es dem Jüngling; und sie schickten es dem Schah. Nun nahm der Jüngling die Braut, und sie kehrten nach ihrer

Heimat zurück. Aber das Mädchen hatte ein wenig von diesem Wasser an sich genommen.

Sie näherten sich dem Hause des Pascha unter Gesang und Fröhlichkeit. Der bartlose hörte, dass sie kamen, gieng ihnen entgegen und aus Zorn darüber, dass der Jüngling gesund und mit Ehren zurückkehrte, zog er sein Schwert und hieb ihn mitten durch; und der Jüngling fiel todt hin. Als der Pascha hörte, dass der bartlose den Jüngling getödtet hatte, den er sehr lieb hatte, wurde er aus Zorn fast närrisch. In dieser Nacht schlief er nicht bei seiner Frau, noch ass er Brot oder irgend etwas; aber da der bartlose sein Bruder war, wusste er nicht, was er ihm thun konnte; er durfte ihm bloss nicht vor Augen kommen.

Aber die Braut hatte den Jüngling mit jenem Wasser bestrichen, und er war wieder auferweckt worden, ohne dass der Pascha davon wusste. Am andern Morgen gieng der Jüngling in das Haus des Pascha, aber sie wussten nicht, wer es sei. Und er sprach: „Ich will zum Pascha hinein, denn ich habe ihm etwas zu sagen, und ich will auch, dass seine Räthe dort seien“. Da erwiderten ihm die Diener: „Es ist unmöglich, mit dem Pascha zu sprechen, denn er ist sehr zornig, weil sie ihm seinen Adjutanten getödtet haben“. Der Jüngling sprach: „Ich will ihn auf jeden Fall sprechen“. Da sagten sie dem Pascha: „Ein Jüngling ist da, der mit deiner Herrlichkeit sprechen will“. Der Pascha befahl: „Lasst ihn herein“. Der Jüngling trat ein, begann zu sprechen und sagte: „Jemand, der ein Versprechen fürs Leben gibt, darf es nicht brechen?“ Der Pascha und die Räthe sagten: „Nein, er soll es nicht brechen“. „Und wenn er stirbt und wieder lebendig wird, dann gilt das Versprechen nicht mehr?“ „Nein, dann hat das Versprechen geendigt.“ „Und darum sage ich jetzt, was ich bei meinem Leben nicht gesagt habe; aber ich bin gestorben und wurde wieder erweckt, und ich sage, ich bin der Bruder des Pascha und dieser bartlose ist es nicht; aber ich hatte ihm das Versprechen gegeben, so lange ich lebe, es nicht zu verrathen;“ und er erzählte, was jener auf dem Wege an ihm gethan hatte. Da freute sich der Pascha sehr, umarmte den Jüngling und veranstaltete ein grosses Gastmahl; und er be-

fahl einen Backofen zu heizen und liess den bartlosen lebendig hineinwerfen. Und mir haben sie nichts gegeben.

Vgl. Dozon Nr. 12, Νεοελληνικὰ Ἀνάλεκτα I, 1, 46, Nr. 10 = Legrand, Contes populaires grecs, S. 57 (M. aus dem Peloponnes), Hahn Nr. 37 (M. aus Epirus), F. Franzisci, Cultur-Studien über Volksleben, Sitten und Bräuche in Kärnten, Wien 1879, S. 99 (M. aus dem Glanthale in Kärnten), Cosquin, Contes populaires lorrains, Nr. 3 (Romania V, 94), Jagić, Südslavische M., Nr. 1[a] und [b] (Archiv für slavische Philologie I, 270), Luzel, Vieillées brétonnes, Morlaix 1879, S. 148, und Cinquième Rapport sur une mission en Basse Bretagne (Extrait des Archives des missions scientifiques et littéraires, III. Série, T. I), S. 2, Comparetti, Novelle popolari italiane, Nr. 5.

Alle diese M. sind Versionen eines und desselben M., welches man bezeichnen kann als das M. von dem Sohne oder Pathen eines Königs, der, als er sich zu dem Könige begeben will, unterwegs von seinem Diener oder Gefährten gezwungen wird, mit ihm die Rollen zu tauschen, dann, nachdem er zuvor auf anstiften des Betrügers verschiedene schwere Unternehmungen hat ausführen müssen, von jenem getödtet, von der schönen Jungfrau aber, die er an den Königshof hatte bringen müssen, wieder belebt wird und nun, durch seinen Tod und sein wiederaufleben eines dem Betrüger geschworenen Eides entbunden, den Betrug entdeckt.

Die älteste Form des Einganges des M. ist wol wie in dem M. aus dem Peloponnes und in dem einen serbischen die gewesen, dass ein König oder Kaiser auf einer Reise beim übernachten seiner Wirthin (einer Witwe) oder der Tochter seines Wirthes beigewohnt und ihr beim Abschied gesagt hat, sie solle, falls sie einen Sohn zur Welt bringe, denselben, wenn er herangewachsen sei, zu ihm schicken. In Dozons, Cosquins und Luzels M. ist der König nicht der Vater, sondern der Pathe des Helden. In dem kärntnerischen M. ist der Held der Sohn eines Hauptmanns und seiner Frau, und der Hauptmann hat noch vor seiner Geburt ins Feld ziehen müssen, der herangewachsene Sohn zieht aus, den noch immer nicht zurückgekehrten Vater aufzusuchen. Noch mehr entstellt sind das epirotische, das andere serbische und das italienische M. In ersterem ist der Held der Sohn eines Kaisers und seiner Gemahlin, der Kaiser muss aber auf lange Zeit verreisen; in dem letztern ist der Held ebenfalls ein legitimer Königs- oder Kaisersohn, der nicht seinen Vater aufsuchen, sondern einen andern König oder Kaiser besuchen will.

Der Betrüger ist in den griechischen, dem einen serbischen und dem kärntnerischen ein bartloser, in dem lothringischen ein buckliger, in dem einen bretonischen ein Caoou*, und eine Warnung vor

* „Les Cacous ou Caqueux étaient des espèces de parias, d'individus hors de la société et qui exerçaient ordinairement, en Bretagne,

derartigen Menschen — in dem bretonischen auch vor lahmen — geht voraus. Es liegt hier die alte weitverbreitete Scheu vor Menschen von auffallendem oder entstelltem Aeusserem vor.

Was die Art betrifft, wie der Rollentausch erzwungen wird, so bedroht in Dozons M. der Betrüger den Pathen des Königs, der in eine Schlucht hinab zu einer Quelle gestiegen ist, von oben mit einem schweren Steine. In dem M. aus dem Peloponnes droht der bartlose, den Brunnen, in den der Königssohn hinabgestiegen ist, mit einer Steinplatte zuzudecken. In dem epirotischen, dem einen serbischen und dem kärntnerischen wird der Zwang dadurch ausgeübt, dass der bartlose den Jüngling nicht wieder aus dem Brunnen heraufziehen will. In dem lothringischen und den beiden bretonischen M. hat sich der Betrüger des Pferdes des Jünglings — und zwar in den bretonischen, während der Jüngling abgestiegen ist und aus einer Quelle trinkt — bemächtigt. In dem italienischen M. droht der Gefährte den Königssohn zu erschiessen, und in dem einen serbischen endlich gewinnt er dem Kaisersohn listig einen Ring ab, an dem ihn der Kaiser als seinen Sohn erkennen soll.

In Dozons M., in den griechischen, dem kärntnerischen und dem lothringischen muss der Jüngling dem Betrüger einen Eid schwören, und zwar schwört er in dem albanischen und den griechischen, nur dann oder erst dann wolle er den Betrug entdecken, wenn er gestorben und wieder auferstanden sei*; in dem kärntnerischen muss er schwören, nichts zu verrathen, so lange er lebe, und in dem lothringischen, erst drei Tage nach seinem Tode jemandem zu sagen, dass er der Pathe des Königs sei. In allen diesen M. betrachtet sich der Jüngling dann, nachdem er von dem Betrüger getödtet, von der schönen Jungfrau aber wieder lebendig gemacht worden ist, seines Eides entbunden. — In den serbischen, den bretonischen und dem italienischen M. ist der Schwur weggefallen, trotzdem sind aber in den serbischen und dem italienischen die Tödtung und Wiederbelebung des Helden geblieben.

Unter den Aufgaben, die der Held in den verschiedenen Versionen des M. auf anstiften des Betrügers auszuführen hat, ist die wichtigste die schwierige Herbeischaffung einer schönen Jungfrau, an die sich dann wieder die Herbeischaffung von todte-erweckendem Wasser knüpft. Dadurch schliesst sich das M. an das weitverbreitete alte M. von der goldharigen Jungfrau und den Wassern des Lebens und des Todes an (s. meine Anmerkung zu Gonzenbach Nr. 83, II, und die Cosquins zu seinen Contes lorrains Nr. 73 in der Romania X, 177).

---

le métier de cordiers. On les confond assez souvent avec les lépreux.“ Vieillées brétonnes S. 151.

* In dem M. aus dem Peloponnes heisst es: *καὶ ἔκαμε τὸν ὅρκο πῶς ἂ πεθάνω καὶ γυρίσω, τότε νὰ τὸ μαρτυρήσω.*

Wenn in unserm albanischen M. die Tochter des Schahs den Brautwerbern erst übergeben werden soll, wenn jeder 300 Schüsseln Speisen isst und wenn einer von ihnen die Reiter des Schahs überholt, und wenn dann die beiden unterwegs mitgenommenen wunderbar begabten Menschen helfend eintreten, so vgl. Hahn Nr. 63, Pio S. 212, Jagić Nr. 7 (Archiv für slavische Philol. I, 280) und ferner Gonzenbach Nr. 74 und die Parallelen in der Anmerkung dazu, die jetzt noch vermehrt werden könnten.

Zu dem nur in unserm albanischen, nicht in den parallelen M. vorkommenden Zug, dass ein Adler dem Helden sich dankbar erweist, weil er eine Schlange, welche die jungen Adler fressen wollte, getödtet hat, vergl. die von mir bei Schiefner, Awarische Texte, S. XVIII und von Cosquin in der Romania VIII, 586—89 (zu Contes lorrains Nr. 52) zusammengestellten M. und ausserdem noch Stokes, Indian Fairy Tales, S. 182 u. 288, und Dozon Nr. 5.

Die Aufgabe, einen grossen Haufen Körner in kurzer Zeit zu sortieren, mit ihrer Lösung durch dankbare Ameisen, kömmt nicht nur in allen Versionen unseres M. — mit Ausnahme des einen serbischen und des italienischen — vor, sondern auch in zahlreichen andern M. Bekanntlich muss Psyche schon in dem M. des Apulejus die Aufgabe lösen, und auch ihr helfen Ameisen, aber nicht aus Dankbarkeit, sondern nur aus Mitleid. In manchen M. sind an Stelle der Ameisen andere geeignete Thiere getreten. Vgl. Cosquin in der Romania X, 140—42 (zu den Contes lorrains Nr. 65).

Wegen der an einander schlagenden Berge, in deren Mitte sich das Unsterblichkeitswasser befindet, s. man meine Nachweise bei Schiefner, Awarische Texte, S. XXV, und die Wollners bei Leskien u. Brugmann, Litauische Volkslieder u. M., S. 549 f., ferner Ralston, Russian Folk-tales, S. 236, Dozon S. 92 und 131*, Miklosich, Märchen der Zigeuner der Bukowina, Nr. 11.

Schliesslich bemerke ich noch, dass es noch eine andere Märchengruppe gibt, in der ein Diener einen Prinzen unterwegs zwingt, mit ihm die Rolle zu tauschen, die aber übrigens sowol im Eingang als im weitern Verlauf von der hier besprochenen Gruppe durchaus verschieden ist. R. K.

14. Die dankbaren Thiere.

Es war eine alte Frau, die hatte einen Knaben, der war sehr dumm. Die Mutter war arm und hatte nichts andres zum Lebensunterhalt, als dass sie Flachs spann. Eines Tages sprach der Sohn zu ihr: „Mutter, heute will ich gehen und

* Nach letzterer Stelle befindet sich die todte-erweckende Schwalbenmilch zwischen zwei sich öffnenden und schliessenden Bergen.

die Fäden verkaufen". „Es sei, mein Sohn, geh hin, verkaufe die Fäden und kaufe Brot". Der Knabe gieng hin, die Fäden zu verkaufen, und verkaufte sie für drei Kazill. Während er nun hin gieng, um Brot zu kaufen, traf er einige Landstreicher, die einen Hund tödteten. Er sprach zu ihnen: „Erbarmen, tödtet ihn nicht, denn das ist Sünde". „Geh, du Narr!" sagten die Landstreicher zu ihm. Da sprach jener: „Wollt ihr ihn mir verkaufen?" Sie sagten: „O ja, wir verkaufen ihn dir". „Und wieviel verlangt ihr für ihn?" Sie sprachen: „Zwei und ein halb Kazill". „Gut." Er gab ihnen zwei und ein halb Kazill und für einen halben Kazill kaufte er eine Leber für den Hund. Dann kehrte er nach Hause zu seiner Mutter zurück und sprach zu ihr: „Mutter, ich habe einen Hund gekauft". Da rief die Mutter: „Der Schlag soll dich treffen, Sohn, was soll ich mit dem Hunde?" Und die arme Mutter nahm wieder ihren Spinnrocken, um zu spinnen. Als sie fertig war, schickte sie ihren Sohn wieder, um die Fäden zu verkaufen. Er verkaufte sie, und wieder traf er Leute beim tödten einer Katze, und auch diese Katze kaufte er wie den Hund und kaufte ihr einen Fisch. Als er zur Mutter kam, sprach er: „Mutter, ich habe eine Katze gekauft". „Möge dir die Katze deine Ohren abfressen; denn wir haben selbst nichts zu essen, geschweige dass wir der Katze zu fressen geben sollten". Sie begann wieder zu spinnen, und als sie fertig war, gieng der Knabe wieder und verkaufte es. Er traf wieder Leute, die einen Esel tödteten, und sprach zu ihnen: „Tödtet diesen Esel nicht, sondern verkauft ihn mir". Und sie tödteten ihn nicht, sondern der Knabe kaufte ihn um fünfzig Para, und für zehn Para kaufte er ihm Spreu. Dann ritt er auf dem Esel nach Hause. Die Mutter erwartete, dass diesmal gewiss Brot kommen würde, und sieht ihren Sohn auf dem Esel. Der Knabe sprach zu ihr: „Ich habe einen Esel gekauft". Da die arme Mutter von Hunger entkräftet war, spann sie rasch wieder Flachs und gieng selbst hin und verkaufte ihn.

Der Sohn gieng mit dem Esel nach Holz; als er das Holz geschnitten hatte, lud er es auf den Esel, und auf dem Heimwege kam er an einem brennenden Garten vorbei. Er blieb stehen und schaute zu. Nun sass auf der Spitze eines Feigen-

baumes eine Schlange und wusste nicht, wie sie entkommen sollte. Da sprach sie zu dem Knaben: „Mensch, befreie mich aus diesem Feuer“. Er antwortete ihr: „Du bist eine Schlange und wirst mich fressen, ich traue dir nicht“. Die Schlange sprach: „Wenn du mich aus dem Feuer befreist, will ich dich glücklich machen“. Da gieng der Knabe in den Garten und zog die Schlange heraus. Diese sprach hierauf: „Komm mit mir zu meiner Höhle, dort ist meine Mutter und meine Brüder“. Er gieng mit ihr, und unterwegs sagte sie zu ihm: „Nimm von meiner Mutter nichts andres an als das Siegel, welches sie unter der Zunge trägt“. Als sie zur Höhle gelangten, kam ihnen die Mutter der Schlange entgegen, um den Knaben zu fressen; aber die Schlange rief ihr zu: „Mutter, rühre diesen Knaben nicht an; denn er hat mich aus dem Feuer errettet“. Da rührte sie ihn nicht an. Und die Schlange sprach zu ihr: „Mutter, gib ihm irgend etwas dafür, dass er mich aus dem Feuer errettet hat“. Und sie sprach: „Was willst du von mir?“ Da sagte der Knabe: „Ich will nichts andres als das Siegel, welches du unter der Zunge hast“. Und sie gab es ihm und sprach: „Alles, was du von diesem Siegel verlangst, wird dir zu Theil werden; aber verlier es nicht“.

Der Knabe gieng nach Hause und sprach zu seiner Mutter: „Mutter, komm, iss!“ „Wir haben nichts zum essen, mein Sohn!“ „Komm, komm, denn der Tisch mit tausend guten Sachen wird gleich kommen.“ Die Mutter gieng aus Neugierde, um zu sehen, was für einen Tisch er habe, dass er sie rief. Er sagte zu dem Siegel: „Siegel, bringe mir einen Tisch mit allen Arten von Speisen“; und er kam sogleich. Nachdem sie gegessen hatten, sprach der Knabe zu seiner Mutter: „Ich will die Tochter des Sultans zur Frau haben. Geh und sage zum Sultan: mein Sohn verlangt dein Mädchen“. Die Mutter gieng zum Sultan und sprach zu ihm: „Mein Sohn will deine Tochter zur Frau“. Der Sultan antwortete ihr: „Wenn er einen Palast baut, der schöner ist als der meinige, soll er meine Tochter bekommen“. Die Mutter gieng nach Haus und berichtete ihrem Sohne: „Der Sultan hat gesagt, wenn du einen Palast baust, der schöner ist als der seinige, will er dir seine Tochter geben“. Da sprach der Knabe zu dem Siegel: „Ich will einen Palast,

der schöner ist als der des Sultans". Sogleich entstand ein Palast, der viel schöner war als der des Sultans. Die Mutter gieng wieder hin und verlangte das Mädchen, indem sie sprach: „Der Knabe hat den Palast gebaut und will jetzt das Mädchen". Der Sultan erwiderte: „Er muss vorher noch einen Weg machen, ganz gepflastert mit Silberplatten, der beim Palaste des Sultans beginnt und bis zu dem eurigen führt; dann kann er das Mädchen bekommen". Die Mutter erzählte das ihrem Sohne, und dieser sprach zu dem Siegel: „Siegel, ich will einen Weg, der mit Silberplatten gepflastert ist"; und der Weg war da. Nun gieng die alte zum Sultan und sprach: „Ich will das Mädchen". Wieder sagten sie ihr: „Wenn dein Sohn sein Haus schöner einrichten wird als das des Sultans, dann geben wir ihm das Mädchen". Und er schaffte auch die Einrichtung und liess dem Sultan sagen: „Ich will das Mädchen; denn ich habe alles fertig gemacht". Der Sultan liess nachschauen und, als er erfuhr, dass die ganze Einrichtung hergestellt war, gab er ihm seine Tochter. Nach einigen Tagen stahl ihm die Frau das Siegel und sagte zu demselben: „Siegel, bringe mich über das schwarze Meer und lass diesen hier in seiner früheren Hütte wohnen". Und sogleich kam sie mitsammt dem Siegel auf das jenseitige Ufer, und er blieb in der Hütte. Er suchte hier, er suchte da, aber er fand nirgends Hilfe. Da sprachen der Hund und die Katze: „Wir wollen gehen und es dir wiederbringen". „Gut, gehet ihr," antwortete er.

Die Katze und der Hund machten sich auf und kamen über das schwarze Meer, indem die Katze auf den Hund stieg. Auf dem Weiterzuge überfiel sie die Nacht, und sie machten halt, um in einem Hause zu schlafen. Die Katze und der Hund traten dort ein. Um Mitternacht nun hörte die Katze ein Geräusch von Mäusen; sie erhob sich und spähte hinter einem Vorhange. Dort war eine Mäusehochzeit, und zwar heiratete die vornehmste der Mäuse. Wie nun die Braut der Maus ins Zimmer trat, trat auch die Katze ein, und die Mäuse erschraken. Da sprach die Katze: „Fürchtet euch nicht, denn ich rühre euch nicht an; aber ich verlange von euch, dass ihr mir dieses Siegel findet; wenn ihr es nicht finden könnt, fresse ich euch". Die Mäuse machten sich geschwind auf und suchten

hier und dort, bis sie die Tochter des Sultans im Schlafe fanden. Aber sie hatte das Siegel in ihrem Nasenloch verborgen, und es war schwierig, dasselbe heraus zu ziehn. Was machte nun eine von den Mäusen? Sie gieng hin, steckte ihr den Schwanz in die Nase und kitzelte die Nase, so dass jene niesen musste; dabei fiel das Siegel aus der Nase, und sie überbrachten es der Katze. Die Katze und der Hund machten sich auf, das schwarze Meer zu überschreiten, indem die Katze auf den Hund stieg. Als sie in die Mitte des Meeres kamen, sprach der Hund: „Ich will das Siegel haben“. Die Katze sagte: „Ich gebe es dir nicht“. Da begannen sie mit einander zu streiten, und dabei fiel ihnen das Siegel ins Meer. Als sie das Meer überschritten hatten, blieb die Katze am Ufer stehen. Da kam ein kleiner Fisch heraus, und die Katze fieng ihn und fand das Siegel im Leibe desselben. Sie gieng hin und gab es ihrem Herren. Der Knabe nahm das Siegel und sprach: „Siegel, bringe mir meinen Palast mitsammt der Einrichtung, aber meine Frau lass auf der andern Seite des Meeres“. — Das Märchen in Wolle, Gesundheit für uns.

Man vergl. die von mir im Archiv für slavische Philologie V, 27 und 40 (in meinen Anmerkungen zu den südslavischen M. Nr. 41 und 47) besprochenen M. und ausserdem noch Dozon Nr. 9 und 10, das von Dozon S. 219 im Auszug mitgetheilte cyprische M., Brugman, Litauische M., Nr. 29, wozu Wollner in der Anm. auf zahlreiche slavische Parallelen verweist, und das von A. Socin in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft XXXVI, 29 im arabischen Original und in Uebersetzung mitgetheilte M. aus Mardin.

R. K.

Dr. Gustav Waniek, Immanuel Pyra und sein Einfluss auf die deutsche Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts. Mit Benutzung ungedruckter Quellen. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1882. 120 SS. 8.

In diesem Buche liegt uns ein sehr werthvoller Beitrag zur Geschichte der deutschen Litteratur vor, der um so mehr Beachtung erheischt, als er bis jetzt die verdiente Würdigung noch nicht gefunden hat. Man kennt wol den Hallischen Dichterkreis und seine Beziehungen zu den Schweizern und zu Gottsched, aber nicht die Bedeutung des Mannes, der als der Begründer der Hallischen Dichterschule zu betrachten ist, für die Entwicklung des deutschen Geisteslebens und der deutschen Litteratur. Dieser Mann ist Immanuel Jacob Pyra. Und darin besteht das Verdienst des Verfassers der vorliegenden Monographie, dass er den Nachweis liefert, dass die historische Bedeutung Pyras, die ja auch von andern mit Recht anerkannt worden ist, nicht auf seinen Schöpfungen, die der Vergessenheit angehören, sondern auf der seiner Wirksamkeit innewohnenden Triebkraft und Ursächlichkeit beruht.

Der Verfasser zerlegt seine Arbeit in zwei Theile. Im ersten Theile behandelt er Pyras Leben und Wirken, im zweiten seinen Einfluss auf die deutsche Litteratur der Folgezeit. Dem ersten Theile sind fünf Abschnitte gewidmet: 1. Haus und Schule 1715—1734; 2. Studienjahre 1734—1738; 3. Wanderjahre 1738—1742; 4. Aufenthalt in Berlin 1742—1744; 5. Ausgaben, litterarischer Nachlass, Stimmen der Zeitgenossen.

Immanuel Jacob (nicht Jacob Immanuel, wie man bisher allgemein annahm) Pyra wurde am 25. Juli 1715 zu Cottbus geboren. Er war der Sohn eines Amtsadvocaten, der aber sein Amt aufgeben musste, als die preussische Regierung mehrere Advocatenstellen einzog. Auf dem Gymnasium zu Bautzen, das er von 1730 an besuchte, gewann er sehr bald ein lebhaftes Interesse für die Erscheinungen der deutschen Litteratur; schon früh wurde er mit Lohensteins Werken und mit Neukirch bekannt. Es ist bemerkenswerth, dass das Gymnasium zu Bautzen unter dem Einfluss des Pietismus stand, der sich von Halle aus über das ganze Deutschland verbreitete und nicht nur auf die Kirche und das kirchliche Leben be-

lebend einwirkte, sondern auch in die Schulen eindrang und das Erziehungs- und Unterrichtswesen läuterte. Im Jahre 1734 (nicht 1735) bezog Pyra die Universität Halle zum Studium der Theologie. In seinen bedrängten Verhältnissen fand er einen Freund und Helfer in Samuel Lange, dem Sohne des Hallischen Professors Joachim Lange. Der jüngere Lange war, selbst nach Lessings, seines unerbittlichen Gegners, Zeugniss, in den dreissiger und vierziger Jahren einer unserer wichtigsten Dichter. Er hatte 1733 (nicht 1736) in Halle eine Gesellschaft zur Beförderung der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit gegründet. In diese Gesellschaft trat Pyra ein und nahm darin bald eine hervorragende Stellung ein; denn er suchte dieselbe für ein neues poetisches Ziel, für einen innigeren Anschluss an die Alten durch Einführung reimloser Poesie zu interessieren. Pyra wählte den achtfüssigen Jambus mit weiblicher Caesur nach der vierten Hebung. 1736 sandte er mit einem Briefe, der in Gottscheds auf der Universitäts-Bibliothek zu Leipzig befindlichem Briefwechsel aufbewahrt ist und den der Vf. S. 21 zum Abdruck bringt, an Gottsched seine erste Probe der reimlosen Virgil-Uebersetzung mit der Bitte, sie in den „Beiträgen zur kritischen Historie der deutschen Sprache“ zu beurtheilen. Gottsched liess darauf die ersten 160 Verse im 17. Stück der Beiträge (1737) abdrucken, und zwar so, dass er dieser Probe eine Uebersetzung von Johann Christoph Schwarz aus Augsburg in gereimten Alexandrinern entgegenstellte, der er entschieden den Vorzug geben zu müssen glaubte. Die mit dem Abdrucke verbundene schiefe Beurtheilung seiner Virgil-Uebersetzung veranlasste ihn zu einer Gegenkritik, welche ebenfalls in den Beiträgen Aufnahme fand.

Das älteste erhaltene Denkmal seiner poetischen Wirksamkeit ist die Ode, mit welcher er Lange bei dessen Rückkehr von Berlin 1736 begrüsste; und als Lange im folgenden Jahre Pastor in Laublingen wurde, sandte ihm Pyra Namens der Hallischen Gesellschaft als Glückwunsch ein Gedicht, in welchem die Göttin der wahren Poesie Lange zu ihrem Priester weiht. Es ist Pyras Hauptwerk: „Der Tempel der wahren Dichtkunst“, eine traumartige Allegorie in fünf Gesängen. In diesem Gedichte, dessen Inhalt S. 29—34 angegeben wird, erscheint zum ersten Male in der deutschen Litteratur die Reimfreiheit durchgeführt. In ihm birgt sich Pyras tiefstes Wesen, das in einem exclusiv christlichen Standpunct seinen Ausdruck findet. Dieser christliche Standpunct war offenbar ein Ausfluss des Pietismus, mit dem er schon auf der Schule und mehr noch auf der Universität bekannt geworden war; aber auch Miltons Einfluss ist sichtbar. Von ihm sagt er, er habe die Poesie vom heidnischen Parnass ins Paradies geführt. Noch deutlicher sind die Beziehungen des Dichters zu dem christlich-lateinischen Dichter Hieronymus Vida (1480—1566), dem Verfasser der Christias und eines Werkes

de arte poetica (1534). „Auf Vidas Wegen wandeln“ ist ein bei Pyra oft wiederkehrender Ausdruck. Ferner bietet Thomsons Castle of Indolence überraschende Vergleichungspuncte dar (S. 38). Samuel Lange liess das Gedicht drucken, ohne den Namen des Verfassers zu nennen. Die zeitgenössische Kritik nahm es sehr günstig auf; seit dem Streite der Leipziger und Schweizer Schule galt es als eins der wichtigsten Streitobjecte und wurde von den Schweizern gelobt, von den Leipzigern getadelt. Noch 1773 gab Dusch in seinen Briefen zur Bildung des Geschmacks eine eingehende aesthetische Analyse. Hr. Waniek stellt das Gedicht sehr hoch. Er sagt S. 40: „Es ist ein historisches Unrecht, dass es beinahe völlig vergessen ist. Es ist inmitten einer poesielosen platten Zeit das erste Denkmal zielbewusster dichterischer Schöpfung; es ist ein Denkmal der im deutschen Volke wiedererwachten Innerlichkeit und Innigkeit, eine Dichtung, wurzelnd in den tiefsten Lebensinteressen des Volkes, getragen von echtem Pathos, es ist die poetische Verkündigung des Klopstockschen Messias.“

Zur Vermählung Langes mit Anna Dorothea Gnüge, welche Bodmer nachher unter dem Namen „Doris“ der litterarischen Welt bekannt machte, sandte Pyra eine Ode: „Des Thirsis Empfindungen bei Damons Hochzeitslust“. Noch während seiner Studienzeit in Halle vollendete er sein Trauerspiel „Jephta“, das leider verloren gegangen ist, und begann ein zweites Trauerspiel „Saul“, welches Gleim irrthümlich „Agag“ bezeichnete. Dasselbe befindet sich noch in Pyras ungedrucktem Nachlass in Gleims Familienarchiv zu Halberstadt in zwei Bearbeitungen; aus denen hervorgeht, dass Pyra die Chöre der Alten wiederherzustellen versuchte. Noch einmal trat er 1738 in Briefwechsel mit Gottsched; dann hören mit seinem Abgang von Halle die Beziehungen zu Gottsched auf, und Pyras Entwicklung tritt unter den Einfluss der Bestrebungen der Schweizer.

Nach Beendigung seiner Universitätsstudien begab sich Pyra zu seinem Freunde Lange in Laublingen. Hier vollendete er zunächst seine schon in Halle begonnene grössere Ode: „Das Wort des Höchsten“, eine Verherrlichung des Professors Joachim Lange. Die poetische Frucht des idyllischen zusammenlebens der beiden Freunde waren „Thirsis' und Damons freundschaftliche Lieder“, die Lange später herausgab. S. 53 gibt der Verf. die chronologische Reihenfolge derselben nach der Zeit ihrer Entstehung und betrachtet sie dann S. 54—65 im Zusammenhang, wobei Geist und Form derselben aus dem zusammenwirken von vier Factoren bestimmt werden. Diese sind Pietismus, Milton, Thomson und die Alten. Pyras Reimeigenthümlichkeiten werden S. 60, die metrischen Verhältnisse S. 61 besprochen.

Pyra nahm eine Hofmeisterstelle bei einem Edelmanne in Poplitz bei Alsleben a. d. Saale an, die ihm Lange verschafft hatte; aber

er vertauschte diese bald mit einer andern in Heiligenthal in der Grafschaft Mansfeld, wo er die Aufsicht über einen jungen Herrn von Bonnefoi führen sollte. Es scheint aber, als ob er hier zu der Rolle eines keuschen Joseph verurtheilt war, und so kehrte er Anfangs 1741 wieder nach Laublingen zurück. Er beschäftigte sich hier zunächst mit der Herausgabe einer Wochenschrift: „Gedancken der unsichtbaren Gesellschaft", von der im ganzen neun Stücke erschienen sind, schrieb „Critische Untersuchungen der Schönheiten in Virgils Aeneis" und fertigte eine Uebersetzung von Longins Schrift περὶ ὕψους an, wovon die Manuscripte sich noch jetzt im Gleimschen Archiv befinden.* Der Verf. hat auf Grund dieses litterarischen Nachlasses die aesthetischen Ansichten Pyras genau zergliedert und in ihrem Verhältnisse zu Gottsched, Baumgarten und den Schweizern untersucht. Auch eine Ode dichtete Pyra in dieser Zeit, in welcher er den Regierungsantritt Friedrichs II. feierte. „Sie zeigt die freiste Entfaltung seiner Phantasie, den grössten Schwung, zu dem er sich je erhoben hat, sie ist aber auch das dichterisch bedeutendste Denkmal der patriotischen Lyrik jener Zeit." Endlich gehört hieher noch der „Bibliotartarus", das Fragment eines komischen Heldengedichtes, welches zuerst im siebenten Stücke der oben genannten Zeitschrift erschien.

Zu Ende des Jahres 1742 wurde Pyra als Lehrer an das Köllnische Gymnasium in Berlin berufen, und als Wippel bald darauf das Prorectorat an dieser Anstalt erhielt, wurde Pyra Subrector mit dem Titel eines Conrectors. In Berlin genoss er den Umgang von Gleim und Kleist und trat mit den Schweizern und mit Liscow in Verkehr. Mit erneuertem Eifer gieng er an die Ueberarbeitung und Fortsetzung seiner Tragoedie Saul, welche in trochaeisch-daktylischen Fünffüsslern, untermischt mit Hexametern, gedichtet ist. Die letzte poetische Arbeit Pyras ist das in Gleims Archiv befindliche, bis jetzt noch nirgends erwähnte Bruchstück eines Trauerspiels „Atreus", ebenfalls in trochaeisch-daktylischen Fünffüsslern. Durch den offenen Kampf, den Pyra mit seinem im October 1743 erschienenen „Erweis, dass die Gottschedianische Secte den Geschmack verderbe", gegen Gottsched und die Leipziger Schule eröffnete, trat er in enge Gemeinschaft mit den Schweizern und erfuhr in Folge dessen in den von Gottsched beeinflussten „Bemühungen zur Beförderung der Critik und des guten Geschmackes" (Stück 4, 5 und 7) die boshaftesten Angriffe, worauf er eine „Fortsetzung des Erweises" u. s. w. 1744 folgen liess, welche sich direct gegen Gottsched richtete. Diesem ganzen Streite widmet der Verf. eine ganz besondere

* Hierauf hatte schon Körte in den „Briefen der Schweizer Bodmer, Sulzer, Gessner" 1804 S. 1 mit dem Hinweis auf Chr. H. Schmid, Biographie der Dichter, II 275 aufmerksam gemacht.

Aufmerksamkeit, um namentlich die irrige Auffassung Danzels, die seitdem in viele Litteraturgeschichten Aufnahme gefunden hat, zu widerlegen. Der Verf. hält die Pyraschen Streitschriften inhaltlich und formell für das bedeutendste, was bis dahin von Seite der Gegner Gottscheds erschienen war.

Die Fortsetzung des Erweises war Pyras letzte litterarische That. Am 14. Juli 1744 starb er nach dreitägiger Krankheit in einem Alter von 29 Jahren. An seiner Bahre trauerte seine Mutter, die er in dürftigen Verhältnissen zurückliess. Sein Vater war schon früher gestorben.

Im Jahre 1745 erschien als drittes Stück eines Pasquills: „Volleingeschanktes Tintenfässl eines allezeit parat seyenden Brieff Secretary“ eine in niederdeutscher Sprache abgefasste Standrede auf Pyra, welche sich mit cynischem Witze über seinen Tod lustig macht. Als den intellectuellen Urheber dieses elenden Machwerkes bezeichnet der Verf. Gottsched, auf dessen Charakter hiedurch ein eigenthümliches Streiflicht fällt. Die „Hällischen Bemüher“ dagegen zollen ihm das Lob eines wahren Dichters, und seine Freunde nennen ihn bald den deutschen Horaz, bald den deutschen Pindar.

Der zweite, weniger umfangreiche Theil des Waniekschen Buches behandelt Pyras Einfluss auf die deutsche Litteratur der Folgezeit in vier Abschnitten. Der erste redet vom formalen Gesichtspunct. Der Verf. sucht nachzuweisen, dass Pyra nicht nur Länge zu seiner Horaz-Uebersetzung angeregt und als Virgil-Uebersetzer das erste Glied in der Kette bildet, die sich von da in ununterbrochener Reihe über Ramler bis zu Voss zieht, sondern dass von ihm auch die deutsche Anakreontik ausgegangen ist, in welcher alle jüngeren Talente für einige Zeit sich versuchten. Dass ferner Pyra der erste war, der reimlose Verse anwandte und die Chöre der Alten wiederherzustellen suchte, ist schon gesagt worden.

Im zweiten Abschnitte werden die stofflichen Gesichtspuncte abgehandelt. Hier ist es zunächst die religiöse Dichtung. Was andere, wie Danzel, Hettner, Erich Schmidt, theils vermuthet, theils wahrscheinlich gemacht haben, dass Klopstock bereits in Schulpforta mit Pyras geistlichen Dichtungen bekannt geworden sei, erhebt der Verf. zur Gewissheit, indem er den Nachweis führt, dass Klopstocks Abiturientenrede vom 21. September 1745 in den wesentlichsten Grundzügen auf dem von Pyra im „Tempel der Dichtkunst“ niedergelegten Programm beruht. Aehnliche Beziehungen zu Pyra werden dann im „Messias“ gefunden. Aber auch Wielands erste Entwicklung weist auf die Pyra-Langeschen Anregungen zurück.

Einen andern Stoff bilden Freundschaft und Liebe. Das innige und echte Freundschaftsbündniss zwischen Pyra und Lange hat in der That eine vorbildliche Wirksamkeit ausgeübt, so dass nach dem

erscheinen der freundschaftlichen Lieder die Namen Thirsis und Damon typische Bedeutung erhielten (S. 158). Was die patriotische Lyrik betrifft, so führen die Bestrebungen der sog. preussischen Dichterschule ebenfalls auf Pyra zurück. Endlich erscheint für die Entwicklung der komischen Epopoeen der Umstand bedeutungsvoll, dass aus Pyras „Bibliotartarus" Zachariäs „Renommist" hervorgegangen ist (S. 165).

Der dritte Abschnitt ist der Aesthetik und der aesthetischen Kritik gewidmet. Es wird nachgewiesen, dass Baumgarten, Sulzer, Meier, ja selbst Lessing in ihrem aesthetischen Standpunct durch Pyra, den Hirzel den ersten wahren kritischen Schriftsteller der Deutschen nannte, beeinflusst worden sind.

Im letzten Abschnitte erfahren wir die überraschende Thatsache, dass sich auch bei Goethe ein unmittelbarer Zusammenhang mit Pyra durch eine Vergleichung der „Zueignung" (Dichterweihe), mit welcher Goethe die Ausgabe seiner Werke von 1786 eröffnete, mit Pyras „Tempel der Dichtkunst" nachweisen lässt.

Das Waniek'sche Buch, das zugleich als eine Geschichte der Hällischen Dichterschule bezeichnet werden kann, ist mit grossem Fleiss ausgearbeitet worden. Es wird sich kaum etwas finden, das der Beachtung des fleissigen Forschers entgangen ist. Zu S. 16 bemerken wir, dass wir statt Klosterschule lieber Schule zu Kloster Berge bei Magdeburg lesen würden, wie ja S. 155 deutlich gesagt wird, dass Lange diese Schule besucht habe. In Magdeburg selbst bestand das Paedagogium zum Kloster U. L. Fr., das gewöhnlich die Klosterschule genannt wird, auch zu jener Zeit als höhere Unterrichtsanstalt. — S. 96 ist Prorectorat st. Protectorat und in derselben Zeile wol 1743 st. 1742 zu lesen. S. 100 l. 1740 st. 1840. Der S. 134 gewählte Ausdruck „bekunstrichtern" ist wol eine eigene Schöpfung. Der S. 143 genannte Ort heisst Neugatersleben. Ueber die beiden S. 158 erwähnten Magdeburger Familien, namentlich die Bachmannsche, s. Zeitschr. f. preuss. Gesch. u. Landeskunde 1882 S. 433 ff.

Geestemünde. Hugo Holstein.

Anzeigen aus der Goethe-Litteratur.

1. Goethes Briefe u. s. w. Herausgegeben von F. Strehlke. 9. und 10. Lieferung. 1882.

Mit diesen beiden Lieferungen ist der 1. Band des Werkes abgeschlossen. In denselben findet sich eine erhebliche Menge neuer Erscheinungen in der Goethe-Litteratur; so: die Briefe an Major von Luck (sofern auf das vorhandensein des Schriftchens, in welchem diese Briefe Goethes stehen, in der Goethe-Litteratur noch nicht hingewiesen worden ist), an die Herzogin von Montebello,

an Münderloh, an Münter und an Murray, überdies die Anfänge, bei einigen auch der volle Inhalt von zahlreichen Briefen an Heinr. Meyer und von 139 Briefen an Kanzler von Müller. Von den verzeichneten etwa 400 Briefen an Meyer waren gegen zwei Drittel ganz unbekannt, wovon 7 vollständig abgedruckt sind. Die von Riemer veröffentlichten Briefe an Meyer sind von ersterem unwürdig verstümmelt worden. Einige vom Herausgeber als ungedruckt bezeichnete Briefe sind stellenweise veröffentlicht, z. B. in Düntzers „Uebersichten und Erläuterungen zum Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe“ S. 318 und im „Briefwechsel zwischen Schiller und Körner“ III, 194.

Zu bemerken wäre im übrigen folgendes.

Fielitz macht in der zweiten Auflage der „Briefe Goethes an Frau von Stein“ I, 490 wahrscheinlich, dass Goethes Brief an Lavater vom 9. April 1781 falsch datiert ist.

An Lavaters Gattin hat Goethe Lavatern selbst eine kurze Mittheilung am 18. Juli 1774 dictiert. (J. K. Lavaters Lebensbeschreibung von G. Gessner II, 135.)

Den Brief an die Mecklenburgischen Landstände finden wir wol an einer andern Stelle, wie jetzt unter „Loge“ wir den Brief erhalten, den wir unter „Freimaurerloge Günther zum stehenden Löwen“ vermissten.

Der Brief an Mickiewicz ist schon 1872 vollständig gedruckt in Mélanges posthumes d'Adam Mickiewicz.

Die Briefe an Kanzler v. Müller vom 22. September, 12. October und 11. November 1828 sind irrig von Dornburg datiert, da Goethe dieses Schloss schon am 11. September verlassen hatte. — Unter dem, im Briefe vom 11. October 1808 an denselben Adressaten genannten „Herrn de Lorme“ kann wol nur Le Lorgne d'Ideville verstanden werden.

An mangelnden Personalien wäre zu ergänzen:

Freiherr von Leonhardi, Jakob Friedrich, geb. zu Frankfurt a. M. am 3. April 1778, gest. ebenda am 6. April 1839, Wirklicher Geheimer Rath, Bundestagsgesandter der 16. Curie;

von L'Estocq, Preussischer Generalmajor, Dessauischer Ministerresident in Berlin, geb. 7. April 1756, gest. 8. April 1837;

Mahr, Johann Christian, geb. zu Farnroda bei Eisenach am 28. Februar 1787, Berginspector zu Ilmenau 1821, mit Bergrathstitel in Ruhestand versetzt 1850, gest. am 15. September 1868.

---

2. Ebendieselben. 11., 12. und 13. Lieferung. 1882.

In diesen drei ersten Lieferungen des 2. Bandes von „Goethes Briefen“ begegnen wir wieder mehreren bisher unbekannten Briefen, und zwar: 1 Briefe an Niethammer (Datum und Inhaltsangabe); 2 Briefen an Noehden (Dat.); 1 Briefe an Gräfin Josephine

O'Donnell (Dat. u. Bruchstücke); 1 Briefe an Freiherrn v. Otterstedt (Dat. u. Anfang); 2 Briefen an Passow (vollständig); 1 Briefe an Prinzess Augusta v. Preussen, jetzige Deutsche Kaiserin (Dat. u. Bruchst.); 1 Briefe an Gebr. Ramann (Dat. u. Anf.); 1 Briefe an die Herzogin von Rauzun (Dat. u. Bruchst.); 1 Briefe an Frau v. der Recke (vollst.); 1 Briefe an Rhode (vollst.); 1 Briefe an Ridel (vollst.); 1 Briefe an Prinz August v. Sachsen-Gotha (Anf. u. wahrscheinliches Datum); 13 Briefen an Herzogin Anna Amalie v. S.-Weimar (Anf. u. Datum, theils nur berichtigtes): 60 Briefen an Herzog Karl August (Anf. u. Datum); 1 Briefe an Grossherzog Karl Friedrich (Anf. u. Datum); 6 Briefen an Herzogin Louise (Anf. u. Dat.); 3 Briefen an Grossherzogin Maria Paulowna (Anf. u. Dat.). Das Datum eines Briefs an Neureuther berichtigt Strehlke.

Uebersehen sind: Nachrichten von 3 Briefen an Nees v. Esenbeck (aus „Zur Morphologie" II, 74 ff., sowie aus den Katalogen XIV von Schulze in Leipzig u. 12 von Zeune in Berlin); 1 Brief an den Magistrat zu Nürnberg (Allg. Zeitung 1878 Nr. 33); 1 Brief an Karl Osterwald und Heinrich Zumpft (aus „Dem römischen Denkmal in Igel", auch in Goethes Werken abgedruckt); Bruchstück 1 Briefs an Passow (aus „F. Passows Leben u. Briefen, herausgeg. v. Wachler" S. 162); 1 Brief an Frau v. Pogwisch (aus „Goethe-Jahrbuch" II, 338 f.). Den an der richtigen Stelle fehlenden Brief an den Grafen v. Purgstall haben wir unter der irrigen Adresse des Frh. v. Hammer-Purgstall zu suchen.

Zu erinnern wäre noch, dass der Druck der Briefe an Nehrlich in „Nehrlichs Zeichnungen nach Goethes Faust. Mit erläuternden Worten von H. Düntzer", ingleichen der Druck des Briefs an den Prorector zu Jena in der „Deutschen Revue" (1880) nicht aufgeführt sind.

Von Personalien mag ergänzt werden: Nehrlich, Karl, der Adressat der Briefe an Nehrlich, war Prediger in Hechingen; Overberg, Leonhard, geb. am 5. Mai 1754 in Voltlage, Oberconsistorialrath in Münster, st. das. am 9. Nov. 1826; Frh. v. Ottenstedt, Joachim Friedrich, geb. zu Rangsdorf am 11. Dec. 1760, preuss. Gesandter in Karlsruhe seit 1826, st. in Baden-Baden am 27. März 1850. — Da die Vornamen des Radlof, der die Schrift über die Geistestyrannei der Franzosen verfasste, „Johann Gottlieb" waren, so war derselbe nicht, wie Strehlke in Frage stellt, College von Passow, denn dieser hiess mit Vornamen „Karl Friedrich"; demnach sind auch des Referenten Personalangaben bezüglich des Radloff in „Goethes Briefen an Eichstädt" falsch. — Die Vornamen des Justizbeamten Rothe zu Lauchstädt waren: — „Karl Gottlob". Quandts Schloss Dittersbach liegt nicht „bei Leipzig", wie S. 54 bemerkt ist, sondern etwa 20 Meilen davon entfernt bei Stolpen.

3. Goethes Briefe an Frau von Stein. Herausgegeben von Adolf Schöll. Zweite vervollständigte Auflage, bearbeitet von Wilhelm Fielitz. Erster Band. Frankfurt a. M. Litterarische Anstalt, Rütten & Loening. 1883.

Goethes Briefe an Frau v. Stein sind nebst denen an Schiller als die bedeutendsten seiner zahlreichen Briefe, sofern die an Eine Adresse gerichteten als Gesammtheit in Betracht kommen, zu bezeichnen. Die vorzügliche Ausgabe derselben durch Schöll hat viel dazu beigetragen, sie zu einem unserer kostbarsten Litteraturschätze zu machen. Diese Ausgabe ist längst vergriffen, auch selten antiquarisch zu haben, und es dürften sich mehrere Verlagsgeschäfte mit der Absicht eines Neudrucks getragen haben. Die rührige Firma Rütten & Loening ist allen zuvorgekommen und hat die Neuausgabe in tüchtige Hände gelegt. Einfacher Neudruck würde nicht genügt haben: in den 34 Jahren seit dem erscheinen der ersten Ausgabe hat die Goethe-Litteratur so gewaltige Fortschritte gemacht, dass Schölls im ganzen treffliche Erläuterungen z. Th. unzureichend geworden sind, z. Th. sogar als auf Irrthum beruhend sich erwiesen haben; auch hat Schöll nicht alle ihm vorliegenden Briefe abdrucken lassen; überdies haben sich aber ausserhalb der Sammlung der Originalbriefe noch einige vorgefunden. So ist denn Fielitz im Stande, anstatt der 1692 von Schöll veröffentlichten Briefe deren 1752 zu bringen; auch hat er die Datierung der Briefe gegen Schöll häufig zu berichtigen vermocht; endlich für die Erläuterungen theils Schölls handschriftliche Quellen besser als dieser, theils deren noch weitere benutzt. Die Einleitungen, welche Schöll zu den einzelnen Jahrgängen der Briefe geschrieben, hat Fielitz, obwol sie einerseits nicht von hohem Werthe, anderseits mitunter veraltet sind, aus Pietät wenig verändert wieder abdrucken lassen.

Ueber die bisher ungedruckten Briefe Goethes an Frau v. Stein, sowie die bei mehreren vorgenommene andere Zeiteinreihung wird zweckmässig erst nach erscheinen des Schlussbandes etwas zu sagen sein, da mit diesem eine Uebersicht der Briefe geliefert werden soll. Die Anmerkungen enthalten in gehaltvoller Kürze nur das zum Verständniss der Briefe nöthige. Manches werthvolle neue wird uns dabei dargeboten. Scharfsinnig ist z. B. die S. 92 in Anmerkung 1 von Fielitz ausgesprochene Vermuthung, dass „Prinz Radegiki“ mit dem „Triumph der Empfindsamkeit“ in Zusammenhang stehe; die Verse im Prolog — oder was das Bruchstück vom „Prinzen Radegiki“ sonst ist —

Was ist der Himmel, was ist die Welt,
Als das wofür eben Einer sie hält?

passen ganz gut auf den Prinzen Orinoro der „dramatischen Grille“, namentlich zu der Schilderung, welche im Gespräche zwischen Sora,

Mana und Merkulo im 2. Acte von ihm entworfen wird. Radegiki scheint demnach nur dem wolklingenderen Orinoro gewichen zu sein.

Ein hübscher bibliographischer Fund ist S. 316 Anm. 5 verzeichnet: das Rosaseidenband, auf dem das Gedicht zum Lappländerzug gedruckt steht. Man hätte nur noch die Angabe gewünscht, ob dieser Druck mit dem bekannten genau übereinstimmt.

Kleine Bedenken und Berichtigungen zu den Anmerkungen sind folgende:

Zu S. 22 Anmerk. 2. Sollte „Misel" = Schöne nicht eigentlich „Müsel" zu schreiben und schwäbisches oder schweizerisches Deminutiv für „Mäuschen" sein? Letzteres ist ja ein bekanntes Kosewort; Schiller nennt seine Frau oft „Maus", z. B. im Briefe vom 11. Januar 1791 dreimal.

Zu S. 29 Anm. 5. Dass Katharina Schönkopf nicht bloss „etwa 1770", sondern bestimmt am 7. März 1770 sich verheiratete, konnte der Herausgeber in „Goethe und Leipzig" I, 291 lesen.

Zu S. 37 Anm. 5. Der Familienname der dort genannten Dame war „Werthern"; die gewöhnliche Aussprache lautet aber „Werther" und hienach findet sich dieser Name auch amtlich oft so geschrieben.

Zu S. 53 Anm. 6 u. zu S. 200 Anm. 4. Es scheint trotz allem gegenreden Gepflogenheit zu bleiben, „Hildebrand von Einsiedel" und „Marquise Branconi" zu schreiben.

Zu S. 181 Anm. 3. Hier hat der Herausgeber Riemern — der zwei ganz verschiedene Geschichten durcheinandermengt — nacherzählt: in Einsiedels „Orpheus und Eurydice" sei eine Parodie auf die Arie aus der „Alceste" Wielands: „Weine nicht du meines Herzens Abgott" mit Posthornbegleitung vorgetragen und auf den Reim „Schnuppe" ein langer Triller angebracht gewesen — also, wie man danach glauben muss, auf dieses in Wielands Dichtung vorkommende Wort. Nun ist aber die gedachte Arie überhaupt nicht gereimt, und das Wort „Schnuppe" für die ganze Oper „Alceste" geradezu unmöglich. Die Sache verhält sich folgendermassen. Wieland schreibt an Merck am 21. September 1779, es sei vor 14 Tagen zu Ettersburg in der Farce „Orpheus und Eurydice" die Arie „Weine nicht du meines Herzens Abgott" aus seiner „Alceste" auf die allerlächerlichste Art parodiert worden. Dagegen erzählt Böttiger von der Aufführung der „Geflickten Braut", es seien beissende Anspielungen auf Wielands „Alceste" darin vorgekommen und in einem pathetischen Gesange an den Mond, der die Laterne des Himmels genannt werde, habe der Sänger auf den Reim „Schnuppe" einen langen Läufer machen müssen, wobei er sich gegen ein anwesendes Fräulein, die eine Mondscheinschwester gewesen sei, gewendet habe. — Die so geschilderte Arie findet sich nun auch noch in der letzten Redaction des Stückes, im „Triumph der Empfindsamkeit", am

Schlusse des 2. Actes, und scheint allerdings die Wielandische Arie zu verspotten, da jene, wennschon unter Zuthat des Reims, völlig im Versmasse der letzteren abgefasst ist; überdies verweist Merkulo der ihren Abscheu über diesen Gesang ausdrückenden Sora den Tadel mit den Worten: „ums Himmels willen! es ist aus dem Griechischen“ — also mit deutlichem Hinweis auf „Alceste“. Da nun „Die geflickte Braut“ dem Jahre 1777 entstammt, so war die zwei Jahr später in „Orpheus und Eurydice“ ausgeführte Verspottung der „Alceste“ die zweite; es war vielleicht der ähnliche Gegenstand — das heraufholen einer geschiednen Gattin aus der Unterwelt — welcher Einsiedel zur Wiederholung verleitete.

Zu S. 292 Anm. 5. „Pagat“ ist wol nicht genau als Trumpf im Tarok erklärt; er ist vielmehr nur die höchste stechende Karte in diesem Spiele.

Zu S. 296 Anm. 7. Die in Rede stehende Büste ist zweifellos die der Herzogin Amalie.

Wir bitten Herrn Dr. Fielitz uns nicht lange auf den 2. Band seines trefflichen Werkes warten zu lassen.

---

4. Goethes Werke. Erster Band. Gedichte. Erster Theil. Mit Einleitungen und Anmerkungen von G. v. Loeper. Zweite Ausgabe. Berlin, 1882. Verlag von Gustav Hempel. (Bernstein & Frank.)

Die Hempelsche Goethe-Ausgabe erscheint hier nicht bloss, wie man nach dem bescheidnen Titel vermuthen möchte, einfach in einer, die erste nur wiederholenden Ausgabe, sondern — abgesehen davon, dass nicht, wie doch aus der Wortfassung zu schliessen wäre, die erste Ausgabe dieses Bandes gleichfalls v. Loeper zum Herausgeber hatte — in freundlicherem Gewande, gleich der zweiten Ausgabe von Loepers „Faust“, anderseits von Anfang an mit der zweckmässigen Anordnung, welche sich bei der ersten Ausgabe nur in späteren Bänden findet, namentlich insofern, als der Text ohne störende Unterbrechungen durch Anmerkungen, und letztere dann fortlaufend hinterher gedruckt sind. Noch weitere Fortbildung der vortheilhaften Einrichtung ist im vorliegenden Bande darin zu erblicken, dass in den Anmerkungen bei jedem einzelnen Gedichte nicht nur litterarhistorische Nachweise und zum Verständnisse des Gedichts nöthige Erläuterungen, sondern auch abweichende Lesarten übersichtlich zusammengestellt sind.

Was in den Erläuterungen zu geben ist, darüber mögen verschiedene Meinungen obwalten. Soll Referent die seinige äussern, so würde man sich bei der, für den weiteren Kreis gebildeter Leser bestimmten Ausgabe darauf zu beschränken haben, die Umstände,

welche das Gedicht veranlassten, sodann die jeweiligen Lebensverhältnisse oder Ansichten des Dichters, deren Kenntniss zum Verständniss des ganzen oder einzelner Stellen nöthig ist, sowie ferner Quellenschriften bezüglich des ganzen oder einzelner Stücke, endlich sprachliche Bemerkungen, soweit sie zur Erklärung des Sinnes erforderlich scheinen, anzuführen; etymologische Sprachbemerkungen sowie Parallelstellen aus Schriften dritter Personen, von denen feststeht, dass sie auf Goethes Dichtungen keinen Einfluss gehabt haben, in die Anmerkungen aufzunehmen geht dagegen nach des Referenten Auffassung über den Zweck der Hempelschen Goethe-Ausgabe hinaus. Dasselbe ist der Fall mit der Anführung von Uebersetzungen Goethischer Dichtungen, von darauf bezüglichen Werken der bildenden Kunst oder von Compositionen der Lieder; dieselben haben übrigens wol nur dann Werth, wenn dabei Vollständigkeit angestrebt wird, was die Absicht v. Loepers nicht gewesen zu sein scheint. Derlei hors d'oeuvres finden sich im vorliegenden Bande; aber durchaus nicht überwuchernd, so dass man sie als angenehme Plauderei sich gern gefallen lässt. Die nothwendigen Erläuterungen darin beruhen auf selbständiger Forschung oder doch Prüfung des bereits erforschten, ohne die Neigung, alles anders erklären zu wollen — wie sie anderwärts so widerlich aufstösst. Zu Bestimmung nicht bekannter Data der Entstehung einzelner Gedichte, ingleichen zu Feststellung des Textes und der Varianten hat der Herausgeber eigne und fremde werthvolle Handschriftensammlungen benutzt. Alle diese Umstände erheben diese Ausgabe von Goethes Gedichten zu einer vorzüglichen, die auf der Höhe der Forschung steht.

Zu einigen Anmerkungen kann folgendes, das beim lesen derselben aufgefallen ist, erinnert oder hinzugefügt werden.

S. 274 scheint der Commentator in „Der Spröden" die Stelle „sang und lachte fort" sprachlich nicht richtig zu deuten, indem er sie der Stelle „liefen und heulten davon" im „Zigeunerlied" gleichstellt. In der ersten Stelle liegt, auch der gewöhnlichen Sprechweise gemäss, nichts besonderes; es ist bloss einmal „fort" ausgelassen, also zusammengezogen für: sang fort und lachte fort; da ist keine poetische Licenz, wie v. Loeper sagt. Wol aber ist sie vorhanden in dem „Zigeunerlied", und zwar eine Freiheit der Wortstellung, da man prosaisch nur sagt: sie liefen davon, aber nicht: sie heulten davon.

Richtig ist jedesfalls die Annahme Loepers, dass das Gedicht „Die Rettung" eine Selbstverspottung Goethes wegen der Selbstmordgedanken sei, die den jungen Doctor einmal überfallen hatten. Sie hat die Vermuthung Bergks (1857 — also nicht erst Goedekes 1878) für sich, dass unter „Käthchen" Katharine Gerock zu verstehen sei, weil Goethe den Namen eines ihm nahestehenden Mädchens nicht gewählt haben dürfte, wenn er nicht zugleich etwas von besonderem Bezug sagen wollte. Dabei hat man aber freilich nicht

anzunehmen, dass das Gedicht eine Chronik über Goethes Verhältniss zu Käthchen Gerock sein solle, worauf sich Düntzers Widerspruch gegen diese Deutung stützt. Ich setze das Gedicht um Frühlingsanfang 1773 und beziehe mich anstatt weiterer Begründung auf „Goethe-Studien" von Fielitz, S. 4 f., worüber noch Goethes Brief an Zelter vom 3. December 1812 zu vergleichen ist.

Auch bei dem Gedichte „Der Abschied" ist irrthümlich Goedeke — den v. Loeper zum mythischen Hercules machen zu wollen scheint — als derjenige genannt, der dasselbe 1878 zuerst als an Francisca Crespel gerichtet angenommen habe; denn ich selbst that es schon 1869 und dann wiederholt 1870 in „Zu Goethes Gedichten". Hier thue ich es also zum dritten Male und beziehe mich auf die ausführliche Begründung meiner Annahme S. 12 f. der genannten Schrift. Auf letztere zu Ergänzung oder Berichtigung von Loepers Erläuterungen zu verweisen werde ich, obschon sich noch einigemal Gelegenheit dazu bieten würde, weiterhin unterlassen.

S. 297 hat v. Loeper in „Meeresstille" in dem Verse

Keine Luft von keiner Seite

eine doppelte, also logisch genommen fehlerhafte Negation, die ja allerdings auch sonst bei Goethe vorkommt, vorausgesetzt; es liegt aber wol nur eine sachliche Verstärkung der Negation durch einen verdeutlichenden Zusatz vor, der durch ein Komma hervorzuheben wäre, also:

Keine Luft, von keiner Seite.

S. 320 stellt der Herausgeber aus Knebels Tagebuche das (wenigstens für Düntzer) zweifelhafte Datum des „Nachtliedes" fest, wonach der Zweifler sich wol bescheiden wird, dass Goedeke schon früher im Rechte gegen ihn war.

S. 333 wäre unter den Drucken des „Bundesliedes" auch der 1826 in „Goethes goldnem Jubeltag" aus der Handschrift entnommene aufzuführen gewesen, ebenso

S. 343 von „Rechenschaft" der Druck im „Pantheon" von 1810, aus dem der vom Herausgeber zuerst genannte Druck zur Separatverbreitung einfach herausgenommen ist.

S. 347 hätte man den Hinweis auf Weisses „Kinderfreund" erwartet, dem Goethe das Gedicht „Epiphanias" z. Th. wörtlich entlehnt hat („Goethe und Leipzig" II, 12 f.).

In dem Gedichte „Die Lustigen von Weimar" ist „Rapuschchen" ganz zweifellos das zu jener Zeit, wenigstens in Mitteldeutschland allgemein verbreitete, jetzt freilich seltner gewordene Kartenspiel Rabouge oder Rapouse (Encyclopädie der Spiele von L. v. Alvensleben, 1853, S. 411 ff.).

S. 399 ist die Ermittelung der Veranlassung zu dem Epigramm „Der neue Amor" überraschend und treffend; es bringt hienach Goethes Verhältniss zur Fürstin Galitzin zum Ausdruck.

S. 403 ist die Lesart des Epigramms „Sakontala“ in Herders „Zerstreuten Blättern“ nicht genau angegeben, indem dort anstatt „Willst du“ jedesmal „Willt du“ steht.

S. 417 kann als Parallele zu Goethes Aeusserung über die Abneigung gegen Hunde Goethes sprichwörtlicher Vers

Willst Du mit mir hausen,
Lass die Bestie draussen —

sowie seine Erzählung über den Hundelärm in Göttingen in den „Tag- und Jahresheften“ Abs. 266 angeführt werden.

S. 452 erinnert sich der Herausgeber gelegentlich der Erwähnung eines Probiersteins der in Goethes Gegenwart 1776 zu Ilmenau ausgeführten Silberprobe; es mag nur bemerkt werden, dass dieselbe mit dem Probierstein jedesfalls nichts zu schaffen hatte.

S. 454 entscheidet sich der Herausgeber hinsichtlich der Bedeutung des † im 67. Venetianischen Epigramme für das bekannte stinkende Geräusch; es wäre aber denn doch zu erwähnen gewesen, dass Böttiger (Goethe Jahrbuch I, 317) gewaltig auf jene schimpft, die etwas anderes als Kreuz darunter verstehen. Mittelbar gibt v. Loeper ihm Recht, indem er für die andre Bedeutung das † als unpassendes Zeichen erklärt und einen Gedankenstrich dafür gesetzt haben will.

Bei Erklärung der „Weissagungen des Bakis“ ist v. Loeper ebenfalls selbständig vorgegangen; die Ansichten anderer, denen er sich zuweilen anschliesst, begründet er dann sorgfältiger. Man wird sich aber von vornherein sagen müssen, dass Erklärungen, denen jedermann unbedingt zustimmen muss, kaum je für alle Sprüche gefunden werden dürften. Die vielen aus vorübergegangenen Verhältnissen entnommenen Anspielungen, welche Goethe in seinen Dichtungen verwebt, sind Ursache, dass auch über den Sinn von Stellen, die gar kein Geheimniss sein sollen und die bei den Zeitgenossen unbestrittenem Verständnisse begegnet haben mögen, jetziger Zeit Gegenstand lebhaften Streites bilden; wie viel mehr muss dies der Fall bei Gedichten sein, die sich absichtlich in Dunkel hüllen, aber nicht einmal logisch lösbare Räthsel sind! Wie gründlich sich aber v. Loeper mit diesen Orakeln beschäftigt hat, geht aus dem Nachweise S. 460 hervor, wonach er gefunden hat, dass dieselben sich an die mannigfaltigen Formen der Wahrsagerkunst anlehnen. Loeper schlägt den richtigen Weg ein, indem er durch Parallelstellen der Sache beizukommen sucht. Ein Urtheil über die Ergebnisse darf man nicht aussprechen, wenn man nicht Gegenerklärungen versucht, was, wenn Referent es auch vermöchte, an diesem Platze zu weit führen, jedesfalls auch nur Flickwerk sein würde. Referent begnügt sich seine Meinung dahin abzugeben, dass v. Loeper das 4., 22., 29., 30. und 31. Epigramm treffend erklärt hat, während ihm bei anderen, sofern sie Schwierigkeiten darbieten

- was namentlich vom 7., 9., 10., 11., 14., 21. und 25. Epigramme gilt — eine schlagende oder ganz befriedigende Erklärung nicht gelungen sein dürfte.

Schliesslich mag bei den „Jahreszeiten" noch bemerkt werden, dass im „Frühling" das mit C. F. überschriebene Distichon unmöglich auf Gräfin Constanze von Fritsch zielen kann, wie ich in den „Goethe-Forschungen" S. 270 dargethan habe.

---

5. Goethes Faust. Erster und zweiter Theil. Erläuterungen und Bemerkungen dazu von Bayard Taylor. (Ausgewählte Schriften. Zweiter Band.) Leipzig. Th. Griebens Verlag (L. Fernau). 1882.

Der Verfasser, in seinen letzten Lebensjahren auch als Gesandter der Vereinigten Staaten von Amerika in Deutschland viel genannt, ist als gründlicher Kenner deutscher Litteratur rühmlichst bekannt. Seine englische Uebersetzung von Goethes „Faust" gilt als eine der vorzüglichsten der englischen Uebersetzungen der Dichtung, deren Zahl sich nach W. Heinemanns Zusammenstellung in den August- und Septemberheften von Jahrgang 1882 der Monatsschrift „The Bibliographer" auf beinahe 40 beläuft.

Die vorliegenden Erläuterungen und Bemerkungen sind Taylors 1871 vollständig erschienener Faust-Uebertragung entnommen. Bildet nun auch die letztere den Schwerpunct des Originalwerks, so wird man doch demungeachtet auch viele dieser Beigaben in der deutschen Uebersetzung trotz den vielen vaterländischen Faust-Commentaren als beachtenswerth anzuerkennen haben.

Eine allgemeine Einführung in die Dichtung zu geben hat Taylor unterlassen; er meint, nur eine Biographie Goethes könne ausreichender Commentar des „Faust" sein, und er beschränkt sich deshalb darauf, zum Verständniss des einzelnen beizutragen. Obgleich nun Taylor ausdrücklich erklärt, dass er diese Anmerkungen für englische Leser geschrieben habe und keine Theorien über die Bedeutung der Dichtung aufstellen wolle, so eröffnet doch der gelehrte, denkende und dichterisch fühlende Verfasser manche neue Gesichtspuncte. Hauptsächlich hat er sich bemüht aus Goethes anderweiten Dichtungen, Schriften und Briefen Parallelstellen zu einzelnen Versen oder Partien des „Faust" mehr noch, als bisher schon geschehen, herbeizuziehn und dadurch zum Verständniss des „Faust" im einzelnen beizutragen. Bei Stellen, bei denen die Erklärer auseinandergehn, stellt er öfter die verschiedenen Ansichten zusammen — ein Verfahren, das in diesem Falle sehr zweckmässig ist, da es eine Beleuchtung solcher Stellen von mehreren Seiten gewährt und dadurch die Bildung eines Endurtheils erleichtert.

Greifen wir einige von *Taylor* besprochene Stellen heraus!

Gleich beim *Prolog im Himmel* macht Taylor auf einen Umstand aufmerksam, der zwar nahe liegt, aber nach meiner Erinnerung noch von keinem Erklärer hervorgehoben worden ist: dass nämlich Goethe, während er einerseits im „Faust" die Versuchung eines Menschen durch Satan nach dem Buche Hiob darstellt, doch anderseits auch hier, wie er so oft zu thun pflegte, productive Kritik übt, d. h. ein in seiner Anlage bedeutendes Dichtwerk, das aber in der Ausführung an Schwächen leidet, durch ein eigenes Werk ersetzt, durch welches er zeigt, wie die Anlage in höherem Sinne zu verwerthen gewesen wäre. Hier geschieht dies, indem Goethe an Stelle des durch Leiden in Versuchung geführten Dulders Hiob den durch Genuss versuchten Stürmer Faust darstellt.

Einer Stelle im zweiten Gespräche des Faust mit Mephistopheles widmet Taylor eine ausgedehnte Zusammenstellung von Auslegungen. Der bequemeren Vergleichung mit nachstehendem halber setze ich die Stelle her.

> Was willst du armer Teufel geben?
> Ward eines Menschen Geist in seinem hohen Streben
> Von deines Gleichen je gefasst?
> Doch hast du Speise, die nicht sättigt, hast
> Du rothes Gold, das ohne Rast
> Quecksilber gleich dir in der Hand zerrinnt,
> Ein Spiel, bei dem man nie gewinnt,
> Ein Mädchen, das an meiner Brust
> Mit Aeugeln schon dem Nachbar sich verbindet,
> Der Ehre schöne Götterlust,
> Die wie ein Meteor verschwindet.
> Zeig mir die Frucht, die fault eh man sie bricht,
> Und Bäume, die sich täglich neu begrünen!

Viele Erklärer des „Faust" umgehen es, sich näher auf diese Stelle einzulassen, während diejenigen, welche es thun, von einander sehr abweichende Meinungen zu Tage fördern. Schon in Bezug darauf scheiden sie sich, ob die Verse von „Doch hast du Speise" bis „Meteor verschwindet" einen Gegensatz zu den folgenden zwei Versen bilden, oder nicht. Einige fassen jene ersten acht Zeilen frischweg als Fragen auf, was nicht nur reine Willkür ist, sondern auch geradezu keinen Sinn gibt, da Faust ja gar nicht Ursache hat zu bezweifeln, dass die in diesen Zeilen gedachten Scheingüter in der Macht des Mephistopheles stehen. Die meisten Erklärer, wenigstens von denen, deren Schriften mir zu Handen sind, auch Taylor, nehmen die beiden Schlusszeilen „Zeig mir die Frucht" als Metapher oder Gleichniss, also als gleichbedeutend mit den vorhergehenden acht Zeilen. Blackie betrachtet die beiden Theile der fraglichen

Stelle als Gegensätze und hat damit gewiss das richtige getroffen, wenn auch seine Ansicht noch etwas anders sich gestalten lassen wird.

Prüfen wir die Stelle zunächst sprachlich und nach deren einfacher Wortfassung, noch ohne Rücksicht auf tiefere Bedeutung, so kennzeichnen sich die acht ersten Zeilen dadurch als zusammengehörig, dass sie alle von dem „Doch hast du“ abhängen. Hat Faust hier genannt, was Mephistopheles zu gewähren vermag, so steht dazu im Gegensatz der Schluss obiger Stelle, indem Faust dagegen von Mephistopheles verlangt: „Zeig mir!“ Nicht das braucht er sich zeigen zu lassen, was er als des Mephistopheles Besitz gar nicht bezweifelt, sondern nur das, wovon er sich durch das vorzeigen erst überzeugen will, dass es Mephistopheles in seiner Gewalt habe.

Dringen wir nun in die Bedeutung der Stelle weiter ein, so ist deutlich, dass die in den acht ersten Zeilen aufgeführten Gegenstände insgesammt Genüsse gewähren, welche sich alsbald als Schein erweisen, also nicht dauernd befriedigen, während Faust von Mephistopheles etwas verlangt, das unablässig sein streben wach erhält, wie Früchte, die als dazu unfähig sich erweisen schon im Augenblick des ergreifens zum Genuss, oder wie Bäume, deren sich unaufhörlich erneuerndes Laubwerk „der Betrachtung stiller Lust“ ununterbrochen neue Nahrung gibt. Dieser Deutung entspricht auch Mephistos Erwiderung, dass die Zeit komme, wo man etwas gutes in Ruhe zu geniessen wünsche; er preist also dem steten streben gegenüber die Befriedigung, wozu er ja den hochstrebenden der Wette gemäss einschläfern will. Ferner folgerichtig verwahrt sich dann Faust, dass Mephistopheles ihn „durch Genuss betrügen“, d. h. dahin bringen könne, dass er im Genusse das streben vergesse.

Im zweiten Theile weist Taylor, soviel mir bekannt, zuerst nach, dass das Gespräch der Hofleute bei der Erscheinung von Helena und Paris dem Gespräche nachgebildet sei, das bei gleicher Veranlassung Graf Hamilton in seinen Contes de féeries am Hofe der Königin Elisabeth führen lässt.

Ueber Homunculus stellt Taylor wiederum zahlreiche Aeusserungen verschiedener Erklärer zusammen. Die meisten suchen in diesem Wesen einen Begriff und kommen dabei zu oft sich ganz widersprechenden Ansichten, indem sie ihn nehmen als: den objectiven Ausdruck, die hypostasierte Gestalt von Fausts gegenwärtigem Seelenzustande — das ruhige streben nach idealer Schönheit — die Sehnsucht nach dem werden des schönen — die entstehende Menschenschönheit — die Poesie des XVIII. Jahrhunderts — die griechisch-romantische Poesie — die Poesie schlechthin — die Leuchte des Genius u. s. w. Mit solchen Ansichten kommt man aber nicht ins klare und jedesfalls muss man daran festhalten, dass Homunculus — was insbesondere auch v. Loeper betont — an erster Stelle eine dramatische Person ist, die ihre Aufgabe in der Handlung des Stücks

zu erfüllen hat, und nur an zweiter Stelle irgend eine Richtung vertritt und eine Bedeutung an und für sich hat. Taylor nun, in Anschluss an eine von Riemer mitgetheilte Aeusserung Eckermanns, betrachtet Homunculus als eine der Erscheinungen eines Wesens, das erst als Knabe-Lenker, dann als Homunculus und zuletzt als Euphorion auftritt, und in welchem Goethe seinen eignen Dichtergenius dargestellt habe. Er weist darauf hin, dass das Ideal, welches Goethen vorleuchtete und ihn während der besten Jahre seines Lebens immer höher aufwärts streben liess, beinahe dasselbe sei, was Paracelsus mit Bezug auf einen Homunculus mit den Worten anführt: „Darum so wird ihnen die Kunst einverleibt und angeboren, und dürfen es von niemand lernen, sondern sind von Natur wie Rosen und Blumen" (S. 178 f. 185. 205 f. 215 f. 220. 236 f.). — Referent will seine, in einem längeren Aufsatze über den Zweiten Theil des „Faust" (Wissensch. Beil. d. Leipz. Zeitung 1882 Nr. 18) niedergelegte Ansicht über Homunculus hier nicht wiederholen, und nur Taylor gegenüber bemerken, dass wenn Goethe auch beim Homunculus sich selbst im Sinne gehabt hat, er dennoch durch letzteren eine allgemeine Richtung in der Geschichte der Menschheit vertreten lässt.

„Die bunten Vögel", welche im V. Act Mephistopheles für „morgen" ankündigt (V. 159 nach v. Loeper, 6604 nach Schröer, 11216 nach Marbach) haben gleichfalls zu mannigfaltigen Auslegungen Anlass gegeben. Manche verstehen darunter Orden und können sich dafür auf Treumunds Rede in den „Vögeln" beziehen, worin der aus der Vogelwelt entnommenen bunten Ordenszeichen gedacht wird; indessen ist kaum glaublich, dass Mephistopheles die habgierigen drei gewaltigen Gesellen durch Aussicht auf Orden zu beschwichtigen sich Hoffnung macht. Die meisten deuten die „Vögel" auf Schiffe und bringen zahlreiche Parallelen bei, nicht nur aus Schillers Räthsel vom „Schiff" und mit Bezug auf das lateinische Wortspiel von avis und navis, sondern auch aus „Faust" selbst, und zwar im I. Theil mit Bezug auf die im Spaziergang erwähnten, den Strom hinabgleitenden „bunten Schiffe", im II. Theil auf Philemons Vergleich der heimkehrenden Schiffe mit den zum Neste fliegenden Vögeln in der 1. Scene des V. Actes, sowie auf des Thürmers Meldung vom nahen der „bunten Wimpel" und des „bunten Kahns". Indessen ist zunächst zu berücksichtigen, dass Mephistopheles die „bunten Vögel" als etwas ganz neu hinzukommendes nennt; wenn sie aber Schiffe bedeuten sollten, der zu ihnen gehörige bunte Kahn schon eingelaufen ist. Sodann passt aber diese Deutung nicht zum vorhergehenden: Mephistopheles vertröstet die missmuthigen ganz allgemein auf die ihnen zu gebenden Feste, und da gibt der Zusammenhang an die Hand, dass er noch etwas besonderes nennen will, was die Feste vergnüglicher zu machen geeignet ist. Das

können unmöglich nachkommende Schiffe sein. Wollte man auch an die kostbare Ladung derselben denken, so verbietet das der Nachsatz: „für die werd' ich zum Besten sorgen".

Ueber den vergnüglichen Zuwachs sagt nun Taylor, es werde jener Vers „auf die Sirenen der Seehäfen bezogen, welche den Matrosen helfen einen guten Theil ihres Erwerbs zu vergeuden". Taylor meint: Mephistopheles bediene sich hier der Seefahrer „kurzer, rauher Art zu reden", um „ihr Gefallen an lärmenden Lustbarkeiten anzudeuten". Man kann hinzufügen, dass Goethe die Sirenen, die Halbvögel, in dem „Die neue Sirene" überschriebenen Epigramm als „gefährliche Buhlen" bezeichnet, dass ferner Mädchen auch im Liede von Papageno und Papagena im II. Theil der „Zauberflöte" als Vögel vorkommen, dass endlich das „bunte" der Freudenmädchen sich hervorgehoben findet in den „bunten" („gemalten") Wangen der Bajadere in Goethes Ballade, wiewol die meist auffällig bunte Kleidung solcher leichter Vögel ebenfalls die Bezeichnung als „bunte" erklärt.

Trotz Taylors ungewöhnlicher Kenntniss der deutschen Litteratur merkt man ihm an einigen Stellen dennoch an, dass er ein fremder ist; so wenn er S. 25 als eine Seltenheit bezeichnet, dass in deutschen Vierzeilern die erste und dritte Zeile nicht reimen; oder wenn er S. 60 den Ausdruck „sauwohl" etymologisch mit saufen in Verbindung bringt; oder wenn er S. 121 den Kurfürsten von Württemberg die Würde des Erzkammerherren (anstatt des Erzpannerherren) zutheilt und jene mit dem Heermeisteramte verwechselt; endlich wenn er S. 255 meint, es hätten manche geglaubt, der Alexandriner mit abwechselnd männlichen und weiblichen Reimen (der doch die Regel war) sei Goethes Erfindung. Der Uebersetzerin fällt zur Last, dass S. 145 das englische Jove mit Jovis (statt Jupiter) gegeben ist. Warum S. 195 „ariston men 'udor" [so!] steht, da doch sonst griechisches mit griechischer Schrift in dem Buche vorkommt, ist nicht verständlich.

Das nur beiläufig! Im allgemeinen wird Taylors Schrift einen achtbaren Rang unter den Faust-Commentaren behaupten.

---

6. Goethes Götz von Berlichingen in dreifacher Gestalt herausgegeben von Jakob Baechtold. Freiburg i. B. und Tübingen 1882. Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr.

Baechtold stellt die drei Bearbeitungen des „Götz", welche seit der vierzigbändigen Ausgabe von Goethes Werken (Band 35) in denselben zu finden sind, nebeneinander gedruckt zusammen, die dritte Bearbeitung jedoch nach der 1879 von Wendt herausgegebenen

Heidelberger — von Baechtold nochmals verglichenen — Handschrift, die von ihr abweichenden Fassungen des Drucks in den Werken, ingleichen der Bruchstücke, die Musculus im „Weimarischen Jahrbuch“ bekannt gemacht hat, nur am Fusse beifügend. Die Abweichungen der Mannheimer Theaterhandschrift gibt Baechtold nicht, auch nicht die Stelle, die Wendt — der über sie geschrieben und der Ansicht ist, dass eine fremde Hand in Goethes Bearbeitung hineingepfuscht habe — für echt hält.

Den Zweck des vorliegenden Drucks sieht man nicht recht ein. Baechtold bringt, wie gesagt, nichts neues, nicht einmal alles gedruckte, und zur gegenseitigen Vergleichung der drei Bearbeitungen dient dieses nebeneinander auch nicht; denn verschiedene Auftritte stehn in den verschiedenen Bearbeitungen in verschiedener Reihenfolge, und diese kann man, beim fortlaufenden Nebeneinanderdruck der Texte kaum, wenigstens nur mit Schwierigkeit vergleichen, während es bequem geschehen kann, wenn die Drucke in verschiedenen Bänden benutzt werden. Zum Vergleich der verschiedenen Scenenfolge wäre ein einfaches Scenarium übersichtlicher gewesen. Ob aber Baechtold nicht etwas neues hätte geben können, wenn er — was anscheinend nicht geschehen ist — sich bemüht hätte den zweitheiligen „Götz“ sich zu verschaffen, bleibt zu fragen. Sollte er nicht z. B. bei der Berliner oder Hamburger Bühne zu erlangen gewesen sein?

Um bei dieser Gelegenheit etwas zur Textgeschichte des „Götz“ beizutragen, erwähne ich, dass einige Bogen aus Goethes Handschrift der Bühnenbearbeitung, z. Th. in Stücke zerschnitten, sich in mehreren Handschriftensammlungen befinden sollen. Ein solches Stück besitze ich. Es ist ganz von Goethes Hand und enthält auf der einen Seite eine Stelle aus dem 11., auf der andern Seite eine Stelle aus dem 14. Auftritte des III. Aufzugs. Erstere ist der Anfang des Auftritts und sie folgt hier mit der Erläuterung, dass das in Cursivschrift gedruckte von Goethe durchstrichenes, das gesperrt gedruckte augenscheinlich nachträglich beigeschriebenes ist. In eckigen Klammern stehen die auf dem Blättchen weggeschnittenen, aber dem Raume nach aus dem Drucke in den Werken zu ergänzen gewesenen Worte.

Blinzk. Dafür laßt [Euch belieben und] verweilt hier in Ruhe. Ihr Werdenbach zieht dem Feinde stracks entgegen u. lockt ihn aus der Burg. (Werdenhagen ab mit eng*) *Ich begebe mich zum Hinterhalt, dazu brauchts Klugheit und Geduld.* Bl. Ich will nun auch an meinen Posten zum Hinterhalt.

Hauptmann *Verzieht noch ein wenig biſs ich eingerichtet bin.*

---

* „eng“ offenbar Abkürzung für: einigen.

Mir kanns niemand so ganz recht machen als ihr mein Werthester.

[Blinzkopf. Wir kennen] unsre Schuldigk

Die hier ausgestrichnen Worte „zum Hinterhalt . . . brauchts Klugheit und Geduld“ finden sich auch in der, an dieser Stelle sonst ganz umgestalteten Heidelberger Handschrift.

Die andere Seite des handschriftlichen Blättchens enthält die erste Rede Blinzkopfs am Anfange des 14. Auftritts wortgetreu wie in der Bühnenbearbeitung im 35. Bande der Werke.

Es ist merkwürdig, auch an diesem Blättchen zu sehen, wie viel Goethe am „Götz“ herumgebessert hat und es sich nicht zu Danke machen konnte, und wie er dann die verschiedenen Bearbeitungen sich gegenseitig aufhelfen liess.

---

7. Goethes Verhältniss zu Klopstock. Ihre geistigen, litterarischen und persönlichen Beziehungen. Von Dr. Otto Lyon. Leipzig. Th. Griebens Verlag (L. Fernau). 1882.

Lyon hat mit Sorgfalt fast alles zusammengesucht, was Goethe über Klopstock, sowie dieser über jenen gesagt hat, ingleichen worin Goethe mit Klopstock etwa übereinstimmt; er geht aber in Ableitung von Schriften Goethes oder einzelnen Stellen derselben aus Schriften Klopstocks zu weit und hat überhaupt die Beziehungen von Goethes Dichtungen, soweit sie sich nicht innerhalb der Grenzen der Wechselwirkung zwischen Goethe und Klopstock bewegen, zu wenig, ja fast gar nicht beachtet. Goethe war ein Product seiner Zeit, welche schon viele Culturepochen in sich aufgenommen hatte, und eignete sich aus allen das vorzüglichste für seine Bildung und Dichtung an, und Klopstock, wenn auch nicht mit gleicher Aufsaugungsfähigkeit begabt, war doch auch nur ein Product vorausgegangener Culturen; es ist also nicht ohne weiteres anzunehmen, dass der jüngere das, was er mit dem älteren gemein hat, von diesem entlehnt haben müsse.

Lyon findet Klopstocks die deutsche Dichtung umgestaltende Wirkung S. 27 darin, dass er

1. aus dem Bücherstudium zum vollen Leben durchbrach;

2. in seiner Dichtung zuerst die Empfindung zum Ausdruck brachte;

3. als erster Dichter in Deutschland zu nennen ist, bei dem erkannt wurde, dass seine Dichtkunst auf genialer Begabung beruhe; dass er ferner

4. seine Dichtung zum Ausdruck des wahren machte und selbsterlebte Herzensthatsachen darin niederlegte;

5. als Ziel seiner Dichtung Neugestaltung der Menschheit in religiöser und sittlicher Beziehung hervortreten liess; und

6. diesem Ziele auch in seiner Dichtung die Liebe unterordnete, die er als etwas edles, heiliges, ewiges darstellte.

Ohne uns auf Prüfung dieses Katalogs einzulassen, finden wir doch in allen diesen Puncten, dass Klopstock, wenn z. Th. auch für die Breite der Litteratur, dennoch nicht für Goethe als erster in diesen Beziehungen dasteht, dass also Goethe nicht aus der Nachhand das von Klopstock überkam, was er nach ihm gleiches unternahm. Goethe gieng vielmehr selbstspürend über Klopstock zurück, wie denn z. B. Goethes Dichtungen in der volksthümlichen Weise des Hans Sachs vielmehr geradezu im Gegensatze zu Klopstocks nach dem erhabenen hinstrebenden Stile standen. Im hineingreifen ins wirkliche Leben waren demselben aber namentlich englische und französische Dichter vorangegangen, mit denen Goethe sich unmittelbar schon früh vertraut gemacht hatte, und die besonders viel entschiedener Empfindung zum Ausdruck gebracht hatten als Klopstock. Ebenso entschieden geschah dies durch das Volkslied, aus dessen frischem Quell Goethe gleichfalls schöpfte, ohne von Klopstock darauf hingewiesen zu sein. Lyon beruft sich gelegentlich der Versuche, Goethes empfindungsvolle Dichtung als durch Klopstock angeregt zu erweisen, auch auf Goethes Schwärmerei für Schlittschuhlaufen und seine darauf bezüglichen Gedichte; allein wenn auch hierin Lyon beigepflichtet werden kann, so ist das doch sicher für die Litteratur von keiner durchschlagenden Bedeutung. Im allgemeinen aber widerstrebte Klopstocks rein empfindsame Dichtung der kräftigeren Natur Goethes; bei ihm war Empfindung mit Gestaltungskraft gepart, wie auch Lyon anerkennt: eine im grenzen- und gestaltenlosen Raume sich abspielende Messiade mochte Goethe ebensowenig dichten als bodenlose Bardengesänge. Lyon will Goethes Abneigung gegen dieselben zwar nicht zugeben, er übergeht aber die Stelle im XII. Buche von „Dichtung und Wahrheit", worin Goethe ausdrücklich sagt: der durch Klopstocks Oden eingeleiteten nicht sowol nordischen Mythologie als vielmehr Nomenclatur ihrer Gottheiten sich zu bedienen habe er nie über sich gewinnen können.

Auch in den der Liebe gewidmeten Gedichten bildete Goethe mit seiner ergreifenden Naturwahrheit den Gegensatz zu Klopstocks salbungsvoller Verhimmelung; denn solche Einfachheit, wie in der von Lyon S. 24 f. angeführten Ode „Das Rosenband", ist bei Klopstock seltne Ausnahme.

Insbesondere hervortretend sind die Gegensätze beider Dichter in der Sprache, die überdies ebenso bedingt ist durch den Inhalt der Dichtung, wie sie wiederum die Darstellung bedingt. Recht augenfällig wird dies durch die von Lyon S. 13 f. aufgestellte Vergleichung von Goethes „Höllenfahrt Christi" mit der „Messiade", woraus sich zwar ergibt, dass wahrscheinlich die Idee der ersteren selbst, gewiss indessen einzelne Stellen fast wörtlich dem Klop-

stockischen Epos entstammen, die Form aber so grundverschieden ist, dass man keinesfalls von Nachahmung reden kann.

Eine solche ist auch entschieden hinsichtlich der drei gleichzeitigen Oden an Caroline Flachsland, sowie an die Hofdamen von Ziegler und von Roussillon nicht vorhanden, wie Lyon S. 19 annimmt. Er hat nicht beachtet, dass Klopstocks Oden in zwanglosen Rhythmen, welche Lyon für den Vorgang jener drei Oden hält, in drei- oder vierzeiligen Strophen abgefasst und dadurch doch einigermassen geregelt, also etwas ganz anderes sind als die strophenlosen völlig ungebundnen Oden Goethes. Vielmehr sind diese auf Pindar zurückzuführen, für welchen Goethe in jener Zeit sich begeistert hatte, und dessen vielzeilige Strophen dem an antike Versmasse nicht gewöhnten Ohre leicht wie in zwanglosen Rhythmen gedichtet vorkommen.

Wie es in diesem Falle gilt, dass Lyon Goethes Beziehungen zu andern Litteraturwerken ausser Klopstocks Dichtungen vernachlässigt hat, so leuchtet dies auch aus seiner gewagten Aeusserung S. 100 hervor, dass Goethe sich, wie durch „Götz von Berlichingen" von der Herrschaft Shakespeares, so im „Werther" von der Klopstocks frei gemacht habe. Dass die Gefühlsschwärmerei Werthers auch wieder etwas anderes war als die Klopstocks, und dass es nicht dessen schmiegsame Gefühlsseligkeit, sondern das gewaltsame Gefühls-aufbrausen Rousseaus war, das die „Leiden des jungen Werther" eingab, steht wol ausser Zweifel. Fernere Beispiele nicht genügender Kenntniss der Goethe-Litteratur sind, dass Lyon ganz harmlos ohne irgendwelche Rechtfertigung die in Goethes Werke aufgenommenen Recensionen der „Lieder Sineds" und des Göttinger „Musenalmanachs für 1773" als von Goethe verfasst S. 102 anführt, ingleichen dass er auf die Frage, ob das von ihm als Beweisstück angezogene Gedicht „So ist der Held, der mir gefällt" wirklich von Goethe herrührt, mit keinem Worte eingeht.

Einen Hinweis auf einen Fall, wo eine Nachfolge Klopstocks in Goethes Dichtungen möglicher Weise vorliegt, hat Lyon sich indessen entgehen lassen; denn dasjenige, was er S. 80 über Klopstocks kühnen Gedanken, in der „Messiade" den abgefallenen Geist Abbadona wieder zur Seligkeit gelangen zu lassen, ausführt, konnte wol zu Begründung der Vermuthung benutzt werden, dass der Schluss des „Faust" sein Motiv aus Klopstocks Epos herleite. Aber von einer eigentlichen Nachahmung ist denn doch auch hier nicht die Rede, und wenn ja der Knabe Goethe seinen Dichterliebling nachgeahmt haben sollte, so sind diese Erzeugnisse gewiss alle auf dem Herd der Frau Straube in Leipzig in Flammen aufgegangen.

Trotz diesen schwachen Seiten ist, wie gesagt, Lyons Schrift als eine fleissige Uebersicht anzuerkennen, die sich benutzen lässt.

Emil Du Bois-Reymond, Goethe und kein Ende. Rede bei Antritt des Rectorats der Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin am 15. October 1882 gehalten. Berlin, Buchdruckerei der Königl. Akademie der Wissenschaften.

Goethe und kein Ende — dieser etwas sensationelle Titel des Schriftchens könnte irre führen. Man könnte einen begeisterten Panegyricus auf den grossen Dichter erwarten oder noch eher vielleicht einen schneidig geführten Geisselhieb gegen den überhandnehmenden Goethe-Cultus unserer Tage. Doch tritt eine solche Tendenz weder nach der einen noch nach der anderen Seite schärfer hervor. Lob und Tadel werden gegen einander abgewogen und sowol dem Dichter wie dem Naturforscher gespendet, nur dass allerdings das Lob dem ersteren, der Tadel dem letzteren reichlicher zufällt.

Den Ausgangspunct der Rede bildet der „Faust“, und überhaupt nehmen die Betrachtungen über diese Dichtung, insbesondere über die Anschauungen und den Charakter des Hauptheldeu, den grössten Theil des Raumes ein; am Schluss erhalten wir ein Urtheil über die Weltanschauung des Dichters selbst.

So interessant und geistvoll nun auch meist die Ausführungen des Verfassers sind, so fordern sie doch vielfach den Widerspruch heraus und zeigen sich bei näherer Betrachtung häufig weniger wahr als blendend und für den Augenblick bestechend.

Gleich im Anfang legt Vf. wol zu grosses Gewicht auf die Beziehungen Fausts zur Universität. Nicht der Universitätsprofessor, sondern der Denker Faust, der einsam in seiner Studierstube dem Wesen der Dinge nachgrübelt, ist der Träger der Handlung, und es ist nicht recht zutreffend, wenn Vf. meint: „Die Gewalt, mit welcher das Gedicht die Nation weithin ergriff, entsprang zu nicht kleinem Theile daher, dass das Universitätsleben einen so bedeutenden Platz im deutschen Leben einnimmt“.

Im folgenden wird bei Besprechung der Schülerscene mit Recht darauf hingewiesen, wie gefährlich die Worte Mephistos:

„Grau, theurer Freund, ist alle Theorie
Und grün des Lebens goldner Baum“

gerade für den Schüler, den lernenden, sind. Dagegen wird die Sache auf die Spitze gestellt, wenn Vf. behauptet, in dieser Aeusserung und nicht in dem „Eritis sicut deus“ am Schluss liege das Gift der Unterredung. Dass gerade auch auf letzteren Spruch ein grosses Gewicht zu legen, beweist das wiederauftreten des Schülers als Baccalaureus im zweiten Theile der Dichtung; denn in seinem masslosen Wissensdünkel gebehrdet er sich hier, dem „Eritis sicut deus“ entsprechend, geradezu als Gott:

„Die Welt, sie war nicht, eh' ich sie erschuf,
Die Sonne führt' ich aus dem Meer herauf“ u. s. f.

Den oben berührten Gegensatz nun zwischen Theorie und Leben findet der Vf. nicht nur in Goethes Dichtung, sondern auch in dessen eigenem Lebensgang ausgedrückt. Die Uebersiedelung nach Weimar bezeichne den Wendepunct, wo er anfange auf ein rein beschauliches Leben mit Geringschätzung zu blicken, sich dem praktischen Leben zu widmen. Auch in der Dichtung, besonders im „Faust“, predige er jetzt das Evangelium der That. Vf. vermuthet nun scharfsinnig, dass gerade diese leidenschaftliche Hingabe an praktische Thätigkeit und die dichterische Verherrlichung derselben uns eine Schwäche in Goethes Naturanlage verrathe, die ihn zu rasch entschlossenem handeln von vornherein wenig befähigt habe. Dass diese Behauptung, so bestechend sie beim ersten Blicke erscheint, ihr bedenkliches hat, geht schon daraus hervor, dass Vf. dieses sein Urtheil im folgenden auf das ganze deutsche Volk ausdehnt und dem Satze: „Deutschland ist Hamlet“ den andern: „Deutschland ist Goethe“ gegenüberstellt; unmöglich kann ein so geistreicher Gedanke ganz wahr sein.

Unbegreiflich ist mir aber, wie im folgenden der Vf. einen Lebensgang, den er soeben an Goethe und an dem deutschen Volk als einen wirklichen und historischen angenommen hat, an Faust für völlig unpsychologisch erklären kann: der Uebergang von der Theorie zum Lebensgenuss und zum praktischen handeln wird hier mit einem Male für unnatürlich erklärt. Dieser Angriff auf die Faust-Dichtung würde doch nur dann verständlich und berechtigt sein, wenn diese in der Entwicklung ihres Helden die normale und nothwendige Entwicklung der Menschheit schildern wollte. Dies thut sie aber keineswegs (vgl. hierüber meine Erläuterung des Faust S. 11 f.). Die Aufgabe des Dichters ist nur, zu zeigen, dass ein Mensch von dem besonderen Charakter des Faust unter den geschilderten Verhältnissen einen derartigen Entwicklungsgang nehmen musste. Dies ist ihm nach meiner Meinung durchaus gelungen.

Wenn dem gegenüber der Vf. den Charakter und Lebensgang Fausts unpsychologisch findet, so erklärt sich dies daraus, dass er wichtige Momente in der Dichtung offenbar nicht genügend würdigt und anderseits von ihr eine logische Consequenz fordert, wie man sie wol bei einer wissenschaftlichen Arbeit, nicht aber bei einem Werke der Poesie erwarten darf.

So findet der Vf. unwahrscheinlich, dass Faust zum Selbstmord schreiten will, weil er erkennt, dass er nichts wissen kann. Gewiss! die meisten Menschen würden nicht so handeln. Aber zeigt uns nicht der Dichter in Faust einen Menschen, der von einem ganz ungewöhnlichen und fieberhaften Wissensdrang beseelt ist, einen Menschen, der ungeduldig die fernsten Ziele mit einem Male erreichen will, der leidenschaftlich zwischen höchstem streben und tiefster Verzweiflung schwankt? Wo bleibt hier die psychologische Unwahr-

scheinlichkeit des Entschlusses, zu sterben, da er das nicht erreichen kann, was ihm das Leben allein lebenswerth machen würde?

Dem Vf. erscheint es ferner undenkbar, dass Faust an der Fortdauer der persönlichen Existenz nach dem Tode zweifeln sollte, da er doch von dem vorhandensein einer Geisterwelt durch das erscheinen des Erdgeistes, nachher des Mephisto, Beweise erhält. Aber verbürgt denn die Existenz geistiger Wesen, die mächtiger als die Menschen sind, an sich schon dem Menschen die persönliche Fortdauer nach dem Tode? Gewiss nicht! Es müsste denn Vf. von Faust verlangen, dass ihm der totale Gegensatz zwischen materialistischer und theistischer Weltanschauung so klar vor Augen stehe, wie etwa einem Universitätsprofessor unserer Tage. Dass es Geister gibt, daran zweifelt der Faust Goethes wie der der Sage keinen Augenblick; in Verzweiflung setzt ihn nur, dass sie ihn nicht als ebenbürtig anerkennen wollen, dass er ihnen nicht gleich sein soll! Und darum ergreift er zuletzt die Hand Mephistos, nachdem sein Selbstmordversuch gescheitert und jede andre Hoffnung ihm geschwunden ist.

Zu beachten ist auch, dass Faust keineswegs ein jenseits leugnet. Er meint nur, dass der Mensch zunächst für diese Erde geschaffen sei, auf ihr seinen Platz auszufüllen habe (vgl. sein Glaubensbekenntniss im Gespräche mit der Sorge im 2. Theil Act 5 und hierzu meine Erklärung S. 335 f.).

Wenn weiterhin der Vf. es ethisch unmöglich findet, dass Faust, „seiner besseren Natur zuwider, ohne das leiseste Bedenken sich in ephemere, ja verbrecherische Freuden stürze, zum Verführer und Todtschläger werde“, so übersieht er auch hier, wie sorgfältig der Dichter diesen Schritt motiviert, er übersieht, dass Faust nicht Lust und Befriedigung sucht, sondern nur Betäubung, und dass man von einem Manne, der den verzweifelten Schritt thut, einen Bund mit dem Teufel zu schliessen, allerdings ein streng moralisches handeln nicht erwarten darf. Der Dichter will uns in Faust auch nicht einen Tugendhelden vorführen, sondern uns nur zeigen, wie in ihm trotz ungeheuren Verirrungen die edle und idealgerichtete Natur nicht zerstört wird, und wie er sich, obwol er wiederholt den an ihn herantretenden Versuchungen erliegt, doch zuletzt innerlich von dem Versucher frei macht.

Doch es ist unmöglich, dem Vf. hier bis in jede Einzelheit zu folgen. Er erkennt in Faust vielfach die Züge des Dichters wieder. Die Aeusserung:

„Geheimnissvoll am lichten Tag
Lässt sich Natur des Schleiers nicht berauben,
Und was sie deinem Geist nicht offenbaren mag,
Das zwingst du ihr nicht ab mit Hebeln und mit Schrauben“

gebe Goethes eigne Naturanschauung wieder. Charakteristisch sei für ihn seine Feindschaft gegen das Experiment, den physicalischen

Versuch. Und nicht bloss ihm, sondern überhaupt dem Deutschen eigne der Hang zur Deduction gegenüber der Induction, zur Speculation gegenüber der Empirie. „Der Begriff der mechanischen Causalität war es, der Goethe gänzlich abgieng.“ Vom Standpunct der mechanischen Weltanschauung mag dies ja ein grosser Mangel sein; indess — selbst die Unfehlbarkeit dieses Standpunctes zugegeben — ist denn Goethe, der die erst in den letzten Decennien erfolgte consequente Entwicklung und Begründung dieser Weltanschauung nicht mehr kennen lernte, aus seiner Abneigung gegen dieselbe und ihre Methode ein Vorwurf zu machen?

Noch scherzhafter aber klingt es, wenn sorgfältiges experimentieren auch Faust zur Pflicht gemacht wird, der, nach der Ansicht des Vfs., statt an den Kaiserhof und zu den Müttern zu gehen, besser gethan hätte, Gretchen zu heiraten und Elektrisiermaschine und Luftpumpe zu erfinden.

Schliesslich wendet sich Vf. gegen Häckels Ansicht, dass Goethe neben Lamarck als der bedeutendste Vorläufer Darwins anzusehen sei; da Vf. aber selbst nicht bestreitet, dass „Goethe eine schöne, grossartige, einheitliche Vorstellung vom Naturganzen hegte“, so darf man ihm wol anderseits gern zugestehen, dass Goethes Grösse in erster Linie nicht auf seiner naturwissenschaftlichen, sondern auf seiner dichterischen Bedeutung beruht.

Die Schrift Du Bois-Reymonds ist von mehreren Seiten als eine arge Verunglimpfung Goethes aufgefasst und hart getadelt worden. Ich habe nicht den Eindruck, als habe der Verfasser etwas derartiges beabsichtigt; hiergegen würde schon der warm gehaltene Schluss sprechen. Aber allerdings würde Vf. gut gethan haben, seinen Witz dem von ihm selbst doch so hoch gestellten Dichter gegenüber fester im Zaume zu halten, um so mehr, als das, was er gegen Goethe und insbesondere gegen dessen „Faust“ vorbringt, bei näherer Beleuchtung sich doch als wenig stichhaltig erweist.

Pforta. Hermann Schreyer.

Entgegnung

auf den Artikel im vorigen Hefte Bd. XI, S. 527—542, über die Prosascene in Goethes Faust.

Mit Widerlegen, Bedingen, Begrimmen
Bemüht und brüstet Mancher sich;
Ich kann daraus nichts weiter gewinnen,
Als dass er anders denkt wie ich.

(Goethe, Zahme Xenien VI).

G. v. Loeper.

Miscelle.

Eine moderne Quelle zu Rückerts Weisheit des Brahmanen ist meines Wissens noch nicht nachgewiesen. Um so mehr dürfte die Thatsache von Interesse sein, dass ein nicht ganz kleiner Passus derselben aus Pope entlehnt ist. Zur Erleichterung der Vergleichung mögen die betreffenden Stellen hier neben einander folgen.

Die Popesche findet sich im Essay on man IV, 149 ff.

'But sometimes virtue starves, while vice is fed'.
What then? is there ward of virtue bread?
That vice may merit, 'tis the price of toil;
The knave deserves it, when he tills the soil,
The knave deserves it, when he tempts the main,
Where folly fights for kings, or dives for gain.
The good man may be weak, be indolent;
Nor is his claim to plenty, but content.

Weish. d. Br. IV, 14.

Du sagst: „Die Tugend darbt, indem das Laster prasset."
Hast du der Tugend Werth so niedrig aufgefasset?
Ist Ueberfluss ihr Lohn? Der Lohn ist überflüssig.
Die Tugend aber darbt mit Recht, wenn sie ist müssig.
Den Lohn der Arbeit, Brod, verdient der Bösewicht,
Wenn er die Meerfluth pflügt, wenn er das Feld umbricht.
Willst du ihn, frommer Mann, verdienen, reg' dich frisch:
Wo nicht, so nimm fürlieb mit Duft vom Göttertisch.

Wie man sieht, liegt hier nicht etwa eine blosse dunkle Reminiscenz, sondern eine wirkliche, wenn auch etwas freie, Uebertragung aus dem englischen Dichter vor; was noch stärker einleuchtet, wenn man das in beiden Dichtungen unmittelbar voraufgehende zur Vergleichung hinzuzieht.

Der Umstand dürfte einen Wahrscheinlichkeitsschluss auf noch weitere Entlehnungen aus modernen Vorgängern in der „Weisheit des Brahmanen" gestatten, da nicht abzusehen, warum Rückert mit Pope eine Ausnahme gemacht haben sollte.

Strassburg i. Els. Siegm. Levy.

Die ungleichen Kinder Evas.

Von

FRANZ SCHNORR VON CAROLSFELD.

Unter dem obigen Titel hat Jacob Grimm in der Zeitschrift für deutsches Alterthum Bd. 2. 1842. S. 257—267 einen Aufsatz veröffentlicht, in welchem er von der dreifachen Bearbeitung handelt, welche Hans Sachs der Legende von den ungleichen Kindern Evas hat angedeihen lassen: 1) in einem „Spiele“ vom September 1553, 2) einer „Comedia“ vom November desselben Jahres und 3) einem „Schwanck“ aus dem Januar 1558*; in welchem er ferner einen vom 23. März 1539 datierten Brief Melanchthons an den Grafen Johann IV. von Wied bespricht, worin dieselbe Legende erzählt ist; nächstdem als zwei diesen Brief an Alter übertreffende Zeugnisse eine einschlagende Stelle aus Agricolas Sprichwörtern und einen durch Andreas Moller** auf uns gekommenen Bericht von in Freiberg aufgeführten Schauspielen beibringt, welche die Geschichte „von den ungleichen Kindern Adams und Evas, wie sie Gott der Herr angeredet und examiniert“, darstellten; und endlich auch einer Schrift von Erasmus Alberus nebenbei mit folgenden Worten gedenkt: „Es gibt von Erasmus Alberus ein gespräch zwischen gott, Adam, Eva, Abel, Cain von der schlangen verführung und gnade Christi, Berlin 1541, wieder-

* H. Sachs Band 3 Theil 1 Bl. 243; Bd. 1 Th. 1 Bl. 10 ff.; Bd. 2 Th. 4 Bl. 83 = H. Sachs herausgeg. von A. v. Keller Bd. 11 S. 386 ff.; Bd. 1 S. 53 ff.; Bd. 9 S. 354 ff.

** Aus Mollers Theatrum Freibergense Chronicum, Freybergk, 1653. 4°. Buch 2 S. 162 ff., ist nämlich die Stelle entnommen, welche der Verfasser des von Grimm angeführten Aufsatzes im Morgenblatte (1808 Nr. 278), sonderbarer Weise ohne seinen Gewährsmann namhaft zu machen, wörtlich mittheilt. — Vgl. a. Dresdner Hs. L 380 Bl. 257.

holt Erfurt 1544, das ich mir nicht habe zur einsicht verschaffen können, um zu ermitteln ob darin ausser den biblischen vorgängen im paradies auch noch die fabel von den ungleichen kindern berührt wird. man darf es bezweifeln, weil sonst auf dem titel wohl der unterscheidung der stände gedacht wäre."

Zu den drei Bearbeitungen der Legende von den ungleichen Kindern Evas, die Grimm von Sachs kannte, ist neuerdings eine vierte durch ein von Goedeke (in den „Dichtungen von Sachs Th. 1" S. 212—214) veröffentlichtes Meisterlied hinzugekommen, welches das Datum des 25. August 1546 trägt. — Ein Exemplar der Originalausgabe von Albers Schrift ist von Hugo Holstein als in Zwickau vorhanden nachgewiesen worden (s. Archiv Bd. 10 S. 273 f.); ein zweites Exemplar derselben Ausgabe, welches mir zu benutzen soeben vergönnt ist, befindet sich in der Kirchenministerialbibliothek zu Celle. Die von Grimm angeführte Erfurter Ausgabe vom Jahre 1544 ist im Besitz der Universitätsbibliothek zu Leipzig: sie ist von M. Leonhardus Jacobi besorgt und von diesem durch eine beigefügte Auslegung erweitert; an die Stelle der Vorrede Albers, welche dessen Originalausgabe einleitet, ist in ihr eine solche Jacobis getreten. Die zu Nürnberg von Friderich Gutknecht gedruckte Ausgabe ohne Jahrzahl, deren Holstein a. a. O. Erwähnung thut, ist eine unvollständige Wiederholung des Erfurter Druckes, in welcher insbesondere auch Jacobis Vorrede weggeblieben ist. Dagegen ist von Jacobi selbst veranstaltet, von diesem selbst stark verändert und mit einer neuen, vom Jahre 1552 datierten Vorrede versehen eine vierte Ausgabe, welche mir in einem der Dresdner Bibliothek gehörigen Leipziger Drucke des Jahres 1553 vorliegt.* — Was den Ursprung der Legende anbelangt, so sind

---

* Die Titel der zweiten, dritten und vierten Ausgabe lauten:

2) Ein Gesprech, Von der verfuhrung der Schlangen vnd der gnade Christi vnsers Heylands, zwischen Gott, Adam, Eua, Abel, vnd Cain. Erasmus Alberus. Ein Auslegung, vber die obgemelten Namen, einem Erbarn vnd Wolweisen Rath, der Keyserlichen Stadt Northausen, zu Ehrn in Druck gegeben. Durch M. Leonhardum Jacobi, Northusianum. [Am Ende:] Zu Erffurd Trückts Wolffgang Sthürmer, Zu dem buntten

von Wichtigkeit die Angaben des Rabbiners Güdemann in seinem Vortrage „Jüdisches im Christenthum des Reformationszeitalters“ (Wien, 1870. 8⁰. S. 10 ff.), wonach dieselbe auf jüdischen Midrasch zurückzuführen wäre und ihrem wesentlichen Inhalte nach einem alten jüdischen Gebrauche entspräche: dem Religionsexamen, welches in den jüdischen Familien am Freitag Abend abgehalten zu werden pflegte. Wenn damit die Herkunft der Fabel richtig erkannt ist, so scheitern an dieser Erkenntniss die Ausführungen Grimms über möglicher Weise darin erhaltene uralte heidnische Ueberbleibsel. Aber trotzdem erblickt Grimm gewiss mit Recht das wichtigste Element der Uebereinstimmung in den ihm bekannt gewordenen deutschen Bearbeitungen des Stoffes in der Erzählung, dass Gott der Herr, indem er Adam und Eva besuchte und dabei die Ungleichartigkeit der Kinder des ersten Menschenpars wahrnahm, durch die verschiedenartigen Segnungen, welche er den Kindern um ihrer Ungleichartigkeit willen zu Theil werden liess, die Standesunterschiede, welche das Menschengeschlecht trennen, selbst in die Welt einführte. Auch in Heinrich Chnustins „Tragedia von Verordnung

---

Lawen, Bey S. Paul. 4 Bogen. 8⁰. (Mit Vorrede: Geben zu Northausen, aus dem Steinbackhaus. Am tage Elizabeth. Anno 1544.)

3) Ein Gesprech, von der verfürung der Schlangen vnd der Gnade Christi vnsers Heilandts, zwischen Gott, Adam, Eua, Abel, vnd Cain. Erasmus Alberus. Ein Außlegung, vber die obgemelten Namen. Durch M. Leonhardum Jacobi, Northausianum. [Am Ende:] Gedruckt zu Nürnberg, durch Friderich Gutknecht (ohne Jahr). 4 Bogen. 8⁰.

4) Dialogus Das tröstlich vnd lieblich Gespreche, Zwischen Gott, Adam, Eua, Abel vnnd Cain . . . in Druck gegeben. Durch M. Leonhardum Jacobi Northusianum Pfarherrn zu Calbe. [Am Ende:] Gedruckt zu Leipzig, Durch Jacobum Berwald, wonhafftig in der Nickelsstrassen. MD. LIII. 8½ Bogen. 8⁰. Die Vorsetzblätter des der Dresdner Bibliothek gehörigen Sammelbandes (Theol. evang. catech. 54), welcher diesen Druck enthält, sind mit einigen Worten von Melanchthons Hand beschrieben.

In Goedekes Grundriss Bd. 1 S. 251, wo eine (fünfte) Ausgabe von 1559 mit Widmung vom Jahre 1552 angeführt wird, ist fälschlich von „einem lateinischen Dialog des Erasmus von 1541“ statt von einem deutschen Dialog des Erasmus Alberus von 1541 die Rede (vgl. a. Dichtungen von Sachs Th. 1 herausgeg. von Goedeke S. 212. Th. 3 herausgeg. von Tittmann S. XXXVIII).

der Stende, oder Regiment, Vnd wie Cain Abel seinen Bruder erschlagen" (Wittenberg, 1539), einer Dichtung, auf welche zur Vervollständigung des von Grimm gesammelten Materials in den „Blättern für literarische Unterhaltung" (1846 Bd. 2 S. 887 f. 891 f.) hingewiesen worden ist, tritt, wie schon der Titel des Stückes zeigt, eben diese Erzählung als der Hauptinhalt der Legende in den Vordergrund; und einen ähnlichen Titel, nämlich: „Histori, woher die Edelleute vnd Bawren jhren Vrsprung haben", hat auch Nath. Chytraeus für eine Uebersetzung aus Melanchthons oben angeführtem Briefe gewählt, welche er seinen „Hundert Fabeln, mehrtheils auß Esopo" (Franckf. a. M. 1584. 8°., mit Vorrede v. J. 1574, S. 227—244) beigefügt hat. Richtig ist ferner zwar auch die Vermuthung Grimms, dass in Albers Schrift — abweichend von der Stoffbehandlung in den übrigen bekannten Quellen — die Einführung der Standesunterschiede in die Weltordnung nicht zur Darstellung komme. Aber dennoch ist Grimm dadurch, dass ihm die Kenntniss der letztgenannten Schrift mangelte, die Entdeckung entgangen, dass gerade sie für die „Comedia" des Sachs, die umfänglichste und ausgeführteste seiner vier den gleichen Inhalt verarbeitenden Dichtungen, Quelle und Vorbild gewesen ist.*

Zur Nachweisung dieses Sachverhalts genügt es, eine Stelle der „Comedia" der entsprechenden des „Dialogs" gegenüber zu stellen:

Alberus.	Sachs.
GOT. Kum her Cain, las mich hören was du gelernet hast, wie sihestu so sawer, Vnd warumb verstellt sich dein geberd? Bete her. CA. Es ist mir vergessen. GOT. Dir wird nicht viel vergessen sein, weil du nichts gelernet hast. Sag her souiel du kanst. CA. Vater Himel vnser,	Der Herr spricht: Kain, kumb her mit deiner rot! Sag mir an! wie bett ir zu Got? Kain spricht: Ach Herr, wir haben sein vergessen. Der Herr spricht: Bei deiner red khan ich ermessen, Das ir sein nit vil habt gelert,

* Wenn in Goedekes Grundriss S. 350 Nr. 227 dem Titel der „Comedia" die Bemerkung „Nach Melanchthon, oder vielmehr Alberus" beigefügt ist, so ist damit, ungeachtet des auf voriger Seite erwähnten Irrthumes, das richtige bereits ausgesprochen.

las vns dein reich geschehen im Himel vnd erden, Gib vns viel brods, vnd alles vbel. Amen. GOT. Was ist das fur ein verkert gebet? EVA. Ah lieber Herr Gott, es hilfft kein lerens an jm, ja er darff wol den Abel schlagen, wenn er jn heist beten. GOT. Sage mir her den glauben. CA. Ich glaub an Gott vater himelischer erden, der des weibs samen ist, vnd der heilig geist sund fleisch leben, Amen. GOT. Ists schon aus? CA. Ich hab das kaum können behalten.

Sunder eur sinn auff schalckheit kert.
Nun, was du kanst, das bett mir her!
Kain:
O vater himel unser,
Laß uns dein reich geschehen,
In himel und in erden sehen!
Gib uns schuld und teglich vil brot
Und alles ubel, angst und not! amen.
Der Herr spricht:
Wer lert dich das verkert gebet?
Eva spricht:
Ach lieber Herr, ich lert ihn stet;
Es hilfft kein straff; was ich thu sagen,
Er thut es als in den wind schlagen,
Sambt denen, so hie bey im ston,
Namen kein zucht noch straff nie on,
Thund aller hoffnung mich berauben.
Der Herr spricht:
Du Dathan, sag mir her den glauben!
Dathan spricht:
Ich glaub an Gott, himel unnd erden,
Und auch des samens weib muß werden
Und des heiligen geistes namen,
Die sünde, fleisch und leben, amen.
Der Herr spricht:
Ist so kurtz deines glaubens grund?
Dathan spricht:
So vil ich kaum behalten kund.

Nur scheinbar widerspricht dem Ergebnisse dieser Vergleichung dasjenige, was Sachs selbst über die Quelle der „Comedia“ angibt, indem er sein Stück im Prolog nennt:

„Ein comedi und lieblich gedicht,
Das ursprünglich hat zugericht
Im Latein Philippus Melancthon
Und nun zu gut dem gmeinen mon
Auch in teutsche sprach ist gewendt“.

Den „Schwanck“ fängt er ohne Nennung eines Namens mit den Worten an:

„Die glerten haben zugericht
Vor jaren ein lieblich geticht“.

In dem Meisterliede und dem „Spiele“ findet sich dagegen über das Vorbild, welches von ihm benutzt worden ist, überhaupt keine Andeutung.

Da nämlich Alberus in einer der Originalausgabe des „Dialogs“ beigefügten Vorrede seinerseits Melanchthon als seine Quelle mit folgenden Worten bezeichnet: „Ich habe die vrsach vnd argument dieses Gesprechs gezogen aus der schönen Epistel, so D. Philippus Melanch. an den wolgebornen Herrn vnd Grauen, Herrn Johansen von Weda geschrieben hat“, so darf man annehmen, dass Sachs in seiner Hinweisung auf Melanchthon nicht selbständig verfährt, sondern der Quellenangabe folgt, welche er bei Alberus fand, sodass diese Hinweisung auf Melanchthon nur dazu dienen würde, das Abhängigkeitsverhältniss, welches aus den soeben mitgetheilten Parallelstellen zu erschliessen ist, voll zu bestätigen. Ist diese Annahme richtig, so ist ihr das Ergebniss zu entnehmen, dass Sachs die Originalausgabe von Albers „Dialog“, nicht eine der durch Jacobis Auslegung erweiterten Ausgaben benutzt habe. Denn in allen drei Drucken der von Jacobi veranstalteten Ausgaben, welche ich kenne, ist die der Originalausgabe beigefügte Vorrede Albers und damit die einzige Stelle seiner Schrift, an der Melanchthons Name vorkommt, weggeblieben.

Freilich war Albers „Dialog“ für Sachs nicht die einzige Quelle, die er bei Bearbeitung des von ihm wiederholt und mit offenbarer Vorliebe behandelten Legendenstoffes heranzog; freilich begibt sich Sachs gegenüber der Darstellung des „Dialogs“ nicht ganz seiner dichterischen Selbständigkeit. Obschon Alberus seine Prosadichtung mit grosser Freiheit gestaltet hat, wie schon die eine daraus abgedruckte kurze Stelle hinreichend darthut, und obschon ihr Sachs viel von der Anmuth verdankt, die wir an seiner „Comedia“ schätzen, so war der „Dialog“ doch unverkennbar weniger einer poetischen Absicht zu dienen bestimmt als einer religiös-didaktischen. Die letztere Absicht kommt in ihm auch äusserlich dadurch

zum Ausdruck, dass der Originalausgabe in einem Anhange „Frag vnd antwort fur die Kinder wenn sie zu des Herrn Abendmal gehen wollen" beigefügt sind*; sowie dadurch, dass die Auslegung der zehn Gebote und das Abend- und Morgengebet, welche sich Gott Vater von Abel aufsagen lässt, Luthers Katechismus entnommen sind, und dass den Schluss des ganzen eine Predigt bildet, welche Adam über den Text Genesis III (15) hält.

Mit dieser mehr theologischen als poetischen Behandlung des Gegenstandes hängt es zusammen, dass Alberus, obwol er Cain „mit den kindern auff der gassen sich schlagen" lässt, dennoch sich insoweit mit den Thatsachen der biblischen Erzählung in Uebereinstimmung hält, dass er nur Cain und Abel als Söhne Adams redend einführt, wogegen Melanchthon sich gestattet hatte mit beiden zusammen den nach Abels Tode geborenen Seth nebst einigen Schwestern auftreten zu lassen.

Eine andere Folge seiner Behandlungsweise ist es, dass Alberus die Ungleichheit der Söhne Adams ganz auf das sittlich-religiöse Gebiet verlegt und in dem Gegensatze aufgehen lässt, dass der eine fromm und gottesfürchtig, der andere gottlos und ungehorsam ist.

Uebereinstimmend mit dieser von Alberus befolgten Darstellung ist es, wenn unter den Personen der in Freiberg aufgeführten Spiele „sechs gehorsame Adams Söhne" und „sechs ungerathne Kinder" genannt werden; abweichend ist dagegen die andere, von Melanchthon angenommene Fassung, wonach die zahlreichen Kinder in verschiedenartigem äusserem Aufzuge, theils sauber gewaschen und schön, theils verwahrlost und hässlich, vor Gott erscheinen; Eva in dem Augenblicke, als der Herr ihr naht, einen Theil ihrer Kinder vor seinen Blicken zu verbergen bemüht ist, entweder weil sie nicht die nöthige Zeit gefunden hat alle zu säubern und festlich zu schmücken, oder (nach Agricolas Erzählung) weil sie sich wegen der allzugrossen Zahl ihrer Kinder des Vorwurfes der Unkeuschheit fürchtet.

---

* Diese „Fragen und Antworten" sind in dem Erfurter und dem Nürnberger Drucke des „Dialogs" aufgenommen, in dem Leipziger aber weggelassen.

Im Anschluss an Alberus folgt Sachs in der „Comedia“ durch Unterscheidung „gehorsamer“ und „ungerathener“ Söhne Evas der ersteren Darstellung, obwol er von seinem Vorbilde darin abgeht, dass er zwölf Söhne Adams vorführt; dagegen treten in seinem von Albers Einflusse unabhängigen „Spiele“ vier „gebutzte“ und vier „ungeschaffne“ Söhne auf, und auch in dem Meisterliede und im „Schwanck“ putzt Eva ihre schönen Kinder auf und versteckt die ungestalten. Die Namen der sechs „gehorsamen“ und sechs „ungerathenen“ Söhne, welche das Verzeichniss der Personen der „Comedia“ aufführt, sind genau dieselben, welche in Andr. Mollers Berichte von den Freibergischen Spielen vorkommen. Schon diese Thatsache allein weist auf eine in der „Comedia“ nebenbei benutzte Quelle hin, welche von dem „Dialog“ verschieden und bis jetzt noch nicht ermittelt ist. Dass Sachs in dem zweiten Theile der „Comedia“, in welchem er über den Inhalt dessen, was er im „Dialog“ vorfand, hinausgehend Cains Brudermord vorführt, der „Tragedia“ des Chnustinus als seiner Quelle folgt, ist zwar in dem angeführten Aufsatze in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ bereits nachgewiesen. Aber aus Chnustins „Tragedia“ sind jene zwölf, gleichlautend in den Freibergischen Spielen und bei Sachs erscheinenden Namen von diesem nicht entnommen, wie mir, ohne dass ich die „Tragedia“ selbst kenne, das Verzeichniss der darin auftretenden Personen beweist, welches in dem genannten Aufsatze mitgetheilt ist.*

* Gott, Eva, Abel, Seth, Kain, Adam, Teufel.

Der Lieder- und Tondichter Johann Walther.

Von

HUGO HOLSTEIN.

Die Litteratur- und Musikgeschichte haben es seit langer Zeit tief beklagt, dass über das Leben Johann Walthers, des Mannes, der als Gehilfe Luthers bei der Einrichtung des evangelischen Gottesdienstes eine so hervorragende Bedeutung gewonnen hat, bisher so wenig bekannt war. Was Joh. Friedr. Walter in seinem „Musikalischen Lexicon“ (1732 S. 645) sagt, beschränkt sich auf einige Daten, enthält aber den wichtigen Hinweis auf Michael Praetorius, Syntagma musicum (1645, I, 449—453), wo uns, wie es scheint, das Stück einer 40 Jahre nach Aufrichtung der deutschen Messe, also um 1565, niedergeschriebenen Autobiographie Walthers erhalten ist, das durch Zufall in einen handschriftlichen Band der Albertinischen Bibliothek in Coburg gelangte. Auch C. v. Winterfeld vermochte in seinem gründlichen und umfassenden Werke („der evangelische Kirchengesang.“ 1843, I, 163) weder das Geburts- noch das Todesjahr Walthers festzustellen; er folgt in Bezug auf das letztere der, wie er sagt, gewöhnlichen Annahme, dass Walther um 1555 aus dem Leben geschieden sei, obwol er aus dem von Praetorius gegebenen Berichte schliessen möchte, dass sein Tod später, mindestens doch nach 1565, erfolgt ist. Die Litterarhistoriker haben sich damit begnügt, Walther als den Zeitgenossen Luthers zu bezeichnen. Gervinus scheint nach dem Register zwei Personen dieses Namens anzunehmen, indem er zwischen Walter, dem Liederdichter (III^5, 36), und Walther, dem Liedercomponisten (III^5, 19), scheidet. Kurz II^7, 7 kennt nur ein Lied von ihm, und dieses (es ist der Bergkreyen) lässt, sagt er, lebhaft bedauern, dass er entweder nicht mehr gedichtet hat, oder dass

seine übrigen Lieder verloren gegangen sind, aber S. 10 ist Walther der tüchtige Capellmeister, der Freund Luthers, der, von ihm geleitet und in seinem Geiste wirkend, manche herrlichen Melodien schuf. Koberstein-Bartsch I[5], 353 rühmt die Unterstützung, die Luther von seinem Freunde Johann Walther in der Ordnung und Vervollkommnung des Choralgesanges der Gemeinde erfuhr, und erwähnt, indem er ihn richtig als kurfürstlich sächsischen Capellmeister und Liederdichter bezeichnet, dass er 1525 bei Anordnung des evangelischen Kirchengesanges von Luther zu Rathe gezogen sei. Goedeke endlich führt zwar im Grundriss I, 190 mit bekannter musterhafter Gründlichkeit die ihm bekannten Schriften Walthers auf, glaubt aber zwischen einem älteren und einem jüngeren Walther scheiden zu müssen, ein Verfahren, das die nachfolgende Untersuchung als völlig unrichtig darstellen wird. Auch sonst gibt er ausser dem, was über Walthers äussere Lebensstellung bekannt ist, keine andere Notiz, als dass er (oder vielmehr beide) sächsischer Capellmeister war. Ebensowenig haben Ph. Wackernagels verdienstvolle bibliographische Studien etwas über das Leben Walthers zu Tage gefördert, wobei übrigens zur Entschuldigung zu bemerken ist, dass diese Studien ihrem Zweck entsprechend das biographische Moment fast nie berücksichtigen.

Unter diesen Umständen dürfen wir es als ein besonderes Glück ansehen, dass die Musikhistoriker sich ihres Helden, der ihre Kunst so hoch gehoben hat, mit Liebe und Theilnahme angenommen und über das Leben Johann Walthers Forschungen angestellt haben, die von sehr günstigen Erfolgen begleitet waren: zuerst Fürstenau in den „Beiträgen zur Geschichte der Königlich Sächsischen musikalischen Kapelle", Dresden 1849, und in der „Allgemeinen Musikzeitung" 1863, dann Kade („Mattheus le Maistre" 1862), vor allen O. Taubert („die Pflege der Musik in Torgau vom Ausgang des 15. Jahrhunderts bis auf unsere Tage" 1868, und „Nachträge dazu" 1870). Der letztere glaubte als einer der würdigen Nachfolger Walthers in der Leitung des Singechors am Gymnasium zu Torgau die Verpflichtung zu haben, sich eingehender mit dem Leben des Begründers des protestantischen

Gemeindegesanges zu beschäftigen, und hat sich durch seine beiden Schriften, von denen er die zweite den Manen Johann Walthers gewidmet hat, ein nicht hoch genug anzuschlagendes Verdienst erworben. Wenn von ihm dabei Walthers litterarische Stellung nicht in hinreichendem Umfange gewürdigt ist und in Folge dessen verschiedene Schriften Walthers unbeachtet geblieben sind, so thut dieser Mangel seinen Arbeiten keinen Abbruch, da es ihm vor allem darauf ankam, Johann Walther wegen seiner musicalischen Verdienste zu feiern.

1. Walthers Leben.

Johann Walther wurde 1496 in einem Dorfe bei Kahla im Herzogthum Sachsen-Altenburg (in Thüringen, sagt die alte Chronik in der Gymnasialbibliothek zu Torgau) geboren.* Er besuchte die Schule zu Döbeln, wo Michael Coelius sein Rector und Matthesius und Appianus seine Mitschüler waren.** Schon frühzeitig scheint er nach Torgau gekommen zu sein, wo er Mitglied der unter Leitung des Sängermeisters Conrad Rupff stehenden „Cantorei" war, die bereits seit 1493 im Dienste des Kurfürsten Friedrich des Weisen wirkte. 1525 wurde er mit Conrad Rupff von Luther zur Einrichtung der deutschen Messe nach Wittenberg berufen, wo er drei Wochen in Luthers Hause lebte. Als der Kurfürst Johann der Beständige 1526 die Cantorei zu beseitigen vorhatte, wurde er durch Luthers und Melanchthons dringende Bitten*** bestimmt, den Plan wieder aufzugeben; aber Walther hatte sich, während die Angelegenheit noch schwebte, bereits nach einem anderen Unterkommen umgesehen und sich unter Beifügung von vier fünfstimmigen Gesängen schriftlich an den Herzog Albrecht von Preussen gewendet.† Um dieselbe Zeit wurde Walther

* Sein Vater, Johann Walther, hatte „ein Weib aus der Mühle zu Kala nechst am Thore, die Blankmühle genannt, geheyrathet". Dieser Umstand verschaffte dem Sohne den Beinamen „Blankenmüller".

** Krumhaar, die Grafschaft Mansfeld S. 110.

*** Luthers Brief bei de Wette III, 102 (undatiert), beantwortet vom Kurfürsten am 22. Juni 1526 (s. Burkhardt, Luthers Brfw. S. 109 f.); Melanchthons Brief (vom 20. Juni 1526) im Corp. Ref. I, 799 Nr. 385 (hier wird Walther „der Componist in der Cantorey" genannt).

† Leider ist derjenige der vier Gesänge, welchem sich das meiste

nach dem Tode Conrad Rupffs „Churfürstlich von Sachsen senger meyster“ (so nennt er sich in der Ausgabe des Gesangbuches von 1537). Nach Auflösung der kurfürstlichen Cantorei wurde er der Leiter der neu gebildeten städtischen Cantoreigesellschaft, welche Kurfürst Johann für ihre Dienstleistung in der Schlosskirche mit einem jährlichen Beitrage von 100 Gulden unterstützte. 1534 wurde ihm die Leitung des Gesangunterrichtes am Gymnasium und des Gymnasial-Sängerchors anvertraut; dabei wurde er Mitglied des Lehrercollegiums des Gymnasiums und ertheilte ausser dem Unterricht im Gesang auch noch Unterricht in der Religion und in der lateinischen Sprache in den unteren Classen. In dieser amtlichen Stellung verblieb er bis zum Jahre 1548. Nach der Schlacht bei Mühlberg trat er in den Dienst des Kurfürsten Moritz. Dieser wünschte 1548 für seine Residenz Dresden eine eigene Capelle zu beschaffen, welche bereits für die im Herbst d. J. festgesetzte Vermählung seines Bruders August mit Anna, der Tochter des Königs Christian III. von Dänemark, zur Verwendung kommen sollte. Zu diesem Zwecke erliess der Rector der Universität in Wittenberg, Caspar Cruciger, am 19. August 1548 eine Aufforderung an die stimmbegabten Studierenden, sich, falls sie geneigt wären bei der neu zu errichtenden Capelle für kirchliche Zwecke einzutreten, bei dem Musiker Walther in Torgau zu melden.*

Nach einer Woche war die neue kurfürstliche „Cantorei“ constituiert und wirkte zum ersten Male bei der Hochzeit des Herzogs August am 8. October, dann gieng sie nach Dresden.** An der Spitze der Dresdener Capelle stand Walther bis zum Jahre 1554. Am 7. August d. J. wurde er, „weil er nunmehr fast alt und unvermoglich worden“, auf seinen Antrag mit

Interesse der Musikhistoriker zugewendet hat, „Albrecht sein mir worden tauft“ spurlos verschwunden. Kade S. 107. O. Taubert, Pflege der Musik S. 3.

* . . . In his igitur, qui natura valent et volunt in coetu illo symphoniaco ecclesiae servire, Torgam proficiscantur ac . . . suam voluntatem exponant viro integerrimo Iohanni Walthero Musico, cui mandata hac de re ab illustrissimo principe data sunt. (Scriptorum publice propositorum a Professoribus in Academia Witebergensi Tom. I, 218b.)

** Walthers Einkommen belief sich bei seiner Ankunft in Dresden auf 297 Gulden 11 Groschen.

einer jährlichen Pension von 60 Gulden in den Ruhestand versetzt, jedoch unter der Bedingung, „dass er sich bis auf Michaelis 1554 bei unserer Cantorey aufhalte, dieselbige wiederum in eine richtige Ordnung bringen und fassen helfe.“ So konnte sich „unser lieber getreuer Johan Walter der Elter“ mit Ehren zur Ruhe setzen, „nachdem er in solchem seinem Ampth mit Abrichtung derer Knaben zum Discant vnd anderen Cantoren, ehe die Cantorei recht in schwangk worden, sonderlich mit ordnung der gesänge vnd zubereitung der Gesangbücher viel muhe vleiß vnd arbeith gehabt.“

Nun begab sich Walther nach dem geliebten Torgau, wo er schon seit 1537 ein Haus in der Stümpferstrasse besass. Er wohnte hier mit seinem Sohne zusammen, der sich 1553 ein Haus „hinter den Fleischbänken“ kaufte, und brachte in ungestörter Ruhe, aber in ununterbrochener liebevoller Beschäftigung mit Musik und Poesie seine letzten Lebensjahre zu, bis er 1570 aus dem Leben abgerufen wurde. Dass er vor dem 24. April 1570 gestorben ist, hat Ernst Pasqué* aus den Acten des gemeinschaftlichen Archivs zu Weimar nachgewiesen. Unter diesem Datum nämlich bittet Christoph Baumgärtner, Stiftsverwalter zu Altenburg, um einen jährlichen bestimmten Zins von dem Einkommen einer Vicarie an der Stiftskirche zu Altenburg, mit welchem Johannes Walther auf Lebenszeit begnadigt gewesen und welcher nun „durch das Absterben des Herrn Johannes Walther seliger zu Torgau“ wieder anheimgefallen sei. Ausserdem bemerkt ein Secretär, dass noch 100 Gulden für Walther rückständig seien, um deren Auszahlung Walthers Sohn gewiss einkommen würde. Diese 100 Gulden bildeten ein Geschenk, welches der Herzog dem alten Walther bestimmte, als dieser ihm zu Anfang des Jahres 1570 ein „Cantional in Unterthänigkeit dedicirt.“ Vielleicht ist Walthers Todestag der 25. März. Man könnte dies aus den lateinischen Versen folgern, welche sich auf der Rückseite des dritten Blattes des letzten Liedes Walthers finden, das ein Jahr nach seinem Tode erschien. Das Gedicht zählt mehrere „Magnalia“ auf, die am 25. März geschehen sein sollen. Vielleicht rechnete der Herausgeber des Liedes, als den man Walthers Sohn

* Niederrheinische Musikzeitung vom 28. Januar 1865.

annehmen könnte, den Tod Walthers auch zu diesen Magnalia. Es beginnt mit den Versen:

Est Adam factus
Et eodem tempore lapsus,
Angelus est missus
Et passus in cruce Christus etc.

Die Bezeichnung „der Eltere“, welche Walther in Luthers christlichem Kinderlied 1566 selbst gewählt hat, lässt natürlich auf einen „jüngeren“ schliessen und hat Goedeke, wie schon bemerkt, veranlasst einen Johann Walther den jüngeren zu schaffen, der ebenfalls sächsischer Capellmeister gewesen sein soll; doch bemerkt Goedeke dazu, dass er sich vom älteren nicht immer unterscheiden lasse. Die Sache ist folgendermassen zu erklären.

Im Herbst 1526 hatte sich Johann Walther mit Anna Hesse, Tochter des früheren kurfürstlichen Reitschmids Hans Hesse, verheiratet. Aus dieser Ehe wurde ihm am 8. Mai 1527 ein Sohn geboren, der in der Taufe den Namen Johannes (Hans) erhielt. Nach Beendigung der Gymnasialstudien bezog derselbe 1544 die Universität Wittenberg.* Der Rector Marcus Crodel in Torgau berichtete am 21. November 1544: „Johans Walthers des Cantors Sun ist zum studio geschickt vnd fleyssig, ist vom Herrn Philippo Melanchthon verhört, hat Im seiner geschickligkeit schrifftlich Zeugnus geben. Ist keyn Zweyfel, er werde mit Gottes gnaden ein feinen gelerten Mañ geben der Kirchen nutzlich nach wenig Jaren.“** Nach Beendigung der Universitätsstudien trat der junge Walther das Cantorat in Grossenhayn an, legte aber auf Anlass des Vaters das Amt nieder und kehrte 1551 nach Torgau zurück. Er verheiratete sich in demselben Jahre mit Elisabeth Crodel, Tochter des verstorbenen Rectors Marcus Crodel, ward „Kornschreiber“ und kaufte sich 1553 ein Haus „hinter den Fleischbänken“, wo auch seit 1554 der alte Walther mit seiner Hausfrau lebte. Der junge Walther starb am 8. November 1578. O. Taubert verfolgt die Genealogie der Waltherschen

* Er wurde im August 1544 immatriculiert (Förstemann, Album Acad. Viteb. S. 215: „Ioannes Walterus Torgensis“).

** O. Taubert, Pflege der Musik S. 6.

Familie bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts, wo ein Tuchmacher Walther in Torgau lebte, der ein Bild des alten Capellmeisters besass, „wie er eine Rolle voll geschriebener Noten in der Hand hält.“

Johann Walther konnte sich seinem gleichnamigen Sohne gegenüber, der ebenfalls Cantor gewesen war, als „der Eltere“ bezeichnen; allein der jüngere Sohn ist weder sächsischer Capellmeister gewesen, noch kann von ihm mit Bestimmtheit nachgewiesen werden, dass er sich litterarisch thätig gezeigt hat. Möglicher Weise ist er, wie schon angedeutet, Herausgeber des letzten Liedes Walthers. Ob er Verfasser des geistlichen Liedes „Lieblich hat sich gesellet“ ist, das mit J. W. J. unterzeichnet ist*, lässt sich nicht beweisen; ebenso wenig, ob er der Johann Walther ist, der von Weller, Annalen I, 335, als Verfasser eines Lehrgedichtes nachgewiesen ist: „Der Allerhöchste vnd von Gott gepflanzte Standt ist die Obrigkeit, in heiliger gőttlicher Schrift. 1578. o. O. 6 Bl. 4.“ Leider sagt Weller nicht, wo ein Exemplar dieses Gedichtes zu finden ist.

Indem wir jetzt zu Johann Walther dem älteren zurückkehren, gedenken wir noch der herzlichen Beziehungen, in denen er zu Luther stand. Luther erkannte in dem jugendlichen strebsamen Walther ein brauchbares Werkzeug, dessen er sich bei der Einrichtung des evangelischen Gottesdienstes bedienen konnte.** Walther bezeugt es selbst, dass er mit Luther, dem „Propheten und Apostel der deutschen Nation“, gar manche liebe Stunde gesungen und oftmals gesehen, wie der theure Mann vom singen so lustig und fröhlich im Geiste ward, dass er des singens schier nicht konnte müde und satt werden und von der Musica so herrlich zu reden wusste.*** Seinem Freunde Luther gab er zahlreiche Beweise von inniger Zuneigung und Dankbarkeit. Er war der erste, der Luthers

* Ph. Wackernagel, Bibliographie zur Gesch. des deutschen Kirchenliedes Nr. 768.

** Die erste deutsche Messe nach Luthers und Walthers Anordnung soll am 29. October (am Tage nach Simonis und Judä) 1525 in Wittenberg gehalten sein. C. v. Winterfeld I, 165.

*** M. Praetorius, Synt. Mus. 449; v. Winterfeld I, 150; v. Dommer, Handbuch der Musikgeschichte S. 180; O. Taubert, Pflege der Musik in Torgau S. 10.

Lied von der „Fraw Musica" in seinem „Lob vnd Preis der löblichen Musica" (1538) veröffentlichte; er feierte ihn nach seinem Tode durch ein längeres Gedicht:

„EPITAPHIVM | Des Ehrwirdigen | Herrn vnd Vaters, Martini Lu-|thers, der Heiligen schrifft Doctorn, | vnd des reinen wahren Euangeli-|ons trewen Lerhers vnd | Predigers."

Das Titelblatt zeigt Luthers Brustbild in Holzschnitt und daneben die Jahrzahl „1546"; darauf die Verse:

„Gott vnd sein Wort bleibt ewig stehn
Des Babsts gewalt wird bald vergehn";

unten: „Gedruckt zu Wittemberg durch Georgen Rhaw." 8 Bll. 4⁰. Auf der Rückseite des Titelblattes befindet sich das Brustbild des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen und auf der Rückseite von Bl. A[2] das schöne Bild Luthers in Holzschnitt von Lucas Cranach. Dass Johann Walther Verfasser dieses Gedichtes ist, bemerkt eine gleichzeitige Nachricht in dem von Förstemann benutzten Exemplare: „Ioanne Gewalthero, Musico et cive Torgense, autore." Exemplare in Berlin, Dresden (wo auch ein Nachdruck: Gedruckt zu Nürnberg Durch Wolff Heusler) und Zürich. Abgedruckt in Förstemanns Neuen Mittheilungen aus dem Gebiet historisch-antiquarischer Forschungen VIII, Heft 1, S. 105—112. Vgl. Weller, Annalen II, 326, als Ergänzung zu Goedeke I, 156, 13. — In 226 Versen lässt der Verfasser Luther selbst sein Leben und wirken schildern. Der Anfang lautet:

Zu Eisleb'n ist mein Vaterland,
In Sachsen hat mich Gott gesandt.
Aus Wittenberg, der werthen Stadt,
Durch mich sein Wort Gott geben hat.
Dadurch des Papstes Reich gestürzt,
Und seine Tyrannei verkürzt.
Im lieben Vaterlande mein,
Bin ich in Gott entschlafen ein,
Zu Wittenberg lieg ich im Grab,
Gott lob vor seine gegebne Gab;
Bald werd ich wieder auferstehn,
Mit Jesu Christ zur Freud eingehn.

Das Gedicht schliesst mit einem Gebete Luthers zu Gott für die Kirche, für den Kurfürsten und seine Unterthanen. Der Schluss lautet:

All christlich Herrschaft schütz auch stet,
Verlass sie nicht, hör ihr Gebet!
Und allen Christen-Menschen gleich
Hilf durch den Tod ins ew'ge Reich.
Amen! Amen! das wird geschehn,
Denn Gottes Wort bleibt ewig stehn!

In sein Gesangbuch hatte Walther schon viele schöne geistliche Lieder Luthers aufgenommen, aber noch im Jahre 1566 gab er Luthers „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort", in sechs Stimmen gesetzt, heraus und in demselben Jahre verherrlichte er den „gottseligen, theuren und hochbegnadten Mann, deutsches Landes Propheten und Aposteln", in einem umfangreichen Liede, nachdem er 1564 das von Luther 1538 verfasste Encomion Musices, eine Vorrede Luthers an alle Liebhaber der freien Kunst Musica, herausgegeben hatte, welche „vormals nie Deudsch im Druck ausgangen" war.

Luther lässt Walther in einem Briefe an Marcus Crodel vom 26. August 1542, in welchem er ihm seinen Sohn Johann empfiehlt, als dieser das Torgauer Gymnasium besuchen soll, angelegentlichst grüssen: „Vale in Domino et Iohannem Walterum iubeas salvum esse oratione mea, et ut filium sibi commendatum habeat in musica. Ego enim parturio theologos, sed grammaticos et musicos parere etiam cupio."* Ebenso gedenkt Melanchthon in einem Briefe an Hieronymus Besold vom 7. Juli 1547 mit Anerkennung Johann Walthers, dessen Sohn ihn um eine Anstellung gebeten hatte: „Ac ille demum vere Musici laude dignus est, qui vim ingenii confert ad eum usum, ut Deum celebret. Id fecit, ut scis, Walterus Torgensis, qui ad caeteras laudes etiam istam addidit, ut vir sit pius et sanctus. Cumque templis plurimas cantilenas composuerit, quas in sacris congressibus quotidie audimus, gratiam ei profecto ecclesiae debent et gratitudinem nostram erga filium declaremus. Nunc igitur in hac dissipatione Academiarum, cum pater hunc Ioh. Walterum filium ad me miserit, ut quaeram ei aut scholam aut paedagogiam, fretus et amicitia tua et erga patrem benevolentia, misi eum ad te . . . Et huic adolescenti propter patris merita debemus gratiam."**

* Luthers Briefe, von de Wette V, 492.

** Corp. Reform. VI, 596.

2. Walther als Tondichter.

1. Eine sehr ehrenvolle Stellung nimmt Walther in der Musikgeschichte durch die Herausgabe seines Gesangbuches, des ältesten und bedeutendsten Denkmals des evangelischen Choralgesanges, ein. Dasselbe erschien zum ersten Male 1524.

Geystliche gesangk | Buchleyn | TENOR | Wittemberg. M. D. iiii. BASSVS | Wittemberg. M. D. xxiiij. — Tenor und Bass in München; Tenor und Discant in der Bibliothek der Dreikönigskirche zu Dresden; Alt und Vagans sind bisher in keinem Exemplar aufgefunden.

Der Druckfehler der Jahrzahl auf dem Titel der Tenorstimme ist durch die Jahrzahl auf dem der Bassstimme verbessert. Enthält die bei Ph. Wackernagel, Bibliographie zur Gesch. des deutschen Kirchenliedes S. 543, abgedruckte Vorrede Luthers: „Das geystliche lieder singen, gut vnd Gott angeneme sey" etc. Mitgetheilt sind 38 deutsche und 5 lateinische Gesangstücke; in jenen 38 Tonsätzen sind 32 geistliche Lieder und 35 dazu gehörende Singweisen behandelt. Beschrieben von Ph. Wackernagel, Bibliographie Nr. 163. Ueber die Gesänge s. v. Winterfeld, der evangelische Kirchengesang I, 127—129. 165—168.

Ein Wormser Nachdruck erschien 1525.

Geystliche Gsangbüchlin, | Erstlich zu Wittenberg, vnd vol- | gend durch Peter schöffern | getruckt, im jar. | M. D. xxv. — In Wien.

Auf der Rückseite des letzten sonst leeren Blattes der Altstimme stehen die Worte: AVTORE JOANNE WALTHERO. (s. Ph. Wackernagel Nr. 175). Eine verbesserte Ausgabe erschien 1537, vermuthlich bei Georg Rhaw in Wittenberg, wo auch die späteren Ausgaben von 1544 und 1551 erschienen sind. Da indessen ein Exemplar der Wittenberger Ausgabe von 1537 nicht mehr vorhanden ist, so kann nur der Strassburger Nachdruck dieser Ausgabe von 1537 angeführt werden.

Wittenber-|gisch Gsangbüchli | durch Johan. Waltern, | Churfürstlichen von | Sachsen senger mey-|ster, vff ein newes | corrigiert, gebessert, vnd ge-|meret. | M. D. XXXVII. — Am Ende: Argentorati, apud Petrum Schoeffer. | Et Mathiam Apiarium. — In München und Augsburg.

Diese Ausgabe enthält 39 Tonsätze über deutsche geistliche Lieder und deren 13 über lateinische Texte. Der Vorrede Luthers folgt die Vorrede Hans Walthers: „Es ist nicht wunder, das die Musica“ etc. (Abgedruckt bei Ph. Wackernagel, Bibliographie S. 558.) In dieser beklagt sich Walther über die Verachtung der Musik und aller anderen Künste und schreibt diese dem Teufel zu, der alles gottgefällige umstosse, da man ihm die papistische Messe mit allem Anhange umgestossen habe. Diesem zum Trotze, so fährt er fort, und Gott zu Liebe, habe er die zuvor zu Wittenberg gedruckten Gesänge das mehre Teil neu gesetzt, die andern mit Fleiss corrigiert und gebessert und mit einigen sechs- und fünfstimmigen gemehrt. Er schliesst mit einer Bemerkung, die uns voraussetzen lässt, er sei von Missgunst nicht unangefochten geblieben: „Vnd wiewol dise meine gesänge, gar vil vrtheyler haben werden, Jedoch gonne ich eim jeden der ehren gar wol, das er an mir ritter werde, angesehen das ich diser kunst noch wol ein schüler bin. Befelhe hiemit alle frumme Christen Gott dem allmächtigen, der gebe vns allen seine gnad, Amen.“ Das Werk ist beschrieben von Ph. Wackernagel Nr. 358.

Die nächste Ausgabe ist vom Jahre 1544.

Wittembergisch | Deudsch Geistlich | Gesangbüchlein || Mit vier vnd fünff stimmen. || Durch Johan Walthern, Chur-| fürstlichen von Sachssen Sengermeistern, | auffs new mit vleis corrigirt, vnd mit | vielen schönen Liedern gebes-| sert vnd gemehret. || Gedruckt zu Wittemberg. Durch Georgen Rhaw. | ANNO M. D. XLIIII. — Am Ende: Wittembergae apud Ge-|orgium Rhaw, Musi-|cae typographum. — In Hamburg.

Diese Ausgabe ist beträchtlich reicher ausgestattet. Sie enthält 63 Tonsätze über deutsche geistliche Lieder und 37 vier- und fünfstimmige lateinische Gesänge. Beschrieben von Schöber, Zweyter Beitrag zur Lieder-Historie etc. Leipzig 1760. S. 97—108, und Ph. Wackernagel, Bibliographie Nr. 470.

Die letzte Ausgabe erschien 1551.

Wittembergisch | deudsch Geistlich | Gesangbüch-|lein. || Mit vier vnd fünff stimmen. | Durch Johan Walthern, Chur-|

fürstlichen von Sachssen Sengermei-|stern, auffs new mit vleis corrigirt, | vnd mit vielen schönen Liedern | gebessert vnd gemehret. || Gedruckt zu Wittemberg, durch Georgen Rhawen | Erben.* Anno 1551. — In Cassel und München (hier defect).

Gibt 78 Tonsätze über deutsche und 47 über lateinische geistliche Gesänge. Unter den vierstimmigen erscheint hier zum ersten Male das Lied des Erasmus Alberus von den Zeichen des jüngsten Tages „Gott hat das Evangelium" in einer kirchlichen Sammlung, nachdem es drei Jahre zuvor (1548) auf einem einzelnen Blatte erschienen war (v. Winterfeld, der evang. Kirchengesang I, 165). Das Werk ist beschrieben von Ph. Wackernagel, Bibliographie Nr. 636. — Vgl. Ueber „das erste vierstimmige protestantische Choralbuch" O. Kade in der wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung 1865, Nr. 39.

2. Im Jahre 1530 verfasste Walther eine Sammlung bei 146 Compositionen (von denen sich mehrere auf denselben Text beziehen) und zwar 115 lateinischen und 24 deutschen Texten darunter „Eine feste Burg ist unser Gott", „Erhalt uns Herr in deinem Wort", „Verleih uns Frieden gnediglich" und „Vater unser im Himmelreich", von denen nur das erste Lied bis dahin erschienen war (in „Form vnd ordnung Geystlicher Gesang vnd Psalmen" 1529, aber nur dem Texte nach). Ausser Luther und Walther sind in diese Sammlung aufgenommen die berühmtesten Componisten jener Zeit: Josquin de Pres, Adam Renner aus Lüttich, Prioris, Pierre de la Rue, Anton de Févin aus Orléans und Ludwig Senfl. Walther hatte die Choräle und Sequenzen theils selbst geschrieben, theils von seinen

* Georg Rhaw, geb. um 1488 zu Eissfeld in Franken, zuerst Cantor und Musikdirector in Leipzig, führte bei Gelegenheit der Disputation zwischen Luther und Eck zu Anfang des feierlichen Vorganges eine zwölfstimmige Messe auf, war später Besitzer einer angesehenen Druckerei in Wittenberg, Tonsetzer und Sammler von Werken der am meisten geschätzten Tonsetzer („Newe Deutsche Geistliche Gesenge CXXIII. 1544", ein Werk, das er seiner Geburtsstadt widmete. Beschrieben bei Ph. Wackernagel, Bibliographie Nr. 471, die Vorrede abgedruckt ebendas. S. 578).Starb am 6. Aug. 1548. S. Scriptorum publice propositorum a Prof. in Acad. Witeb. Tom. I, 117, wo C. Cruciger die Commilitonen zur Begräbnissfeier einladet. Vgl. auch v. Winterfeld, der evang. Kirchengesang I, 187.

Schülern schreiben lassen. Dieser sog. Luther-Codex von 1530, den Walther seinem Freunde Luther verehrte, und der Luthers Inscript enthält: „Hat myr verehret meyn guter Freund Herr Johann Walther Componist Musice zu Torgaw 1530 Dem Gott gnade. Martinus Luther", soll stets im Besitz der Nachkommen Luthers geblieben sein, bis er 1830 von einem jungen in Leipzig studierenden Theologen erkauft wurde, aus dessen Nachlasse er in den Besitz des Buchhändlers Heinr. Klemm in Dresden übergieng. 1873 hat ihn der Musikdirector Kade in Schwerin herausgegeben unter folgendem Titel: „Eine feste burgk ist vnser got. Der neu aufgefundene Luther-Codex vom Jahre 1530. Eine von dem grossen Reformator eigenhändig benutzte und ihm von dem Kursächsischen Kapellmeister Johann Walther verehrte handschriftliche Sammlung geistlicher Lieder und Tonsätze" Dresden 1873. Die Echtheit dieser musicalischen Luther-Reliquie ist von vielen anerkannt, von andern bezweifelt worden. Namentlich ist die Echtheit des Inscripts nicht ohne Bedenken. — Vgl. „Luther und der Sängermeister Johann Walther" im „Daheim" 1874, S. 102—106.

3. Bei Gelegenheit der Einweihung der neu erbauten Schlosscapelle zu Torgau am 28. September 1544 schrieb Walther: „Cantio septem vocum in Laudem Dei omnipotentis et Evangelii eius, quod sub Illustrissimo Principe D. Joanne Friderico, Duce Saxoniae Electore etc. per Reverendum D. Doctorem Martinum Lutherum et D. Philippum Melanthonem e tenebris in lucem erutum ac propagatum est. Witembergae apud Georgium Rhaw Musicae Typographum." (In München. Kade, Mattheus le Maistre S. 107.) Am 18. Januar 1545 übersandte Walther dieses musicalische Werk dem Herzog Albrecht von Preussen in drei Exemplaren, indem er dieser Sendung noch „ein clein Deutsch liedlein von dem Jungsten tage, auf ein alte Melodey" beifügte. (Fürstenau, Allgem. deutsche musik. Zeitung 1863, S. 251.)

4. Im Jahre 1545 verfasste Walther auf Befehl des Kurfürsten Johann Friedrich das „grosse Cantionale", eine Sammlung von 111 (42 deutschen und 69 lateinischen) Kirchengesängen für die neue Schlosscapelle in Torgau unter folgendem Titel: „Hic Cantionum Ecclesiasticus liber ab Illustrissimo

principe Saxonum sacrique Romani Imperii Electore D. Johanne Friderico in huius arcis novum Sacellum comparatus est. Ab Joanne Gwalthero earundem Ecclesiasticarum cantionum moderatore [anno] millesimo quingentesimo quadragesimo quinto mense Julio."—In Gotha. Kade, der Luther-Codex von 1530 S. 38 f.

5. ALTVS. Zehen deudscher Psalm Dauids. Wittemberg 1551. — Am Ende: Gedruckt zu Wittemberg. Durch Georgen Rhaw Erben. 6½ Bogen. Querquart. — In Zürich. Weller, Annalen II, 327.

6. Magnificat octo tonorum Johannis Waltheri. 1551. — Taubert, Pflege der Musik in Torgau S. 9.

7. Das vierstimmig gesetzte Lied Walthers, „dadurch Deutschland zur Busse vermanet", vom Jahre 1561 erwähnen wir im 3. Abschnitte.

8. 1566 gab er Luthers Lied „Erhalt uns Herr bei deinem Wort" sechsstimmig heraus.

Das Christlich Kinderlied D. Mar-|tini Lutheri, | Erhalt vns HErr etc. || Auffs new in sechs Stimmen gesetzt, vnd mit etlichen | schönen Christlichen Texten, Lateinischen vnd | Teutschen Gesengen gemehrt, | Durch Johan Walter den Eltern, Churfürst-|lichen alten Capellmeister. || TE NOR. || Gedruckt zu Wittembergk, durch Johan Schwertel, | Im Jar nach Christi geburt, 1566. — In München.

Die Vorrede Walthers, datiert „Torgaw, an S. Michels tag. 1566", ist gewidmet „allen Christen vnd Liebhabern der Kunst Musica." Er sagt darin, er habe in dieser letzten „sehr fehrlichen zeit" oft an die Prophezeiung Luthers mit seufzen gedacht, dass Gott Deutschland des Undanks halber mit Blindheit, allerlei Irrthum und Plagen hart strafen werde. Nicht ohne Ursach habe der theure Mann sein liebes und fast letztes Lied „Erhalt uns Herr bei deinem Wort" verfasst und allen Christen „zur warnung zum Gebet zu uermanen" hinterlassen. Auf solche Gedanken hin habe er jetzt in seinem Alter und Schwachheit gedachtes Lied sechsstimmig nebst andern christlichen Gesängen und Liedern gemacht und auf Bitten des Mag. Laurentius Dürnhöfer, Prädicant zu Wittenberg, welcher selber auch ein Musicus und sonderlicher Liebhaber der Musica sei, in Druck gegeben. Solche Gesänge,

sagt er, wolle er allen gottesfürchtigen Cantoren, die Christum und das reine Wort Gottes lieben, als zu seinem Valete mitgetheilt haben, und er schliesst mit dem Wunsche, Gott treulich für ihn zu bitten, dass er ihm eine selige Heimfahrt in reinem Glauben an Jesum Christum bescheren möge. (Die Vorrede ist abgedruckt bei Ph. Wackernagel, Bibliographie S. 628 f.)

Die Schrift, die von Ph. Wackernagel, Bibliographie Nr. 879, beschrieben ist, enthält unter Nr. XVII—XXI noch 5 Lieder Walthers, die wir nachher angeben werden.

Luthers Lied „Erhalt uns Herr bei Deinem Wort" findet sich in Walthers Texte abgedruckt bei Ph. Wackernagel, das deutsche Kirchenlied III, Nr. 48. Die Veränderungen der dritten Strophe und die hinzugefügten neuen sind wahrscheinlich von Joh. Walther selbst. Die andern Texte des Liedes s. bei Wackernagel III, Nr. 44—47.

3. Walther als Liederdichter.

Walther hat eine Reihe von Liedern gedichtet, die zwar einen geistlichen Charakter tragen, von denen aber keines in die Gesangbücher Eingang gefunden hat. In die von Luther herausgegebenen oder unter seiner Mitwirkung entstandenen Gesangbücher konnten sie umsoweniger Aufnahme finden, als sie überhaupt nicht bei Luthers Lebzeiten ans Licht traten. In Walthers Liedern spricht sich eine feste Ueberzeugungstreue aus, sie zeugen von einer grossen Kraft und Tiefe der Empfindung.

1. Zuerst nennen wir Walthers Bergkreyen.

Eyn Schöner | Geystlicher vnd Christ | licher newer Berckreyen, Von dem | Jüngsten tage, vnd ewigem Leben, | Auff die Melodei vnnd weise, | Hertzlich thut mich erfrewen, | Durch Johan Walthern, Inn | yetziger betrübten zeit, jme vnd | allen Christen zu trost gemacht. ‖ Gedruckt zu Marpurg, bei | Andreas Kolben, im jar, | M. D. LV. 8 Bll. 8°. — In München.

Schon 1552 erschien dieses Lied zu Wittenberg (8 Bll. in 4°). Dieser ersten Ausgabe folgte erst der Marburger Druck von 1555 (abgedruckt in E. Rankes Marburger Gesangbuch S. 161). Der Dresdener Druck von 1557 fügt eine neue (die 33.) Strophe

hinzu. Weiterhin erschien 1561 ein Druck in Nürnberg, einer im Anhange an Caspar Fügers Anderes Teil des Handbüchleins für fromme Christen (Dreßden, 1564. 8⁰), einer ohne Jahr in Regensburg, noch mehrere o. O. u. J. Endlich erschien sogar eine Ausgabe mit Erklärung: „Das fröliche Sommerlied oder Christliche vnd tröstliche Gedancken vnd Reimen, Von der Historien dess zukünfftigen Jüngsten Tages .... Johan Walthers; kürtzlich erklärt von M. W. Chr. Froschen.“ Hof 1670. 4⁰. Vgl. Ph. Wackernagel, Bibliographie Nr. 699, 830—833; Goedeke, Grundriss § 130, 2; Weller, Annalen I, 231. II, 333. — Ph. Wackernagel, das deutsche Kirchenlied III, 187 ff. Nr. 219 legt seinem Abdruck den ersten (Wittenberger) Druck von 1552 zu Grunde, ohne anzugeben, wo sich das Originalexemplar befindet. Das Lied besteht aus 34 Strophen mit je 4 Reimparen. Strophe 1—25 bilden den Haupttheil, dann folgt „Des Tichters Zugabe“. Das Lied schildert die Freuden des ewigen Lebens, indem es dieselben mit denen des Sommers vergleicht. Der Anfang lautet:

Hertzlich thut mich erfrewen
die liebe Sommer zeit,
Wann Gott wird schön vernewen
alles zur ewigkeit,
Den Himel vnd die Erden
wird Gott new schaffen gar,
all Creatur soll werden
gantz herrlich, hübsch vnd klar.

Auch der edlen Musik wird im jenseitigen Leben eine Stätte bereitet, Str. 18:

Da wird man hören klingen
Die rechten Seitenspiel,
Die Music kunst wird bringen
In Gott der Freuden viel,
Die Engel werden singen,
all Heiligen Gottes gleich
mit Himelischen zungen
ewig in Gottes Reich.

Die Schlussstrophe lautet:

Hiemit ich wil beschliessen
das frölich Sommerlied,
Es wird gar bald ausspriessen
die ewig Sommer blüt,

Das ewig Jar her fliessen:
Got geb im selben Jar,
Das wir der frücht geniessen.
AMEN, das werde war.

Walther hat offenbar das bekannte Volkslied:

„Herzlich tut mich erfrewen
die frölich summerzeit,
All mein geblüt vernewen,
der mei viel wollust geit“ etc.

frei bearbeitet. Dasselbe Volkslied hat Heinrich Knaust, 1540 Rector des Kölnischen Gymnasiums in Berlin, mit Bewahrung der drei ersten Strophen „christlich vnd moraliter verendert“.

2. 1561 folgte:

Ein Newes Christlichs Lied, dadurch Deudschland zur Busse vermanet, vierstimmig gemacht, durch Johann Walther. Wittemberg, Georgen Rhaw Erben 1561. 6 Bll. 4⁰. — In Wien.

Abgedruckt bei Ph. Wackernagel, das deutsche Kirchenlied III, 190 ff. Nr. 220. Vgl. Becker, Choralsammlungen Sp. 144. Weller, Annalen II, 165.

Eine kräftige Mahnung an Deutschland zur Busse. 26 siebenzeilige (4 + 3) Strophen. Der Anfang lautet:

Wach auff, wach auff, du Deudsches land!
Du hast genug geschlaffen.
Bedenck was Gott an dich gewand,
wozu er dich erschaffen.
Bedenck was Gott dir hat gesand
vnd dir vertrawt, sein höchstes pfand,
Drumb magstu wol auffwachen.

3. 1564 veröffentlichte Walther sein Luther-Lied.

Ein newes Geist-|liches Lied, von dem Gott-|seligen, thewren vnd hochbegnad-|ten Manne, Doctore Martino Luthero, | Deutsches Landes Propheten | vnd Aposteln. ‖ Im Thon: ‖ O HERRE GOTT dein Gött-|lichs Wort, etc. ‖ Durch Johann Walther. (Holzschnitt.) 1564. 3 Bogen in 8⁰. — In Berlin.

Beschrieben bei Ph. Wackernagel, das deutsche Kirchenlied I, 777 Nr. 526, abgedruckt ebendas. III, 192 ff. Nr. 221.

Das Lied enthält 64 achtzeilige (4+4) Strophen und hat vier Theile. Das erste Theil handelt von des Antichrists Zeit und Regiment (8 Strophen), das ander Theil von Offenbarung und Stürzung des Antichrists (16 Strophen), das dritte Theil von der gnädigen Heimsuchung Gottes und fröhlichen Zeit des Evangeliums, von dem grossen Licht und reichem Erkenntniss göttlichen Worts sammt andern vielen Wohlthaten Gottes, durch den Luther Deutschland erzeiget (26 Strophen), das vierte Theil ist eine Vermahnung zur Dankbarkeit für die grossen mannigfaltigen erzeigten Wohlthaten und gnädiger Heimsuchung Gottes (14 Strophen).

Strophe 1 lautet:

O Herre Gott. Ich bitte dich,
dein Gnade zu mir wende.
Herr Jesu Christ, erhöre mich,
dein heilgen Geist mir sende.
Gib mir verstand, auff das mein Mundt
dein Göttlich Wort hoch preiset,
welches du gesandt dem Deutschen Landt,
dadurch dein lieb beweiset.

Luthers Verdienst um die Bibelübersetzung wird in Strophe 36 gepriesen:

Die Bibel Er mit grossem Fleiss
durchaus verdeutscht sehr klerlich,
Vmb welchs Werk sey Gott lob vnd preiss,
das er sein Wort so herrlich
In deutscher Sprach mit rhum vñ sterck
so klar hat offenbaret,
vnd diese Gab vnd höchstes Werck
dem Luther fürgesparet.

4. An das ebengenannte Lied schliessen sich noch zwei Lieder, als deren Verfasser ebenfalls Walther anzusehen ist.

Ein ander New Lied | Von falschen Propheten, die da lehren, Das kein | Mensch, one gute werck, könne selig werden. | Vnd das der Mensch, aus Natürlichem | Freyem Willen, sich zu Gottes Gnad | schicken vnd keren kan. | Im Thon. | Es wolt vns Gott genedig sein, etc.

38 (4+5)zeilige Strophen. Das Lied hat zwei Theile: Der erste Theil ohne weitere Ueberschrift, 18 Strophen, von denen die erste lautet:

Der Herre Christ gewarnet hat
Mit trewen sein Gemeine
Die Er erlöset durch sein Todt
vnd Blut gewaschen reine.

Der zweite Theil (20 Strophen) handelt vom freien Willen. Abgedruckt bei Ph. Wackernagel, das deutsche Kirchenlied III, 197 Nr. 222.

5. Das zweite dem Luther-Liede angeschlossene Lied hat folgende Ueberschrift:

Ein ander New Geistlich | Lied, Von falschen Propheten, vnd falschen | Christen, die nach erkanter Warheit des Euan-|gelij, vmb zeitliches guts willen, widerumb zum Antichrist sich wenden, vnd jm | heucheln. Im Thon. | Wo Gott der HErr nicht bey vns helt, etc.

32 (4+3)zeilige Strophen, abgetheilt zu zwei Theilen: 1—18, 19—32. Die erste Strophe lautet:

Ach Gott, es ist jetzt böse zeit
jn diesen letzten tagen:
Der Teufel thut die Christenheit
mit falschen tücken plagen:
Sein zorn vnd grim er gar ausgeust,
sölchs alles auff die Christen scheust,
wolt gern sie all verjagen.

Abgedruckt bei Ph. Wackernagel, das deutsche Kirchenlied III, 201 Nr. 223.

6. Dem christlichen Kinderliede Luthers „Erhalt uns Herr bei deinem Wort" (s. vorher Abschn. 3, Nr. 7) hat Walther noch folgende eigene Lieder angeschlossen:

1. Allein auff Gottes Wort will ich etc. 10 (4 + 4)zeil. Strophen.
2. Herr Gott, wenn ich dich hab allein etc. 1 (3 + 3)zeil. Strophe.
3. Mein Eltern mich verlassen han etc. 1 (3 + 3)zeil. Strophe.
4. Gott ist mein Heil. 4 (4 + 4)zeilige Strophen, deren erste beginnt: Herzlich hab ich dich, mein Gott.

Abgedruckt bei Ph. Wackernagel, das deutsche Kirchenlied III, 203—205 Nr. 224—227.

7. Ph. Wackernagel, das deutsche Kirchenlied III, 205 Nr. 228, schreibt Walther auch das Lied „Geistliche Blumen" zu. Es enthält 6 (4 + 4)zeilige Strophen. Das Lied beginnt:

Holdseliger meins Hertzen trost.

8. Endlich gehört hieher noch „das Gratias“, das letzte Lied Walthers, das erst nach seinem Tode herausgegeben wurde.

Das Gratias. | Eine Christli-|che Dancksagung, Johan-|nis Waltheri des Eltern | letztes Gedicht nach der Melodey. || Lobet Gott jr fromen Chri-|sten etc. || Oder. || Nach der Melodey, Von der | Gottfürchtigen Doro-|thea vnd Susanne | zu singen. || Anno. | M. D. LXXI. — Am Ende: Gedruckt zu Eisleben, bei Vr-|ban Gaubisch. 4 Bll. in 8°. — In Berlin.

Das aus 6 (4 + 4)zeiligen Strophen bestehende Lied beginnt mit den Worten: „Wir danken Gott dem Herrn“. Beschrieben bei Ph. Wackernagel, das deutsche Kirchenlied I, 787 Nr. 809 und abgedruckt ebendas. III, 205 f. Nr. 229.

4. Walthers Lob und Preis der Musica.

Ausser diesen geistlichen Liedern hat Walther noch ein Lob der Musica hinterlassen, mit welchem er sich in die Reihe der lyrischen Dichter stellt. Bisher kannte man nur ein Werk dieser Art von ihm, wenigstens nahm man an, dass die beiden vorhandenen Ausgaben von 1538 und 1564 übereinstimmten. Dies ist jedoch nicht der Fall, vielmehr ergibt sich aus einer Vergleichung der beiden Ausgaben, die von Ph. Wackernagel, Bibliographie Nr. 359, und Goedeke I, 193 angeführt werden, dass die vermeintliche Ausgabe von 1564 ein neues, zweites, von dem ersten völlig verschiedenes Werk ist, das sich sogar schon dem Titel nach von dem ersten unterscheidet. Dies letztere scheint übrigens Goedeke bereits bemerkt zu haben und hat, wie sich aus dem beigefügten Fragezeichen ergibt, die Identität angezweifelt. Wir sind im Stande, diesen Zweifel zu beseitigen, da wir beide Werke einer eingehenderen Untersuchung unterzogen haben, deren Ergebnisse wir jetzt mittheilen werden.

1. Das Gedicht von 1538 hat folgenden Titel:

Lob vnd || preis | der löblichen Kunst | Musica: || Durch | H. Johan Walther. | Wittemberg. | 1538. — Am Ende: Gedruckt zu Wittemberg | durch Georgen | Rhaw. 12 Bll. in 4°. — In Berlin (2), Weimar und Oldenburg (hier jedoch mit handschriftlich unrichtig ergänztem Titel).

Der Titel steht, wie wir mit Wackernagel sagen, in einem

Viereck innerhalb eines schönen Holzschnitts: oben zwei kniende Engel, die das Tuch der Veronica mit dem Angesicht Christi ausgebreitet halten, unten zwei stehende Engel, die einen wappenförmigen Schild halten, darin Christi Kreuz mit den Marterinstrumenten; in der andern, äussern Hand trägt jeder Engel ein Füllhorn, aus welchem die an der linken und rechten Seite sich hinschlingenden Arabesken hervorgehen. Alles weiss auf gestricheltem Grunde. Zeile 1, 2, 4 und 6 sind roth gedruckt.

Auf Aij steht „Vorrhede auff alle | gute Gesang- | bücher: | D: M: L:". Sie nimmt drei Seiten ein. Es ist das bekannte Gedicht Luthers, das er die Frau Musica sprechen lässt. Indes findet sich dasselbe hier zuerst, während sonst der erste Druck aus dem Klugschen Gesangbuch von 1543 gegeben wurde. Schon Heyse hat dies in dem einen Berliner Exemplar angemerkt. Wackernagel, der das Gedicht im deutschen Kirchenlied III, 29 Nr. 51 auch aus dem Klugschen Gesangbuch abgedruckt hat, bemerkt, dass „fraw Musica" zuerst in Walthers Lob der Musica gedruckt sei; die Abweichungen aber, die er auf Grund einer von fremder Hand gemachten Abschrift anführt, sind bis auf drei sämmtlich unrichtig; andere, meist orthographische Abweichungen sind überhaupt nicht beachtet worden. Da in Walthers Lob zum ersten Male Luthers „fraw Musica" gedruckt worden ist, so müssen wir demselben ein grosses Gewicht beilegen. W. Wackernagels Abdruck im deutschen Lesebuch II², 20, der angeblich aus dem Abdruck nach Luthers eigner Handschrift bei Mayer, des alten Nürnbergs Sitten und Gebräuche II, 1, 42, gemacht ist, hat einen durchaus modernen Anstrich. Auch bei Rambach, Ueber D. Martin Luthers Verdienst um den Kirchengesang, Anhang S. 91 f., findet sich Luthers Gedicht nach dem Texte des Klugschen Gesangbuchs gedruckt.

A iiij[b] begrüsst der Dichter den Rath der Stadt Wittenberg in sechs Reimparen:

> Gott grüsse euch ihr herren all
> Wie ich nach wird euch nennen sal.

Dann folgt in 156 Reimparen das Lobgedicht selbst. Es beginnt mit der Schilderung des göttlichen Ursprungs der Musik:

sie ist ein Geschenk Gottes, den Menschen gegeben zu Gottes Lob und Ehr, und dem Leib zu Nutz und Lehr. Sie ist eine Schwester der Theologie. In der Bibel hat sie eine hohe Stellung; aus dem A. T. werden Beispiele von der Anwendung der Musik gegeben (Gesang der Israeliten nach der Errettung aus Pharaos Hand, Gesetzgebung auf dem Berge Sinai, Mauern von Jericho, Gideon, Saul, David, Elisa, Aussprüche von Jesus Sirach), aus dem N. T. ebenso (Gesang der Hirten bei Christi Geburt, Ausspruch des Paulus). Die Musik übt eine veredelnde Wirkung auf die Menschen und belebt auch die Thiere zum Lobe Gottes. Die Musik ist heilig, göttlich, löblich und fromm; erst im Himmel wird ihr der gebührende Lohn werden.

2. Das zweite Lobgedicht Walthers erschien 1564 unter folgendem Titel:

Lob vnd preis, | Der Himlischen | Kunst MV-|SICA: ‖ Mit einer herrlichen, schönen Vorre-|de, des seligen tewren, hochbegabten Mannes, | Doctoris Martini Lutheri, vormals | deudsch im Druck nihe | ausgangen: ‖ Durch | Johan Walther. | (Druckervignette. Strich.) 1564. — Am Ende: Gedruckt zu Witte-|berg, Durch Lorentz | Schwenck. | 1564. 22 Bll. in 4°. — In Göttingen.

Zeile 2, 5, 6, 11 und die Jahrzahl sind roth gedruckt. Auf der zweiten Seite das Brustbild Luthers (von Cranach) mit der Unterschrift:

Gott hat durch mich dem Deudschen Land,
Sein Wort der gnaden, rein gesand.
Wie dieser Schatz jetzt wird geehrt,
Solchs jderman seer wol erfert.
Was ich dem vndanck propheceit,
Ist für der thür, die straff nicht weit.

S. 3—11 folgt: „Vorrede des Heili-|gen tewren Man Gottes, Doctoris | Martini Lutheri, von der Himlischen Kunst | Musica, vormals nie Deudsch im | Druck ausgangen.

Allen Liebhabern der freien Kunst Mu-|sica, wündsch Ich Doctor Martinus Luther, | Gnad vnd Fried, von Gott dem Vater | vnd vnserm HERn Jhe-|su Christ.

ICH wolt von Hertzen gerne | diese schöne vnd köstliche Gabe | Gottes, die freie Kunst der Mu-|sica, hoch loben vnd

preisen, So befinde ich, das dieselbige also viel vnd grosse nutze hat, vnd also | ein herrliche vnd edle Kunst ist, das ich nicht | weis, wo ich dieselbe zu loben anfahen oder auffhören sol, oder auff was weise vnd form ich | sie also loben möge“ u. s. w.

Mit der Ueberschrift „Encomion musices“ findet sich diese Vorrede bei N. Forkel, Geschichte der Musik II, 76—79 abgedruckt nach „einer Deutschen Ausgabe, die der Sprache nach von Luther selbst herrühren muss“ und welche Luther, wie Forkel irgendwo gelesen zu haben erklärt, „an die Kirchenthüren zu Wittenberg öffentlich hat anschlagen lassen“. Forkel bemerkt in seinen Einleitungsworten: „Merkwürdig ist, dass diese vortreffliche Epistel ... wahrscheinlich für uns verloren seyn würde, wenn sie nicht in Melanchthons Orationen und zwar in den Strassburger Ausgaben von 1544 und 1559 aufbehalten worden wäre . . . In den erwähnten Orationen Melanchthons ist sie lateinisch abgedruckt“. Die Abweichungen des Forkelschen Textes von dem Waltherschen sind unbedeutend und nur orthographischer Art. Aus Forkel theilt auch Rambach, Ueber D. Martin Luthers Verdienst um den Kirchengesang, Anhang S. 84—90, Luthers Lobrede auf die Musik mit.

Luthers lateinischer Text jener Vorrede, „Praefatio in Harmonias de passione Christi“ (anfangend: „Salutem in Christo. Vellem certe ex animo laudatum et omnibus commendatum esse donum illud divinum et excellentissimum musicam“) findet sich 1) in Philippi Melanchthonis cum Praefationes in quosdam illustres Autores, tum Orationes de clarissimorum virorum vitis. Argentorati 1544 II, 258—262 und Argentorati 1559 II, 252—257. 2) in D. Martini Lutheri opera latina cur. Henr. Schmidt. Francof. ad M. 1873 VII, 551—554. Schmidt äussert in der Anmerkung (S. 551): „Nos textum reddidimus secundum Buddei Supplementum Epistolarum Mart. Lutheri p. 327; titulum ipsius libelli nos quoque nusquam indagare potuimus“ unter Verweisung auf Walch, Luthers sämmtliche Schriften XIV, Vorrede S. 45, wo bemerkt wird, dass in der lateinischen Vorrede Luthers von der Vortrefflichkeit der Musik gehandelt wird und dass M. Joh. Jacob Greiff eine deutsche Uebersetzung derselben geliefert hat. Diese

Uebersetzung, welche sich bei Walch XIV, 407—412 abgedruckt findet, ist ausserordentlich frei und beweist, dass dem Uebersetzer Luthers deutsche Vorrede völlig unbekannt gewesen ist. Der Anfang dieser Uebersetzung lautet: „Heil in Christo! Ich wünsche gewiss von Herzen, dass jedermann die göttliche und vortreffliche Gabe, die Musik, sich einloben und angepriessen sein liesse“. Greiffs Uebersetzung findet sich zuerst in dem Anhange des 22. Theiles der Leipziger Ausgabe von Luthers Werken S. 141.

Wir sehen also, dass Walther der erste ist, der Luthers herrliches Lob der Musik, das er in Form einer Vorrede zu einem fremden Werke („Harmonien über das Leiden Christi“) schrieb, veröffentlicht hat und dass er mit Recht auf dem Titel diese Vorrede als „deudsch im Druck nihe ausgangen“ bezeichnenkonnte. Somit müssen wir Walthers „Lob vnd preis der Himlischen Kunst Musica“ vom Jahr 1564 für sehr werthvoll halten, weil dasselbe den Originaldruck der Lutherschen Vorrede enthält, die bis jetzt noch in keiner Ausgabe von Luthers Werken verzeichnet ist.

Ich nehme keinen Anstand anzunehmen, dass die Lobrede Luthers in der deutschen Fassung die ursprüngliche ist und dass die lateinische Fassung erst auf Grund der deutschen, vielleicht von Melanchthon gemacht worden ist. Rambach a. a. O. S. 190 ist über diesen Punct unentschieden; aber noch während des Druckes berichtigt er seine eigene Ansicht, indem er Anhang S. 90 zweifellos ausspricht, dass sie zuerst lateinisch geschrieben und dann ins Deutsche übersetzt sei.

S. 12—29 folgt „Vorrede J. W.“, 49 in Akrostichenform (Musica oder Acisum) gedichtete Strophen von je 3 Reimparen, unterbrochen durch das S. 13 gegebene Bild der Jungfrau Musica mit der Cither (in Lebensgrösse). Die erste und zweite Strophe lauten:

Musickkunst gerne ich loben wolt,
Vnd weis doch nicht, wie ich wol solt,
Sie, jtzt also mit meinem gedicht,
Jr ehr, vnd Himlisch gros gerücht,
Carmenweise sol loben recht,
Alber ich bin, vnd viel zu schlecht.

Auch ist jr art, nutz, hoch vnd gros,
Creaturen bezeugen das,
Ja Gott allein der sie gemacht,
Stim vnd klang künstlich in sie bracht,
Versteht der stimmen einigkeit,
Melodey, art vnd liebligkeit.

S. 29. Von den IX Musis. 2 Strophen:

Musen sind neun, wie ich bericht,
Von den Poeten, so gedicht,
Sollen Göttin sein des Gesangs,
In Künsten vnd Seitenspiel klangs,
Charites haben liebligkeit,
Aus diesen Musis einigkeit.

Alle Musae frue halten Chor,
Calliope die singet vor,
Ismenias der pfeiffet drein,
Symphonia stimme ist rein,
Vrania die harfft vnd lacht,
Melpomene das ende macht.

S. 30. 31. Discantus, Altus, Tenor und Vagans erklären in 4 Strophen ihre musicalische Bedeutung.

S. 32. Bild der Musica.

S. 33—39. „Der Musica Testa-|ment vnd letzter Wille, sampt | allen jren stimmen." 7 geistliche Lieder, in denen der Dichter es ausspricht, dass er seine Hoffnung auf Christum setze. Sie tragen die Ueberschriften Discantus, Altus, Tenor Primus zu je 6 Reimparen, Tenor Secundus zu 9, Vagans zu 6, Basis zu 7 und Basis Secundus zu 4 Reimparen; den Schluss machen folgende zwei Reimpare:

Der hat auff Erden wol gelebt,
Mit seinen gaben hoch geschwebt,
Der Christum Gottes Son erkent,
Beschleust im Glauben drauff sein endt.

S. 40—43. „Beschlus Johan | Walthers".

„Diese Reymen von der edlen Kunst Musica habe ich aus Gottes gnaden zum Valete vnd Abschied meines zeitlichen lebens vnd zeugnis meines Glaubens in meinem schwachen vnd jtziger zeit trübseligem alter Gott zu lobe vnd seiner gegebenen Kunst Musica zu ehren gemacht, vnd habe die Vorrede des heiligen, von Gott erweckten Propheten Deud-

scher Nation, Doctoris Martini Lutheri, heiliger vnd seliger gedechtnis, so er vor 26 Jaren vom lob der Musica gestellet, nicht ohne sonderliche vrsache jtzt im Druck ausgehen lassen, weil ich sehe vnd erfare, das diese Kunst Musica von vielen, die sich Euangelisch vnd Lutherisch rhümen, verkleinert vnd veracht wird, vermeinen, es sey Papistisch, so man in Christlicher gemeine vnd bey Göttlichen Ampten vier oder fünffstimmigen Gesang gebrauche, vnd als wolte man damit das Bapstumb stercken, so die Musica im Figural — — — —* che, Katzengebeisse, ein Ochsengeschrey, ein geplerre vnd eine anreizung zur vnzucht vnd dergleichen" u. s. w. Diesen Feinden der Musik habe er nun zur Gegenantwort Luthers Vorrede und Lob von der Musica gestellt. Zugleich erinnert er alle Christen, sonderlich die Musicos, dass sie in der ganzen Art der Musik und besonders der menschlichen Stimme die Weisheit Gottes wol betrachten mögen, ja auch der Vogelgesang komme aus der Weisheit Gottes. „Geben zu Torgaw, am letzten Augusti, Anno 1564."

Wir lassen jetzt noch Walthers „Lob vnd preis der löblichen Kunst Musica" von 1538 folgen.

Lob vnd | preis der | löblichen Kunst | Musica: | Durch H. Johan Walter. | Wittemberg. | 1538. 4⁰.

[Bl. 2ª] Vorrhede auff alle gute Gesangbucher. D. M. L.

Fraw Musica.

FVr allen freuden auff erden
  Kan niemand keine feiner werden,
Denn die ich geb mit meim singen
  Vnd mit manchem süssen klingen.
5 Hie kan nicht sein ein böser mut
  Wo da singen gesellen gut,
Hie bleibt kein zorn, zank, haß, noch neid
  Weichen mus alles hertzeleid,
[Bl. 2ᵇ] Geitz, sorg vnd was sonst hart an leit
10 Fert hin mit aller traurigkeit.
Auch ist ein jeder des wol frey,
  Das solche freud kein sünde sey,

---

* Fehlt eine Zeile, die durch den Buchbinder beim beschneiden abgetrennt ist.

Sondern auch Gott viel bas gefelt
Denn alle freud der gantzen welt,
Dem Teuffel sie sein werck zerstört 15
Vnd verhindert viel böser mörd.
Das zeugt Dauid des Königs that,
Der dem Saul offt gewehret hat
Mit gutem süssem harffenspiel,
Das er nicht jnn grossen mord fiel. 20
Zum Göttlichen Wort vnd warheit
Macht sie das hertz still vnd bereit,
Solchs hat Eliseus bekant,
Da er den geist durchs harffen fand.
Die beste zeit im jar ist mein, 25
Da singen alle Vögelein,
Himel vnd Erden ist der vol,
Viel gut gesang da lautet wol,
[Bl. 3a] Voran die liebe Nachtigal
Macht alles frölich vberal 30
Mit jrem lieblichem gesang,
Des mus sie haben immer danck.
Vielmehr der liebe HERRE Gott
Der sie also geschaffen hat,
Zu sein die rechte Sengerin, 35
Der Musicen ein Meisterin.
Dem singt vnd springt sie tag vnd nacht,
Seins lobs sie nichts müde macht,
Den ehrt vnd lobt auch mein gesang
Vnd sagt jm ein ewigen Dank. 40

[Bl. 3b] Gott grüsse euch, ihr herren all,
Wie ich nach wird euch nennen sal,
Dieweil man itzt ein freude helt
Zu ehr der Musica gestelt,
So hab ich solcher schönen kunst 5
Aus sonderlicher lieb vnd gunst
Zu ihrem lob, rhum, ehr vnd preis
Ein kurttze red nach schlechter weis
Alhie zu thun bey mir bedacht,
Zu wolgefalln hab ichs geacht 10
Eim Erbarn Radt jnn dieser Stadt,
Do man Gott lob die Music hat.

[Bl. 4a] Dieweil sich jederman befleist,
Die kunst, zu welcher er geweist,
Zu loben sehr, mit rhum geschrey
Erzelt, wo sie herkomen sey,

5 So wil ich auch zu dieser farth
Von Music kunst, souiel ich glart.
Jr ehr vnd sterck, was nutz sie schafft,
Vermelden, wo ihr grund behafft.
Nachdem der ewig gütig Gott
10 Den ersten mensch geschaffen hat
Mit seinem weib, sie beid gesetzt
Inn gartens lust vnd jm zuletzt
Mit ernst gepoten vnd gesagt:
Das ist mein will vnd mir behagt,
15 Von allerley beum im garten
Soltu essen vnd dich warten,
Allein vom baum, dadurch man kent
Das bös vnd gut, so dich verblent,
Soltu nicht essen, sag ich dir,
20 Dann wo du nicht wirst folgen mir
[Bl. 4[b]] Vnd welches tags du dauon isst,
So bald gewis des todes bist.
Auff solch gebot do kam die schlang,
Mit list sie zu dem weib eindrang,
25 Mit süssen worten sie betrog,
Das sie die frucht vom baum abzog,
Vnd ass vnd gab auch jrem man,
Ihr augen wurden auffgethan,
Erkanten, das sie nacket wahrn,
30 Die sünd jn solchs thet offinbarn.
Erst sahen sie, wie sie hetten
Gottes gebot vbertretten,
Fulten, das sie musten sterben,
Ewiglich im Tod verderben,
35 Aller gaben waren sie entblöst,
Inn der sie sich zuuor getröst.
Da jamert Gott jr grosses leid,
Gedacht an sein barmhertzigkeit,
Sagt jn zu, er wolt jn geben
40 Durchs weibes sam ewig leben,
[Bl. 5[a]] Das sie vnd auch jr gantz geschlecht
Inn solchem samen würden grecht,
Domit sie widerumb vom Tod
Aus Teuffels gwalt vnd grosser not
45 Errettet vnd gemachet frey
Vnd dienten Gott im geist dobey.
Auff das nu Gottes gnad vnd gunst,
Die er dem Menschen gar vmb sunst
Versprochen, jm sein Wort aus lieb
50 Inn stetem frischem gdechtnis blieb,

Dodurch das hertz, mit lust erregt,
Zu Gottes lob vnd preis bewegt,
Solch grossem schatze danckbar wer,
Dis ist die höchste vrsach schwer,
Worumb Gott hat gegeben schnel 55
Die Music kunst, des lobs ein quel.
Zum andern, weil der mensch auff erd
Viel leid vnd jamers haben werd,
Welchs jm die sund nhu angeerbt,
Darzu die gantz natur verterbt, 60
[Bl. 5b] Auff das des armen leibes krafft
Nicht gar verzeret würd sein safft
Vnd etwas hett, dadurch er sich
Erquicken möcht, doch wunderlich,
So hat Gott bald bey Adams zeit 65
Die Musica zur lust vnd freidt
Dem Jubal kunstlich offinbart,
Der hat der geiger pfeiffer art
Erfunden vnd sein sön gelert,
Dodurch die kunst sich weit gemert. 70
Zwo vrsach hab ich itzt genant,
Worumb die Music Gott gesand.
Hieraus wird jeder mercken wol,
Wie man die Music brauchen sol,
Auffs erst, zu Gottes lob vnd ehr, 75
Darnach dem leib zu nutz vnd lehr.
Dieweil dann diese kunst vorwar
Allein von Gott gegeben dar,
So hat sie ja gar hoch vnd weit
Fur andern rhum vnd adelheit. 80
[Bl. 6a] Sie ist mit der Theologj
Zugleich von Gott gegeben hie,
Gott hat die Music fein bedeckt
In der Theologj versteckt,
Er hat sie beid in fried geschmuckt, 85
Das kein der andern ehr verruckt,
Sie sind jnn freundschafft nahe verwandt,
Dass sie fur schwestern wern erkandt.
Wo Gottes wort das hertz entzünd,
Doselbs die Music bald sich find. 90
Die Music ist ein himlisch kunst,
Sie offenbart des geistes brunst.
Kein kunst auff erd wird jr vergleicht,
Aus Gottes Reich sie nimmer weicht.
Die heilge schriefft sie hoch erhebt, 95
Drum billig sie jnn ehren schwebt.

Man hat im alten Testament
  Auff solche kunst gros fleis gewent,
Viel König vnd Propheten hoch
100 Die sind der kunst ein zeugnis noch,
[Bl. 6b] Vnd ist verwar ein wunder gros,
  Wie diese kunst on alle mas
Hat heimlich krafft vnd sterck bey jr.
  Auff das man solchs mag glauben mir,
105 So wil ich ettlich stück berürn
  Vnd aus der schrifft beweisung führn.
Do Gott sein volck durchs rote Meer
  Gefurt vnd Pharao sein heer
Erseufft, dodurch sein volck erlost,
110 Do sungen sie zur freud getrost
Vnd lobten Gott mit eim gesang,
  Jung vnd alt für freuden sprang.
Mit Music thon jun dicker wolck
  Gab Gott die zehn gebot seim volck.
115 Fiel nicht die maur zu Hiericho
  Durch schall der Music kunst aldo?
Vom Gideon man also list,
  Ein wunder solchs zu hören ist,
Der Music schall hat do verwirrt
120 Das Midianitisch heer geirrt,
[Bl. 7a] Das sie nicht kandten jr gesindt,
  Sich selbs ermordten also blindt.
Do Saul vom bösen geist geplagt,
  Nach Music kunst als bald man fragt,
125 Der Dauid must zum König bald
  Mit seiner harffen kunst gewalt,
So offt des Dauids harffen klang
  So weich des bösen geistes zwang.
Elisa, der gros thewer Prophet,
130 Als er einsmals weissagung thet,
Hort er zuuor der Music zu,
  Aus welcher er empfing ein ruhe,
Vnd als der laut am besten was,
  Balt Gottes geist sein hertz besass.
135 Solchs ist fast jnn der schriefft gemein,
  Das die Propheten vberein
Die Musica offt gebrauchet han,
  Das lob man jr drumb billich gan.
Do Dauid letzlich König ward,
140 Erst braucht er recht der Music zart,
[Bl. 7b] Als er die gülden lad einfhurt,
  Ich mein, die Music ward gerurt.

Mit singen, klingen, harffenspiel,
Mit psaltern, paucken, Ziembeln viel,
Posaunen vnd drommeten gut 145
Vnd alles was zur Music thut,
Das must aldo mit grossem schalln
Dem lieben Gott zu wolgefaln
Vnd seinem lobe werden gebraucht,
Solchs Dauid als zu wenig daucht. 150
Er selbs für freuden sprang vnd tantzt,
Obs gleich sein weib zum spotte schantzt,
Er hat viel Senger selbs bestelt,
Darauff gewand ein groses geld.
Die heilge schriefft solchs klar anzeigt, 155
Drumb dieser kunst Gott sehr geneigt:
Ist nicht der gantze Psalter gar
Voll Gottes lob vnd Music zwar?
Wie offt braucht Dauid solche wort:
Lobt Gott, lob singt an allem ort, 160
[Bl. 8ᵃ] Wach auff mein harff vnd psalter schön,
Lob meinen Gott durch süss gedön.
Der psalter ist ein starcker rück
Der Music kunst jnn allem stück,
Die Music ist des psalters mund, 165
Sie stehn gar fest jnn einem bundt,
Sie gehn beysam jnn eim gewicht,
Drumb sie seint zuscheiden nicht.
Wenn Dauid itzund leben solt,
Weil Gottes zusag ist erfült, 170
Er würd die Music hocher ehrn,
Kein gelt nicht sparn die kunst zu mehrn.
Dauid solt ein exempel sein,
Der Herrn vnd Fursten liecht vnd schein,
Das sie zu dieser heilgen kunst 175
Ihr leblang hetten lieb vnd gunst,
Dieselb auch lernten ane schew,
Solchs würd sie warlich nicht gerew,
Dann welcher mensch die Music liebt,
Gewis sie dem viel tugent gibt. 180
[Bl. 8ᵇ] Der gröste rhum vorzeiten was
Bey grossen herrn vnd Fursten das,
Das sie der Music löbligkeit
Von jrem solt hatten bereit,
Do was die kunst bey jn geehrt, 185
Jtzt aber hat sichs gar vorkert.
Der Jesus Syrach also spricht,
Das Musica vnd jr geticht

Zirt hubsch die freude vnd den wein,
190 Wie edelstein im golde sein.
Solch zeugnis hat die Bibel viel,
Wer jnn der schrifft nur suchen wil.
Im neuen Testament wird auch
Die Kunst gelobt mit jrem brauch.
195 Do Jesus Christus ward geborn
Zum heil vns, die wir warn verlorn,
Als bald das himlisch heer mit pracht,
Ein grosse meng der englisch macht
Bein hirten auch jnn luften drob
200 Zur freuden singen Gott zu lob:
[Bl. 9a] Ehre sey got im höchsten thron
Vnd fried auff erd sey jederman,
Den menschen werd solch heil bekandt
Vnd nemens an mit danck zuhandt.
205 Wann jnn der schriefft kein ort nicht wer,
Do man die Music lobet sehr,
So wer dis zeugnis gnugsam grundt
Der schönen kunst zu aller stundt.
Die Music braucht Gott stetz also
210 Beim heilgen Euangelio,
Solchs zeuget der Aposteln schriefft,
Den rechten brauch der kunst sie trifft.
Sanct Paul spricht: die Christen sollen,
Wann sie sich selbst vermanen wöln,
215 Psalm vnd geistlich lieder singen,
Solchs auch sol von hertzen dringen,
Das hertz vnd mund sol Gott den Herrn
Durch lobgesang stet preissen lern.
Ist nicht die Music itzt noch stet
220 Bey Gottes wort vnd seim gebet?
[Bl. 9b] Das höchst opffer, das Gott gefelt,
Ist preis vnd lob, die schrieft vermelt.
Wenn ich all zeugnis solt erzelen,
Must ich viel lenger zeit erweln,
225 Wie dieser kunst jnn aller sprach
Mit fleis man hat getrachtet nach.
Niemand hat man gelert geacht,
Der diese kunst zulern nicht tracht,
All künst auff erden haben nicht
230 Solch grund vnd lob, thu ich bericht.
Die Music freud dem menschen bringt,
All traurigkeit vom hertzen dringt,
Sie erweckt das hertz zur andacht,
Das offt im geist für freuden lacht,

Sie macht das hertz zu Gott geschickt, 235
Das sichs an Gottes wort verstrickt,
Sie gibt dem menschen starken mut,
Bey allem vihe sie wunder thut,
Sie macht die pferd des muts so voll,
Das sie sich steln, sam werens toll, 240
[Bl. 10ᵃ] Sie weidt die Schefflein sanfft vnd wol,
Sie macht die arbeit leicht vnd hol,
Das zornig hertz mit gwalt sie zwingt,
Gar süs sie für den ohren klingt,
Solch tugent hat sie one zal, 245
Sie ist ein artzt jnn leid vnd qual.
Des Himels vogel gros vnd klein
Die kennen erst die Music rein,
Sie singen so gar süssigklich,
Wer jn zuhört, mus wundern sich. 250
Jr helsslein rürn sie eigentlich
Jnn Music kunst gantz emsiglich.
Alles, was lebt, hat Gott begabt
Mit dieser kunst, jr hertz gelabt,
Welchs mensch die Music nicht bewegt, 255
Ist gar ein stock, der sich nicht regt,
Vnd erger dann die wilden thier,
Weis jn nicht zuuergleichen schier.
So jemand diese kunst vernicht,
Von wegen das, wie offt geschicht, 260
[Bl. 10ᵇ] Ir viel derselben brauchen bös,
Dem wil ich bald sein red aufflös.
Thut nicht die Welt mit allem sǒ?
Braucht Gottes werck zu anderswo,
Dans Gott gepeut vnd wolgefelt, 265
Sich stetz gar vngehorsam stelt?
Wird nicht das Göttlich wort, so theur,
So bös gebraucht vnd vngehewr?
Viel felschlich sich domit schmucken,
Ihr schalckheit fein drunder tücken. 270
Drumb hat die Music gar kein schuld,
Obs jemand böslich brauchen wolt,
Wer nu der schönen kunst ist gram,
Der ist jnn seim vorstand gantz lam,
Wer Gottes wort viel höret gern, 275
Der wirt der Music hoch begern.
Gott hat den hals, mund vnd die zung
Mit einem blasbalg, ist die lung,
Vorgebens nicht also gemacht,
Zu seinem lob hat ers erdacht. 280

[Bl. 11ᵃ] Der Music viel sich schemen thun,
Des haben sie gar keinen rhum.
Wer diese kunst jhe nicht wil hab,
Der ist nicht wirdig einer gab.
285 Wolan, auff das ich nu beschlies,
Durch lang geschwetz nicht mach verdries,
So ist die kunst jnn gantzer sum
Heilig, Göttlich, löblich vnd frum.
Die Music mit Gott ewig bleibt,
290 Die andern künst sie all vertreibt.
Jm Himel nach dem Jüngsten tag
Wird sie erst gehn jnn rechter wag.
Jtzt hat man hülsen nur daruon,
Dort wird der kern recht auffgethan.
295 Jm himel gar man nicht bedarff
Der kunst Grammatic, Logic scharff,
Geometri, Astronomey,
Kein medicin, juristerey,
Philosophey, Rethorica,
300 Allein die schöne Musica.
[Bl. 11ᵇ] Do werdens all Cantores sein,
Gebrauchen dieser Kunst allein.
Sie werden all mit rhum vnd preis
Gott loben hoch mit gantzem fleis
305 Vnd dancken seiner grossen gnad,
Die er durch Christ erzeiget hat,
Sie singen all ein Liedlein new
Von Gottes lieb vnd hocher threw.
Solchs singen ewig nicht vorgeht,
310 Wie jnn Apocalipsi steht.
Gott helf vns allen auch dohin,
Das wir bey Gott jnn einem sin
Vnd allen auserwelten gleich
Singen mit freud jnn Gottes reich.
315 Lob, ehr, weisheit vnd grosser danck,
Preis vnd krafft sey von anfangk
Jmmer vnd ewigklich gethan.
Drum last vns auch nu heben an
Vnd Gott den herrn mit grossem schall
320 Vnd seinen namen loben all.
[Bl. 12ᵃ] Amen, Amen, das warheit sey,
Dorzu vns Gott sein gnad verley.

Gedruckt zu Wittemberg
Durch Georgen
Rhaw.

Zu „Cardenio und Celinde“.

Von

Rorert Boxberger.

Ueber die Quelle des Gryphiusischen Trauerspiels „Cardenio und Celinde“ wissen wir nichts weiter, als was uns Gryphius selbst mitzutheilen für gut befunden hat. Er sagt in der Vorrede: „Als ich von Straßburg zurück in Niederland gelanget, und zu Amsterdam bequemer Winde nacher Deutschland erwartet; hat eine sehr werthe Gesellschaft etlicher auch hohen Standes Freunde, mit welchen ich theils vor wenig Jahren zu Leiden, theils auf unterschiedenen Reisen in Kundschaft gerathen, mich zu einem Panquet, welches sie mir zu Ehren angestellet, gebeten. Als bey selbtem, nach allerhand zugelassener Kurtzweilen, man endlich auf Erzehlung unterschiedener Zufälle gerathen, und damit einen ziemlichen Theil der Nacht verzehret, hab ich mich entschlossen Abschied zu nehmen, und in mein damahliges Wirthshauß zu eilen. Wolgedachte meine Liebesten wolten, was ich auch bitten oder einwenden möchte, nicht unterlassen mich biß nach Hause, durch die so weite Stadt zu begleiten, und geriethen, sobald sie auf die Gassen kommen, wider auf ihr voriges Geschicht-Gespräch, dabey mir auf ihr Anhalten Anlaß gegeben, den Verlauff dieser zwey unglücklich Verliebeten zu erzehlen. Die Einsamkeit der Nacht, die langen Wege, der Gang über den einen Kirch-Hof und andere Umstände machten sie so begierig auffzumercken: Als fremde ihnen dieses des Cardenio Begebnis, welche man mir in Italien vor eine warhaffte Geschicht mitgetheilet, vorkommen; daß sie auch nach dem ich mein Reden geendet, von mir begehren wollen ihnen den ganzen Verlauff schrifftlich mitzutheilen. Ich der nach

vielem Anschlagen, mich überreden lassen, Freunden zu Gefallen eine Thorheit zu begehen, hab endlich versprochen, ihnen, wie in andern Begnügungen, also auch mit dieser nicht zu entfallen, bin aber doch bald anderer Meynung worden, und habe stat einer begehrten Geschicht-Beschreibung gegenwärtiges Trauer-Spiel auffgesetzet, bey welchem ich (weil es durch vieler Hände gehen und manch scharffes Urtheil ausstehen wird) eines und andere nothwendig erinnern muß. Zu förderst aber wisse der Leser, daß es Freunden zu gefallen geschrieben: welche die Geschicht sonder Poetische Erfindungen begehret! Die Personen so eingeführet sind fast zu niedrig vor ein Trauer-Spiel, doch hätte ich diesem Mangel leicht abhelffen können, wenn ich der Historien (die ich sonderlich zu behalten gesonnen) etwas zu nahe treten wollen. — — Tyche giebet Anschläge zu einer verfluchten Zauberey, und wil Liebe erwecken durch den Stiffter des Hasses und den Geist der Zweytracht. Ihr Mittel daß sie vorschlägt ist so abscheulich als boßhafft: Gleichwol weiß ich daß eine Person hohen Standes in Italien ein weit thörichter Werck versuchet. Und welches Land ist von solchen Händeln reine?“

Nun hat aber der Stoff dieses Trauerspiels bekanntlich deshalb für unsere deutsche Litteratur eine hohe Bedeutung, weil auch im 19. Jahrhundert zwei bedeutende Dichter sich desselben bemächtigt haben: v. Arnim in „Halle und Jerusalem“ und Immermann in „Cardenio und Celinde“. Es erschien deshalb mir und dem Herausgeber dieser Zeitschrift nicht überflüssig, auf eine Erzählung nicht bloss hinzuweisen, sondern dieselbe zur Bequemlichkeit des Lesers hier ganz wieder abdrucken zu lassen, die ich unter dem Titel „Die Zauber-Lieb“ im ersten Theile von Harsdörffers „Der große Schauplatz jämerlicher Mordgeschichte“ Hamburg 1649, No. XXXVI, S. 219—226 aufgezeichnet fand.* Gryphius hat den Stoff bearbeitet, ehe Harsdörffer diese Geschichte veröffentlichte, denn Gryphius' italienische Reise fällt in das Jahr 1644, sein Aufenthalt in

* Nebenbei bemerke ich, dass diese Ausgabe in Goedekes Grundriss nicht steht und, wie mir Herr Dr. Schnorr v. C. mittheilt, auch sonst unbekannt geblieben zu sein scheint. Sie befindet sich in meinem eigenen Besitz.

Amsterdam und die Ausarbeitung des Trauerspiels in Stettin 1647. Aber auch Harsdörffer hat, wie die Erzählung selbst beweist, nicht etwa aus Gryphius geschöpft. Leider jedoch gibt er uns die von ihm benutze Quelle nicht an. Denn während er uns in der Vorrede § 10—13 mittheilt, dass er seine ersten 35 Erzählungen aus einem Buche des Jean Pierre Camus, Bischofs zu Belley: L'Amphitheatre Sanglant, ou sont representées plusieurs actions tragiques de nostre temps geschöpft habe, sagt er gerade vor unserer Erzählung in einer „Anmerkung" (S. 218): „So viel Geschichte beschreibet Herr von Belley; nachfolgende aber haben wir theils aus andern Büchern, teils aus eigener Erfahrung beybringen wollen, damit die Zahl der L zu erfüllen." Dass wir in Nr. 36 dieselbe Erzählung wie bei Gryphius vor uns haben, kann wol kaum einem Zweifel unterliegen; nicht bloss der Name Cardenio deutet darauf hin, sondern ganz besonders die Gestalt der Afra-Tyche und das doppelte Verhältniss Cardenios zu Hyolda-Olympia und Febronia-Celinde. Gleichwol sind die Abweichungen bedeutend, und es ist nun Aufgabe der Forschung, die Zwischenglieder aufzufinden. Ich bemerke nur noch, dass mir der ganze Leichen- und Gespenster-Spuk bei Gryphius dessen eigene Erfindung zu sein scheint, trotz seiner gegentheiligen Versicherung (denn ohne Gespenst geht es einmal in Gryphius' Trauerspielen nicht ab); und ferner, dass auch Harsdörffer seine Erzählung für wirkliche Geschichte hält oder doch wenigstens dafür angesehen wissen will. Ich lasse nun die Geschichte selbst folgen, bei der ich nur die alberne Moral am Schlusse weggelassen habe.

XXXVI.

Die Zauber-Lieb.

Man pflegt in dem Sprichwort zu sagen: Ein gutes Land nehrt böse Leute; da hingegen ein unfruchtbares schlechtes Land arbeitsame und sinnreiche Leute trägt, welche durch ihren Fleiß ersetzen, was dem Erdboden ermangelt; massen der Hunger ein Erfinder gewesen ist vieler Künste, so vielleicht sonsten zu rucke geblieben weren.

2. Dieses Sprichwort erhellet sonderlich in dem Königreich oder vielmehr der Landschafft Valentz, da der Winter fast unbekannt,

und des Sommers hitze, von den Meer- oder Seewinden gemässiget und gelindert wird: daß gleichsam der Früling und der Herbst in hervorbringung aller Lieblіgkeiten, mit einander streiten, ob wol sonsten niemand von streiten reden höret, und fast unbewust was die Soldaten für Menschen sind. Solcher gestalt leben die Leute in lustrendem Müssiggang, ich wil sagen in bescheftung derer, welche nicht zu thun, als zu lieben, und Frauenzimmer auf zu dienen; so gar, daß es fast eines ist, von Valenta bürdig, und verliebet seyn.

3. Die Bulerey stehet sonderlich den alten Narren übel an, welche mit den Jahren die flammen außleschen und nicht unter der Aschen schwache Kräfften erhalten solten. Verständig und verliebt seyn sagen die Frantzosen, sey auch den Göttern nicht zugelassen, und die Italianer sagen:

Kein Kranker seine Schmertzen liebt,
Als der sich einem Weib ergiebt.

Ja die Liebe machte diese verliebten so sinnloß, daß sie wegen einer sehnellflüchtigen Wollust, sich in ewigwärenden Unlust und in den Abgrund der Höllen stürtzen, und auch aus verzweiffelter Bosheit des Satans Hülffe gebrauchen.

4. Solche unbesonnene Thorheit hat begangen Cardenio ein Edelmann von Valentz, welcher die schöne Hoyldam verzweiffelter weise geliebet, von ihr aber beharrlich gehasset worden; weil sie sich, mit einwilligung ihrer Eltern, Lucian, einem andern Edelmann ergeben. Cardenio unterliesse nicht dieser Jungfer mit Musicbringen, mit Lobgedichten, mit Gesprächen und anderen Höfligkeiten zu dienen, fande aber keinen mangel an dieser schönen, als die Danckbarkeit, der Platz ihres Hertzen war so wol besetzet, daß er iedes mal mit Schanden abziehen musste.

5. Febronia eine andre Jungfer in besagter Statt, darvon solches Königreich den Namen hat, war anfangs von Cardenio geliebet, aber nachmals als sie vermeint sich durch ehliche Trauung mit ihme zu verbinden, verlassen worden. Diese Febronia liebte Cardenio so sehr, als er die Hoyldam, und konte ihr seinen Namen nicht aus dem Gedächtnis entfallen lassen. Sie flehte, schriebe, klagte, ruffte und wolte Cardenio wieder zu ihr ziehen, er war aber auf der andern seiten gar zu tief eingesessen. Die Schamhaftigkeit, welche bei dem Weiblichen Geschlecht das stärkste Tugendband ist, oder seyn sol, war durch solche Brunst entzweyet, daß sie Cardenio nachlaufft, und nachschicket, wie die verlassne Dido ihrem Aenea.

6. Nach dem nun Febronia alles, was sie gewust, vergeblich versuchet, fragte sie zu raht eine alte Hex, Affra genannt, welche sich rühmte, daß sie alle Liebeskrankheiten, durch gantz geheime Mittel heilen könte. Diese Affra versprache nun, sie wollte ihr einen Trunck der Vergessenheit beybringen, daß sie an den Unbeständigen Cardenium nicht mehr sol gedenken, oder ihre Liebe in gleich eifri-

gen Haß verwandlen. Ach nein, nein antwortete Febronia ich liebe ihn auch in seiner Unbeständigkeit, und wann ihr mich bey leben erhalten wolt, so macht daß er mir zu theil werde.

7. Die Zauberin bekennte, daß ihre Kunst den willen nicht zu bezwingen vermöchte, noch weniger aber zu dem Ehestand (welcher von ihrem Meister gehasst und gehindert wird,) einige Beförderung thun könte; das wolte sie aber wol zu wegen bringen, daß Cardenio sie solte für die Hyoldam halten, gegen welche er mit so starken Liebsflammen entzündet. Febronia wolte dieses mittel, aus Eifer, nicht gerne zu lassen, doch endlich hat sie darein gewilliget, und die alte Hexe gebeten, solches in das Werck zu richten.

8. In dem nun Affra hierunter bemühet ist, hat Cardenio bei Capor einem Zauberer und dieser Affre Sabbatsgenossen, gleichfals raht gesuchet die Hyoldam zu seinen willen zu bewegen. Capor hat ihm wollen ein altes Aas in der Hyolda gestalt untergeben, damit er umb sein Gelt, verblendet, und seinen Lust büssen möchte: als er aber von Affra der Febronia Ansinnen erfahren, haben sie beider seits wol dienen und Cardenio seine verlassene unter der Hyolda gestalt leichtlich zu koppeln können.

9. Dieser verfluchte Handel machte die Druten Leute viel Ducaten verdienen, weil sie der arme Teuffel sonst nicht bereichern könte, und das Gold, welches aus der untersten Erden gegraben wird, bey diesen Höllenleuten auch seine Wirckung nicht verleurt. Es war aber die Zeit vorhanden, daß solcher betrug solte offenbaret, und die verbrecher zu gebührlicher Straffe gezogen werden; massen aller wandel und handel der Finsternis, zu rechter zeit an des Tages Liecht gebracht wird, ob gleich das Sündenmaß groß, und so bald nicht zu gefüllet.

10. Cardenio fande die falsche Hyoldam bey Nachts sehr erhitzt, bey Tage aber eißkalt und voller verachtung, und wann er ihr von der Ehe und außgehändigter Verlöbnis fürschwatzet, daß solche allein ihre Ehre wiederstatten könne etc. wil sie darvon noch hören, noch von dem was vorgegangen seyn sol wissen. Hierüber beklagt Cardenio bey Caper (so!), welcher antwortet, daß seine Kunst die eusserlichen aber nicht die innerlichen Sinne bewegen könne, darunter auch das Gedächtnis gezehlet wird; Er solte nur stilschweigen, und ferneren Erfolg der zeit anbefehlen.

11. In zwischen nun wird Hyolda Lucian versprochen und der Hochzeittag bestimmt. Hier kunte Cardenio nicht länger schweigen, sondern weiset eine Heuratsabrede, welche unter Hyolda und ihme schrifftlich aufgerichtet worden, der hoffnung sie solcher gestalt darvon zu bringen. Als nun Hyolda hiervon nichts wissen wollen, sondern diesem versprechen mit grossem Zorn wiedersprochen, hat er ungescheut sich gerühmt, daß er sie auch zum offtermal beschlaffen, und das Verlöbnis durch das Ehliche Werck vollzogen etc. und sagte

auch unbedachtsam, daß er solches durch Caper dem Zauberer zu wege gebracht.

12. Lucian wolte ferners nicht verfahren, und gaben die Befreunden alle den Raht, man solte dem Cardenio die Hyoldam trauen lassen, die Zauberey seiner grossen Liebe zuschreiben, und die gantze Freundschafft fernerer Schande entnehmen. Hyolda aber hatte ein gutes Gewissen, und wolte darein nicht willigen, weil sie unschuldig, und mit Cardenio der sie mit solcher falscher Verleumbdung beleidiget, in mehren nicht zuschaffen gehabt wolte sich auch von Matronen besichtigen lassen, und beglauben, daß sie noch eine reine Jungfrau etc. Lucian aber wil auch solchen Beweiß, der in Weiber Worten bestehet, nicht für genugsam halten.

13. In dem nun Cardenio vermeint Hyoldam darvon zu bringen, kommt Febronia in das mittel, und wiedersetzet sich solcher Verlöbnis, weil sie sich von ihme schwanger befunden, und wird die Zauberey dieser beeden eröffnet, darüber Affra und Caper flüchtig werden, Cardenio aber und Febronia in das Gefängnis kommen. Hyolda wird unschuldig befunden, Febronia von iederman verlacht, und als eine geschändte Dirne verachtet, Cardenio von dem falschen und Febronia nicht vermeinten Eheverlöbnis freygesprochen, der sich dann in Welschland begeben, daß er Hyoldam mit Lucian nicht Hochzeit machen sehen dörffen. Nach verlauff etlicher Jahre ist so wol er als Febronia in ein Kloster gangen, Caper und Affra aber sind lebendig verbrennet worden.“

I.

Briefwechsel Klopstocks und seiner Eltern mit Karl Hermann Hemmerde und Georg Friedrich Meier.

Mitgetheilt von

FRANZ MUNCKER.

Einleitung.

Im Frühling 1748 waren die drei ersten Gesänge der Messiade im vierten Bande der Bremer Beiträge erschienen und von den Leitern der neuen Bewegung in unserer Litteratur mit dem grössten Beifall aufgenommen worden. Haller kündigte schon am 29. August 1748 das Gedicht in den Göttinger gelehrten Anzeigen lobend an; kleinere, durchweg günstige Recensionen wurden für verschiedene der übrigen Wochenblätter vorbereitet; durch Bodmer angeregt, rüstete sich nun auch der Hallische Philosoph Georg Friedrich Meier zu einer ausführlichen selbständigen Broschüre zum Preise des Klopstockischen Werkes. Diese Theilnahme der wissenschaftlich und litterarisch bedeutendsten Männer Deutschlands erweckte in Meiers Verleger Karl Hermann Hemmerde (geboren am 23. November 1708, gestorben am 7. Mai 1782) die Hoffnung, dass der Messias bald einen zahlreichen Leserkreis finden werde. Als rüstig strebender Mann und Besitzer einer noch jungen Buchhandlung, die er selbst erst 1738 in Halle gegründet hatte, mit Glück betrieb und durch die Herausgabe hervorragender poetischer und wissenschaftlicher Werke zu heben suchte, wandte er sich am 27. November 1748 an den Verleger der Bremer Beiträge, Nathanael Sauermann, und bat um die Erlaubniss, einen Sonderabdruck des Gedichtes aus den Beiträgen veranstalten zu dürfen. Sauermann hatte bei dem üppigen wuchern des Nachdruckes um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Hemmerdes Anfrage nicht erwartet;

er fühlte sich daher durch diese Rücksicht geschmeichelt und gieng unter billigen Bedingungen auf das Ansuchen des Hallischen Genossen ein. Spätestens zu Anfang Februars 1749 erschien dessen Druck der drei ersten Gesänge des Messias. Nun wandte sich Hemmerde auch an Klopstock mit der Bitte, den neuen Abdruck anzuerkennen und ihm die Fortsetzung des Werkes zum Verlag zu überlassen. Klopstock, der seinem ursprünglichen, von Bodmer und andern Freunden lange unterstützten Plan, den Messias auf Subscription herauszugeben, wegen allzu geringer Aussicht auf materiellen Erfolg allmählich entsagte, wurde eben damals von verschiedenen andern Buchhändlern* um den Verlag seines Gedichtes angegangen. Einzelne Freunde warnten ihn vor Hemmerde, den Meier hingegen warm empfahl. Zuletzt überliess ihm Klopstock die ersten fünf Gesänge zum Druck, als er sich entschloss, sein früheres Anerbieten von drei Thalern für den Bogen auf fünf zu erhöhen.** Durch ein volles Vierteljahrhundert zieht sich nun diese Verbindung Klopstocks mit Hemmerde, in dessen Verlage nach und nach auch die weitern fünfzehn Gesänge der Messiade erschienen. Die Beziehungen des Dichters zu dem Buchhändler blieben während dieser ganzen Zeit meist rein geschäftlich; ein freundschaftliches Verhältniss entwickelte sich zwischen den beiden nicht: dazu war Klopstock gegen seinen Verleger oft zu krittlich und im Bewusstsein seiner litterarischen Stellung bisweilen fast hochfahrend; Hemmerde dagegen befriedigte nicht immer selbst die billigen Anforderungen des Autors, verschloss sich nicht unehrenhaftem Verdacht auf den Dichter und war nicht edel genug, bei einzelnen daraus entspringenden Zerwürfnissen mit demselben den geradesten Weg zur Klärung und Lösung des Wirrnisses einzuschlagen. Schon 1756 trat ein solches Missverständniss ein.

* So von Dyck in Leipzig und einem reichen Verleger in Gotha; vgl. Klopstocks Briefe an Bodmer vom 7. Juni, an Cramer vom 17. Juni und an Joh. Ad. Schlegel vom 24. September 1749.

** Ueber die Art, wie der Klatsch dieses vorgehen des Dichters ausbeutete, sieh Sulzers Brief an Bodmer von 1749 (Briefe der Schweizer Bodmer, Sulzer, Gessner, S. 121); man vergleiche dagegen den zweiten der folgenden Briefe.

Aergerlich über die Kopenhagener Ausgabe der beiden ersten Bände der Messiade, welche vor seinem Drucke des zweiten Bandes erschien, gewährte Hemmerde verleumderischen Gerüchten über Klopstock Raum und verstand sich erst nach sieben Jahren und wiederholter Mahnung zu der von dem Dichter mit Recht geforderten Ehrenerklärung. Noch unerquicklicher gestaltete sich das Verhältniss während der Jahre 1772 und 1773, als Klopstock sein Formular des Contractes verlegt hatte und Hemmerde, der allerdings während der letzten Jahre seines Lebens an Geistesschwäche litt, hartnäckig ihm eine amtlich beglaubigte Abschrift des Vertrages verweigerte. Die Entfernung des Dichters vom Druckorte bereitete überdies viele Unannehmlichkeit. Beständig gab es über entstellende Druckfehler zu klagen; so machte es Klopstock bei späteren Werken, die er Hemmerde anbot, zur Bedingung, dass derselbe in Hamburg drucken lasse. Darauf konnte Hemmerde nicht eingehn; Klopstock war inzwischen zu einigen Hamburger und Altonaer Buchhändlern in nähere Beziehungen getreten und gab seine ferneren Arbeiten, auch die neue Auflage des Messias von 1780, diesen in Verlag. So löste sich das Verhältniss zu Hemmerde noch mehrere Jahre vor dessen Tode, nachdem es bereits geraume Zeit vorher durch gegenseitige Reibungen merklich gestört worden war.

Der Briefwechsel Klopstocks mit Hemmerde vertheilt sich auf die Jahre 1749 bis 1773. Er enthält nicht nur ansehnliche Beiträge zur Kenntniss von Klopstocks Charakter, der sich gerade bei den unerquicklichen Zerwürfnissen mit dem Verleger nach den verschiedensten Seiten offenbart und, wenn auch mitunter als kleinlich, doch stets als ehrenhaft und makellos darstellt, sondern er bringt auch für die Specialforschung manche schätzenswerthe Notiz über Klopstocks Leben und Werke im einzelnen. Von der Familie Hemmerde gieng er in den Besitz von Karl August Schwetschke (29. September 1756 bis 19. September 1839) aus Glauchau über, den 1783 Hemmerdes Wittwe Johanna Friederike, geb. Zehner (17. September 1746 — 31. October 1798) als Geschäftsführer und 1788 als Theilhaber der Buchhandlung annahm.* Sein jüngerer

* Vgl. Hallisches patriotisches Wochenblatt vom 16. November 1839.

[Bl. 11a] Der Music viel sich schemen thun,
Des haben sie gar keinen rhum.
Wer diese kunst jhe nicht wil hab,
Der ist nicht wirdig einer gab.
285 Wolan, auff das ich nu beschlies,
Durch lang geschwetz nicht mach verdries,
So ist die kunst jnn gantzer sum
Heilig, Göttlich, löblich vnd frum.
Die Music mit Gott ewig bleibt,
290 Die andern künst sie all vertreibt.
Jm Himel nach dem Jüngsten tag
Wird sie erst gehn jnn rechter wag.
Jtzt hat man hülsen nur daruon,
Dort wird der kern recht auffgethan.
295 Jm himel gar man nicht bedarff
Der kunst Grammatic, Logic scharff,
Geometri, Astronomey,
Kein medicin, juristerey,
Philosophey, Rethorica,
300 Allein die schöne Musica.
[Bl. 11b] Do werdens all Cantores sein,
Gebrauchen dieser Kunst allein,
Sie werden all mit rhum vnd preis
Gott loben hoch mit gantzem fleis
305 Vnd dancken seiner grossen gnad,
Die er durch Christ erzeiget hat,
Sie singen all ein Liedlein new
Von Gottes lieb vnd hocher threw.
Solchs singen ewig nicht vorgeht,
310 Wie jnn Apocalipsi steht.
Gott helf vns allen auch dohin,
Das wir bey Gott jnn einem sin
Vnd allen auserwelten gleich
Singen mit freud jnn Gottes reich.
315 Lob, ehr, weisheit vnd grosser danck,
Preis vnd krafft sey von anfangk
Jmmer vnd ewigklich gethan,
Drum last vns auch nu heben an
Vnd Gott den herrn mit grossem schall
320 Vnd seinen namen loben all.
[Bl. 12a] Amen, Amen, das warheit sey,
Dorzu vns Gott sein gnad verley.

Gedruckt zu Wittemberg
Durch Georgen
Rhaw.

Zu „Cardenio und Celinde".

Von

Robert Boxberger.

Ueber die Quelle des Gryphiusischen Trauerspiels „Cardenio und Celinde" wissen wir nichts weiter, als was uns Gryphius selbst mitzutheilen für gut befunden hat. Er sagt in der Vorrede: „Als ich von Straßburg zurück in Niederland gelanget, und zu Amsterdam bequemer Winde nacher Deutschland erwartet; hat eine sehr werthe Gesellschaft etlicher auch hohen Standes Freunde, mit welchen ich theils vor wenig Jahren zu Leiden, theils auf unterschiedenen Reisen in Kundschaft gerathen, mich zu einem Panquet, welches sie mir zu Ehren angestellet, gebeten. Als bey selbtem, nach allerhand zugelassener Kurtzweilen, man endlich auf Erzehlung unterschiedener Zufälle gerathen, und damit einen ziemlichen Theil der Nacht verzehret, hab ich mich entschlossen Abschied zu nehmen, und in mein damahliges Wirthshauß zu eilen. Wolgedachte meine Liebesten wolten, was ich auch bitten oder einwenden möchte, nicht unterlassen mich biß nach Hause, durch die so weite Stadt zu begleiten, und geriethen, sobald sie auf die Gassen kommen, wider auf ihr voriges Geschicht-Gespräch, dabey mir auf ihr Anhalten Anlaß gegeben, den Verlauff dieser zwey unglücklich Verliebeten zu erzehlen. Die Einsamkeit der Nacht, die langen Wege, der Gang über den einen Kirch-Hof und andere Umstände machten sie so begierig auffzumercken: Als fremde ihnen dieses des Cardenio Begebnis, welche man mir in Italien vor eine warhaffte Geschicht mitgetheilet, vorkommen; daß sie auch nach dem ich mein Reden geendet, von mir begehren wollen ihnen den ganzen Verlauff schrifftlich mitzutheilen. Ich der nach

vielem Abschlagen, mich überreden lassen, Freunden zu Gefallen eine Thorheit zu begehen, hab endlich versprochen, ihnen, wie in andern Begnügungen, also auch mit dieser nicht zu entfallen, bin aber doch bald anderer Meynung worden, und habe stat einer begehrten Geschicht-Beschreibung gegenwärtiges Trauer-Spiel auffgesetzet, bey welchem ich (weil es durch vieler Hände gehen und manch scharffes Urtheil ausstehen wird) eines und andere nothwendig erinnern muß. Zu förderst aber wisse der Leser, daß es Freunden zu gefallen geschrieben; welche die Geschicht sonder Poetische Erfindungen begehret! Die Personen so eingeführet sind fast zu niedrig vor ein Trauer-Spiel, doch hätte ich diesem Mangel leicht abhelffen können, wenn ich der Historien (die ich sonderlich zu behalten gesonnen) etwas zu nahe treten wollen. — — Tyche giebet Anschläge zu einer verfluchten Zauberey, und wil Liebe erwecken durch den Stiffter des Hasses und den Geist der Zweytracht. Ihr Mittel daß sie vorschlägt ist so abscheulich als boßhafft: Gleichwol weiß ich daß eine Person hohen Standes in Italien ein weit thörichter Werck versuchet. Und welches Land ist von solchen Händeln reine?“

Nun hat aber der Stoff dieses Trauerspiels bekanntlich deshalb für unsere deutsche Litteratur eine hohe Bedeutung, weil auch im 19. Jahrhundert zwei bedeutende Dichter sich desselben bemächtigt haben: v. Arnim in „Halle und Jerusalem“ und Immermann in „Cardenio und Celinde“. Es erschien deshalb mir und dem Herausgeber dieser Zeitschrift nicht überflüssig,auf eine Erzählung nicht bloss hinzuweisen, sondern dieselbe zur Bequemlichkeit des Lesers hier ganz wieder abdrucken zu lassen, die ich unter dem Titel „Die Zauber-Lieb“ im ersten Theile von Harsdörffers „Der große Schauplatz jämerlicher Mordgeschichte“ Hamburg 1649, No. XXXVI, S. 219—226 aufgezeichnet fand.* Gryphius hat den Stoff bearbeitet, ehe Harsdörffer diese Geschichte veröffentlichte, denn Gryphius' italienische Reise fällt in das Jahr 1644, sein Aufenthalt in

* Nebenbei bemerke ich, dass diese Ausgabe in Goedekes Grundriss nicht steht und, wie mir Herr Dr. Schnorr v. C. mittheilt, auch sonst unbekannt geblieben zu sein scheint. Sie befindet sich in meinem eigenen Besitz.

Amsterdam und die Ausarbeitung des Trauerspiels in Stettin 1647. Aber auch Harsdörffer hat, wie die Erzählung selbst beweist, nicht etwa aus Gryphius geschöpft. Leider jedoch gibt er uns die von ihm benutze Quelle nicht an. Denn während er uns in der Vorrede § 10—13 mittheilt, dass er seine ersten 35 Erzählungen aus einem Buche des Jean Pierre Camus, Bischofs zu Belley: L'Amphitheatre Sanglant, ou sont representées plusieurs actions tragiques de nostre temps geschöpft habe, sagt er gerade vor unserer Erzählung in einer „Anmerkung“ (S. 218): „So viel Geschichte beschreibet Herr von Belley; nachfolgende aber haben wir theils aus andern Büchern, teils aus eigener Erfahrung beybringen wollen, damit die Zahl der L zu erfüllen.“ Dass wir in Nr. 36 dieselbe Erzählung wie bei Gryphius vor uns haben, kann wol kaum einem Zweifel unterliegen; nicht bloss der Name Cardenio deutet darauf hin, sondern ganz besonders die Gestalt der Afra-Tyche und das doppelte Verhältniss Cardenios zu Hyolda-Olympia und Febronia-Celinde. Gleichwol sind die Abweichungen bedeutend, und es ist nun Aufgabe der Forschung, die Zwischenglieder aufzufinden. Ich bemerke nur noch, dass mir der ganze Leichen- und Gespenster-Spuk bei Gryphius dessen eigene Erfindung zu sein scheint, trotz seiner gegentheiligen Versicherung (denn ohne Gespenst geht es einmal in Gryphius' Trauerspielen nicht ab); und ferner, dass auch Harsdörffer seine Erzählung für wirkliche Geschichte hält oder doch wenigstens dafür angesehen wissen will. Ich lasse nun die Geschichte selbst folgen, bei der ich nur die alberne Moral am Schlusse weggelassen habe.

XXXVI.

Die Zauber-Lieb.

Man pflegt in dem Sprichwort zu sagen: Ein gutes Land nehrt böse Leute; da hingegen ein unfruchtbares schlechtes Land arbeitsame und sinnreiche Leute trägt, welche durch ihren Fleiß ersetzen, was dem Erdboden ermangelt; massen der Hunger ein Erfinder gewesen ist vieler Künste, so vielleicht sonsten zu rucke geblieben weren.

2. Dieses Sprichwort erhellet sonderlich in dem Königreich oder vielmehr der Landschafft Valentz, da der Winter fast unbekannt,

und des Sommers hitze, von den Meer- oder Seewinden gemässiget und gelindert wird: daß gleichsam der Früling und der Herbst in hervorbringung aller Liebligkeiten, mit einander streiten, ob wol sonsten niemand von streiten reden höret, und fast unbewust was die Soldaten für Menschen sind. Solcher gestalt leben die Leute in lustrendem Müssiggang, ich wil sagen in bescheftung derer, welche nicht zu thun, als zu lieben, und Frauenzimmer auf zu dienen; so gar, daß es fast eines ist, von Valenta bürdig, und verliebet seyn.

3. Die Bulerey stehet sonderlich den alten Narren übel an, welche mit den Jahren die flammen außleschen und nicht unter der Aschen schwache Kräfften erhalten solten. Verständig und verliebt seyn sagen die Frantzosen, sey auch den Göttern nicht zugelassen, und die Italianer sagen:

Kein Kranker seine Schmertzen liebt,
Als der sich einem Weib ergiebt.

Ja die Liebe machte diese verliebten so sinnloß, daß sie wegen einer schnellflüchtigen Wollust, sich in ewigwärenden Unlust und in den Abgrund der Höllen stürtzen, und auch aus verzweiffelter Bosheit des Satans Hülffe gebrauchen.

4. Solche unbesonnene Thorheit hat begangen Cardenio ein Edelmann von Valentz, welcher die schöne Hoyldam verzweiffelter weise geliebet, von ihr aber beharrlich gehasset worden; weil sie sich, mit einwilligung ihrer Eltern, Lucian, einem andern Edelmann ergeben. Cardenio unterliesse nicht dieser Jungfer mit Musicbringen, mit Lobgedichten, mit Gesprächen und anderen Höfligkeiten zu dienen, fande aber keinen mangel an dieser schönen, als die Danckbarkeit, der Platz ihres Hertzen war so wol besetzet, daß er iedes mal mit Schanden abziehen musste.

5. Febronia eine andre Jungfer in besagter Statt, darvon solches Königreich den Namen hat, war anfangs von Cardenio geliebet, aber nachmals als sie vermeint sich durch ehliche Trauung mit ihme zu verbinden, verlassen worden. Diese Febronia liebte Cardenio so sehr, als er die Hoyldam, und konte ihr seinen Namen nicht aus dem Gedächtnis entfallen lassen. Sie flehte, schriebe, klagte, ruffte und wolte Cardenio wieder zu ihr ziehen, er war aber auf der andern seiten gar zu tief eingesessen. Die Schamhaftigkeit, welche bei dem Weiblichen Geschlecht das stärkste Tugendband ist, oder seyn sol, war durch solche Brunst entzweyet, daß sie Cardenio nachlaufft, und nachschicket, wie die verlassne Dido ihrem Aenea.

6. Nach dem nun Febronia alles, was sie gewust, vergeblich versuchet, fragte sie zu raht eine alte Hex, Affra genannt, welche sich rühmte, daß sie alle Liebeskrankheiten, durch gantz geheime Mittel heilen könte. Diese Affra versprache nun, sie wollte ihr einen Trunck der Vergessenheit beybringen, daß sie an den Unbeständigen Cardenium nicht mehr sol gedenken, oder ihre Liebe in gleich eifri-

gen Haß verwandlen. Ach nein, nein antwortete Febronia ich liebe ihn auch in seiner Unbeständigkeit, und wann ihr mich bey leben erhalten wolt, so macht daß er mir zu theil werde.

7. Die Zauberin bekennte, daß ihre Kunst den willen nicht zu bezwingen vermöchte, noch weniger aber zu dem Ehestand (welcher von ihrem Meister gehasst und gehindert wird,) einige Beförderung thun könte; das wolte sie aber wol zu wegen bringen, daß Cardenio sie solte für die Hyoldam halten, gegen welche er mit so starken Liebsflammen entzündet. Febronia wolte dieses mittel, aus Eifer, nicht gerne zu lassen, doch endlich hat sie darein gewilliget, und die alte Hexe gebeten, solches in das Werck zu richten.

8. In dem nun Affra hierunter bemühet ist, hat Cardenio bei Capor einem Zauberer und dieser Affre Sabbatsgenossen, gleichfals raht gesuchet die Hyoldam zu seinen willen zu bewegen. Capor hat ihm wollen ein altes Aas in der Hyolda gestalt untergeben, damit er umb sein Gelt, verblendet, und seinen Lust büssen möchte: als er aber von Affra der Febronia Ansinnen erfahren, haben sie beider seits wol dienen und Cardenio seine verlassene unter der Hyolda gestalt leichtlich zu koppeln können.

9. Dieser verfluchte Handel machte die Druten Leute viel Ducaten verdienen, weil sie der arme Teuffel sonst nicht bereichern könte, und das Gold, welches aus der untersten Erden gegraben wird, bey diesen Höllenleuten auch seine Wirckung nicht verleurt. Es war aber die Zeit vorhanden, daß solcher betrug solte offenbaret, und die verbrecher zu gebührlicher Straffe gezogen werden; massen aller wandel und handel der Finsternis, zu rechter zeit an des Tages Liecht gebracht wird, ob gleich das Sündenmaß groß, und so bald nicht zu gefüllet.

10. Cardenio fande die falsche Hyoldam bey Nachts sehr erhitzt, bey Tage aber eißkalt und voller verachtung, und wann er ihr von der Ehe und außgehändigter Verlöbnis fürschwatzet, daß solche allein ihre Ehre wiederstatten könne etc. wil sie darvon noch hören, noch von dem was vorgegangen seyn sol wissen. Hierüber beklagt Cardenio bey Caper (so!), welcher antwortet, daß seine Kunst die eusserlichen aber nicht die innerlichen Sinne bewegen könne, darunter auch das Gedächtnis gezehlet wird; Er solte nur stilschweigen, und ferneren Erfolg der zeit anbefehlen.

11. In zwischen nun wird Hyolda Lucian versprochen und der Hochzeittag bestimmt. Hier kunte Cardenio nicht länger schweigen, sondern weiset eine Heuratsabrede, welche unter Hyolda und ihme schrifftlich aufgerichtet worden, der hoffnung sie solcher gestalt darvon zu bringen. Als nun Hyolda hiervon nichts wissen wollen, sondern diesem versprechen mit grossem Zorn wiedersprochen, hat er ungescheut sich gerühmt, daß er sie auch zum offtermal beschlaffen, und das Verlöbnis durch das Ehliche Werck vollzogen etc. und sagte

auch unbedachtsam, daß er solches durch Caper den Zauberer zu wege gebracht.

12. Lucian wolte ferners nicht verfahren, und gaben die Befreunden alle den Raht, man solte dem Cardenio die Hyoldam trauen lassen, die Zauberey seiner grossen Liebe zuschreiben, und die gantze Freundschafft fernerer Schande entnehmen. Hyolda aber hatte ein gutes Gewissen, und wolte darein nicht willigen, weil sie unschuldig, und mit Cardenio der sie mit solcher falscher Verleumbdung beleidiget, in mehren nicht zuschaffen gehabt wolte sich auch von Matronen besichtigen lassen, und beglauben, daß sie noch eine reine Jungfrau etc. Lucian aber wil auch solchen Beweiß, der in Weiber Worten bestehet, nicht für genugsam halten.

13. In dem nun Cardenio vermeint Hyoldam darvon zu bringen, kommt Febronia in das mittel, und wiedersetzet sich solcher Verlöbnis, weil sie sich von ihme schwanger befunden, und wird die Zauberey dieser beeden eröffnet, darüber Affra und Caper flüchtig werden, Cardenio aber und Febronia in das Gefängnis kommen. Hyolda wird unschuldig befunden, Febronia von iederman verlacht, und als eine geschändte Dirne verachtet, Cardenio von dem falschen und Febronia nicht vermeinten Eheverlöbnis freygesprochen, der sich dann in Welschland begeben, daß er Hyoldam mit Lucian nicht Hochzeit machen sehen dörffen. Nach verlauff etlicher Jahre ist so wol er als Febronia in ein Kloster gangen, Caper und Affra aber sind lebendig verbrennet worden.“

I.

Briefwechsel Klopstocks und seiner Eltern mit Karl Hermann Hemmerde und Georg Friedrich Meier.

Mitgetheilt von

FRANZ MUNCKER.

Einleitung.

Im Frühling 1748 waren die drei ersten Gesänge der Messiade im vierten Bande der Bremer Beiträge erschienen und von den Leitern der neuen Bewegung in unserer Litteratur mit dem grössten Beifall aufgenommen worden. Haller kündigte schon am 29. August 1748 das Gedicht in den Göttinger gelehrten Anzeigen lobend an; kleinere, durchweg günstige Recensionen wurden für verschiedene der übrigen Wochenblätter vorbereitet; durch Bodmer angeregt, rüstete sich nun auch der Hallische Philosoph Georg Friedrich Meier zu einer ausführlichen selbständigen Broschüre zum Preise des Klopstockischen Werkes. Diese Theilnahme der wissenschaftlich und litterarisch bedeutendsten Männer Deutschlands erweckte in Meiers Verleger Karl Hermann Hemmerde (geboren am 23. November 1708, gestorben am 7. Mai 1782) die Hoffnung, dass der Messias bald einen zahlreichen Leserkreis finden werde. Als rüstig strebender Mann und Besitzer einer noch jungen Buchhandlung, die er selbst erst 1738 in Halle gegründet hatte, mit Glück betrieb und durch die Herausgabe hervorragender poetischer und wissenschaftlicher Werke zu heben suchte, wandte er sich am 27. November 1748 an den Verleger der Bremer Beiträge, Nathanael Sauermann, und bat um die Erlaubniss, einen Sonderabdruck des Gedichtes aus den Beiträgen veranstalten zu dürfen. Sauermann hatte bei dem üppigen wuchern des Nachdruckes um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Hemmerdes Anfrage nicht erwartet;

er fühlte sich daher durch diese Rücksicht geschmeichelt und gieng unter billigen Bedingungen auf das Ansuchen des Hallischen Genossen ein. Spätestens zu Anfang Februars 1749 erschien dessen Druck der drei ersten Gesänge des Messias. Nun wandte sich Hemmerde auch an Klopstock mit der Bitte, den neuen Abdruck anzuerkennen und ihm die Fortsetzung des Werkes zum Verlag zu überlassen. Klopstock, der seinem ursprünglichen, von Bodmer und andern Freunden lange unterstützten Plan, den Messias auf Subscription herauszugeben, wegen allzu geringer Aussicht auf materiellen Erfolg allmählich entsagte, wurde eben damals von verschiedenen andern Buchhändlern* um den Verlag seines Gedichtes angegangen. Einzelne Freunde warnten ihn vor Hemmerde, den Meier hingegen warm empfahl. Zuletzt überliess ihm Klopstock die ersten fünf Gesänge zum Druck, als er sich entschloss, sein früheres Anerbieten von drei Thalern für den Bogen auf fünf zu erhöhen.** Durch ein volles Vierteljahrhundert zieht sich nun diese Verbindung Klopstocks mit Hemmerde, in dessen Verlage nach und nach auch die weitern fünfzehn Gesänge der Messiade erschienen. Die Beziehungen des Dichters zu dem Buchhändler blieben während dieser ganzen Zeit meist rein geschäftlich; ein freundschaftliches Verhältniss entwickelte sich zwischen den beiden nicht: dazu war Klopstock gegen seinen Verleger oft zu krittlich und im Bewusstsein seiner litterarischen Stellung bisweilen fast hochfahrend; Hemmerde dagegen befriedigte nicht immer selbst die billigen Anforderungen des Autors, verschloss sich nicht unehrenhaftem Verdacht auf den Dichter und war nicht edel genug, bei einzelnen daraus entspringenden Zerwürfnissen mit demselben den geradesten Weg zur Klärung und Lösung des Wirrnisses einzuschlagen. Schon 1756 trat ein solches Missverständniss ein.

---

* So von Dyck in Leipzig und einem reichen Verleger in Gotha; vgl. Klopstocks Briefe an Bodmer vom 7. Juni, an Cramer vom 17. Juni und an Joh. Ad. Schlegel vom 24. September 1749.

** Ueber die Art, wie der Klatsch dieses vorgehen des Dichters ausbeutete, sieh Sulzers Brief an Bodmer von 1749 (Briefe der Schweizer Bodmer, Sulzer, Gessner, S. 121); man vergleiche dagegen den zweiten der folgenden Briefe.

Aergerlich über die Kopenhagener Ausgabe der beiden ersten Bände der Messiade, welche vor seinem Drucke des zweiten Bandes erschien, gewährte Hemmerde verleumderischen Gerüchten über Klopstock Raum und verstand sich erst nach sieben Jahren und wiederholter Mahnung zu der von dem Dichter mit Recht geforderten Ehrenerklärung. Noch unerquicklicher gestaltete sich das Verhältniss während der Jahre 1772 und 1773, als Klopstock sein Formular des Contractes verlegt hatte und Hemmerde, der allerdings während der letzten Jahre seines Lebens an Geistesschwäche litt, hartnäckig ihm eine amtlich beglaubigte Abschrift des Vertrages verweigerte. Die Entfernung des Dichters vom Druckorte bereitete überdies viele Unannehmlichkeit. Beständig gab es über entstellende Druckfehler zu klagen; so machte es Klopstock bei späteren Werken, die er Hemmerde anbot, zur Bedingung, dass derselbe in Hamburg drucken lasse. Darauf konnte Hemmerde nicht eingehn; Klopstock war inzwischen zu einigen Hamburger und Altonaer Buchhändlern in nähere Beziehungen getreten und gab seine ferneren Arbeiten, auch die neue Auflage des Messias von 1780, diesen in Verlag. So löste sich das Verhältniss zu Hemmerde noch mehrere Jahre vor dessen Tode, nachdem es bereits geraume Zeit vorher durch gegenseitige Reibungen merklich gestört worden war.

Der Briefwechsel Klopstocks mit Hemmerde vertheilt sich auf die Jahre 1749 bis 1773. Er enthält nicht nur ansehnliche Beiträge zur Kenntniss von Klopstocks Charakter, der sich gerade bei den unerquicklichen Zerwürfnissen mit dem Verleger nach den verschiedensten Seiten offenbart und, wenn auch mitunter als kleinlich, doch stets als ehrenhaft und makellos darstellt, sondern er bringt auch für die Specialforschung manche schätzenswerthe Notiz über Klopstocks Leben und Werke im einzelnen. Von der Familie Hemmerde gieng er in den Besitz von Karl August Schwetschke (29. September 1756 bis 19. September 1839) aus Glauchau über, den 1783 Hemmerdes Wittwe Johanna Friederike, geb. Zehner (17. September 1746 — 31. October 1798) als Geschäftsführer und 1788 als Theilhaber der Buchhandlung annahm.* Sein jüngerer

* Vgl. Hallisches patriotisches Wochenblatt vom 16. November 1839.

Sohn Dr. Karl Gustav Schwetschke schenkte den gesammten Briefwechsel der Marienbibliothek in Halle, aus welcher er mir durch die Güte des Herrn Consistorialrathes Dr. Dryander zur Durchsicht und Abschrift überlassen wurde. Es sind 45 Briefe Klopstocks an Hemmerde und 2 Antwortsschreiben des letzteren; dazu kommen 6 Briefe von Klopstocks Vater und 5 von seiner Mutter an Hemmerde, sowie 3 Briefe Klopstocks an Gg. Frd. Meier und ein Billet des Dichters an einen unbekannten Adressaten. Ein Schreiben Sauermanns an Hemmerde leitet die Sammlung ein. Ich füge am Schlusse einen Brief Klopstocks an einen unbekannten Adressaten aus der Autographensammlung des Herrn Theodor Wilmersdörffer in München bei, worin auf den Bruch des Vertrags durch Hemmerde Bezug genommen wird.

Veröffentlicht wurden bisher nur sehr geringe Fragmente der Correspondenz Klopstocks mit Hemmerde und Meier von J. G. Gruber in der Biographie des Dichters, die er dem ersten Bande seiner Ausgabe von Klopstocks Oden (Leipzig 1831) vorausschickte. Aus diesem Buche nahm Robert Boxberger einige Bruchstücke des Briefwechsels in die den poetischen Werken Klopstocks vorausgestellte Biographie in der Hempelschen Ausgabe hinüber.

Alle Briefe sind im Original erhalten; nur die beiden Antworten Hemmerdes sind Copien. Sämmtliche Briefe sind mit deutschen Buchstaben geschrieben; bei Fremdwörtern sind meist lateinische Lettern gebraucht. Nur dieser Unterschied ist in dem folgenden Abdruck aufgehoben; sonst ist die Schreibung der Manuscripte bis auf alle Eigenarten der Orthographie und Interpunction beibehalten. Doch wurden die fast immer gleich lautenden Adressen, sowie die den Briefen von Klopstocks Mutter beiliegenden Quittungen weggelassen und von zwei ganz unbedeutenden Briefen der letzteren nur der Inhalt kurz angegeben. Die Anordnung der Briefe, namentlich der einigen von denselben beigelegten Nachweise für den Drucker wurde mehrfach berichtigt und ein Par undatierte Blätter an passend scheinenden Stellen in die Reihe eingefügt. Die sparsamen Noten geben vielleicht nicht unerwünschten Aufschluss über einzelne speciellere und darum weniger bekannte Beziehungen

der Schreiber oder Adressaten, auf die in den Briefen mehr oder minder deutlich angespielt wird.

Dankbar gedenke ich schliesslich noch des verstorbenen Herrn Buchhändlers Dr. Karl Gustav Schwetschke in Halle, der mich nicht nur zuerst auf diese Briefe aufmerksam machte, sondern mir auch manche Notiz über Hemmerde und seine Familie mittheilte, und des Klopstock-Vereins, dessen Secretär, Herr Gymnasiallehrer Dr. Adalbert Düning in Quedlinburg, mich freundlichst durch einzelne mir abgehende Hilfsmittel unterstützte.

1.

Sauermann an Hemmerde.[1])

Bremen d. 20. Dec. 1748.

HochEdler
HochzuEhrender Herr Hemmerde.

Ew: HochEdl: mir alle Zeit geehrtes vom 27. Nov. habe empfangen, aber erstlich seit einigen Tagen, indeme nach Erforderung meiner Handlung, einige Wochen bin Abwesend gewesen, also meine bediente in der begehrten Sache keine Nachricht haben geben können.

Anitzo diene, daß dero Ansuchen völlig zugestehe, nemlich das Gedichte vom Meßia aus meinen Beyträgen zum Abdruck zu nehmen, und ich meine Einwilligung dazu gebe, ohne Ew. HochEd. jemahlen darüber etwas zuzumuthen. Ich erkenne es als ein wahres Freundschafts-Stük, daß Sie mir die Ehre thun darum geneigt anzufragen, welches andere nicht würden gethan haben; ich bin auch desto ehender geneigt, solches einzugehen.

ich bin ferner mit dem Anerbiethen gerne zu frieden, Theils daß ich soll 30 Exemp. empfangen, theils daß ich den rest dieses Gedichtes, in meine Beyträge darf frey einrücken laßen; so daß weder den Herrn Editor noch den H. Verleger beleydige.

dem Herrn Autor der Critick[2]), bitte meine Empfehlung zu machen, und ich ließe sehr bitten, ob es möglich, wenn es auch sub rosa geschähe, an mir etwas zu denen Beyträgen mitzutheilen,

---

1) Nathanael Sauermann, der Verleger der Bremer Beiträge. Ein Stück des Briefes ist bereits gedruckt bei J. G. Gruber, Klopstocks Oden (Leipzig bei Gg. Joach. Göschen 1831), Bd. I, Klopstocks Leben, S. 21—22, Anm.

2) Es ist wahrscheinlich Gg. Frd. Meiers Beurtheilung des Heldengedichts der Messias gemeint, deren erstes Stück 1749 (in der That schon im December 1748) zu Halle bei Hemmerde erschien.

es mögen Gedichte oder prosaische Sachen seyn. Sonderlich da ich sehe, daß dero H. Autor eine Critick gemacht gegen einem Stücke meiner Beyträge; so könnte dieses Gelegenheit geben, auf mehrere Stücke gegen meine vormahlige Editoren der Beyträge, etwas zu critisiren; denn es ist bekandt, daß viele Beyträger sind abtrünnig geworden; nun aber gehet das Werk fleißig fort unter Aufsicht einiger aus dem Alten- und einiger aus dem Neuen Testamento, das zweyte stück des V. Bandes ist beynahe fertig. Ich hätte gern eine kleine Rache gegen die Herren aus dem Alten Testament. Da nun sehe, daß Ew. HochEd. melden, daß der H. Autor meine Beyträge anpreißen wolle, so wird es ja Ihnen ein leichtes seyn, einige satyrische Gedanken gegen einige meiner vorigen Beyträger zu entwerfen, denn Sie haben es schlecht mit mir gemachet.

Fleischers Geistl. Recht[1]) will bekandt machen und die praenumeration ankündigen, was hierinne dienen kan, thue gerne.

Anbey habe etwas notiret, sonderlich Krügers Natur-Lehre[2]), wenn solche aber nicht dabey, muß das übrige auch .....[3]) bleiben, sonst kan es frey auf der Post gesandt werden; und wenn der Meßias nebst der Critick fertig, erbitte zwey Expl. directè mit der Post zu senden. Verbl.

Ew. HochEdlen
.....[4]) Diener
N. Sauermann.

2.

Klopstock an Hemmerde.[5])

Lang[ensalza] den 30t. Sept 1749

Hochedler,
Hochgeehrter Herr,

Auf Ew. Hochedl. leztes habe dieses zu antworten. Ich habe Ihren Druck des Meß.[6]) nicht als einen unerlaubten Nachdruck an-

---

1) Joh. Laur. Fleischers (1689—1749) Einleitung zum geistlichen Rechte (1724), die 1750 zu Halle in dritter Auflage von Dan. Nettelbladt herausgegeben wurde.

2) Joh. Gottlob Krügers (1715—1759) Naturlehre (Halle 1740), in drei Theilen zum dritten Mal in Halle 1748—1755 aufgelegt.

3) Ein unleserliches Wort.

4) Unleserlich.

5) Ein Satz des Briefes ist bei Gruber a. a. O. I, 22, Anm. und bei J. M. Lappenberg, Briefe von und an Klopstock (Braunschweig 1867), S. 15 gedruckt. Vgl. zu diesem Briefe Klopstocks Schreiben an Joh. Andr. Cramer vom 17. und 30. Juni und an Joh. Ad. Schlegel vom 24. Sept. 1749.

6) Der Messias ein Heldengedicht. Halle, bey Carl Herrmann Hemmerde. 1749 (8°. Gesang I—III).

gesehn, und ich würde damit völlig zufrieden gewesen seyn, wenn er mehr correkt gewesen wäre. Bey meiner lezten Proposition habe keinen neuen Accord angefangen. Ich hatte noch keinen Accord mit Ihnen gemacht, und ich meinte nur, daß es keine unbillige Forderung wäre, wenn Sie mir für jeden Bogen des Nachdrucks 2 ꝛß gäben. Dieß gieng nur den Nachdruck an, und wir hatten weiter keinen Contrakt mit einander. Auf Ihre Condition habe Ihnen dieses wenige noch zu sagen, wovon ich im geringsten nicht abgehen werde. Ich überlasse Ihnen die ersten fünf Gesänge jeden Bogen für 5 ꝛß und ich nehme überhaupt Ihre Vorschläge an bis auf diese Aenderungen. 1) machen Sie den Oct[av] so groß, als die deutsche Uebersezung des Longins vom Erhabnen[1]) ist 2) Nehmen Sie wirklich weissers Papier, als Langens Oden[2]) sind 3) nehmen Sie die Lettern, die zu Gellerts Fabeln[3]) sind gebraucht worden. Sie werden vielleicht so gut als ich sehen, daß ein richtiger sauberer Druck mehr Ihr eigner Vortheil als der meinige ist. Eine Kleinigkeit, von der ich in meinem lezten gedachte, daß ich sie mir noch vorbehalten wollte bestehet darinn, daß Sie mir 30 Exemplare zu meinem Gebrauche geben. 10 davon, (wofern ich, wie ich beynah entschlossen bin, noch eine Zuschrift mache[4])) müsten auf das feinste Schreibpapier, und so groß seyn, wie die ersten Ausgaben von Hagedorns Liedern mit Noten.[5]) Ich will Ihnen bald nach der Messe die drey ersten Gesänge, mit einigen Aenderungen, wie sie sollen abgedruckt werden, zuschicken, und Ihnen alsdann auch einige Anmerkungen schreiben, die die Zierde und den Wohlstand des Drucks angehen. Jezo ersuche Ew. Hochedl. mir 50 ꝛß auf Abschlag zum Voraus zu bezahlen. Ich verweise Sie deswegen an Herren Steuerrevisor Rabener, der in der Burgstrasse in Madam Radickinn Hause[6]) wohnet. Seyn Sie so gütig und gehen bald zu Ihm, es könnte

---

1) Von Karl Heinr. Heineke (Leipzig u. Hamburg 1738), in Gottscheds kritischen Beiträgen, Stück XVII, S. 108 ff. schon 1737 angezeigt; zweite Auflage mit Liscows Vorrede 1742.

2) Sam. Gotth. Langens Horazische Oden nebst Gg. Frd. Meiers Vorrede vom Werthe der Reime. Halle bei Hemmerde. 1747.

3) Fabeln und Erzählungen von C. F. Gellert. Erster Theil Leipzig 1746, zweiter Theil 1748. Zweite Auflage 1748 und 1751.

4) An den Prinzen von Wales; vgl. Klopstocks Briefe an Bodmer vom 27. Sept., 2. Dec. 1748 und 28. Nov. 1749, an Giseke vom 18. März 1749, an Cramer vom 3. Apr., an Hagedorn vom 19. Apr. und an Haller vom 24. Apr. 1749.

5) Sammlung neuer Oden und Lieder. Mit Melodien von Görner. Hamburg 1742. Zweiter Theil 1744 (dritter Theil 1752).

6) In Leipzig, wo eben auch Hemmerde zum Besuch der Herbstmesse weilte. Vgl. Archiv Bd. 5 S. 55 Anm.

seyn, daß er gegen das Ende der Messe nicht mehr zu Hause wäre. Uebrigens verharre

Ew. Hochedl.
Meines hochgeehrten Herren
ergebener Diener
Klopstock.

Auf die 50 ℔ will ich Statt baarer Bezahlung ein Exemplar von Reckenbergers hebraischen Lexico[1]) annehmen, um den Preis um den Sie es gewöhnl. verkaufen, dieß können Sie durch Herrn Martini an mich überschicken.

3.

Klopstock an Hemmerde.[2])

Langensalz
den 19ten Jenner —50

Hochedler,
Hochgeehrtester Herr,

Ew. Hochedl. berichte hiermit, daß ich die lezte Michael Messe das verlangte Geld und das Lexicon, durch Herrn Steuerrevisor Rabner, erhalten habe. Ich übersende Ihnen hier ein ausgebessertes Exemplar und Entwürfe zu Kupferstichen. Wenn Sie die Kupfer als Vignetten wollen stechen lassen; so möchten sie zu klein werden. Ich wünschte, daß die Kupfer von einem grossen Meister gestochen würden. Der Entwurf ist danach gemacht. Es wird dieß zu Ihrem eignen desto grössern Vortheil gereichen. Ich verlange gute Kupfer, die sich allenfalls nicht schämen dürfen vor Ausländer zu kommen, oder ich will lieber gar keine haben. Ich wünschte, bald von Ihnen einen abgedruckten Bogen, und einen Riß zu einem der Kupfer, als Proben, zu sehen. Die lezte Correktur bin ich geneigt selbst zu übernehmen; wenn nämlich vorher Sorgfalt genug ist angewendet worden, mir nicht zu viel zu thun zu machen, und wenn Sie mir dieselbe bequem zuschicken können. Seyn Sie ja für einen guten und durchgehends richtigen Abdruck besorgt. Ich ersuche Sie, Herrn Professor Meier meine freundschaftliche Empfehlung zu machen, und bin

Hochedler
Hochgeehrtester Herr,
Ihr
ergebenster Diener
Klopstock.

---

1) Joh. Leonh. Reckenbergers (1702—1773) liber radicum sive lexicon concordant. biblic. Jena 1749.

2) Wenige Sätze des Briefes sind bei Gruber a. a. O. I, 38, Anm. gedruckt.

Inliegenden Brief lassen Sie in das nächste Blatt des Geselligen [1]) drucken und schicken mir, wenn Sie an mich schreiben, ein Exemplar von diesem Blatte.

1) Das Titelkupfer. [2])

Stellet eine einsame von Felsen und Bäumen leere Gegend vor, die sich mit nach und nach höher steigenden Bergen endet. Eine traurende ernsthafte Dunkelheit breitet sich über die Gegend aus. Dieses recht eigentlich ausgedrückt, wird die Hand eines Meisters erfordern, und eine der vornehmsten Schönheiten des Kupfers seyn. In der tiefsten Ferne der Gegend, auf einem der Berge, zeigt sich, Christus am Creuz, todt, mit niedergesunknem Gesicht, ohne Dornencranz, mit lockichtem Haar, und schön, mehr ein Jüngling, als Mann. Die Mine des Todten muß einige Heiterkeit haben. Es ist ganz und gar einsam um ihn. Um das Creuz herum ist eine etwas merklichere Dunkelheit, als in der übrigen Gegend. Um das Creuz, wie gesagt, ist ganz und gar nichts, besonders nicht unten am Creuze die gewöhnlichen Todtengebeine. Auch keine Strahlen ums Haupt.

Vor den ersten Gesang.

In einer hellen Abenddämmrung ragen die drey Spizen des Oelbergs über glänzende vorbeyfliessende Wolken hervor, so, daß der größte untere Theil des Berges auf dem Kupfer nicht gesehn wird. Jesus steht, nach dem Leser hingekehrt mit einem aufgehabnen Arme, mit der Mine, die in den Versen beschrieben wird

Und in seinem Antliz war Hoheit — — — [3])

Sein Kleid fliesset ihm über die Füsse herunter und ruhet auf der Erde. Er ist ohne Bart; es müste denn der Zeichenmeister die Schönheit seines Gesichts durch einen nicht zu starken, etwas lockichten Bart zu erhöhen wissen. Hier ist anzumerken, daß seine Gesichtsbildung auf jedem Kupfer eben die bleiben muß, nur müssen die Minen, nach den verschiednen Umständen, verändert werden. Von unten, an dem untersten Theile des Kupfers, können einige in Felsen gehauene Grabmäler herauf steigen. Nur muß der Wohlstand der jüdischen Bauart beobachtet werden.

---

1) Der Gesellige, eine moralische Wochenschrift, die zu Halle 1748—1750 von Gg. Frd. Meier und Sam. Gotth. Lange herausgegeben wurde. Den von Klopstock eingesandten Brief vermag ich, zumal da mir nur die neue Auflage in zwei Bänden von 1764 vorliegt, nicht auszuscheiden. Fraglich bleibt, ob er überhaupt von Klopstock selbst verfasst war, sowie, ob ihn die Herausgeber der Wochenschrift abdruckten; vgl. Stück 199 im fünften Theil des Geselligen.

2) Vgl. zu dem folgenden die Erklärung der Kupfer in der Octavausgabe des Messias bei Hemmerde (Halle 1751), welche offenbar ohne Klopstocks Wissen nach diesen Angaben abgefasst wurde; vgl. Brief 25. 30.

3) Messias I, 138 f.

Vor den zweiten Gesang.

Die Gräber, wo Samma ist, nach der Beschreibung.*) Nur muß die Dunkelheit dieser Gegend von Schatten zu entstehen scheinen, und, von der auf dem Titelkupfer, unterschieden seyn. Jesus steht gegen Samma und Joel gerichtet. Johannes, etwas ...[1]) rückwärts; unter Jesu. Der Knabe Joel; bittend, in seiner schüchternen Unschuld. Samma, ein noch frischer Greis, mit thränendem Auge, demütig und freudig, mit einer Mine die seinem Sohne bitten hilft. Jesus liebreich und ernsthaft. Er muß allezeit Hoheit in seiner Mine haben. Johannes mit einer dem Messias ähnlichen Gesichtsbildung, aber jugendlicher; schöner, und lächelnder. Tief im Gehölz ziehet sich seitwärts eine dicke wolkenähnliche Dunkelheit fort. Ein kleines Grab ist neben Joel.

* nämlich in dem Gedichte.

Vor den dritten G.

Der Fuß des Oelbergs, und der aufgehende Tag. Einige Jünger, die schon erwacht sind, und Jesu und dem Johannes freudig entgegen eilen. Einige die geweckt werden, andre, die halb erwacht sind, und noch andre, die noch schlafen. Jesus in einer liebesvollen empfangenden Stellung. Die Schutzengel in einiger Entfernung, unter Oelbäumen, im Schatten. Die Engel recht auszudrücken, wird einen grossen Theil der Schönheit dieses Kupfers ausmachen. Sie müssen in menschlicher Gestalt und Grösse seyn, mit leichten fliegenden Gewändern. Ihre Körper müssen einen gewissen heiligen Schimmer, doch ohne Strahlen haben. Sie müssen, wenn sich davon etwas ausdrücken läßt, von feinern Gewebe und Gebäude, als die menschliche seyn. Ihre Stellungen, mehr schwebend, als fest auf der Erde stehend. Ihre Minen, auf verschiedne Art, an dem was geschieht, Antheil nehmend. Einige können sich über ihre Jünger aufrichten, als wenn sie ihnen kurz vorher noch heilige Träume eingegeben hätten. Die meisten betrachten den Messias, und drücken ihre Freude oder Bewunderung über ihn, aus. Ithuriel sieht nachsinnig nach Ischarioth, der sich seitwärts verborgen hat. Die den Jüngern in dem Gedichte zugeschriebnen Charaktere ihrer äusserlichen Bildung werden beybehalten. NB. die Engel ohne Flügel.

Des vierten Gesangs.

Ein tiefer Saal mit einer vollen Versamlung des grossen Raths. Caiphas in hoherpriesterlicher Kleidung, ein Mann in seinen besten Jahren mit einem starken Gesicht, mit niedersehenden feurigen Augen, voll zurückgehaltenen Zorns, auf einem etwas erhabnern Stule sitzend. Nicht weit von ihm, ein Greis, ein Pharisäer, mit

---

1) Ein Wort ist unleserlich; vielleicht „nach“.

tiefen funkelnden Augen, die den höchsten Grad der Wut ausdrücken. Er sieht hin auf Nicodemum, der gegen die gröste Versamlung gerichtet, steht — lang gebildet, in einer majestätischen Stellung eines der itzt redet, mit einem Gesicht, voll himlischer Heiterkeit, mit sanfter wehmutsvoller Melancholie untermischt. Gegen ihn über ist Joseph mehr wehmütig, als furchtsam. Und nicht weit davon Gamaliel mit einem weisen, heitern Gesicht, voll gesetzter Bewunderung. Der größte Theil der Versamlung ist voll Erstaunen, wie von einer himlischen Beredsamkeit überwunden, der man gezwungen nachgeben muß. Viele haben auch etwas von diesem Erstaunen, aber mehr Grimm im Gesicht. Tief in der Versamlung, und gegen Nicodemum gerichtet, kaum mit einem Fusse die Erde berührend, mit gen Himmel erhabnen Augen und Händen, Ithuriel, voll seeligen Lächelns und in der äussersten Entzückung eines himlischen Seraphs. Der Engel muß hier durch die oben angegebene Feinheit und Klarheit von den Menschen unterschieden werden.

Vor den fünften G.

Der Garten am Oelberge, mehr waldigt als gartenmässig. Eine mitternächtliche Dunkelheit darinn. Vorne über dem Bache die drey Jünger, Petrus, Johannes, und Jakobus, schlafend. Tief im Garten der Messias, der sein Angesicht von der Erde aufgerichtet hat, und sich noch itzt mit dem linken Arme auf die Erde stützet. Auf seinem Gesichte noch etwas von einer tödtlichen Mattigkeit mit dem ernsthaftesten Tiefsinn vermischt. Einige hangende Tropfen im Gesicht und auf den Händen. Gegen ihm über, auf einem kleinen Hügel, stehend, und etwas nach dem Meß. hingebogen, Seraph Eloa. Der Engel spielt auf einer Leyer, die nach den Zeichnungen der alten Leyern gemacht ist, ohne Kunst, und mit wenig Saiten. Seine Gestalt grösser, als die andren Engel gemacht werden, sein Leib glänzender. In seiner Mine Majestät und Heiterkeit, mit einiger Furchtsamkeit vermischt. Oben, nehmlich auf der rechten Seite, von den Höhen des Oelbergs herüber gebogen, auf der andern Seite, in den Wolken, eine grosse Anzahl Engel, alle mit gedankenvollen Minen, nach dem Messias gerichtet.

4.

Klopstock an Hemmerde.[1])

Hochedler,

Hochgeehrter Herr,

Ich bin ungemein vergnügt, daß Sie sich entschlossen haben die von mir entworfenen Kupfer stechen zu lassen. Ich schliesse

1) Ein Theil des Briefes ist bereits bei Gruber a. a. O. I, 37 und I, 38, Anm. gedruckt.

daraus, daß Herr Gründler sie für schwer hält, daß er sie gut stechen wird. Bitten Sie sich in meinem Namen die Zeichnung eines von diesen Entwürfen aus. Wenn ich sie sehen werde, werde ich beurtheilen können, ob er die Haupteigenschaft wahrer Künstler hat, die darinn besteht, daß sie mehr um Ehre als Gewinnst arbeiten. Ich werde vielleicht auch das Bildniß des Prinzen von Wallis vor die Zuschrift setzen lassen.[1]) — Die zween folgenden Gesänge klein zu drucken, eh die grössere Ausgabe besorgt werden kann, halte ich nicht für gut, insonderheit auch nicht nüzlich für Sie, weil zu besorgen ist, daß Sie die grössere Ausgabe hernach nicht so gut werden umsezen können.[2]) Ich bin auch sehr misvergnügt, daß ich Ihnen mein Versprechen, Ihnen den 4ten und 5ten Gesang vor Ostern zu schicken, nicht halten kann. Herr Professor Meier wird Ihnen deutlich erklären können, daß es sehr verzeihnswürdig ist, wenn man bey Werken dieser Art sein Wort nicht auf den Punkt erfüllen kann. Die Gesänge sind noch nicht fertig; und ich kann Ihnen ohnmöglich alle Verhinderungen sagen, die ich damals nicht voraussah, da ich Ihnen mein Wort gab. Einen grossen Theil des 4ten und 5ten Gesangs werde ich Ihnen unterdeß bald schicken. — Machen Sie Herrn Prof. Meier mein Compliment, und sagen Ihm, daß ich sehr wünschte von Seinem Wohlbefinden Unterricht zu erhalten. Ich sehe mit viel Vergnügen, daß Er, und der Herr Adj[unct] Nicolai[3]) Antheil an der Correktur nehmen wollen. Die Zeichnung eines der Kupferstiche wünschte ich bald zu sehen.

Langensalz d. 20. März 1750. Ew. Hochedlen ergebenster Diener Klopstock.

Ueberlegen Sie, wie viel Bogen dieser erste Band austragen möchte, da die zween letzten Gesänge stärker als die ersten sind. Es würde mir ein angenehmer Gefallen darunter geschehen, wenn

---

1) Vgl. Brief 2.

2) Nach einer aus Oldenburg vom 8. August datierten Nachricht im 68. Stück der Hamburgischen Berichte von den neuesten gelehrten Sachen vom 3. Sept. 1751 erschien der erste Band des Messias 1751 zugleich in drei Ausgaben, in 4° ohne Bilder (die Hamburgischen Berichte schreiben irrthümlich „mit Kupfern"), in 8° mit Kupferstichen und Erklärung derselben und in 8° ohne Bilder. Letztere Ausgabe erinnere ich mich nicht, je gesehen zu haben; ausserdem ist mir aber ein Sonderabdruck der beiden neuen Gesänge bekannt: Der Messias. Vierter und fünfter Gesang. Halle im Magdeburgischen. Verlegt von Karl Hermann Hemmerde, 1752, 8°. VIII unpaginierte und 152 paginierte Seiten.

3) Gottlob Sam. Nicolai (1725—1765), seit 1749 Adjunct der philosophischen Facultät in Halle, später (1753—1760) Professor der Philosophie in Frankfurt an der Oder.

Sie mir das Geld, wie viel es ungefähr austrüge, bald hieher schickten. Ich werde Ihnen vielleicht bald eine kleine kritische prosaische Schrift in Verlag geben.

5.

Klopstock an Hemmerde.

Quedlinburg den 17ten Jun.
unterm Schlosse 1750

HochEdler,
Hochgeehrtester Herr,

Ich kann Ihnen itzt nur sehr kurz schreiben. Ich bin Ihnen sehr verbunden für die überschickten Bücher. Was ich Ihnen von dem Messias habe schicken wollen, geht noch unter meinen Freunden herum. Ich arbeite itzt fleissig an dem Meß. und ich werde Ihnen bald viel schicken. In dem ersten, schon gedruckten Gesange habe ich noch eine Aenderung zu machen, die ich Ihnen dann mitschicken will. Einen Riß von einem der zu verfertigenden Kupfer verlangte ich zu sehen. Eh ich nicht einen Riß gesehn habe, ersuche ich Sie, daß Sie mit dem Stechen nicht anfangen lassen. Ferner verlangte von Ihnen zu wissen, ob Sie mir mit der ersten Post 50 ℛ auf Abschlag übersenden wollen. Ich bin übrigens

Ew. HochEdlen
meines hochgeehrtesten
Herrn
ergebenster Diener
Klopstock.

6.

Klopstock an Hemmerde.

Quedlinburg den 3ten Jul. 1750.

HochEdler,
Hochgeehrtester Herr,

Ich bin gestern erst von Braunschweig[1]) zurück gekommen. Ich habe Ihren Brief hier angetroffen. Sie werden aus der Beylage sehen, wie sehr ich mit dem Risse zufrieden bin. Ich habe von Braunschweig aus an Hr. Prof. Meier geschrieben, der wird Ihnen von einem Theile dieses Briefes, der Sie angeht, schon Nachricht gegeben haben. Ich reise morgen nach Magdeburg, und werde mich bis den 9ten dieses dort aufhalten.[2]) Ich werde von da in die Schweiz

1) Nach Klopstocks Briefen an Ebert vom 17. und 20. Juni und an Gleim vom 22. und 23. Juni 1750 war Klopstock am Mittwoch 24. Juni nach Halberstadt und am 25. Juni mit seiner Mutter und Schwester weiter nach Braunschweig gereist.

2) Vgl. Klopstocks Briefe an Fanny vom 3., 4. und 10. Juli 1750.

reisen, und Ihnen Nachricht geben, wohin Sie mir die Zeichnungen von Zeit zu Zeit übersenden sollen. Die 2 Gesänge, die größten theils fertig sind, habe ich erst vor kurzem von meinen Freunden zurück bekommen. Ich muß nun einige Zeit haben mich der Anmerkungen meiner Freunde zu bedienen. Es wird Ihnen selbst zum Vortheil gereichen, wenn ich nicht zu sehr eile. Denn hierauf wird der Abgang des Gedichts mit beruhen.

Ew. HochEdlen
Meines Hochgeehrtesten
Herren
ergebenster Diener
Klopstock.

Gelegenheitsgedichte für andere habe ich noch niemals gemacht. Ich halte es allerdings für einen besondern Einfall von Ihnen, daß Sie darauf gefallen sind, mich darum zu bitten - - - - Sie würden aber einen sehr falschen Schluß machen, wenn Sie glaubten, die Hochachtung und Freundschaft gegen den Hr. Prof. Meier litte hierunter, weil ich kein Gedicht in Ihrem Namen auf Seine Verheiratung hätte machen wollen.

7.

Klopstock an Hemmerde.

Zürch, den 10ten Oct. 1750.

Hochedler,
Hochgeehrter Herr,

Ich kann Ihnen nicht verheelen, daß ich Ihr Betragen gegen Hr. Gleim in Betrachtung seiner neuen Lieder[1]) erfahren habe, und daß ich dadurch dahin gebracht bin, von Ihnen nicht so zu denken, als ich wohl gern wollte. Dieß ist die Ursach, daß ich Sie daran erinnere, daß ich Ihnen nur die ersten fünf Gesänge, und weiter nichts, überlassen habe, und daß es völlig in meinem freyen Willen stehe, Ihnen die übrigen auch zu geben, oder nicht. Ich erkläre mich auch hiermit, daß, wofern Sie es für eine nothwendige Folge halten wollten, die übrigen auch zu haben, so ist unser Contrakt aus, und ich sende Ihnen die empfangenen[2]) 50 ℛ︀ zurück. Antworten Sie mir hierüber bald. Sonst berichte ich Ihnen, daß der fünfte Gesang ganz zum Drucke parat ist, und daß ich an dem vierten nur noch etwas wenigs zu arbeiten habe. Die Herausgabe kann erst auf die Ostermesse geschehen, und das besonders aus der Ursach, weil ich das Gedicht seiner Majestät, dem Könige von Dännemark,

1) Wahrscheinlich ist die neue Auflage der scherzhaften Lieder gemeint, die 1753 in Berlin herauskam, von der auch Joh. Christoph Schmidt am 29. Sept. 1750 an Gleim schrieb (Klamer Schmidt, Klopstock und seine Freunde, I, 173—174).

2) Im Original steht nur: empfangen.

und das gerne erst auf Ostern, dediciren will - - - - - Auch bin ich entschlossen, das Gedicht mit lateinischen Lettern drucken zu lassen.[1]) Wofern Sie wider das obige nichts zu erinnern haben, so schicken Sie die neuen Zeichnungen: a Mr. Klopstock Conseiller en Commissions a Quedlinburg[2]). Ich weis nicht, ob ich Ihnen schon geschrieben habe, daß in dem letzten Kupferstiche die Leyer, die Eloa hält, wegbleiben soll.

Ich habe übrigens die Ehre zu seyn,

Ew. Hochedlen
Meines hochgeehrten Herrn
ergebener Diener
Klopstock.

Meine adresse ist
a Züric bey Hr. Rahn
in der Farbe.[3])

8.

Klopstocks Vater an Hemmerde.

Wohl Edler Herr
Hochgeehrter H. Hemmerde,

Einschluß aus der Schweitz[4]) übersende hierbey, und da mir der Innhalt bekant ist, so ersuche die verlangte Antwort und Erklärung bald anhero zu schicken. Es kan geschehen, daß vorerst die Dedication unterbleibet, und daher der neue Druck befördert wird, vieleicht werden auch nur hundert exemplare mit lateinischen Littern verlanget, ich will darüber Erinnerung thun, und wenn die begehrte Erklärung erhalte, so kan die Final Endschlüßung bald folgen. Gelegentlich wolte mir Dero Michaël Catalogum ausbitten, weil die vorhergehenden bereits habe, und verbleibe

Quedlinburg,
24. October 1750.

Ew. Wohl Edlen
Dienstwilliger
G. H. Klopstock.

9.

Klopstock an Hemmerde.[5])

an Hr. Hemmerde.

Zürch den 21t. Nov. 1750.

HochEdler,
Hochgeehrter Herr,

Ich habe Ihren Brief nebst vier Kupferstichen erhalten. Sie wissen, daß Sie die Kupfer zuerst vorgeschlagen haben, nicht ich.

---

1) Es wurde zuletzt doch mit deutschen Lettern gedruckt; vgl. Brief 8. 9. 11. 12.

2) Des Dichters Vater Gottlieb Heinrich Klopstock (1698—1756).

3) Hartmann Rahn, Klopstocks späterer Schwager, Besitzer einer Seidenfärberei in Zürich; vgl. Klopstocks Brief an Fanny vom 10. Sept. 1750.

4) Klopstocks Brief an Hemmerde vom 10. Oct. 1750.

5) Ein Stück des Briefes ist bei Gruber a. a. O. I, 38—39, Anm. gedruckt.

Und dieß aus dieser Ursach, weil ich mir zu guten Kupfern keine Hofnung machte. Das Titelkupfer geht mit, wiewohl wenig Zeichnung daran ist. Die andern drey haben, ausser der Feinheit des Stichs, ganz und gar nichts, das sich in den Meß. schickte. In dem ersten (nämlich zum 1t Ges.) ist meine Absicht ganz verfehlt. Die drey Spitzen des Bergs sollten ganz in der Nähe seyn, und der Messias mit einer ganz andern Stellung auf der einen Spitze stehen. Bey dem zweiten ist noch viel mehr zu sagen, und auf dem dritten lärmen die Engel, wie ungezogne Knaben. Sie haben schon Kosten darauf gewendet, das geht mir nahe. Ich wollte auch gern Anmerkungen darüber machen, wenn ich Hofnung hätte, daß sie von einem Meister, der gar keine Zeichnung zeigt, besser gemacht werden könnten. Das Publicum imputirt es dem Verfasser, und nicht dem Verleger, wenn schlechte Kupfer zu einem Werke gemacht werden; und zu keinem schicken sich schlechte Kupfer weniger, als zum Meß. Der Lärm der Engel im vierten Kupfer ist schlechterdings lächerlich. Sie sehen, mein Herr, daß ich in der Nothwendigkeit bin, Sie zu bitten, daß Sie die Kupfer weglassen. Ich dächte, Sie hätten aus meinen Entwürfen, die ich Ihnen geschickt habe, sehen können, was ich verlange, und es lieber beyzeiten unterlassen können. — Meine Meinung ist die: Behalten Sie das Titelkupfer zu der kleinen Edition. Die grössere drucken Sie mit schönsten lateinischen Lettern auf 4 . . . oder auf so groß Octav, daß nie ein Vers am Ende gebrochen werde, die Zeilen weit aus einander, und auf stärker Papier als Sie mir geschickt haben. Die Gesänge liegen bis auf einige wenige Stellen zum Drucke bereit. Ich muß sie aber noch einige Zeit bey mir haben. Sie müssen beide Editionen zugleich machen, dieß [ist] notwendig. Die grosse ohne alle Drucker zierathen; nichts um die Anfangsbuchstaben, nichts zum Beschlusse der Gesänge . . . Statt Abbadonaa soll allezeit, wo es vorkömmt Abbadona gesezt werden. — Sie müssen das Exemplar, das ich Ihnen geschickt habe, durchlesen lassen, daß diese Aenderung an jedem Orte, wo Abbadonaa vorkömmt gemacht werde. Sie können also den Druck beider Editionen anfangen. So bald Sie ein paar Gesänge von der grossen Edition an meine Eltern auf Quedlinburg werden geschickt haben; so will ich Ihnen, die zwey neuen Gesänge schicken.

Ew. HochEdlen
M. hochgeehrtesten Herrn
ergebner Diener
Klopstock.

Ich habe schon erwänt, daß Sie ihr gewöhnliches Kupfer von dem Titel weglassen.

Sie lassen meinen Namen von dem Titel. Sie setzen nur

Der
Messias.

10.

Klopstock an Hemmerde.[1])

Anmerkungen wegen des Drucks.

1) Die Anfangsbuchstaben jedes Gesangs, ohne Züge, und sonst ohne Zierrathen, mit denen sie gewöhnlich umgeben werden. Von der Art, wie sie auf Hagedorns neuen Oden und L[iedern][2]) oder auf der neuen Ausgabe von Gellerts Fabeln[3]) sind.

2) Keine Holzstiche zu Ende der Gesänge, wenn auch Raum da ist, oder wenn es ja nöthig ist so kleine und simple, als möglich ist.

3) Die Nahmen Gott und Jesus, Herr nicht mit zwey grossen Anfangsbuchstaben, sondern nur mit einem.

4) Die Zeilen weit von einander, und soviel möglich ist, jeden Vers in eine Zeile.

5) Von dem Titel bleibt das gewöhnliche Kupfer weg.

6) Die Benennungen: Erster Gesang, Zweiter Gesang, . . werden auf ein besonderes Blatt gedruckt.

7) Der Inhalt eines jeden Gesangs mit kleineren Lettern.

8) Die Buchstaben des Titels auch ohne Züge, wie oben Anmerk. 1).

9) Wo izt steht, muß es allezeit beybehalten werden, und niemals mit: jezt verwechselt werden.

11.

Klopstock an Gg. Frd. Meier.

Zürch, den 23ten Dec. 1750.

Hochedelgeborner Herr,
Werthester Freund,

Es ist lange, daß ich das Vergnügen entbehre, von Ihnen Nachricht zu haben. Ich war eben bey Hr. Gleim, als Sie Ihre Verbindung mit einem liebenswürdigen Frauenzimmer berichteten[4]); und ich habe viel Antheil an Ihrem Vergnügen genommen. Wollen Sie mich, wie Ihn, zum Vertrauten Ihrer Liebe machen, so werde ich mich mit Gleims Freuden über Ihr Glück freuen. Jetzt muß ich mich mit Ihnen von Sachen von geringer Erheblichkeit unterhalten. Hr. Hemmerde hat mich berichtet, daß Sie die Gütigkeit haben wollen, die Aufsicht über die Correktur des Meß. zu führen.[5]) Dieß ist die Ursach, warum ich Ihnen diese neuen Aenderungen in den ersten

---

1) Das Blatt ist nicht datiert; es dürfte etwa in den November 1750 fallen.

2) Oden und Lieder. Hamburg 1747.

3) Es ist wol die zweite Auflage des ersten Theils (Leipzig 1748) gemeint.

4) Wahrscheinlich in der ersten Hälfte des Juli 1750; vgl. Brief 6.

5) Vgl. Brief 4.

drey Gesängen zuschicke. Die erste Zahl zeigt die Seite, die zweite den Vers an, und zwar nach Hr. Hemmerdens Ausgabe. Ich habe Hemmerden schon ein Exemplar aus den neuen Beyträgen mit Aenderungen geschickt. Wollen Sie wohl die Gütigkeit haben und die Aenderungen zu diesem Exemplare schreiben lassen? Ich muß hierbey erinnern, daß ich bisweilen den auszulassenden Vers nur durch die Zahl angezeigt habe, und den neuen, ohne den erstern abzuschreiben, hingesezt habe. Es kann auch seyn, daß ich neue Veränderungen geschrieben habe, die schon in dem ersten Exemplare sind, weil ich nicht alle mehr im Gedächtnisse hatte. Ich werde sehr vergnügt seyn, wenn Hemmerde dießmal eine correkte Ausgabe liefert. Es ist mir seinentwegen sehr empfindlich gewesen, daß ich ihn habe bitten müssen, die Kupfer wegzulassen. Ich bin aber unschuldig an der Sache. Ich habe ihm durch meine Entwürfe, und sonst, deutlich genug gesagt, was ich für Kupfer verlangte; und ich habe ihm seine Bitte, Kupfer zu haben, unter keiner andern Bedingung zugestanden, als daß sie zum mindsten einigermassen Meisterstücke seyn sollten. Die Gedanken in dem Gedicht werden mir, durch die gemachten Kupfer, vielleicht bey nicht wenigen Lesern, verdorben. - - - - - Gleich, da ich dieses schreibe, bekomme ich von meinen Eltern aus Quedlinburg Nachricht, daß mein Brief an Hemmerden, den ich an sie adressirt hatte, verloren gegangen.[1]) Weil ich heute einen starken Posttag habe, und mir die Zeit zu kurz ist noch einen Brief an Hemmerde zu schreiben; so ersuche ich Ew. HochEdelgeb., ihm mein Urtheil von den Kupfern zu sagen, daß mir sehr vieles dran läge, daß die Kupfer wegblieben, und daß er allenfalls das Titelkupfer vor die kleine Ausgabe setzen könnte. Die grosse müßte ohne alle Buchdrucker Zierrathen mit lateinischen Lettern gemacht werden, und zum mindsten Papier genommen werden, daß die Verse durchaus nicht am Ende abgebrochen würden; auch, daß die grosse Edition mit der kleinen zugleich heraus käme, ich wollte diese dem Könige in Dännemark presentiren.

Ich bin nun mit dem vierten und fünften Gesange beynah ganz fertig, und Hemmerde soll beide bald haben. Es ist ein neues episches Gedicht: die Sündflut[2]), von Bern aus in hiesige Druckerey geschickt worden, nämlich die zwey ersten Gesänge. Kenner, die es gesehen haben, sagen viel gutes davon. - - - Ich empfehle mich Ihrer Freundschaft

Ew. HochEdelgeb.
Meines werthesten Freundes
ergebenster
Klopstock.

Haben Sie die Gewogenheit inliegenden Brief auf die Post zu senden.

1) Der Brief scheint doch noch eingetroffen zu sein; es ist Nr. 9 vom 21. Nov. 1750.

2) Die Sündfluth, ein Gedicht. Erster und zweiter Gesang. Zürich

Erster Gesang

4—8 [18] gekommen: herabkam.[1]) 5—8 [35] ist verherrlicht, ist verherrlichet, 5—10 [37] Hier bleibt das: dich weg, und das comma nach Gott. 5—13 [40] göttlich freyes göttliches freyes. 7—5 [65] Grabmal Grabe. 7—6 [66] das ruhige ruhiges 9—4 [100] dieß das 13—17 [179] Jesus sah vom Oelberg ihm nach. Der Gottmensch erblickte. 15—9 [204] Floß nach der Erden Floß nach ihrer. 15— der letzte vers [211]. Gegenden sehn, die vor ihnen des Todes Verwüstung entstellte. 16—15 [226] Niemals nie. 17—3 [230] in dieser in der. 17—5 [232] aller jeder 17—8 [235] Indem Wenn 19—2 [265] undenklicher undenkbarer 19—8 [271] doch noch. 19—12 [275] des Ewigen Bildung des Schöpfers Gedanken. 20—3 [284] Mit dem durch den 21— unten [315] wie groß war Eloa Entzückung der Seraph zerfloß in Entzückung. 25—10 [384][2]) der Geister Aller Engel gekrönte Thaten 26—13 [405] Weinet nicht Jauchzet, 26—16 [408] Ich, die Gottheit Ich, Jehova, 28—5 [437] Sterbend zurücke gelaßen entstammt ... Reifend zur Auferstehung, zurückließt, entstammt der Messias. 28—6 [438] Er, der Gott ist und Mensch) statt: Gottes und Menschensohn 29—2 [452] wie die Morgensterne - - Gesellschaft wie in eurer Gesellschaft die Morgensterne 29—3 [453] Vor mir, dem Vor dem 31—3 [489] beschloßen beschlossest 31—4,5 [490—491] Führe du mich auf die Spur, wo mein Erlöser gewandelt ... Mein Erlöser und Freund .... 31 [492—493] Ruhestatt .. bis hinweinen bleibt weg. Und statt dessen: Ruhestatt jenes Gebets, wo unser Mittler sein Antlitz ... Aufhub, und schwur, er wollte die Kinder von Adam erlösen - - - Dürfte der erste der Sünder mit Freuden Thränen dich anschaun! 31—11 [497] in der Gesellsch. des Mittl. in des Messias Gesellschaft, 32—2 [506] Ins Weltgebäude in der Welten Umkreis 33—5 [509] zärtlichen, treuen ewigtreuen. 33—6 [510]. des göttlichen Mittlers des Menschenfreundes 35—12 [553] die Rede der Götter der Götter Rede 39—10 [621] Seinem - - - Vor den Versöner der Menschen in Jubellieder sich ausgießt. 40—3 [632] Auch die Seelen, die zarten kaum sprossenden Körpern entflohen. 42 der letzte [681]. Die den weckenden Tag in Canaans Gegenden senden.

1751. Von Bodmer; vgl. Wieland an Bodmer vom 20. Dec. 1751 und Bodmers Kalliope (Zürich 1767), Bd. I.

1) Zu der von Klopstock angegebenen Zahl der Seite und Zeile füge ich in eckigen Klammern die des Verses nach der Ausgabe Hemmerdes von 1749.

2) Genauer 25—9.

Zweiter Gesang

45—7 [38] Seiner Donner des Fluchs gefürchteten Richterspruch sprachen.[1]) 46—13 [63] dichtrischen heiligen 61—9 [318] undenklichen undenkbaren. 62—1 [330] denn da da der 63—2,3 [349—350] bleibt weg. Statt dessen: Sagt er zu sich: Ich bin Jehova, und ewig mir selbst gleich! - - - Auch der erschütterte Sünder ist meiner Herrlichkeit Zeuge!
63—6 [353] feuriger leuchtender. Nach dem Verse: Aus dem — Todesmeer unter [354] wird dieser eingerückt: Der erhub sich in donnernden Kreisen aus seinen Bezirken. Der folgende V. [355] Faßt Adramelech, und stürzt ihn ins Meer des Todes. Da wurden 64— der letzte [383]: Sandig zitternd 66—9 [408] da die Rosse vor ihm da sein kommender Fuß 67—3 [420] Tausend geistige Völker Myriaden von Geistern erschienen 69— [460] Nehmen wird, gegen uns, die er doch kennt wird ergreifen, auf uns, die er kennt, 69—13 [463] beseßner gequälter 70—1 [468] wer der sey wer er sey 70—4 [471] undenklichen undenkbaren 70—15 [482] des hohen Geräusches der Jubellieder 70—16 [483] Ganz durchruften Ganz durchrauschten 73—10 [534] klägliches klagendes. 73—16 [540] in ihrer in weicher 74—13 [554] als wollt er auch einmal bemerkenswerth werden als sollt er auch einmal merkwürdiger werden. 77—6 [599] In den Verzweiflungen In der Verzweiflung 84—14 [734] Tiefe davon Tiefe darunter 85—13 [749] Da du hier etc. Da du Abdiel hier, den Unüberwindlichern, sahest!
86—6 [759] Sah unverwandt Schaut unverwandt 87—6,7 [777—778] In das bis göttlichen Himmel In die Welten. Ihn schreckte der Glanz und geflügelte Donner — Gegen ihn wandelnder Orionen. Er sahe die Welten — Weil er sich etc. etc. 87— der letzte [789]. Dort bin ich gefallen dort wurd[2]) ich ein Sünder! 88—8 [797] ich Aermster ich Verlorner 90—4 [829] um mit zu mit ihm zu. 92—17 [878] Seine Vernichtung Besiegung 92—18 [879] zu der Besitzung zum Besitze 94—4 [901] sitzen stehen.

Dritter Gesang

95—4 [6] die ihn zärtl. besangen die den Menschenfreund sangen. 95—16 [18] Ihren erhabnen anbetungsw. . . . Ihren erhabnen Versöner, den Besten der Menschen, besingen. 96—2 [21] den Sohn des Ewgen den Sohn des Vaters. 97—7 [42] Weltgebäu Welten. 98—12 [66] dazumal damals 99—3 [75] Selia,

1) So liest auch die Quartausgabe von 1751, die Octavausgabe hat „sprechen".

2) Die Ausgaben von 1751 lesen „ward".

so hieß er, izt Selia war sein Name. Jezt[1]) 99—7 [79] jegliche jede 99—12 [84] Sollen Soll 100—6 [97] mit leichtem Gefieder mit eilendem Flügel. 100—12 [103] Jesus schlief ein. Jesus schlief. 102—14 [142] Wie nimmt Wie reizt — 102—15 [143] Edler Orion mit Zärtl[ichkeit] ein Auch ein Bruder der Menschen zu seyn 103—6 [150] die schon — Lebensbuch stehen. Die schon lange im Buche des Lebens vorzüglicher glänzen. 112—9 [311] mit Unschuld lieblich mit frommer Unschuld. 113—10 [330] jeglicher jeder 114—11 [348] und fast schon sind 120—13 [451] Auch zur seligen Auch zu deiner 124—15 [525] Rasen Blumen 125—8 [536] im Grabmal in Gräbern Der folgende Vers [537]: Welches Welche. Die drey folgenden Verse [538—540] bleiben weg. Ich habe oben vergessen, daß im zweiten Gesang p. 56, 57 die ganze Stelle von Melchisedek [237—247] auch wegbleiben soll. Die Verbindung ist nun die: ... allein in den Gräbern. Unterdeß gieng Satan ... 129—7 [606] Steig auf diesen Berg Steig den Berg auf! 132—19 [688] grimmen wilden[2]) 135—7 [740] schickt der Ewge schickt Gott.

Es ist alles geändert; nur daß anstat Abbadonaa allezeit Abbadona stehen soll, wird der Setzer oder Corrector leicht in den Fällen wo das Wort vorkomt bemerken.

12.

Klopstocks Vater an Hemmerde.

d. 31. Xb. 1750.

HochwohlEdler
Hochgeehrter Herr,

Die prompte Spedirung der verlangten Kl. Bücher à 1 ℔ 20 ggr. ist mir angenehm gewesen, ich würde auch Ew. HochwohlEdlen mit einem Briefe also fort gewillfahret, ingleichen die wenige remise eingesendet haben, wenn ich nicht auf Antwort aus Zürch gesehen, und nicht erst Tages vorher, als das pacquet angelanget, Dero desiderium fast gleichlautend schon überschrieben hätte. Die hier beygehende ist etwas alt, aber nicht auf mein letzteres Schreiben gerichtet. Mein Sohn wird gegenwärtig in Basel seyn[3]), ich gebrauche aber gleichwohl die vorige addresse und habe Ihnen zu gefallen jetzt von neuen geschrieben, welches Sie bald abzusenden belieben

---

1) Die Ausgaben von 1751 lesen „Itzt“.

2) Die Ausgaben von 1751 lesen „mit wildem Antlitz“; 1749 hatte es geheissen „mit grimmen Geberden“.

3) Der Plan dieser Reise, welche jedoch nicht ausgeführt wurde, scheint mit dem Zerwürfniss zwischen Klopstock und Bodmer zusammenzuhängen; in Klopstocks Briefen wird nichts davon erwähnt.

werden, da ich immittelst vorgedachte Antwort alle Posttage erwartend bin und sie ohne verweilen zuschicken werde.

Es wird Ihm ein besonders Vergnügen seyn, daß Ew. HochwohlEdlen die bekanten schönen Langenheimischen Preßen erwählet haben, und in beyden Briefen nach Zürch habe ich der Kupffer zum kleinen Format (:wenn sie nemlich etwas geändert seyn werden:) und eines großen teutschen Druckes, der nach secunda folget, statt Röm. Lettern, gedacht. Denn es ist gar billig, daß er Ihnen mit dem kleinen Formate behülflich sey, dem falschen Nachdrucke vorzubeugen, den die Kupffer vermuthlich desto gewißer verhindern können.

ich wünsche Ihnen aufrichtigst einen beglückten Jahres-Wechsel, bitte ohnschwer zu melden, was Gundlings Discurs über die Histor. litter.[1]) complet mit allem unnützen Zeuge, wormit er ungestalt vermehret worden, kosten werde? und verharre

Quedlinburg. Ew. HochwohlEdlen
10t.[2]) Dec. 1750. Dienstbereitester
G. H. Klopstock.

13.

Klopstocks Vater an Hemmerde.

d. 10t. Febr. 1751.

HochwohlEdler
Hochgeehrter Herr,

Der Vierte und Fünfte Gesang der Meßiade ist angelanget, beyde aber müßen erstlich bey mir abgeschrieben werden, weil diese Abschrift einer Standes Person zugesaget worden, um welche Ueberschickung mich mein Sohn gebethen hat, hingegen soll das Manuscript selbst an Ew. HochwohlEdlen instehende Woche überkommen.

Er meldet, daß er wegen des Druckes und der Kupffer dem Herrn Profeßor Meier[3]) seine Meynung eröfnet hätte, mithin werden Sie keine Hinderung finden, mit Drucken anfangen zu laßen, nur im zweyten Gesang, fast mitten[4]) desiderirt er noch folgende Aenderung, daß an statt:

1) Nic. Hier. Gundlings (1671—1729) collegium historico-literarium oder ausführliche Discurse über die vornehmsten Wissenschaften. 2 Bände, herausgegeben von C. F. Phleme. Bremen bei Nath. Sauermann 1738—1742.

2) Die Zahl ist undeutlich geschrieben; nach dem Inhalte des Briefes kann aber nur das erste Datum (31. Dec.) richtig sein.

3) Vgl. Brief 11.

4) Vers 250; die alte Lesart blieb übrigens nicht nur in den Ausgaben von 1751, sondern mit leisen Aenderungen selbst noch in den sämmtlichen Werken.

Von da kam er zum wolkigten Carmel, vom Carmel gen Himmel; gesetzet werde:

Von da kam er zum Berge des Fluches, vom Hebal gen Himmel.

Hiernächst wünscht Er gar sehr, einen durchaus correcten Druck, Ersuchet Sie, die große Edition mit der kleinen zugleich — und die für sich bedungenen Exemplare in groß 4. auf starck holländisch Pappier zu machen. NB. Von dergleichen guten Pappier verlangen Freunde zwantzig Stücke vor baar Geld zu haben. Das 3te Buch hat besonders meine Erwartung übertroffen, es wird den Leser einnehmen, nach der Ausführung zu verlangen.

Sonst bedancke ich mich vor die überschriebene Nachricht von der Gundling. Historia litteraria, trage aber Bedencken, das ungestalt erweiterte Werck zu kauffen, bevor ich es selbst in die Hände genommen. Hingegen wolte ich bitten, mir mit erster Post das nach specificirte zu übermachen. In des H. von Loeh erhaltenen 2ten Theile fast in der mitten ist ein Bogen zerrieben und verdorben, an der Leipz. edition des Terense[1]) aber vor 16 ggr. die Farbe zu viel gesparet, Gleichwohl sende ich die restirende 1 ꝛß 20 gl. samt dem Preise der erwartenden Bücher mit obiger Handschrift, und werde mit Vergnügen seyn

Ew. HochwohlEdlen

Quedlinburg
d. 10. Febr. 1751.

Dienstwilliger
G. H. Klopstock.

Nro. 1. J. J. W. De N[eumann] De W. Principia Process[us] Iudic[ii] Imper[ialis] Aulici [hodierni] cum differ[entiis] Proc[essus] Camer[alis]. 4.

2. Deßelben Formular Buch des heutigen Reichs Proceßes der beyden höchsten R[eichs] Gerichte. 4.[2])

3. Curas Einleitung zur univ. Historie. 8.[3])

14.

Klopstock an ....

Ich habe Hr. Hemmerde, s. t. Buchhändler in Halle, die ersten fünf Gesänge des Messias zum Verlag überlassen. Quedlinburg den 10ten März 1751.

Klopstock.

1) Vielleicht die 1738 zu Leipzig neu aufgelegte Ausgabe der Komoedien des Terenz mit Noten von J. Minellius (Leipzig 1726).

2) Beide Bücher erschienen zusammen in fünf Theilen zu Frankfurt und Leipzig 1747.

3) Hilmar Curas, Lehrer am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin, gab 1727 daselbst heraus: Einleitung zur Universalhistorie zum Gebrauche bei dem ersten Unterrichte der Jugend, welche wiederholt aufgelegt und seit 1774 neu von Joh. Matth. Schröckh bearbeitet wurde.

15.

Klopstock an Hemmerde.

Quedlinburg, den 13ten März 1751.

Hochedler,

Hochgeehrter Herr,

Ich beziehe mich auf mein letztes, worinn ich Ihnen den IVten Gesang geschickt habe. Sie lassen also die Ode so drucken, wie ich neulich geschrieben habe[1]), mit eben den Lettern wie der Meß. selbst gedruckt wird; den Vorbericht mit etwas kleinern Lettern. Ich erinnere mich, daß ich in meinen Briefen, schon Anmerkungen genug über die Kupferstiche gemacht habe; wenn man sich dieser nur bediente, so werden Sie die Kupfer besonders schon gut verkaufen können. Ich erwarte baldige Antwort von Ihnen weil ich bald verreise, und bin

Ew. HochEdlen
ergebener Diener
Klopstock.

Noch eins. Sie schicken eins der ganz guten Exemplare auf Langensalze mit der adresse: a Mr. Schmidt Candidat en droit - - -[2]) Mein Vater wird Ihnen künftig mehr schreiben.

16.

Klopstocks Vater an Hemmerde.

d. 10t. 9br 1751

HochwohlEdler

Hochgeehrter Herr,

Was Ew. HochwohlEdlen wegen meines Sohns unterm 2ten Oct. c. an mich gelangen laßen, solches habe ich gantz auf Friedensburg gegeben, es ist auch kein Zweifel, daß es richtig müße angekommen seyn, weil ich daher vom 8ten Briefe habe. Daßelbe ist von mir, Ihrem desiderio gemäß, besonders in Ansehung Herrn Profeßor

1) Dieser Brief ist nicht erhalten; vielleicht befand sich in ihm die bei Gruber a. a. O. I, 38, Anm. abgedruckte Stelle: „Ich wünschte, daß die Zeilen eine gute Weite von einander kämen. Ich erbiete mich deswegen zween Bogen weniger bezahlt zu nehmen. Wenn ich alle Buchdruckerzierrathen weg haben will; so verstehe ich auch die Anfangsbuchstaben mit Zügen, oder sonst mit einer Auszierung, darunter. Ich wiederhole auch dieß noch einmal. Auf den Titel setzen Sie schlechtweg: Der Messias, und dann auf die folgende Seite allein: Erster Gesang. — Daß auch die neuen Aenderungen, die ich an Herrn Professor Meier geschickt habe, genau eingerückt werden.“

2) Klopstocks Cousin Joh. Christoph Schmidt (1727—1807), Fannys Bruder.

Meiers, den ich hochschätze, mit der besten insinuation begleitet worden.[1]) ich werde keinen Posttag übersehen, die erwartende Antwort Ihnen zuzufertigen. Diesem wollte ich die Specification von einigen Büchern, welche ich gegen baar Geld zu haben verlange, beylegen, ich werde aber daran von einem nahen Trauer Falle behindert, weswegen das Verzeichniß außetzen muß. ich verharre indeß

Ew. HochwohlEdlen
Quedlinburg
d. 10. Nov. 1751.
Dienstbereiter
G. H. Klopstock.

Nach geschloßenen Briefe erhalte ich einen aus Coppenhagen sub dato des 30. passati, der vorerst dieses enthält:

ich ersuche Sie das Geld, was Herr Hemmerde noch zu bezahlen hat, an Sich auszahlen zu laßen.

17.

Klopstocks Vater an Hemmerde.

1751. d. 27t. 9br.

HochwohlEdler,
Hochgeehrter Herr,

Ich habe letztens nur kürtzlich gemeldet, wie ich von Coppenh. Nachricht hätte, daß Ew. HochwohlEdlen Erklärung dahin richtig überkommen sey; wegen des nachzuzahlenden Geldes aber litte damahln die Zeit nicht, ausführlicher zu schreiben, darum will ich es jetzo nachholen. Mein Sohn hat von Herr Mumme dasjenige, was Sie auszuzahlen assignirt gehabt, nicht gehoben, theils, weil er es dort nicht gebrauchet, theils, weil ers hier zu einem gewißen Endzweck an mich zu nehmen bestimmet hatte.

Verlangen Sie nun von H. Mummen deßhalb avertirt zu seyn, Erfordern Sie auch von Ihm selbst eine ausdrückliche Assignation; So kan mit beyden gewillfahret werden, nur mus ich mir ausbitten, daß ich Ihre Gedanken bald erfahre, damit das hin- und herschreiben nicht zu viel Zeit wegnehmen, und die Sache darüber nicht so lange unrichtig bleiben möge. Das qvantum ist Ew. HochwohlEdlen bekant, da mein Sohn keine andere Zahlung, als aus Ihren eigenen Händen angenommen hat.

ich habe ein klein Verzeichniß von Büchern beygeleget, welche zu billigen Preisen mit der Antwort erwarte und zu seyn versichere

Quedlinburg
d. 27. November
1751.
Ew. HochwohlEdlen
Dienstwilligster
G. H. Klopstock.

---

1) Vielleicht bezog sich diese Erklärung Hemmerdes (vgl. Brief 17) auf Meiers Beurtheilung des Heldengedichts der Messias, von der 1752 das erste Stück in zweiter Auflage und das zweite Stück ausgegeben wurde.

18.

Klopstock an Hemmerde.

Hamburg den 12t. Jun. 1754.[1])

HochEdler, Hochgeehrter Herr,

Ich bin gesonnen, Ihnen die Fortsetzung vom Meß. zu lassen, wofern Sie sich entschliessen wollen in Koppenhagen drucken zu lassen. Sie haben den Vortheil dabey, daß ich selbst die Correktur besorge. Und wie mir scheint, thäten Sie dann am besten, wenn Sie in Lübeck oder sonst in der Nähe das Papier nähmen, damit es mit dem ersten Schiffe nach Copp. gehn könnte. Die fünf ersten Gesänge werden von neuem, wegen der Verändrungen, gedruckt. Ich merke wohl, daß Sie nicht gern in 4⁰ drucken lassen möchten. Könnten wir nicht auf eine Art in 4⁰ drucken, daß es auf 8⁰ Art beschnitten werden könnte, wenn es Jemand so haben wollte. Sie müssen mir diesen Brief notwendig mit der nächsten Post beantworten. Denn auf die Michaelmesse muß die Ausgabe fertig seyn. Sie können mir zugleich melden, was Sie mir für den Bogen zu geben gedenken. Ich verharre übrigens

Ew. HochEdlen
ergebener
Klopstock.

Meine adresse ist hier: Bey Hr. Benedikt Schmidt[2]) auf der Reichstrasse.

19.

Klopstocks Vater an Hemmerde.[3])

d. 24t. Jul. 1754.[4])

HochwohlEdler,
Hochgeehrter Herr,

Sie erwarten von meinem Gel[iebten] Sohn von Coppenhagen Antwort wegen der neuen Auflage seines Buches, diese würde bereits gegeben seyn, wenn Er nicht zu meiner Bekümmerniß erkrancket wäre[5]), nachdem ich ihn nur gar kurtze Zeit mit Freuden gesund wiedergesehen hatte. Gegenwärtig schencket die Güte Gottes gesicherte Hofnung zur Genesung; die Ermattung und noch nicht gantz überwundene Kranckheit aber gestattet ihm nicht, selbst

1) Von dem Empfänger ist dabei bemerkt: Exped. d. 20t. Jun. 1754.

2) Metas Schwager (1714—1770).

3) Ein Theil des Briefes ist schon bei Gruber a. a. O. I, 66 gedruckt.

4) Von der Hand des Empfängers ist bemerkt: Exped. d. 27. Jul. 1754.

5) Ueber Klopstocks Krankheit während seines Besuchs in Quedlinburg im Sommer 1754 vgl. Klopstocks Briefe an Gleim vom 17. Juli, 6. u. 18. Sept., Metas Brief an Joh. Ad. Schlegel vom 6. Aug. 1754.

zu schreiben, darum will ich Ew. HochwohlEdlen von der Sache so viel benachrichtigen, als ich bey solchen umständen von ihm verstanden habe.

Sie wißen es schon aus meinen vorigen Briefen, daß ich die Beybehaltung seines ersten Verlägers angerathen, Er ist itzt von dieser Meynung und Endschluß, Nur komt es darauf an, daß Sie wegen einer unschädlichen Bedingung nicht difficultiren, oder Anstoß nehmen, da sie sich nicht füglich ändern läßt.

Es ist diese: daß man in Coppenhagen die ersten Bögen abdrucket, und wenn einer correct fertig worden ist, alsdenn Ihnen diesen einzeln Bogen alsofort mit der Post zusendet, und damit auf solche weise biß ans Ende fortfährt, also, daß Ihr Druck und der Coppenhagische mit eins vollendet ist. Diese dortige Auflage würde nur in wenigen Stücken bestehen, welche der Ihrigen um des willen mit Zuverläßigkeit nicht schadet, auch nicht nachtheilig seyn kan, weil dabey auf nichts weniger, als auf intereße gesehen wird.

Finden nun Ew. HochwohlEdlen solche Veranstaltung zum Drucke genehm, so wie ich darinn keine Bedenklichkeit für Sie ersehe, so acceptiret mein Sohn Dero Offerte der Zwölf Thaler vor jedem Bogen der neuen Arbeit, womit itzt das Werck vermehret wird, und ist in Ansehung dieser von Ihnen erwartenden Gefälligkeit und Willfahrung entschlossen, seine Kl[eine] Samlung von Oden[1]) Ihnen gleichfals mit Ausschluß Anderer zu überlaßen. Dem Herrn Profeßor Meier empfehlen Sie mich und den l[ieben] Patienten aufs beste. ich verharre

Ew. HochwohlEdlen
Dienstbereiter
G. H. Klopstock.

Quedlinburg
d. 24. July 1754.

20.

Klopstock an Hemmerde.

Hochedler,
Hochgeehrter Herr,

Ew. Hochedlen habe auf Ihr leztes Folgendes zu sagen. 1) Daß ich die kleine Koppenhagner Ausgabe auf meine Kosten mache, und nur soviel Exempl. drucken lasse, als erfordert werden, mir nach

---

1) Vgl. Brief 20. Seit dem Februar 1752 dachte Klopstock an eine Sammlung seiner Oden, wie der von Klamer Schmidt nicht mitgedruckte Schlusssatz seines Briefes an Gleim vom 19. Febr. 1752 beweist (aus Gleims Nachlass in Halberstadt): „Ich ersuche Sie mir die Ode an die Freunde zu schicken. Ich bin izt bescheftigt meine Oden zu übersehen und in Ordnung zu bringen.“ Vgl. dazu Klopstocks Brief an Gleim vom 9. Apr. 1752.

deren Verkauf die Kosten zu ersezen. 2) Daß ich diese Ausgabe größtentheils in Dännemark zu verkaufen gedenke, und daß nur wenige Stücke davon nach Deutschland kommen werden, deren Verkauf ich Ihnen überlassen will, wofern Sie ihn übernehmen wollen. 3) Daß ich mich, in Betrachtung der Zeit, wenn ich sie herausgebe, an die Messe nicht binden kann. 4) Daß ich Ihnen rathe, die veränderten fünf G. wegen des vielleicht zu besorgenden Nachdruckes lieber gleich zu drucken. 5) Daß ich die Bezahlung vor Uebersendung des lezten Bogens erwarte, und Ihnen alsdann zugl[eich] Anweisung geben werde, an wen Sie zu zahlen haben. 5) [!] Daß ich wegen der Zeit, wenn ich Ihnen die Oden schicken will noch nichts gewiß bestimmen kann, und daß ich Lust habe eine recht gute Ausgabe davon zu machen, wozu unser Preisler[1]) in Kopp. die Vignetten stechen würde. Die Oden würden nur eine kleine Samlung ausmachen, und ich würde sie Ihnen den Bogen zu 15 ℘ lassen. 6) Daß ich gesonnen bin, Ihnen auch eine kleine Samlung Prosaischer Stücke zu lassen, die Sie in Duodez aber mit etwas grössern Lettern, als bisher bey unserm Duodez gewöhnlich gewesen ist, drucken sollten. Aber die Zeit, wenn Sie diese Stücke bekämen, kann ich auch noch nicht bestimmen. Ich verharre übrigens

Ew. HochEdlen
ergebenster Diener
Klopstock.

21.

Klopstock an Hemmerde.

1755 d. 23t. 7br.

HochEdler,
Hochgeehrtester Herr,

In Dero Brief vom 26ten August, verlangen Sie unter andern die Entwürfe für die neuen Gesänge. Ich sehe wohl ein, daß Sie fortfahren müssen, Kupfer zu liefern. Aber was die Kupfer selbst anlangt; so kann ich Ihnen nicht verheelen, daß es mir verdrüßlich genug ist, daß ich voraussehe, daß diese neuen Kupfer wieder so übel gerathen werden, als die ersten. Was die Arbeit des Kupferstechers betrift, so möchten sie auch wohl angehn. Aber es ist ganz und gar keine Zeichnung darinn. Ich weis wohl, daß Sie nichts dafür können. Denn ich kann von Ihnen nicht verlangen, daß Sie so viel daran wenden sollten, als man thun muß gute Kupfer zu haben. Sie hätten gleich vom Anfange meinem Rathe folgen, und keine machen lassen sollen. — Meine Entwürfe zu den Kupfern sind diese[2]): Zum

---

1) Joh. Martin Preisler (1715—1794), berühmter Zeichner und Kupferstecher in Kopenhagen; vgl. Klopstocks Ode der Eislauf.

2) Vgl. zu dem folgenden die Erklärung der Kupfer in der Ausgabe des zweiten Bandes des Messias bei Hemmerde (Halle 1756).

VIt. Ges. Die Schaar, die in Gethsemane vor Jesus niederfällt, weil er gesagt hat: Ich bins! Der die Zeichnung macht, wird wohl thun, wenn er sich hier ein gutes biblisches Kupfer zu Nutze macht. Ausser diesem kömmt aber noch hierin, daß drey hinter einander, mit grosser Aengstlichkeit entfliehen. Der letzte muß darinn von den beiden ersten unterschieden seyn, daß er nicht allein Aengstlichkeit sondern auch Wut in seinem Gesicht zeigt. Zum VIIt. Ges. Die Façade eines antiquen römischen Palastes vor demselben das Hochpflaster. Unten herum eine grosse Menge Volks. Pilatus auf dem Richterstuhle, dem ein Slav[1]), aus einem prächtigen antiquen Wassergefäß Wasser über die Hände giest. Auf der rechten Seite Pilati steht der Meß. mit einer Mine voll erduldender Großmut; auf der linken Seite der Mörder Barrabas, ein wütender Mensch, voll starker Muskeln, mit niedergebücktem Kopfe, und seitwärts sehenden Augen. Ueber der Versammlung des Volks schwebt in einer dunklen Wolke mehrentheils verhüllt ein Todesengel mit einem Flammenschwerte. Dieser sieht mit ernster Mine auf das Volk herab. Zum VIIIt. Ges. Die Kriegsknechte sind beschäftigt, das Kreuz vollends aufzurichten. Der Messias steht unten am Kreuz, und hält seine rechte Hand über seine Augen und Stirn. Unter den vielen Zuschauern zeigen sich vorzüglich nebst einigen betrübten Jüngern, die frommen Weiber, die Jesu nachgefolgt waren, und die sich izt ihrer Traurigkeit ganz überlassen. In dieser Gegend wird etwas von Jerusalem und dem Tempel gesehn. Zum IXten Ges. Die Gegend ist wie die vorige, aber so dunkel und mit Wolken bedeckt, daß nur sehr wenig von Jerusalem und dem Tempel gesehn wird. Der Meß. am Kreuz zwischen den zween Schächern. Der Zeitpunkt ist der, da er mit dem Haupte ein wenig herunter geneigt, und mit einer ernstvollen Traurigkeit, die mit etwas Heiterkeit gemildert ist, zu der Maria und Johannes redete. Dieß Kupfer muß von dem vorigen auch besonders dadurch unterschieden werden, daß die Action der Zuschauer verschieden vorgestellt wird. Zum Xt. Ges. Die vorige Gegend, aber noch dunkler, und einige Theile derselben noch mehr durch die Finsterniß verdeckt. Der Messias ist todt. Maria und Johannes haben ihr Gesicht verhüllt. Die Hauptvorstellung der übrigen Zuschauer muß darinn bestehen, daß 1) einige wenige derselben einen wehmutsvollen Schmerz zeigen; aber 2) die meisten eine wütende angstvolle Reue zu erkennen geben. — Schicken Sie mir eine Zeichnung von dem Kupfer des VIIt. Gesangs. Ich will sie gleich wieder zurückschicken. Ich verharre übrigens

Kopp. den 23t. Spt. 55. Ew. Hochedlen

ergebenster Diener

Klopstock.

---

1) Verschrieben statt „Sclav“.

22.

Klopstock an Hemmerde.

Kopp. den 13. März 1756.

Werthester Herr Hemmerde,

Ich überschicke Ihnen hierdurch ein Exemplar vom zweyten Bande. Ich bin durch den Buchdrucker, der mir dies Exemplar überschicken sollte, und den zweyten Posttag durch meinen Bedienten, der das Paquet zu spät auf die Post gebracht hatte, aufgehalten worden, es Ihnen so bald, als ich versprochen hatte, zu überschicken. Unterdeß glaube ich, daß es noch zur rechten Zeit kommen werde. Die noch fehlenden Bogen sollen Sie so bald sie fertig sind (und der Buchdrucker hat mir versprochen sie in zehn Tagen fertig zu machen) bekommen. Ich verharre

Ew. Hochedlen
ergebenster
Klopstock.

23.

Klopstock an Hemmerde.

Koppenhagen den 4ten May
1756.

Hochedler Herr,
Hochgeehrtester Herr,

Es ist mir sehr verdrießlich gewesen, daß mein Buchdrucker es mit Ueberschickung der Bogen versehen hat. Ich hatte ihm doch gesagt, daß er lieber den ganzen Zweiten Band schicken sollte, wenn er die Anzahl der Bogen nicht genau wüßte, die er geschickt hätte. Er sagte, er hätts aufgeschrieben, er wüste es also gewiß. Ich will nur wünschen, daß die hierbey folgenden fehlenden Bogen noch zur rechten Zeit ankommen. Ich erhielt gestern Ihren Brief, und ich habe sie also nicht eher, als heut, abschicken können. Ich habe Herrn Reich Factor in der Weidmannischen Handlung[1]) gebeten, sich das Geld für den Zweyten Band von Ihnen auszahlen zu lassen. Sie werden also die Gütigkeit haben, dieß zu thun. Die Exemplare, die Sie von der Octavedition an mich schicken, können Sie nur Herrn Pelt, hiesigen Buchhändler, mitgeben. Sagen Sie Ihm, daß er mindstens ein Paar in seinem Coffer mitnehme, wofern er nicht Raum genug hat, sie alle auf diese Art mitzunehmen. Ich wünsche Ihnen übrigens wohlzuleben, und verharre

Ew. Hochedlen
ergebenster Diener
Klopstock.

---

1) Philipp Erasmus Reich (1717—1787), seit 1756 Factor in der Buchhandlung von Weidmanns Erben in Leipzig, 1762 Theilhaber der

24.

Klopstock an Hemmerde.

Hamburg den 17t. Jul. 1756.[1])

Hochedler,

Hochgeehrtester Herr,

Eben izt wird mir gemeldet, daß Sie sich, wegen der von mir nach Leipzig überschikten Exemplare von der Koppenhagenschen Ausgabe des Meß., über mich beklagt haben. Sie hätten diese Klagen, an mich selbst, und nicht an andre, richten sollen. Ich bin eben so abgeneigt, Ihnen im geringsten Unrecht zu thun, als ich einen herzlichen Eckel an Verlegerstreitigkeiten habe. Ich verlange daher, daß Sie mir die Ursachen Ihrer Anklage selbst anzeigen. Ich bitte Sie, daß Sie es bald thun. Denn ich will, daß diese Sache sogleich unter uns abgethan werde. Ich werde noch einige Wochen hier seyn. Meine adreße ist: Bey Hr. Benedikt Schmidt in der grossen Reichenstrasse. Ich bin übrigens,

Hochedler, Hochgeehrter Herr

Ihr

ergebner Diener

Klopstock.

25.

Klopstock an Hemmerde.[2])

Hamburg den 31tn Jul.
1756.

Hochedler, Hochgeehrtester Herr,

Eben erhalte ich Ihren Brief vom 27t. dieses. Vorläufig muß ich Ihnen sagen, daß ich weder einen Brief noch Exemplare von Ihnen erhalten habe. Sie werden vermutlich Exempl. von Ihrer Ausgabe verstehn. Seyn Sie also so gut und zeigen mir an, wem Sie diesen Brief und diese Exempl. mitgegeben haben. — Wer hat Ihnen denn die Nachricht gegeben, daß 800 Exempl. in Koppenh. gedrukt worden sind? Fragen Sie doch künftig erst bey mir an, ob solche Nachrichten, die Sie sich geben lassen, wahr sind, ehe Sie dieselben glauben; Oder erkundigen Sie sich mindstens auf ein andermal bey denen, die die Sache wissen können. Rothe, der im Anfange; Pelt, der zulezt die Besorgung des Druks gehabt hat; und Lillie,

---

Firma, Wielands langjähriger Verleger; vgl. Karl Buchner, Wieland und die Weidmannsche Buchhandlung (Berlin 1871).

1) Vom Empfänger ist dabei bemerkt: Exped. d. 27t. Jul. — Klopstock weilte von Mitte Mai bis Ende August 1756 in Hamburg.

2) Ein grosser Theil des Briefes ist bereits bei Gruber a. a. O I, 66—69 gedruckt.

der die Ausgabe gedrukt hat, werden Ihnen Nachricht geben können, daß nicht mehr als 418 Exempl. gedrukt worden sind. Die 18 sind auf Roialpapier, und zu Geschenken bestimmt. Ich kann nicht begreifen, daß Ihnen Jemand diese Nachricht hat geben können. Es ist unterdeß möglich, daß es Rothe gewesen ist, über den ich zulezt, aus gerechten Ursachen, verdrießlich geworden bin. — Sie werden aus dem, was ich Ihnen noch, über den ganzen Zusammenhang unsrer Sache, sagen werde, sehen, wie wenig ich gesonnen sey; Ihnen, auch nur im geringsten, Unrecht zu thun. —

Aus gewissen Ursachen, entschloß ich mich: 200 Exempl. auf meine Kosten drucken zu lassen. Ich schrieb es Ihnen, und sagte Ihnen dabey, daß ich diese Ausgabe größtentheils für Dännemark bestimmte.[1]) Hierauf wurde mir vom Hof aus befohlen, daß ich 400 Exempl. sollte drucken lassen, und dabey gesagt, daß Se. Majestät mein Allergnädigster König mir ein Geschenk von dieser Ausgabe machten. Ich schrieb Ihnen auch dieses. Ich weis nicht, (denn ich copire meine Briefe nicht) ob ich noch hinzugesetzt habe, daß auch diese 400 Exempl. größtentheils für Dännemark bestimmt wären. So viel weis ich, daß ich bey Ihnen anfragte: Ob Sie den Verkauf derer Exemplare, die ich nach Deutschland schicken würde, übernehmen wollen?[2]) Hierauf glaubte ich meinem Bruder, der in der Weidemannischen Buchh[andlung] steht[3]), einen Gefallen zu erzeigen, wenn ich die für Deutschland bestimmten Exempl. dieser Buchh. überließ. Ich hielt zugleich nicht dafür, daß meine Anfrage an Sie ein Contrakt wäre, den ich mit Ihnen wegen der für Deutschl. bestimmten Exempl. gemacht hätte. Und da ich mich eines Ihnen gegebnen Versprechens: die 400 Exempl. größtentheils in Dännemark zu verkaufen, nicht erinnerte; (und auch izt nicht erinnre,) so übersandte ich 200 Exempl. an die Weidemannische Buchh. und 40 Exempl. an Hr. Bohn in Hamburg. 100 Exempl. verkaufte ich an Hr. Pelt in Koppenhg., und überließ es ihm, damit zu machen, was er wollte. So hängt die ganze Sache zusammen.

Sie erklären sich: daß unsre Klagen unter uns abgethan wären, ob Sie gleich glauben, daß ich 800 Exempl. hätte drucken lassen. Ich danke Ihnen dafür. Ich aber will sie nicht eher für abgethan halten, als bis Sie mir folgende Fragen beantwortet, und wir uns darüber verglichen haben:

1) Sagen Sie mir: Ob ich Ihnen, auch wegen der 400 Exempl. geschrieben habe: daß ich sie größtentheils in Dännemark verkaufen lassen wollte? Wenn ich Ihnen dieses geschrieben habe; so kömmt es darauf an, daß wir uns über die Genugthuung, die Sie dießfalls fordern können, vergleichen. Und damit alles in der Ord-

1) Vgl. Brief 20.

2) Vgl. Brief 20.

3) Johann Christoph Ernst, geboren am 15. Nov. 1739.

nung geschehe, so bitte ich mir dabey aus: daß Hr. Professor Meier, den Auszug aus meinem Briefe mit meinem Briefe zusammen halte, und die Copie unterschreibe.

2) Beantworten Sie mir: Ob Sie mir eine schriftliche Erklärung geben wollen: daß Sie sich sehr darinn übereilt hätten, indem Sie von mir geglaubt hätten, daß ich 800 Exempl. anstatt der versprochnen 400 hätte drucken lassen; und ob Sie mir überhaupt in dieser Erklärung versprechen wollen, daß Sie künftig, in so fern als wir mit einander wegen des Meß. zu thun haben, Sachen von der Art von mir nicht eher glauben, noch viel weniger davon sprechen wollen, als bis Sie sich mit Gewißheit überzeugt haben, daß sie wahr sind? Es ist dieß das wenigste, was ich, dieser Beleidigung wegen, von Ihnen fordern kann.

Noch eins, das zwar diese Sache nichts angeht, das mir aber doch sehr unangenehm gewesen ist. Warum haben Sie denn meine Entwürfe zu den Kupferstichen, als Erklärung derselben drucken lassen, ohne vorher deßwegen bey mir anzufragen: ob ich es erlaubte? Sie sehen nicht ein, und ich kann auch von Ihnen nicht fordern, daß Sie es einsehen sollen, wie lächerlich diese Erklärung der Kupfer dadurch wird, da man in den Kupfern so sehr vergebens sucht, was in der Erklärung steht. Ueber dieß waren meine Entwürfe gar nicht dazu gemacht, jemals gedruckt zu werden. Ich hatte sie in höchster Eile geschrieben, und gar nicht daran gedacht, daß Sie jemals den sonderbaren Einfall haben würden, sie drucken zu lassen.

Ich ersuche Sie, mir mit nächster Post zu antworten. Denn ich werde mich nicht lange mehr hier aufhalten. Ich verharre übrigens

Hochedler, Hochgeehrtester Herr
Ihr
ergebner Diener
Klopstock.

26.

Klopstock an Meier.[1])

Hamburg den 25t. Nov. 1757.

Hochedelgebohrner Herr,
Werthester Freund,

Ich werde diesen Winter hier zubringen, und mir den Umstand, daß ich näher bey meinen Freunden bin, zu Nutze machen. Ich finde, daß man wirklich mehr Neigung zum Schreiben hat, wenn die Briefe längere Zeit unterwegs sind.

---

1) Einige Sätze dieses Briefes sind bereits bei Gruber a. a. O. I, 69, 73 und 74 gedruckt.

Ich wünsche Ihnen Glück, daß die Unruhen des Kriegs, die vor kurzem auch bis zu Ihnen kamen, durch die lezte glückliche Schlacht, aufs neue von Ihnen entfernt worden sind; da ich an allem, was Ew. Hochedelgeb. angeht, den freundschaftlichsten Antheil nehme; so bitte ich Sie, mir zu schreiben, in wie fern Sie die wiederhohlten Wirkungen betrofen haben. Ich würde diese Bitte nicht thun, wenn man nicht gerne von überstandnen Unruhen mit seinen Freunden spräche.

Ich weis nicht, ob mein Bruder in Leipzig Ihnen den Tod Adams zugeschickt hat? Ich habe ihm geschrieben, daß er es thun sollte. Er wird Ihnen auch ein Exemplar von meinen Liedern[1]) schicken.

Wollen Sie wohl die Gütigkeit haben, und Sich von Herrn Hemmerde folgende Fragen beantworten lassen. Sie beziehen sich auf das, was ich und er einander über die Koppenhagner Ausgabe des Meß. geschrieben haben.

1) Ob Er nicht den mir angedichteten Umstand, daß ich nämlich 800 Exempl. hätte drucken lassen, so genau untersuchen wolle (es kann ja durch Briefe geschehen) daß Er mir auf eine andre Art, als Er gethan hat, sagen könne, daß er von der Falschheit desselben überzeugt sey?

2) Ob Er dafür halte, daß Ihm Unrecht geschehe, wenn ich den Preis der nach Deutschland geschikten Exempl. nach meinem Gefallen festsetze? Und ob er also nur in der Betrachtung mit dem Verkaufe derselben zufrieden sey, wenn sie, besonders in Leipzig (welches ich izt zulassen muß, da es Anfangs wider meinen Willen so eingerichtet worden ist) übertrieben hoch verkauft werden?

3) Ob Er mir die noch übrigen Exempl. oder eine gewisse Anzahl davon abzunehmen Neigung habe.

Ew. Hochedelgeb. verzeihen mir, daß ich Ihnen diese Bemühung mache. Die Ursache davon ist, daß ich von Hr. Hemmerde gerne positive Antworten haben möchte. Die ganze Sache läuft darauf hinaus, daß Er mir den freyen Verkauf eines Geschenks, das mir mein König gemacht hat, zugestehe. Er hat dieses zwar schon gethan; allein ich bin theils mit der Art, mit welcher er es gethan hat, nicht völlig zufrieden; und theils scheint Er es nur deßwegen gethan zu haben, weil er gesehen, daß die hohen Preise den Verkauf hindern werden.

Wenn Er nicht glaubt, daß Ihn die Billigkeit verbindet, mir den freyen Gebrauch eines Geschenks des Königs zuzugestehen; so erwarte ich seine Forderung wegen einer einzurichtenden Genugthuung: ob ich ihn gleich dadurch von Seinem mir gegebenen Worte noch nicht frey spreche, nach welchem Er sein vermeintes Recht fahren lassen will.

1) Geistliche Lieder. Erster Theil. Kopenhagen und Leipzig 1758.

Mich deucht man kann nicht mehr thun, als ich wirklich thue, theils um Hr. Hemmerde Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; und theils eine Verlegerstreitigkeit, (welche ich überhaupt von Grunde der Seele verabscheue,) in der Geburt zu ersticken.

Ich weis nicht, ob ich Ihnen schon geschrieben habe, daß mir der König seit meiner Verheurathung eine Zulage von 200 ℔ aus Seiner Chatoulle giebt. Seit kurzem habe ich noch eine von 100 Dukaten erhalten.

Da ich den Antheil kenne, den Sie an dem, was mir begegnet, zu nehmen die Freundschaft haben; so habe ich Ihnen dieses nicht verschweigen wollen; ich habe zugleich auch deßwegen davon erwähnt, weil ich bemerkt habe, daß man anderweitig mein Gehalt nach Belieben grösser oder kleiner macht, als es ist.

Ich habe vor kurzem einen Brief von dem verehrungswürdigen Young erhalten. Ich hoffe, daß Er noch einige Jahre leben wird; denn Seine Hand ist nur erst ein wenig ziternd.

Ich wünsche von Ew. Hochedelgebohren bald solche Nachrichten zu erhalten, die mir die Sorge die ich mir über meine izt unter Armeen wohnenden Freunde oft mache, einigermassen benehmen. Ich bin mit beständiger Hochachtung

Ew. Hochedelgebohren
Meines werthesten Freundes
ergebenster
Freund u. Diener
Klopstock.

Meine Adresse ist: Bey Hr. Dimpfel[1]) im Grimm.

27.

Klopstock an Meier.[2])

Koppenhagen den 29ten
April 1760

Hochedelgebohrner Herr,
Werthester Freund,

Wenn ich mich recht erinnre, so ist es schon über ein Jahr, daß ich entweder an Ew. Hochedelgeb. oder an Hemmerde, wegen einer Sache, die diesen betraf, geschrieben habe. Ich habe aber keine Antwort erhalten. Ich vermute, daß sie wegen der bisweilen in diesen Kriegszeiten unordentlichen Posten verloren gegangen ist. Die Sache ist diese. Damals da die hiesige 4Edition vom Meß. gemacht wurde, entschloß ich mich zu 200 Exempl. weil mir durch den Verkauf von so vielen Exempl. von ungefähr die Kosten des Druckes ersezt wurden. Ich schrieb dieß Hemmerden. Hierauf

---

1) Metas Schwager Joh. Heinr. Dimpfel (1717—1789), Vater von Klopstocks zweiter Gattin Johanna Elisabeth (Windeme).

2) Ein Stückchen des Briefes ist bei Gruber a. a. O. I, 81 gedruckt.

machte mir der König ein Present von dieser Edition und ich erhielt Befehl 400 Exempl. drucken zu lassen, ich schrieb auch dieß Hemmerde, und vertheilte, wenn ich mich recht erinnre die Exempl. so: 50 behielt ich für mich 50 nahm ein hiesiger Buchhändler Pelt 50 nahm Bohn in Hamb[urg] auf meine Rechnung 250 die Weidemannische Handlung in Leipzig auf meine Rechnung. Hemmerde wurde böse darüber, daß ich ein Present, das mir der König gemacht hatte, auch in Deutschland verkaufen wollte, daß er nicht allein meinem Bruder in der Weidemannischen Buchhandlung sagte: Er könne die Exempl. confisciren lassen; sondern mir auch schrieb, daß er gehört hätte, ich hätte 800 Exempl. machen lassen. —

Ich hasse die Streitigkeiten der Autoren mit ihren Verlegern aufs äusserste, und ich will daher diese Sache ganz aufs Reine bringen. Ich kan keinen beßern Schiedsrichter als Ew. Hochedelgeb. dazu wählen. Ich frage Sie daher:

1) Kann Hemerde dafür daß ich eine nicht von mir gemachte sondern mir vom Könige geschenkte Ausgabe des Meß. besonders auch deßwegen in Deutschland verkaufen lasse, weil ich den deutschen Liebhabern diese beste Ausgabe nicht habe entziehen wollen, kann er, sage ich, deßwegen irgend eine Genugthuung von mir verlangen? Ich will dabey gar nichts davon erwähnen, daß der Preis von der Weidemannischen Buchhandlung höher gesezt ist, als ich gewollt habe, und daher der Verkauf sehr gehindert worden ist.

2) Ich erbiete mich, Hemmerde mag eine Genugthuung verlangen können oder nicht, ihm die noch vorhandnen Exempl. zu verkaufen. Es versteht sich, daß er die künftigen beyden Bände auch kriegt die 50 Exempl. ausgenommen, die ich für mich behalte, und die 50 die Pelt nimmt. Da er die Ausgabe kennt, so mag er bieten.

3) Ich verlange von Ihm, daß er mir eine schriftliche Erklärung gebe, daß Er es falsch befunden habe, daß 800 Exempl. sollten gedruckt seyn, und daß Er mich wegen der Uebereilung, mir dieses geschrieben zu haben, um Verzeihung bitte.

4) daß er sogleich wenn Sie Ihm dieses werden bekannt gemacht haben dasjenige bezahle, was für die neue Auflage des 1^t^ Bandes im Contrakte festgesezt ist. Dieß bezahlt Er an Madame Rüdinger[1]) in Leipzig, die am Markte wohnt.

Ich ersuche Ew. Hochedelgeb. diese Sache so bald es Ihnen möglich ist zu Stande zu bringen. Denn ich kann Ihnen nicht verschweigen, daß ich Hemmerde, so wohl deßwegen, was mir einer meiner Freunde schon ehemals von Ihm gesagt hat[2]), als auch weil

1) Wol Christiane Juliane Rüdinger, geb. Leisching, Klopstocks Cousine von mütterlicher Seite.

2) Vgl. Brief 7.

Er fähig gewesen ist, von mir zu glauben daß ich 800 Exempl. hätte drucken lassen, nicht allzusehr traue. Und nun genug hiervon.

Der Tod derjenigen, die ich so sehr geliebt habe und liebe, hat, meines Bestrebens ungeachtet, solche Einflüsse auf mich gehabt, daß ich, da ich ohnedieß ein langsamer Arbeiter bin, bisher noch langsamer habe arbeiten müssen. Ich kann daher noch nicht mit Gewißheit sagen, wenn ich den folgenden Band herausgeben werde.

Ich wünsche recht sehr von Ihnen und der Ihrigen Befinden bald einmal wieder Nachricht zu haben. Sie haben sehr traurige Zeiten erlebt. Nie können wir hier Gott genug danken, daß wir in Frieden leben. Gott gebe ihn endlich auch Deutschland wieder.

Ich bleibe mit unveränderlicher Hochachtung und Freundschaft

Ew. Hochedelgeb.
Meines werthen Freundes
ergebenster
Klopstock.

Meine Adresse ist: a Coppenh.
à l'Hotel de Bernstoff.

28.

Klopstock an Hemmerde.[1])

Quedlinburg den 12t
März 1763.[2])

Hochedelgebohrner Herr,

Sie werden Sich erinnern, daß Sie mir seit langen Zeiten eine Erklärung schuldig sind, daß Ihr Vorgeben falsch sey, die Koppenhagner Ausgabe des Meß. sey 800 an statt 400 Exemplare stark gemacht worden. Wollen Sie sich nicht endlich hierzu verstehen; so haben Sie hiermit meine sehr ernsthafte und positive Erklärung, daß ich künftig nichts mehr mit Ihnen zu thun haben will. Denn ich halte mich für befugt, mit einem Manne einen Contrakt aufheben zu können, der mich in Sachen, die eine Beziehung auf diesen Contrakt haben, auf diese Art anklagt, und seine falsche Anklage nicht wiederrufen will. Nur in dem Falle dieses Wiederrufs überlaße ich Ihnen die folgenden Gesänge des Meß. für den unter uns ausgemachten Preis, nämlich für 12 ℔ den Bogen nach alten Louisd'ors. Ferner offerir ich Ihnen, diejenigen Exemplare, die ich

---

1) Ein Theil des Briefes ist bereits bei Gruber a. a. O. I, 69—70 gedruckt.

2) Klopstock lebte vom Juli 1762 bis zum Juli 1764 in Deutschland, bis zum April 1764 meist in Quedlinburg. — Zu dem Briefe ist vom Empfänger bemerkt: Die Antwort liegt in Copie, so ihn geschickt, hierbey, und unter denen Conditiones bin alles Eingegangen; wie meine Antwort in Copie lautet.

von der Koppenhagner Edition noch in Leipzig liegen habe*, zum Verkaufe. Sie kennen die Ausgabe; und ich verkaufe den Band für 1 ꝛß nach Hamburger courant. Sie müssen Sich auch hierinn bald entschließen. Denn sonst schicke ich die Exemplare nach Hamburg, wo sie gesucht werden.

Ich verharre übrigens

Ew. Hochedelgeb.
ergebenster Diener
Klopstock
Königl. Dänischer Legationsrath.

* Es sind 161.

29.

Hemmerde an Klopstock.

·Copie.

1763 d. 23t. Märtz.

HochEdelgebohrner,
Hochgelahrter Herr Legations Rath,
Hochgeneigtester Gönner etc.

Ew. HochEdelgebohrnen sehr angenehmes Schreiben, vom 12tn März, habe ich erst den 22ste huj. erhalten, sonsten ehender geantwortet hätte.

Ew. HochEdelgebohrnen verlangen von mir eine Erklärung, das meine Angabe von der Coppenhager Ausgabe nicht 800 Exemplar gewesen, wie mir ein Coppenhager Buchhandl. gesagt gehabt sondern, daß die Auflage nur 400 stück gewesen. Und melden zugleich mit, daß wann ich mein Vorgeben wieder rufte, so solte ich die folgenden Gesängen von der Meßiade, den gedruckten Bogen pro labore a 12 Thl. — in alten Gelde oder Luis d'or in Verlag bekommen.

Auf Ew. HochEdelgebohrnen Vorschrieft und Begehren declarire ich, daß ich, daß Angeben, und von mir geglaubte Vorgeben von 800 Exempl. der Coppenhager Auflage der Meßiade, falsch sey, und daß die Auflage daselbst nur 400 Exemplar gewesen, und sey, wie der H. Legations Rath Klopstock HochEdelgebornen mir meldet, ich nunmehro fest glaube.

Auf dieses mein Bekentniß, versehe mich also, den Verlag der folgenden Gesänge der Meßiade, so bald als möglich, und ich verspreche, den gedruckten Bogen mit 12 Thl. in alten Gelde oder Luis d'ors zu bezahlen.

Wegen der Coppenhager Auflage aber, kan mich nicht verstehen, solche zu übernehmen, weiln Ew. HochEdelgeb. nun schon selbst damit hinaus wißen daß solche nach Hamburg verlangt würden so laße mir solches recht sehr gefallen, da Ew. HochEdelgebohrnen ohne dieses Selbst bekant, das eine quarto Auflage gemacht,

welche aber gar keinen Abgang finden will, und meist alle Exemplaria noch vorrätig habe.[1])

Ich hätte den H. Hoff Prediger Niemann in Coppenh. ordre gegeben an Ew. HochEdelgebohrnen 10 Thl. zu bezahlen, ob solches geschehen bäthe gelegentl. gütigst mit zu berichten, weiln selbiger bey seiner Abreise von Halle, solches versprochen und mir vor Bücher schuldig war. Nach gehorsamster Empfehlung und ungemeiner Hochachtung verharre

HochEdelgebohrner Herr
Hochgelahrter Herr Legations Rath
Hochgeneigtester Gönner
gehorsamster
Diener
CFHemmerde.

Halle
d. 23ste März
1763.

30.

Klopstock an Hemmerde.

Quedlinbg. den 6t Xer 1763.

Hochedelgebohrner,
Hochgeehrter Herr,

Der Herr Oberhofprediger Boysen[2]) hat Ihnen, in meinem Namen, geschrieben, daß ich mich, mit dem Drucke des Meß. an die Messe nicht binden würde; Gleichwohl haben Sie in den Meßcatalogus setzen lassen, daß der IIIte Band auf Ostern herauskommen sollte. Es ist überflüssig anzuführen, daß mir so etwas auf verschiedne Art unangenehm seyn kann; ich will daher nur dabey stehn bleiben, daß ich gar nicht begreifen kann, wie Sie darauf verfallen können so etwas wieder meine ausdrükliche Erklärung zu thun. Sie zwingen mich Ihnen folgendes zu sagen: Wenn Sie noch irgend einmal etwas in Absicht auf die Herausgabe des Meß., ich begreife darunter, Kupferstiche, Erklärung der Kupferstiche, wie Sie meine gar nicht zum Drucke bestimmte Entwürfe genannt haben, irgend eine andre Edition, irgend eine Ankündigung, ich sage, wenn Sie irgend dergleichen für sich thun, ohne mich vorher zu fragen; so werde ich dergleichen Verfahren, als eine Aufhebung unsers Contracts von Ihrer Seite ansehn, und das mit gutem Rechte, weil Sie weiter nichts über den Meß. zu disponiren haben, als ihn so zu drucken, wie wir vorher werden übereingekommen seyn. Ich bitte mir eine positive Erklärung von Ihnen hierüber aus. Mein Bruder[3]) hat mit Ihnen von dem gesprochen, was Sie mir für die

1) Hemmerde meint die Quartausgabe der ersten fünf Gesänge von 1751; vgl. Brief 18.

2) Frd. Eberh. Boysen (1720—1800), Oberhofprediger und Consistorialrath im Reichsstift Quedlinburg.

3) Wahrscheinlich Johann Christoph Ernst; vgl. Brief 25.

neue Auflage des I.t Bandes und für die Vorrede zu demselben[1]) noch schuldig sind. Sie schweigen aber ganz stille davon. Ich hatte schon vor der Erinnerung meines Bruders gehoft, daß Sie mich von selbst bezahlen würden, und Ihnen daher nichts davon geschrieben. Aber ich sehe, daß es nötig ist, daß ich Ihnen davon schreibe. Ich erwarte also mit nächsten von Ihnen das in dem Contrakt festgesezte (ich besinne mich jezt nicht gleich darauf, wie viel es beträgt) für die neue Auflage, und dann für die von Ihnen zum erstenmale gedruckte Vorrede zum ersten Bande 12 ꝶ für den Bogen. — Ich weis nicht, ob es schon bekannt geworden ist, daß der Meß. seit einiger Zeit in den Oesterreichischen Landen nicht mehr unter die verbotenen Bücher gehört. Ich schreibe Ihnen dieß, damit sie es sich zu Nutze machen können. Denn ich habe nichts von der Koppenhagner Ausgabe dahin gesandt, und werde es auch nicht thun. Dieß ist in Wien ohne meine Veranlassung geschehn. Aber ich habe jezt eine Gelegenheit, das Gleiche in Bayern zu veranlassen, und ich werde sie ergreifen. Wenn es bewilligt werden sollte; so will ich Ihnen Nachricht davon geben. Ich thue Ihnen hiermit einen Vorschlag von dem ich glaube, daß er Ihnen vortheilhaft seyn würde. Ueberlegen Sie ihn. Er ist dieser: Machen Sie eine ganz kleine Ausgabe vom Meß. mit lateinischen Lettern. Ich glaube es könnte Duodez seyn, wenn der Rand nur breit genug bliebe, daß die Zeilen nicht gebrochen werden dürften. Wenn die Lettern nicht allzuklein, Papier und Farbe gut sind, und wenn Sie sie denn so correkt drucken liessen, als ich Sie in den Stand setzen wollte, es thun zu können; so würde diese vielleicht mit der Zeit diejenige Edition werden, von der Sie am meisten absetzten. Kurz, überlegen Sies. Ich glaube Ihnen einen für Sie vortheilhaften Vorschlag gethan zu haben.

Ich erwarte baldige Antwort auf alle Punkte meines Briefes und verharre

Ew. Hochedelgebohren
ergebenster Diener
Klopstock.

31.

Klopstock an Hemmerde.

1764
d. 3.t Märtz.[2])

Hochedelgebohrner,
Hochverehrtester Herr,

Sie scheinen mir Ihren Vortheil nicht genug zu verstehen, wenn Sie die Ihnen von mir vorgeschlagene kleine Edition des Meß.

1) Hemmerdes Abdruck des ersten Bandes der Kopenhagner Ausgabe von 1755 (Halle 1760. 8°) mit der Abhandlung von der heiligen Poesie.

2) Unten auf der ersten Seite steht: an Herrn Hemmerde. — Vom

nicht machen wollen. Ich will Ihnen umständlich sagen, was ich eigentlich für eine Ausgabe meine.

1) groß Duodez mit kleinen feinen Lettern, die Sie allenfalls dazu gießen ließen, und sonst gewiß auch noch gut brauchen könnten.

2) Es kämen alle Druckfehler heraus, die in Ihrer und meiner Edition sind.

3) Es kämen kleine Anmerkungen hinzu, die den Meß. aus der Bibel erläuterten.

4) Es würden auch noch einige kleine Aenderungen hinzu kommen.

Glauben Sie mir, alle Leser, die gute Augen haben, würden diese Edition wegen ihrer Kleinheit und Correktion Ihrer andern und meiner vorziehen. Unter deß würde es doch auch noch immer einige geben, die die erste kauften. Ich wollte Ihnen auch noch ein Titelkupfer und zwar nicht von einem Kupferstecher, wie der Ihrige ist, sondern von Preisler dazu schenken.

Sie sagen, daß Sie es so verstanden hätten, daß ich nichts für die Revision verlangen würde, weil Sie mir zugestanden hätten, daß ich eine Ausgabe in Koppenh. machte, oder vielmehr mich nicht unterstünde, ein Geschenk auszuschlagen, das mir der König machte. Warum haben Sie es denn so verstanden? Ich habe ja kein Wort davon gesagt, daß dieser Punkt unsers Contrakts, aus dieser Ursach, unerfüllt bleiben sollte. Sagen Sie mir aufrichtig (doch werden Sie dieses thun wollen?) wie viele Exempl. Sie vom Meß. verkauft haben; so will ich mich darnach richten, ob ich diese Kleinigkeit von Ihnen, dem Contrakte gemäß, verlangen will oder nicht. Unterdeß die 12 ℔ für den Bogen der Vorrede bitte ich Sie, mir, gleich nach Empfang dieses, zu schicken. Denn Sie haben dieß nun lange genug aufgeschoben.

Entwürfe zu neuen Kupferstichen kann ich mich unmöglich entschließen zu machen. Ich bin nicht sicher, daß Sie sie nicht von neuen drucken laßen. Sie müßen mir das nicht übel nehmen, daß ich so von Ihnen denke. Es hat Sie Niemand bey mir verläumdet; aber ich habe aus Ihrem Betragen Ihre Neigung eigenmächtig [zu] verfahren genug kennen gelernt. Alles, wozu ich mich in Absicht auf diesen Punkt werde verpflichten können, ist, daß ich dem Kupferstecher mit zwey Worten sagen werde, was er machen soll.

Ich erwarte baldige Antwort von Ihnen, und verharre

Quedl. den 3t. März 1764.

Ew. Hochedelgeboren
Meines hochgeehrten Herren
ergebenster Diener
Klopstock.

Empfänger ist zu dem Briefe bemerkt: 1764 den 13ten Martz geantwortet auf der Post nach Quedlinburg und 12 ℔ Ng. in 2½ Luisd'or gesandt, vor die Abhandl. der heil. Poesie.

32.

Klopstock an Hemmerde.

Koppenhagen den 9t. Jul.
1768.[1])

Hochedler,
Hochgeehrtester Herr,

Ich lasse jezt an der 4Ausgabe der neuen 5 Gesänge des Meß. oder an dem 3 Bande drucken. Sobald 3 Gesänge fertig seyn werden; so will ich sie Ihnen zuschicken. Ich werde die gebliebnen Druckfehler gerne anmerken, und ich bitte Sie, sie mit eben der Sorgfalt in Ihrem Abdrucke zu vermeiden. Wir wollen zu diesen Gesängen keine Kupfer machen. Es ist besser, daß wir gar keine, als daß wir schlechte haben. Dieser 3t. Band wird wenigstens 1½ Bogen mehr betragen, als der 2te. Haben Sie die Gütigkeit, und bezahlen fürs erste so viel als der 2te beträgt an meine Mutter nach Quedlinburg, und zwar gleich nach Empfange dieses Briefs. Ich weis wohl, daß Sie nicht eher zu bezahlen schuldig sind, als bis Sie den ganzen Band bekommen haben; ich bitte mir daher auch diese etwas frühere Bezahlung als eine Gefälligkeit von Ihnen aus.

Ich habe übrigens die Ehre zu seyn
Ew. Hochedlen
Meines hochgeehrtesten Herrn
ergebenster Diener
Klopstock.

33.

Klopstocks Mutter an Hemmerde.

HochEdeler Herr
Hochzuehrender Herr

Ich hoffe das Sie meinen Brief nebst inlage von meinen Sohn aus Coppenhagen erhalten haben ich habe mir den ersten Post Tage eine antwort von Ihnen ausgebethen und ist nun schon der 3te vorbey gegangen also haben Ew. HochEdelen nunmehro die gutheit und melden mir ob Sie daß verlangen warum Sie von meinen Sohn gebethen mit nechster Post zu erfüllen belieben Sie erweisen hiermit meinen Sohn und mir eine gefelligkeit und hoffe ich daß Ew. HochEdelen dagegen nichts zu sagen haben in erwartung einer baldigen Nachricht verbl. mit meinen Compliment

Ew. HochEdelen
ergebene Dienerin
AMKlopstockin.

Quedlinburg
d. 30. July 1768.

---

1) Unten auf der ersten Seite steht von Klopstocks Hand: an Hr. Hemmerde. — Von dem Empfänger ist zu dem Briefe bemerkt: 12

34.

Klopstocks Mutter an Hemmerde.[1])

HochEdeler

Hochgeehrtester Herr

Dero geehrtestes mit der einlage der 125 ₰ habe am Montag durch die Post erhalten, ich dancke Ihnen vor die übermachung und lege den verlangten Schein hierbey, ich habe wohl geglaubt das Ew. HochEdlen nicht würden zu Hauß. Dieses zu erfahren schrieb ich noch einmahl, umb mein Sohn nachricht davon zu geben Gott sey gedanckt, daß nunmehro der Meßias so weit vollendet, Er verleihe mein Sohne zu der gantzen ausführung des Gedichtes ferner gesundheit und Kräfte, das ich mich mit allen Freunden des Meßias darüber freuen kann, mit heutiger Post geht der inliegende Brief nach Coppenhagen, nehmen Sie es nicht ungütig das ich auch 2 Briefe zur Bestellung mit einlege, den von meinem Sohn nach Wien[2]) wolte ich gern das Er über Dreßden und so viel als Er franqviret werden kann laufen möchte ich thue das Porto guth noch eins so bald als Euer HochEdelen den Meßias erhalten so muß ich die erste sein an die ein Exsemplar Sie zu schicken belieben.

Bey dieser Gelegenheit habe ich auch ein Anliegen darüber ich Dero Rath mir ausbitte, mein seel. Mann hatt eine kleine juristische Bibliothec hinterlaßen es sind darin viel guthe Bücher ich habe solche beybehalten, in der meinung das dieß einer von meinen Söhnen haben solle, weil aber Keiner jura studiret hatt, so ist Sie mir nun zur Last wißen mir Ew. HochEdeln nicht einen Vorschlag zu thun Es sind meist 600 St. ich will sie nuhr vor 200 ₰ hingeben, und werden wohl nicht einmahl die Bände bezahlt, in einem Buchladen komen viele junge Herrn, Die ofte so wenig Geld nicht aestimiren, und gern große Bibliothecen haben wollen.

oder können sie an den auctionator verkauft werden, ist Es möglich mir von zu helfen geschieht mir ein Gefallen, ich will erkäntlich vor sein, und möchte ich mir dieserhalb Nachricht ausbitten, so will ich den Catalogue übersenden, sonst wünsche Daß Ew. Hoch-

---

[verschrieben statt 10] Bogen à 12 ₰ . . thun 124. 1768 d. 7t Aug. mit der Post an die Frau Commissions Rathin Klopstockin 125 ₰ in Louisd'ors gesandt.

1) Bei dem Briefe liegt eine Quittung über den Empfang von 125 Thalern Abschlagszahlung auf den dritten Band des Messias vom 10. Aug. 1768, von Klopstocks Mutter mit dem vollen Namen unterschrieben: Anna Maria Klopstockin geb. Schmiedin Witbe.

2) Vielleicht Klopstocks Brief an Denis vom 22. Juli 1768.

Edelen und wertheste Frau Liebste sich allzeit wohl befinden mögen, ich mache Ihnen beyden mein Compliment und verb.

Quedlinburg
d. 10 August 1768.

Ew. HochEdelen
ergebene Dienerin
A. M. Klopstockin.

35.

Klopstock an Hemmerde.

Koppenh. den 22t. Oct. 1768 [1])

Hochedler, Hochgeehrtester Herr,

Meine Mutter hat mir den Empfang von . . .*), die Sie ihr übersandt haben gemeldet. — Mein Drucker verfährt hier, weil er dieß und jenes sonst noch zu thun hat, mit einer unerträglichen Langsamkeit. Dieß soll Sie aber nicht hindern, den IIIt. Band bald herauszugeben. Ich bitte Sie daher, mir gleich nach Empfang dieses zu schreiben, wie viele gedruckte Bogen Sie haben; so will ich Ihnen das Uebrige theils gedrukt theils MS. schicken. Sie sehn, daß ich wünsche, daß Sie sich mit Ihrer Ausgabe nicht an die Messe kehren; sondern sie fertig machen, so bald es Ihnen möglich ist. Dieß ist so sehr mein Ernst, daß ich, wenn Sie bey Ihrer Meinung bleiben, erst auf Ostern herauszugeben, den IIIt. Band, an Trattner [2]) nach Wien, zur Fortsezung seines mir sonst so unangenehmen Nachdrucks, schicke. Ich muß Ihnen dabey sagen, daß ich dort Jemand kenne, der die Correctur gern übernimmt, und sie so besorgt, daß ich damit zufrieden seyn kann. Haben Sie die Gütigkeit, mir Ihren Entschluß hierüber mit nächster Post zu melden. Meine Adresse ist: à l'hotel de Bernstorff. Ich verharre übrigens

Ew. . . . .

ergebenster Diener
Klopstock.

*) Ich kann Ihren Brief nicht gleich finden, und habe die Summe vergeßen. Der Schein meiner Mutter kann Ihnen unterdeß zureichend seyn.

36.

Klopstock an Hemmerde.

Koppenh. den 23t. Jan.
1769

Hochedler, Hochgeehrtester Herr,

Ich habe nicht Zeit gehabt, eine Abschrift von dem 15ten Ges. machen zu laßen, und sie dann (welches sehr nötig gewesen seyn

1) Von der Hand des Empfängers ist dazu bemerkt: d. 2ten 9br. erhalten. den 4t. 9br. mit der Post unter addreße Herrn Heineck und Faber geantwortet.

2) Joh. Thom. v. Trattner (1717—1798), berühmter Nachdrucker,

würde) so genau durchzusehn als zu einem correkten Abdrucke erfodert wird. Ausser dem konnt ich auch hoffen, daß mein hiesiger Drucker eher fertig werden sollte, als er es wird. Gleichwohl sollen Sie nun bald den 15ten Ges. haben. Seyn Sie so gütig, und schicken mir mit nächster Post, was Sie noch fertig haben, und was mir fehlt, damit ich die Druckfehler anmerke, und sie Ihnen mit dem 15 Ges. zuschicken kann. Diejenigen Drukfehler, die in Ihren Abdruk dieses Ges. etwa kommen könnten, bitte ich Sie selbst anzumerken, und sie den von mir angezeigten beyzufügen.

Der 15 Ges. hat 1533 Verse. Sie können hier aus urtheilen, wie viel Sie mir noch zu bezahlen haben. Sie erzeigen mir eine Gefälligkeit, wenn Sie diesen Rest, gleich nach Empfang dieses, an meine Mutter nach Quedlinburg übersenden, ferner zwey Exempl. vom Meß., so weit Sie ihn abgedrukt haben, eins an meine Mutter, und eins an Hr. Gleim.

Ich habe die Ehre zu verharren

Ew. Hochedlen

ergebenster Diener

Klopstock.

37.

Klopstock an Hemmerde.

Hochedelgebohrner, Hochgeehrtester Herr

Endlich bekommen Sie den 15tn Gesang. Ich werde Ihnen die Drukfehler Ihrer Ausgabe, so weit ich die Bogen habe, hinten anzeigen. Wenn Sie Jemand kennen, der in solchen Sachen genau ist, so laßen Sie die übrigen Bogen mit der 4⁰ Ausgabe vergleichen, und die Drukfehler, die etwa geblieben sind, mit denen, die ich Ihnen schicke, anzeigen. — Ich bitte Sie mir die für mich bestimten Exempl. bald zu schicken, und 3 von den beyden ersten Bänden mit beyzulegen. Ich weis nicht, ob Sie Ihre 4Ausgabe fortgesezt haben. Wenn es ist, so schicken Sie mir auch ein Paar Exempl. davon. Es bleibt bey Ihrem Versprechen, diesen dritten Band, gleich nach Vollendung des Druks herauszugeben. Ich habe Sie mich deucht neulich schon gebeten, ein Exempl. so früh als mögl. an Hr. Pastor Alberti in Hamburg zu schicken. Ich habe übrigens die Ehre zu verharren

Koppenh. den 11tn Feb. 1769.

Ew. Hochedelgeb.

ergebenster Diener

Klopstock.

übrigens hoch verdient um die Hebung des österreichischen Buchhandels Vgl. über ihn Klopstocks Briefe an Denis.

Druckfehler.[1])

S. 31. v. 4. v. o. [XI, 739] ernster. ernste. S. 41, v. 12. v. o. [XI, 1014] erhabenen. erhabnen. S. 45. v. 14 v. u. [XI, 1123] erblikte. erblikt'. S. 45. v. 9. v. u. [XI, 1128] weissagete. weissagte. S. 46. v. 5. v. o. [XI, 1141] goldner. goldnen. S. 94. v. 1. v. o. [XII, 759] Maria. Moria. S. 103. v. 13. v. o. [XIII, 52] er. und. S. 121. v. 7. v. u. [XIII, 544] dann davon.

S. 6. v. 13. v. oben [XI, 80]. Ungefallen. Ungefallnen.

38.

Klopstocks Mutter an Hemmerde.

Brief und Quittung vom 25. Febr. 1769 über den Empfang von 50 Thalern noch rückständiges Honorar für den dritten Band des Messias.

39.

Klopstocks Mutter an Hemmerde.

Brief und Quittung vom 5. Apr. 1769 über den Empfang von weiteren 29 Thalern Honorar nebst einem Exemplar des dritten Bandes des Messias. Klage, dass einige der zur Zahlung verwendeten Ducaten zu leicht gewesen; Verzicht auf die Nachzahlung der fehlenden Groschen.

40.

Klopstocks Mutter an Hemmerde.

HochEdeler
Hochgeehrtester Herr Hemmerde

Ich beziehe mich auf meinen Brief so ich in Leiptzig an Ew. HochEdelen bestellen laßen und weil ich nun nach Coppenhagen schreiben muß so wolte ich meinen Sohn melden daß alles wegen der Bezahlung des Meßias seine völlige richtigkeit hätte den mein Sohn schreibt mir unter den 4ten April[2]) so bald als Herr Hemmerde den Meßias wird überschicken, werden Sie urtheilen können ob Er völlig bezahlt hatt Er giebt vor den Bogen 12 ₰ in Louidors

1) Zu der von Klopstock angeführten Zahl der Seite und Zeile füge ich in Klammern die des Gesangs und Verses. Hemmerde hat von allen Fehlern, die Klopstock anmerkt, nicht einen corrigiert; vgl. Brief 41.

2) Das in Gleims Nachlass in Halberstadt aufbewahrte Original des Briefes von Klopstock an seine Mutter ist vom 8. Apr. 1769 datiert; die von der Mutter hier angeführte Stelle ist von Klamer Schmidt (Klopstock und seine Freunde. Halberstadt 1810. II, 209—210) genauer nach dem Wortlaute des Originals mitgetheilt.

die Einleitung apart gezahlt. nun hält der Meßias 17 Bogen Die Einleitung ist der 18zehnte [!] Bogen also erhalte ich noch 12 ℔ welche mir Ew. HochEdeln mit nechster Post zu schicken belieben werden damit diese Sache ihre völlige richtigkeit erhält und ich es nach Coppenhagen melden kann, in erwartung einer baldigen Antwort mit der kleinen remise bin abermahls mit meinen Compliment

Ew. HochEdelen

Quedlinburg
den 19 May 1769 [1])

ergebene Dienerin
AMKlopstockin.

Wie theuer wird die Meßiade verkauft nehmlich die letzten 5 Gesänge.

41.

Klopstock an Hemmerde. [2])

Bernstorff den 25. Jul.
1769. [3])

Ich bitte Ew. Hochedl. mir über folgende Punkte nächstens zu antworten:

1) Ich habe den versprochnen 2t. Band Ihrer Ausgabe vom Meß. nicht erhalten. Sie hatten mir geschrieben, daß diese Exempl. in Leipzig lägen, und Pelt sie mir mitbringen sollte.

2) Sie haben unter die für mich bestimmten Exempl. des 3ten Bandes eins für Hr. Kloz gesezt. Warum haben Sie dieses gethan, da ich es Ihnen nicht aufgetragen hatte?

3) Sie haben zu dem 3t. Bande, die Drukfehler, die ich Ihnen zugeschikt hatte, nicht gesezt. Ich sehe nicht, wie Sie dieses bey mir entschuldigen können. Doch wie Sie es auch entschuldigen mögen; so halte ich mich dabey weiter nicht auf. Aber da ich mit Recht glaube, daß es zu unserm Contrakt gehöre, daß Sie drucken, was ich Ihnen sage, daß Sie drucken sollen; so erkläre ich Ihnen

---

1) Vom Empfänger ist auf dem Briefe bemerkt: d. 24t. May Exped. und gemeldet, daß 3te Band nur 17 Bogen hält, und a 12 ℔ den Bogen, thut 204 ℔ so auch bezahlt seyn.

2) Ein Theil des Briefes ist bei Gruber a. a. O. I, 115, Anm. schon abgedruckt.

3) Von dem Empfänger ist zu dem Briefe bemerkt: 1) Den 8t. Aug., durch Hrn. Haineck und Faber gemeldet, daß der 2te Theil von Meßias Schreip, durch H. Haineck 3 mal u. die Mich. Meße senden will [?] 2tens: daß die Exemplaria Ihn gar nicht angerechnet, so an H. Past. Alberti, H. Gleim, und Mamma gesandt, und an H. GhRth Klotz in meinem Nahmen geschickt, solchen 3t. Theil in Zeitungen bekant zu machen. 3tens Die Druckfehler hätte der Buchdrucker versehen, hinten anzudrucken, und wann mehrere solten gefunden werden, so bald solche erhielte, wolte sie gleich drucken laßen.

hierdurch, daß ich Sie, als denjenigen, der ihn aufhebt, ansehn werde, wenn Sie nicht noch ein Blatt beylegen, auf dem die Drukfehler so, wie ich sie Ihnen geschikt habe, angezeigt werden. Sie irren sich, wenn Sie glauben, daß Sie mir bloß schreiben dürften, Sie wollten dieses thun. Denn ein sicherer Mann hat von mir den Auftrag, bisweilen in Ihrem Laden nachzusehn, ob es geschehn ist. Und wenn es von heut an in einem Monathe nicht geschehen ist; so werde ich es nicht anders nehmen, als wenn Sie es niemals thun wollten.

Ich verharre übrigens

Ew. Hochedl.
ergebenster Diener
Klopstock.

42.

Klopstock an Hemmerde.

Hamburg den 22t. Sept. 1772.

Hochedler, Hochgeehrter Herr,

Ich bin nahe daran, den Messias zu vollenden; und ich gebe Ihnen deßwegen eine vorläufige Nachricht davon, daß Sie Papier zum Abdrucken bereit halten. Denn ich werde für dießmal, nicht die Kopenhagner Ausgabe sondern die Ihrige zuerst herausgeben. Sie müßen auch in Zeiten für einen recht guten Corrector sorgen. Es könnte seyn, daß Sie das M. S. schon im December bekommen; und so müßen Sie so gleich mit dem Drucke aufangen, und mit der Herausgabe nicht auf die Ostermesse warten. Ich werde Ihnen etwa einen Monath vor Uebersendung des M. S. weitere Nachricht geben.

Sie wißen, daß ich, nach unserm Contrakte, bey jedem wiederholten Abdrucke etwas weniges bekomme. Sie haben, wie ich weis, neue Abdrücke gemacht; aber ich habe nichts bekommen. Ich hoffe, Sie werden nicht ferner anstehn, mir es zu übersenden.

Es geschähe mir ein Gefallen, wenn Sie mir für den letzten Theil 100 ℔ in Louisd'or zum voraus bezahlten. Da ich mir hiebey keine Schwierigkeit vorstellen kann; so erwarte ich diese Summe nächstens.

Ich verharre übrigens

Meine Adresse:
Hamburg bey Hr. von
Winthem in Grimm.

Ew. Hochedlen
ergebenster Diener
Klopstock.

43.

Klopstock an Hemmerde.[1])

Hochedler, Hochgeehrtester
Herr,

Ich habe die 100 ℔ Louisd'or von Herolds[2]) richtig erhalten; Sie hätten mich aber nicht in die Verlegenheit setzen sollen, so lange auf die Auszahlung warten zu müßen. Ich wünsche sehr, daß Sie von der Idee Kupfer zum Meß. zu haben, abkommen mögen. Es macht Ihnen und den Lesern Kosten, die überflüßig sind. Ich werde Ihnen in kurzer Zeit den XVI und XVII Ges. nebst der Einleitung zuschicken. Diese besteht aus einem Stücke meiner Abhandlung vom Sylbenmasse, und handelt von den lyrischen Versarten. Denn der lezte Gesang enthält gröstentheils lyrische Stücke. Sie haben doch so wohl hiezu, als besonders auch zum Meß. selbst einen guten Correktor? An Correktur ist mir viel mehr gelegen, als an allen möglichen Kupfern, die Sie stechen laßen könnten. Das M. S. ist zwar von verschiednen Händen; aber es ist sehr genau durchgesehen. Sie müßen daher Jemand zu Hülfe nehmen, welcher den Correktor in zweifelhaften Fällen unterrichten kann. Denn es ist mir (ich wiederhohle es Ihnen) nichts so verdrießl. als Drukfehler, besonders solche, die noch einen Verstand haben, ohne den rechten Verstand zu haben. — Es ist mir angenehm gewesen, daß Sie mir einmal ein Wort von dem Hr. Professor Meier gesagt haben. Ich bitte Ihm meine freundschaftliche Empfehlung zu machen. — Schicken Sie mir eine von einem Notarius unterzeichnete Abschrift unsers Contraktes (ich habe nicht Zeit unter meinen vielen Papieren darnach zu suchen). Ich habe Ihnen dieses Contraktes wegen ein Paar Worte zu sagen. Ich bitte Sie mir die Abschrift bald zu schicken.

Hamb. den 27t. Nov. 1772[3]). Klopstock.

---

1) Ein Satz des Briefes ist schon bei Gruber a. a. O. I, 115, Anm. abgedruckt.

2) Wahrscheinlich der Buchhändler Joh. Heinr. Herold in Hamburg, bei dem unter anderm 1779 Klopstocks Fragmente über Sprache und Dichtkunst erschienen.

3) Vom Empfänger ist dazu bemerkt: NB den 15 Xbr durch Einschluß Herrn Bohn geschrieben, und versprochen nicht nur daß pro labore nach unsern Contract zu bezahlen, sondern noch Ein ansehnliches present zu schencken wann daß Werck fertig.

44.

Klopstock an Hemmerde.

Hochedelgebohrner
Hochgeehrter Herr,

Die Versicherung, die Sie mir durch Hr. Bohn[1]) haben geben laßen, hätten Sie nicht nötig gehabt. Unterdeß bitte ich Sie doch, mir die Abschrift unsers Contrakts, so bald Sie nur können, zu schicken. — Sie empfangen hiebey die Einleitung, und den 16ten Gesang. Alles ist mit der grösten Sorgfalt durchgesehen. Sollte unterdeß der Correktor noch Zweifel haben; so schicken Sie mir die Stellen zu, die man glaubt nicht recht gelesen zu haben.

Ich verlasse mich also darauf, daß ich die Bogen einzeln mit der Post erhalte. Sonst schicken Sie auch so bald [Sie] die Einleitung und den 16 Ges. (Sie sollen den 17ten künftige Woche haben, neml. ich schicke ihn heut über acht Tage fort) fertig haben,

1) Ein Exemplar nach Wien an den Grafen Dietrichstein Oberstallmeister des Kaysers.
2) Ein Exempl. an Herrn Ebert nach Braunschweig.
3) Ein Exempl. an Hr. Gleim.
4) Sechs Exemplare an mich.[2])

Ich verharre übrigens
den 10ten Dec. 1772.[3])

Ihr
ergebenster Diener
Klopstock.

45.

Klopstock an Hemmerde.[4])

Hamb. den 22ten Dec.
1772.

Hochedelgebohrner
Hochverehrter Herr,

Unvermeidliche Abhaltungen haben gemacht, daß ich Ihnen den 17t. Ges. erst künftigen Sonnabend[5]) schicke. — Was die wegzuschickenden Exemplare anbelangt, so ist meine Meinung, daß Sie

1) Wol der Hamburger Buchhändler Joh. Karl Bohn, bei dem schon 1752 Klopstocks Ode an den König („Die Königin Luise" 1771 betitelt) und an Gott erschienen war.

2) Vom Empfänger ist beigefügt: A bis F. 5) an Herrn Profeßor Bodmer in Zürch. 6) an Herrn Graf von Stolberg in Göttingen. 7) an Herrn Secretair Brandes in Zelle. ordre an Hr. Runge zu beziehen A bis F. Vgl. Brief 45. 46. 50. 55.

3) Vom Empfänger ist dazu bemerkt: d. H. Bohn Einschluß NB. d. 18ten Xbr. Geantwortet, und bald mehr Mscrpt. zu schicken.

4) Ein Theil des Briefes ist bei Gruber a. a. O. I, 115—116, Anm. gedruckt.

5) = 26. December; vgl. Brief 46.

dieselben an die genannten Personen, so bald ein Gesang, oder auch etwas darüber fertig ist, in meinem Namen überschicken. Ausser den schon angezeigten schicken Sie, auf gleiche Weise, noch ein Exemplar an den Grafen Stollberg nach Göttingen.

Ich will Ihnen jezt die Ursache sagen, warum ich Sie gebeten habe, mir unsern Kontrakt zu schicken. So viel ich weis, so ist in demselben die Zeit nicht festgesezt, wie lange der Meß. Ihnen zugehört. Nun vermute ich zwar wohl, daß Sie die Zeit des Besizes auf immer annehmen werden; hieraus folgt aber nicht, daß dieß: auf immer, der Billigkeit gemäß sey. Und, nach der Billigkeit, muß die Sache doch entschieden werden; da in dem Kontrakte selbst (wie ich annehme,) die Zeit des Besizes nicht bestimmt worden ist. Es versteht sich von selbst, daß Sie, zum Verkaufe des lezten Theiles, noch einige Zeit im Besize bleiben. Sollten Sie hierinn meiner Meinung nicht seyn; so müßen wir Schiedsrichter erwählen, deren Entscheidung wir die Sache überlaßen. Daß ich auf keine Weise unbillig gegen Sie verfahren wolle, können Sie unter andern auch daraus sehen, daß ich nachsehend genug geworden bin, Ihnen erst vor kurzen, ob ich es gleich lang genug gewust habe, ein Wort davon zu sagen, daß Sie einen Abdruck haben machen laßen, ohne mir die in dem Kontrakte festgesezte Kleinigkeit zu bezahlen. Ich verharre in Erwartung einer baldigen Antwort

Ew. Hochedelgebohren
ergebenster Diener
Klopstock.

46.

Klopstock an Hemmerde.

Hamb. den 25t. Dec.
1772.

Sie empfangen hierbey den 17t. Ges. Mit dem 18t. muß es nun etwa 14 Tage anstehn, weil ich ihn selbst abschreibe. Ich weis nicht, ob ich Ihnen gesagt habe, daß Sie die Bogen, die Sie an den Grafen Dietrichstein nach Wien schicken, mit einem Paar Zeilen begleiten, und darinn sagen müßen, daß ich Ihnen diese Ueberschickung aufgetragen hätte, und Sie damit fortfahren würden.

Klopstock.

47.

Klopstock an Hemmerde.

Hamb. den 11t. Jan. 1773.

Hochedelgebohrner,
Hochgeehrter Herr,

Sie haben mir noch keine gedrukte Bogen geschikt, den Empfang des XVII Gesangs nicht gemeldet, noch mir sonst geantwortet.

Ich will doch hoffen, daß Sie den Anfang mit dem Drucke gemacht haben. Das kann hier keine Entschuldigung seyn, daß Sie das ganze M. S. noch nicht haben. Wie müsten Sie es denn machen, wenn das M. S. nicht grösser wäre, als das ist, was Sie haben, und es gedrukt werden sollte? Ich schicke künftigen Sonnabend[1]) den XVIII Gesang ab.

Klopstock.

48.

Klopstock an Hemmerde.

Hamburg den 15t. Jan. 1773.

Hochedelgebohrner,
Hochgeehrter Herr,

Sie empfangen hierbey etwas über die erste Hälfte des XVIIIt. Gesangs. Das übrige folgt nächstens. Ich weis nicht, was ich daraus machen soll, daß ich noch keine gedrukte Bogen habe. Ihre Einwendung, die Sie machen könnten, daß Sie nicht M. S. genug haben, hab ich in meinem lezten Briefe gehoben. Ich muß Ihnen sagen, daß es mich sehr verdrießlich machen wird, wenn Sie mich nicht bald überzeugen, daß Sie den Druk beschleunigen wollen. Ich verharre übrigens

Ew. Hochedelgeb.
ergebenster Diener
Klopstock.

49.

Klopstock an Hemmerde.[2])

Hamb. den 16t. Jan.
1773.

Hochedelgebohrner,
Hochgeehrter Herr,

Ich erhalte eben einen Brief von Ihnen. Sie sagen mir kein Wort darinn, ob Sie den XVII Ges. erhalten haben. Gestern hab ich über die Hälfte des XVIII Ges. fortgeschikt. Es ist gar nicht gut von Ihnen gemacht, daß ich nun erst und nichts mehr, als den ersten Bogen gedrukt bekomme. Ich kann es auf keine Weise gelten lassen, daß Sie deßwegen nicht schneller druken, weil Sie nicht mehr M. S. haben. Wie müsten Sie es denn machen, wenn Sie überhaupt nicht mehr zu drucken hätten, als das ist, was Sie nun schon lange genug, um damit fertig zu seyn, besizen? Aber ich sehe es wohl, Sie wollen bis zur Ostermesse hinzögern. Wenn die Lettern zu dem

1) = 16. Januar; vgl. Brief 48.

2) Ein Theil des Briefes ist bei Gruber a. a. O. I, 116, Anm. bereits gedruckt.

überschikten ersten Bogen nicht mehr stehn; so müßen Sie Ein Blatt notwendig umdruken, weil die Drukfehler auf demselben gar zu arg sind. Dieß ist pag. 13. Die letzte Abtheilung der 2t. Zeile[1]) von oben ist so: ⏑––⏑––⏑, und soll so seyn:
⏑–––⏑

Und dann steht in der mittelsten Strophe: Nachwolke, soll heißen:
Nachtwolke

und Gesezrocks soll heißen:
Gesezvolks

Sonst ist noch zu bemerken: pag. 10 Strophe 3. fängt die Zeile an ––⏑, und soll anfangen:
–⏑⏑

pag. 11 Strophe 4 fängt die zweyte Zeile an: ⏑⏑–, und soll anfangen:
–⏑⏑–

Wie können Sie sich mit solcher Weitläuftigkeit bey Ihrem Privilegio aufhalten? Dieß, und unser Contrakt haben gar nichts mit einander zu thun. Ich bitte Sie, mir über folgende Punkte, ohne alle Nebensachen und Weitläuftigkeit, zu antworten:

1) In unserm Contrakt ist die Zeit nicht festgesezt, wie lange mein Gedicht Ihnen zugehören soll.
   a) Daraus folgt nicht, daß Sie es auf immer besizen sollen.
   b) es folgt aber auch nicht daraus, daß Sie mir's, zwey Jahre nach Herausgabe des 4t. Bandes, (wie ich Ihnen hiermit vorschlage) wieder zurük geben sollen.
   c) Die Gewohnheit anderer Gelehrten, wie die es gehalten, und nicht gehalten haben, entscheidet bey der Sache nichts. Sie muß entweder nach dem Recht oder nach der Billigkeit ausgemacht werden. Mein Vorschlag, „von dem ferneren Besitze auf zwey Jahre“ scheint mir der Billigkeit gemäß zu seyn, und das unter andern auch deßwegen, weil Sie mein Gedicht nun schon so lange besessen, und mir nichts für die neuen Auflagen gegeben haben.
2) Sie können nun unter folgenden wählen:
   a) Sie nehmen entweder meinen Vorschlag an (ich würde ihn allenfalls auf drey Jahre ausdehnen, und für dieß dritte Jahr etwas bezahlen)
   b) oder Sie erwarten, daß ich den Weg Rechtens gehe;
   c) oder auch, (wenn mir dieß zu weitläuftig, oder sonst unangenehm seyn sollte) daß ich mein Gedicht, wie ich es herausgeben will, mit Verändrungen und Anmerkungen näml. herausgebe und Sie. Ihre Ausgabe, so wie sie jezt

1) In dem Aufsatze vom gleichen Verse, der dem vierten Bande des Messias vorgedruckt wurde. Hemmerde druckte SS. 13 und 14 um, die übrigen Versehen bemerkte er im Druckfehlerverzeichniss.

ist, und wie ich Sie Ihnen allein überlaßen habe, so lange fortsezen lasse, als Sie wollen.

Sollten Sie sogar in diesen Punkt nicht einwilligen wollen; so würde ich mich bemühen müßen, es dahin zu bringen, daß sich Ihr Privilegium nicht weiter als auf die überlaßne Ausgabe erstrecke. Es würde, aus vielen Ursachen, gut seyn, wenn Sie den Contrakt bald schikten.

Ich bitte mir hierüber eine baldige Antwort, und (wie ich schoñ gesagt habe, und mit Fleiß wiederhole, eine Antwort ohne alle Weitläuftigkeit und Umschweife aus. Denn ich habe Ursache, es nicht länger aufzuschieben, meine lezte Entschließung zu faßen.

Ich verharre übrigens

Ew. Hochedelgeb.
ergebenster Diener
Klopstock.

50.

Klopstock an Hemmerde.

Hochedler,
Hochgeehrter Herr,

Ich sehe, daß es ziemlich überflüßig ist, daß ich das M. S. das ich Ihnen schicke, so genau durchsehe. Denn es sind nicht wenig Druckfehler in den erhaltenen Bogen (ich habe bisher nicht mehr als 3 bekommen). Sagen Sie doch dem Correktor, daß er genau nach dem sehe, was vor ihm ist, und sich auf keine Weise erlaube seine Einsicht, die er etwa zu haben glaubt, anzubringen. Z. E. ich habe p. 28 Zeile 7 v. oben[1]) gewiß gesezt: hehren, und er macht: höhren daraus. Sonst hab ich Ihnen noch folgendes zu sagen: Sie bekommen nicht eher M. S. wieder, als bis Sie mir geschikt haben

1) So viele Bogen, als aus dem Ihnen überschikten M. S. heraus kommen.
2) das umgedrukte Blatt des ersten Bogens, wovon ich neulich erwähnt habe.
3) die Abschrift des Contraktes von einem Notarius unterschrieben.

Wenn Sie dieses nicht bald thun; so sehe ich offenbar, daß Sie die Herausgabe bis Ostern verzögern wollen.

Sonst schicken Sie noch, gleich nach Empfang dieses, an den Hr. Professor Bodmer nach Zürch so viel Sie von diesem lezten Bande fertig haben. Franquiren Sie dieses so weit als es angeht,

---

1) Gesang XVI, 18. Das Versehen ist bei den Druckfehlern bemerkt.

und bringen mir das Franco in Rechnung. Schreiben Sie ein Paar Worte dabey, daß es in meinem Namen überschikt werde.[1])

Hamburg den 29t. Jan. 1773[2]) Klopstock.

51.

Klopstock an Hemmerde.[3])

Hamburg den 1t. Feb. 1773.

Hochedler, Hochverehrter Herr,

Ich bekomme eben einen Brief von Ihnen, und 2 neue gedrukte Bogen. Sagen Sie doch Ihrem Correktor, daß er keine Häkchen machen soll, wo ich keine gemacht habe; und daß er auch keine: e, weglaßen soll, wo ich welche gesezt habe. Er hat durch ein weggelaßnes: e, p. 49 den Vers kürzer gemacht, als er seyn soll; und nun muß auch dieses Blatt umgedrukt werden.

Machen Sie mir doch begreifl. warum Sie sich, ohne mich darum zu fragen, und ohne meine Erlaubniß dazu zu haben, an das Universitäts Concilium gewandt haben; da es offenbar ist, daß wir diese Sache unter uns selbst ausmachen müßen, und daß, wenn es darauf ankomt, Schiedsrichter zu wählen, wir beyderseits in die beiderseitige Wahl einwilligen müßen. — Wie können Sie sich denn einbilden, daß ich, ausser dem pro labore, von Ihnen noch irgend etwas annehmen werde? Denken Sie einmal ein wenig darüber nach: Ich soll ein Präsent von einem Manne annehmen, der so niedrig gegen mich handelt, ich der überhaupt niemals Präsente annimmt. Kein Wort mehr davon. Denn es verlohnt sich nicht der Mühe, nur einigermassen umständl. hierüber gegen Sie zu seyn.

---

1) Hemmerde that dies am 1. Febr. 1773, indem er Bodmer zugleich ersuchte, den Nachdruck der neuen Ausgabe in der Schweiz möglichst zu verhindern. Bodmer dankte am 10. März und legte einen Brief an Klopstock bei. Mit drei weiteren Briefen, welche die Züricher Stadtbibliothek aufbewahrt (vom 4. April, undatiert, Leipziger Ostermesse 1773), übersandte Hemmerde den Rest des Werkes. Den Nachdruck, scheint es, hat Bodmer nicht ganz zu verhindern vermocht; wenigstens ist im dritten Briefe Hemmerdes an ihn von einem Züricher Nachdruck die Rede (vgl. auch Klopstock an Hemmerde Nr. 53 und 62).

2) Vom Empfänger ist dazu bemerkt: d. 4t. Febr. Beantwortet, wann Er alle Einwendungen abtritt, so wolte Ihn künftige Oster Meße, wann der 4te Band fertig ist, daß pro labore gleich bezahlen, und alsdann noch Ein present machen, zu der O[ster] M[esse] 1773 durch H. Timm, oder durch Hrn Bohn und Eine assignation darüber schicken.

3) Ein Stück des Briefes ist bereits bei Gruber a. a. O. I, 117, Anm. gedruckt.

Ich wiederhole Ihnen hiermit, daß Sie keine Zeile M. S. eher wieder bekommen, als bis ich die von einem Notarius unterzeichnete Abschrift des Contrakts bekomme. Es würde mir zwar höchst verdrießl. seyn, wenn die Fortsezung des Druks dadurch lange aufgehalten würde; aber ich kann gegen einen Mann, der sich gegen mich beträgt, wie Sie thun, nicht anders verfahren.

Klopstock.

52.

Hemmerde an Klopstock.[1])

Copie, so den 5t. Febr. 1773 Geschrieben Franco mit der Post, in Hamburg der Zeit.

DHerr Legations Rath Klopstock, HochEdelgebohren, Muß zur Nachricht melden, daß auf deroselben ordre, wegen der Revidirung des 1ten Bandes an die Madame Rüdingern in Leipzig am Marckte 30 ℛ bezahlen laßen durch meinen Marckthelfer 1761 Oster Meße.

1) Datum und Unterschrift ist von anderer Hand als der Brief geschrieben. Von demselben ist noch ein Exemplar erhalten, wie es scheint, das erste Concept, welches von der oben mitgetheilten Copie im einzelnen Ausdruck vielfach, im Inhalt nur wenig abweicht. Die Uebersendung der 2½ Louisd'or an Klopstock für den Aufsatz von der heiligen Poesie ist darin genauer auf den 13. März 1764 verlegt (vgl. Brief 31); bemerkenswerth ist der Schluss: Sollten Dieselben nach 3 Jahren, wann der 4te und letzte Band fertig ist, als von Ostern 1773 bis Ostern 1776 Mir meinen Vorrath von allen vier Bänden, Abhandlen belieben, mit 25 pCent rabbat von allen vorrathigen Exemplarien, so will Dieselben ich zu gefallen, den Verlag abtretten, vor baare Bezahlung.

Ew. HochEdelgebohrnen und allen großen Gelehrten, ist bekant, daß ich allen Ehrlich honnet Bezahlet habe, waß ich zu Bezahlen Schuldig gewesen. Auch allen Buchdruckern, Correctoren und Pappiermachern, sollen mir daß Zeugniß geben· daß ich allen Ehrlich Bezahlt habe, und um keinen Thaler betrogen. Ja, waß noch mehr, werden mir alle Herrn Buchhändler daß Zeugniß geben daß ich ein Ehrlicher Bezahler sey, und keiner nur Einen Thaler zu kurtz komt, welches mir der Seelige Herr Herold öffentlich [vor] vielen Hern Buchhändlern daß Zeugniß gegeben, und Herr Bohn wird solches auch gewiß thun.

Ew. HochEdelgebohrnen verspreche nochmals zu wiederhohlen, waß Dieselben ich schon Schriftlich versprochen in der Oster Meße 1773 durch Herrn Timm Ein ansehnliches present zu Bezahlen, und alsdann vollkommen mit mir zufrieden seyn werden. Dann der Meßias ist nicht vor jeder Mann, wie Gellerts Schriften, sondern vor Gelehrten nur. Weiln ich Einsichten von wichtigen Schriften habe, so mache mir eine große Ehre darauß, solche Schriften zu verlegen und drucken zu laßen.

Und dieselben habe vor die Vermehrung der heiligen Poesie nach Quedlinburg gesandt 2½ Luisdor.

Wegen den 2ten Band zu Revidiren, hatte dieselben ich gehorsamst gebethen, durch Herrn Rothe, er hatte aber keine Antwordt erhalten können. Da ich solchen Bandt nicht feblen laßen mochte, so ließ ich ihn drucken.

Solte mein Marckt-Helffer mir Betrügereyen gemacht haben, und daß Geld von 30 ℛ nicht bestellt haben, so muß ich es leiden.

Deshalb habe mich entschloßen, vor die beyden bände die zwar sind a bgen ½ Luisdor accordiret worden und der 1ste band 12 bogen, und der 2te band 11 Bogen stark seyn, so beträge es nur ℛ 57, 12 ℊ — Derowegen will Ew. Hochedelgebohrnen, nach Versprechung in mein brief, ich, dieselben ein present von hundert Thalern bezahlen, in der Ostermeße 1773. durch Herrn Bohn, oder Herrn Timm; und hoffe gewis damit zu frieden zu seyn.

Halle d. 5t. Februar 1773.

Carl Hermann Hemmerde.

53.

Klopstock an Hemmerde.[1])

Hochedler,

Hochgeehrtester Herr,

In der Erwartung, daß Sie mir gleichwohl die Abschrift des Contrakts endl. schicken werden, schicke ich Ihnen hierbey M. S, damit der Druck nicht aufgehalten werde. — Sie sind doch ein recht seltsamer Mann. Anstatt, wie Sie allein thun sollten, mit mir darüber zu correspondiren, wie die in dem Contrakte unbestimmte Zeit am billigsten festzusezen sey, so wenden Sie sich an die Universität, und über das auch an Herrn Herold, und Herrn Bohn. Ihre Sache muß Ihnen doch selbst sehr mislich vorkommen, weil Sie, anstatt mir mit Gründen zu antworten, überall um Hülfe schreyen. Ich lerne nun den Mann immer näher kennen, vor dem ich ehmals gewarnt wurde.[2]) Aber ich verließ mich so sehr auf die Empfehlung des Herrn Prof. Meiers, daß ich die Warnung nicht achtete. Sie gehn, durch Ihr Verfahren gegen mich, auch sehr schlimm mit dem Hr. Prof. Meier um - - - - Warum laßen Sie es denn in Ihrem Klagebriefe aus, daß ich Ihnen drey Jahre angeboten habe. Und damals, als ich dieß that, wuste ich nicht, daß auch in der Schweiz nachgedrukt würde. Wenn dieß wahr ist; so gebe ich Ihnen vier Jahre. So sehr bin ich abgeneigt im geringsten unbillig mit Ihnen zu verfahren. Aber zwey Jahre möchte ich Ihnen gern abkaufen,

1) Zwei Sätzchen des Briefes sind schon bei Gruber a. a. O. I, 117, Anm. gedruckt.

2) Vgl. Brief 7 und 27.

wenn Sie auf eine billige Art fodern. — Ich bitte Sie, machen Sie sich mir nicht ferner dadurch verdächtig, daß Sie mir die Abschrift des Contraktes vorenthalten. Auch vor den Richtern (denn dahin muß ich Sie, so ungern ich auch so etwas thue, endl. bringen, wenn Sie sich auf meine billigen Vorschläge zum Vergleich nicht einlaßen wollen) wird Ihnen diese Vorenthaltung künftig zum Nachtheile gereichen. — Sie bedenken, bey Ihren Ursachen, unter andern auch nicht, daß Sie dadurch, daß Sie mir für die neuen Auflagen das stipulirte pro labore nicht entrichtet haben, den Contrakt gebrochen haben. Dieses führe ich Ihnen nur an, weil Sie sich so unbillig gegen mich aufführen. Sonst bleibe ich noch immer bey meinem Vorsaze „uns über die Bestimmung der in dem Contrakte unbestimmten Zeit gütl. mit einander zu vergleichen".

Fahren Sie aber fort, 1) sich auf keinen Vergleich einlaßen zu wollen 2) mir den Contrakt vorzuenthalten, und 3) und überall auf diese lächerliche Art um Hülfe zu schreyen; so ist mein Entschluß gefaßt. Ich verharre übrigens

Ew. Hochedelgebohren
ergebenster Diener
Klopstock.

Hamburg den 9. Feb.
1773[1])

P.S. Sie bekommen hierbey die 2t. Hälfte des 18t. Ges. ferner: etwas über ein Drittheil des 19t. Ges.

Ich weis nicht, ob Sie an die von mir genanten Personen Exemplare geschikt haben. Ich muß fürchten, daß es nicht ist, weil mir noch keiner davon geschrieben hat.

54.

Klopstock an Hemmerde.

Den 12ten Feb. 1773.[2])

P. P.

Sie erhalten hiebey die Fortsezung des XIXt. Ges. Was an diesem Gesange noch fehlt sollen Sie nächstens haben. Von Ihrem Vorschlage künftig.

Klopstock.

---

1) Vom Empfänger ist zu dem Briefe bemerkt: 1773 d. 17t. Febr. erst mit der Post erhalten. NB. d. 19t. Febr. durch H. Herolds W. Geantwortet, so bald als ich Zeit hätte, den Contrakt zu suchen und zu senden, und gebeten etwas deshalb noch nachsicht zu haben. und gemeldet daß d. 17t. Febr. erst erhalten Mscrpt.

2) Vom Empfänger ist dazu bemerkt: d. 19t. Febr. Geantwortet und erhalten d. 17t. Febr.

55.

Klopstock an Hemmerde.

Den 16. Febr. 73.[1])

Hierbey folgt der Schluß des 19t. Ges. Schreiben Sie mir mit erster Post, wenn Sie den 20ten Gesang haben müßen, um nach dem 19ten in Einem fort zu drucken. Wenn diese Zeit nicht gar zu nahe ist; so werd ich ihn Ihnen hoffentl. auf Einmal schicken können. Schicken Sie mir noch 2 Exemplare, und Einen Bogen auf Einmal so oft sie es so machen können. Sie schreiben mir nicht, daß Sie den Grafen Stollberg nach Göttingen Bogen geschikt haben. Ist es nicht geschehn; so muß es noch gleich geschehn. Secretär Brandes in Zelle wollte gern bogenweise ein Exemplar haben. Er bezahlts Ihnen. Schicken Sie ihm eines.

Klopstock.

56.

Klopstock an Hemmerde.

Hamb. den 5ten März 73.[2])

Hochedelgebohrner Herr,

Sie schreiben mir nicht, wenn Sie den 20t. Gesang haben müsten (ich hatte Sie hierum gebeten) und schicken mir auch keine Bogen. Ich melde Ihnen hierdurch, daß ich den 20t. Ges. künftigen Dienstag[3]) abschicken werde. — Wie Sie da mit mir umgegangen sind, daß Sie mir geschrieben haben, es wäre Ihnen von Seiten des Concilii aufgetragen worden, mir zu schreiben u. s. w. — Ist Herr Dähne, Hofmeister bey dem Grafen Dönhoff jezt nicht in Halle? Ich habe Ihm, besserer Correctur halber, geschrieben. Bitten Sie Ihn doch in meinem Namen um Antwort. — Wegen der Propositionen, die Sie mir, in Absicht auf den Meß. machen, schreibe ich Ihnen ehestens einmal. — Ich denke meine Abhandlung vom Sylbenmaasse (die 2 Stücke vor dem 3ten und 4tn Bande des Meß. gehören dazu) bald herauszugeben.[4]) Um Sie wenigstens bey dieser Ge-

---

1) Vom Empfänger ist dazu bemerkt: den 24t. febr. erst erhalten.

2) Im Originale steht unrichtig 72. — Vom Empfänger ist zu dem Briefe bemerkt: NB d. 12t. Martz 8mal J Bogen geschickt und geantwortet, wann die stärcke wie viel Bogens von Sylbenmaß mir gemeldet würden so wolle alsdann bestimmen, waß pro labore geben wolte und in Verlag zu nehmen.

3) = 9. März; vgl. Brief 57.

4) Schon am 4. und am 14. Aug. 1767 schrieb Lessing an Nicolai über ein ziemlich weitläufiges Werk Klopstocks vom Sylbenmass. Vgl. auch Brief 43.

legenheit nicht vorbey zu gehn; so biete ich Ihnen diese Abhandlung hierdurch an. Sie wird ein Buch von einiger Grösse ausmachen. Ich überlasse Ihnen dasselbe auf immer, wenn Sie mir 150 ℛ dafür geben wollen. Hin und her schreiben werde ich darüber nicht viel. Wollen Sie; so ist es gut; wollen Sie nicht; so ist es auch gut. Ich habe Ihnen in diesem Falle denn doch wenigstens gezeigt, daß ich Sie nicht habe vorbeygehn wollen.

Ich erinnre noch einmal, daß Sie den Grafen Stollberg nach Göttingen Bogen schicken. Ausser den Blättern, die, weil es Ihr Setzer oder Correktor versehn hat, umgedrukt werden müßen, sind noch drey, die ich umdrucken laßen will. Diese ziehen Sie mir bey der Bezahlung ab.

Klopstock.

57.

Klopstock an Hemmerde.

Hamb. den 9ten März
1773.[1])

Sie haben mir heute nur Einen Bogen geschikt, ob Sie gleich schon so lange M.S. haben. Sie empfangen hierbey den 20ten Gesang. Ich habe auch diesen mit einer Sorgfalt für den Sezer zu recht gemacht, die Sie selten in andern M.S. antreffen werden. Hüten Sie sich doch wenigstens in diesen lezten Bogen vor den vielen Drukfehlern. Antworten Sie mir bald, ob Herr Döhne[2]) keinen Brief von mir bekommen hat. — Sie bekommen nun noch mit nächster Post eine Ode[3]) von mir, die hinten an den Meß. mit einerley Lettern gedrukt, aber nicht mit dem Meß. paginirt wird. Sie nimmt nur 4 Seiten ein. Die Zeilen dieser Ode werden eben so eingerükt, als Sie sie in dem M.S. finden werden; aber was die Oden in dem Triumphgesange anbetrift, da bleibts dabey, wie ich es für den Sezer vorgezeichnet habe.

Klopstock.

58.

Klopstock an Hemmerde.

Hamb. den 19t. März 73.[4])

Hier haben Sie die Blätter, die umgedrukt werden müßen. An den rothgezeichneten ist Ihr Sezer oder Corrector Schuld. Für die

---

1) Von dem Empfänger ist zu dem Briefe bemerkt: den 26t. Marz Beantwortet.

2) In Brief 56 schreibt Klopstock „Dähne", in Brief 60 u. 61 „Dehne".

3) „An den Erlöser".

4) Von dem Empfänger ist auf dem Briefe bemerkt: d. 26t. Marz Beantwortet wann daß Sylbenmaaß in Hamburg in Verlag anbringen

andern verlange ich keine Bezahlung. Ich will nicht fürchten, daß es nötig sein wird noch von den übrigen Bogen Blätter umzudrucken. Sorgen Sie nun ja dafür, daß in die umzudruckenden Blätter nicht neue Fehler kommen. Die Anzeige der Drukfehler schike ich, so bald ich alle Bogen habe. Hr. Prof. Ebert schickt Ihnen die Ode, von der ich neulich erwähnt habe, daß sie hinten an, doch ohne mit paginirt zu werden, gedrukt werden soll.

Vergeßen Sie ja nicht die cassirten Blätter einschneiden zu laßen. Ich kann Ihnen unmögl. sagen, wie viel Bogen die Abhandlung vom Sylbenmaasse ausmachen werde. Genug es wird ein Buch von einer Mittelgröße werden. Wenn Ihnen aber das zu viele Schwierigkeit macht, um sich zu entschließen; so biete ich Ihnen auch folgende Bedingungen an:

1) 12 ℔ für den Bogen
2) Es muß mit solchen Absäzen, wie vor dem Meß. gedrukt werden, nämlich da, wo eine andre Person redet
3) Es muß (Sie mögen meine erste, oder meine jezige Proposition annehmen) hier, oder in Altona gedrukt werden. Denn ich muß die lezte Correctur notwendig selbst übernehmen.

Ich hoffe, daß der 20t Gesang in Drucke ist.

Klopstock.

59.

Klopstock an Hemmerde.

Der Bogen K ist wieder sehr spät angekommen. Und nun sprechen Sie mir auch wieder allerhand von den Sezern vor, da, Sie doch alles haben, was Sie zum Fortdrucken brauchen. Ich will doch sehn, ob meine Meinung, daß Sie bis in die Ostermesse fortzögern wollen, nicht eintreffen wird. Eher als bis ich die letzten Bogen habe, kann ich doch die Anzeige der Drukfehler nicht schicken. Ich werde sie, gleich nach Empfange dieser Bogen, schicken. — Ich hoffe, Sie werden mir denn doch nun endl. die Abschrift des Contracts schicken.

Ich möchte wohl fünf bis sechs Exempl. (von dem ganzen Meß.) auf gut Papier haben, und zwar nächstens. Vergessen Sie ja nicht mit der Abschickung der einzelnen Bogen an die verschiednen Oerter fortzufahren, und den schweizer Nachdruk möchte ich wohl sehen. Sie werden mir ihn ja wohl schaffen können.

Mich deucht, daß auf einem der umzudruckenden Blätter die pagina falsch ist. Dieß muß also bey dem Umdrucke auch mit berichtigt werden.

Hambg. den 3t Ap. 1773. Klopstock.

---

könte, wäre es guth, weiln er meldete, daß es müste daselbst gedruckt werden, solches könte ich nicht thun.

60.

Klopstock an Hemmerde.

den 7t. April 73.

Ich habe den Anfang des 20t. Ges. bekommen. Die Strophen sind ganz nicht so aus einander gerükt worden, wie ich es Ihnen geschrieben habe. Nur die lezte Seite ist so, wie sie alle hätten seyn sollen. Doch was schreibe ich weiter darüber? - - - Ob Sie es gleich mit mir nun so alles nach Ihrem Belieben machen; so will ich doch gleichwohl glauben, daß für die Correctur des Schlusses so werde gesorgt werden, daß keine schlimme Drukfehler hinein kommen, und Ihnen die Anzeige schicken, doch unter diesen Bedingungen

1) Daß sie ganz abgedrukt wird. (Sie sehn wohl, daß ein Paar Zeilen darinn dem Corrector etwa nicht anstehen möchten)
2) Daß Hr. Dehne, oder in seiner Abwesenheit ein andrer, der es versteht den Bogen mit dem M. S. dabey zur lezten Durchsicht bekomme
3) Daß das Anzeigeblatt muß umgedrukt werden, wenn ich noch einen Drukfehler von Bedeutung darinn finde.

Die umzudruckenden Blätter müßen ja auch genau corrigirt werden, daß da nicht von neuen merkliche Fehler hinein kommen.

Ich denke es macht noch mehr als einen Bogen aus. Schicken Sie mir also den folgenden Bogen so bald er fertig ist.

Die Exempl. wovon ich geschrieben habe bitte ich mir auch bald aus.

Klopstock.

P.S. Hr. Dehne, oder wer es sonst ist, muß die kleinen Drukfehler, die etwa in den lezten Bogen, auch nach seiner Correctur bleiben, noch mit anmerken.

61.

Klopstock an Hemmerde.

Der Bogen, den ich heute bekommen habe, hat diese Drukfehler:

S. 181. Z. 12. v. o: [XX, 498] her er

Z. 6. v. u: [XX, 506] näherm näheren[1])

Wegen des lezten Bogens bleibts dabey, daß Sie ihn von Hr. Dehne, oder sonst von einem Gelehrten mit dem M. S. vergleichen, und die gefundnen Drukfehler noch mit anzeigen laßen.

Hambg. den 10t. April 1773. Klopstock.

1) Im Druckfehlerverzeichniss ist nur das zweite Versehen angeführt.

62.

Klopstock an Hemmerde.

Hamb. den 11t. Ap. 1773.

Eben find ich, daß noch Ein Blatt umgedrukt werden muß:

Seite 168 heißt es unten[1]):

himlische . . . . . Cedern

Fuß . . . . vermochten

und muß heißen:

Himlische Jünglinge, Seraphim, die an dem Fusse der Cedern,
Gabriels und Eloa's, wie Blumen blühten, vermochten

Sonst müssen auch noch folgende Drukfehler[2]) angezeigt werden: S. 147. Z. 1. v. o. [XIX, 779] Sahn Sahen S. 156, Z. 13. v. u. [XIX, 1026] Umkleidet, Überkleidet',

Klopstock.

verte

Es bleibt dabey daß ich Ihnen, wenn ein Schweizer Nachdruck des Meß. existirt, und Sie mir denselben schicken

1) von diesen Ostern an vier Jahre zum Verkaufe Ihrer Ausgabe des Meß. lasse

2) drey Jahre wenn dieser Nachdruk nicht existirt

ferner, daß ich Sie bitte mir zu sagen: wie viel Sie entweder für das Eine oder die zwey Jahre über die beyden ersten verlangen. Denn auf die Abkaufung der zu der Zeit denselben übrigen Exemplare kann ich mich aus vielen Ursachen nicht einlaßen. Es wird Ihnen auch nicht nachtheilig seyn, sie zu behalten. Sie werden sie schon noch selbst verkaufen können. Denn die Edition, die ich zu machen gedenke, wird theils theurer als die Ihrige seyn; und theils doch nur kleinere Veründrungen enthalten, so daß immer noch Leser vorhanden seyn werden, die bey Anschaffung meines Gedichts auf diesen für sie geringen Unterschied nicht sehn werden.

Erklären Sie sich und zwar bald hierüber. Wenn Sie nur irgend acceptable Proposition, über das Eine oder die zwey Jahre mehr thun; so sollen Sie sehn, daß ich mich sehr geneigt finden laßen werde, sie anzunehmen. Ich muß Ihnen übrigens sagen, daß ich müde bin, über die Sache zu schreiben. Ich versichere Sie, wenn ich entweder durch den Aufschub, oder durch die Beschaffenheit der Propositionen selbst sehe, daß Sie sich nicht billig finden laßen wollen; so werde ich dann, ohne weiteres Schreiben, meine andern Maaßregeln ergreifen.

Klopstock.

---

1) XX, 183—184; Hemmerde liess das Blatt umdrucken, wodurch uns die frühere Lesart entzogen ist.

2) Beide im Druckfehlerverzeichniss angezeigt.

63.

Klopstock an Hemmerde.

Hamb. den 14t. Ap. 1773.

Ich habe gestern den lezten Bogen, und die Ode erhalten. Zu meiner Verwunderung ist in dem lezten Bogen nur ein Drukfehler, und in der Ode gar keiner.

S. 205 Z. 4 v. u: [XX, 1077] nach hat ein Comma[1])

Warum haben Sie mir denn die Ode allein zur Correktur zugeschikt? — Sie werden gut thun, wenn Sie einige Exemplare des lezten Theils so bald er fertig ist, an Herolds schicken. — Ich möchte nicht allein 8 Exemplare vom ganzen Meß. auf Schreibpapier gern für mich haben; sondern ein Exempl. der 3 ersten Gesänge und ein Exemplar Ihrer 4Edition. Halten Sie sonst noch einige Exempl. vom ganzen Meß. auf Schreibpapier bereit. Es sind hier einige, die gern welche haben möchten. Ich werde Ihnen die Zahl nächstens schreiben; und Sie können denn die Exempl. nur an Herolds schicken.

Klopstock.

64.

Klopstock an . . . .

Hamburg den 11t Mei
—79[2])

Si sind mit Irem gewis nicht kleinen, sondern Irem Freundschaftsdịnste bei mi̧r gerade an den rechten Man gekommen. Nimand schezt so Etwas so se̜r, als ich es scheze. Erwarten Si Gleiches fon mi̧r, wen, oder wi, oder wo es sein kan.

Ich schreibe heute auch na̜ch Dresden.

Hemmerde hat den Kontrakt gebrochen, indäm är wenigstens fom 3ten Teile des Meß. eine neue Auflage gemacht hat, one mi̧rs zu sagen, und das fụ̈r jede neue Aufl. Stipulịrte zu bezalen. (S. Beilage[3]) Ich kan mich also, selbst na̜ch dem strengen Rechte, fon i̧m trennen. Ich habe dis auch scho̜n in meiner lezten Erklärung an H. gesagt. Si können Si geläsen haben. Denn si ist durch Biesters Hende gegangen. Was halten Si fon der Wolfeilheit meiner Ausgaben? Das Papi̧r zu där in gro̜s 8 wird mi̧r f 10½ kosten, wen mein Kommißionär nicht noch etwas abdingt. Doch ich kenne di Hollender; är wird nicht können.

Klopstock.

---

1) Im Druckfehlerverzeichniss bemerkt.

2) Vom Empfänger ist bemerkt: 1779. 17 May. Klopstock.

3) Die Beilage fehlt.

Fünf Briefe an G. K. Pfeffel.

Mitgetheilt von

JAKOB KELLER.

a) Gellert an Pfeffel.

I.

Theuerster Herr Pfeffel!

Da ich Ihnen wegen meiner anhaltenden Unpäßlichkeiten zeither meine Dankbarkeit noch durch keine Critik über den mir dedicirten Schatz habe bezeugen können: so würde es doch ein unverzeihlicher Fehler seyn, wenn ich länger anstehen wollte, Ihnen meine Erkenntlichkeit und Freude über Ihr Geschenk wenigstens wörtlich zu bezeugen. Daß ichs gelesen habe, wird Ihnen das beyfolgende Exemplar beweisen, in welchem Sie etliche kleine Anmerkungen finden werden. Die Erfindung des Stücks, wenn sie nicht mit weniger Unwahrscheinlichkeiten zu streiten hätte, würde Ihrer Absicht, durch ein Nachspiel zu rühren und zu bewegen (eine recht nöthige und rührende Absicht!) sehr gemäß seyn. Vielleicht hätten Sie den Charakter des Schäferlebens hin und wieder noch mehr schonen, noch feiner bilden, und doch die Findung und Zurückgebung des bürgerlichen Schatzes dabey können Statt finden lassen. Der Tod des alten Damons gefällt mir nicht. Die Sprache, liebster Freund, ist in Ihrem Schatze oft zu dialogisch und nicht selten hebt sie sich wieder zu sehr. Dieses ist es alles, was ich im Lesen bemerkt zu haben mich erinnere. Kurz, ich bin zu krank um zu critisiren, das weis Herr Divoux; und wird Sie wohl der Beyfall eines Mannes rühren, der selbst gesteht, daß er nicht stark genug ist, Ihr Stück zu beurtheilen? — Ihren Auftrag wegen der Doctorwürde will ich noch diesen Mittag (Herr Divoux kommt eben itzt zu mir) besorgen; allein ich weis kein Exempel, daß man ihn in Leipzig Abwesenden ertheilt. Leben Sie wohl, liebster Herr Pfeffel, mit Ihrer vortrefflichsten Gattin und Ihrem lieben Erben, zu dem ich Ihnen tausendfaches Glück und an dem ich Ihnen alle Freude eines guten Vaters wünsche. Ich bin mit der größten Hochachtung und aufrichtigsten Ergebenheit

L. den 18. Jan. 1762. — Ihr verbundenster Diener und Freund Gellert.

II.

Theuerster Freund,

Bayern kann Ihnen den Eifer, mit welchem Sie die Wissenschaften und den Geschmack unter seinen Einwohnern auszubreiten oder einzuführen suchen, nie genug verdanken; und ich freue mich, daß Sie es sind, der es thut, weil Sie es vor so vielen Anderen glücklich zu thun im Stande sind. Ihre Rede in der Academie wäre allein zureichend, dieses zu beweisen. Fahren Sie also, mein Schätzbarer Pfeffel, getrost in Ihren Bemühungen fort, für die Sie wenigstens Ihr Gewissen belohnen wird, wenn auch die Früchte Ihres Fleißes erst bey dem künftigen Menschenalter in Bayern sichtbar werden sollten. Und damit ich Sie bey dem Vorhaben Ihres Wochenblattes unterstütze: so will ich Ihnen nach Ihrem Verlangen diejenigen Monatsschriften und Wochenblätter anzeigen, die ich für die besten und zu Ihren Absichten für brauchbar halte.

Monatsschriften.

1. Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes etc. [Goedeke, Grundriss I, 575.]
2. Sammlung vermischter Schriften von den Verfassern etc. [Goed. ebd.]

Wochenblätter.

1. Der Fremde etc. [Goed. a. a. O. S. 576 No. 63.]
2. Der Schutzgeist [Ebd. No. 65.]
3. Der Jüngling [Ebd. No. 65.]
4. Der Physicalische und Oeconomische Patriot. Hamburg 1756—1758 in 4. Im Falle, daß Sie auch Physikalische Stücke einrücken wollten.
5. Das Reich der Natur und Sitten. 8. Halle 1757 bis 1761. Es werden wohl zehn Bände seyn, die etwan zehn Thaler kosten dürften. Vielleicht lassen sich aus diesem Werke noch eher Stücke aussondern, als aus den vorhergehenden.
6. Gesellschaftliche Erzählungen für die Liebhaber der Naturlehre, der Haushaltungswissenschaft, der Arzneykunst und Sitten. 4 Theile. 8. Hburg 1753.
7. Der nordische Aufseher etc. [Goed. a. a. O. S. 576 No. 65.] Ein vortreffliches Wochenblatt.
8. Der Freund. [Goed. ebd. S. 592 No. 239.]
9. Der Hypochondrist, eine Hollsteinische Wochenschrift, 1761, es sind nur achtzehn oder zwanzig Stücke, meistens satyrisch und gut geschrieben.

Im Englischen sind der Zuschauer und der Aufseher wohl die besten Wochenblätter. Vielleicht ließen sich auch aus Rabeners Satyren — Sulzers Betrachtungen über die Schönheiten der Natur

— den Erinnerungen an ein junges Frauenzimmer, aus dem Englischen übersetzt, Lpz. 1762 — aus Littletons Dialogues of Dead, die nur neuerlich in London herausgekommen, und sehr schön sind, — aus dem dritten Theil der historisch-moralischen Schilderungen von Millern — aus Professor Basedows Practischer Philosophie für alle Stände — aus den Frauenzimmerbriefen, die hier in Leipzig herauskommen, — und aus meinen Schriften auch einzelne Stücke ausziehen.

Aber wird Ihr Wochenblatt nicht wenigstens einen Bogen betragen müßen, wenn Sie zuweilen mehr als ein Stück dem Leser vorlegen wollen? Zur Sammlung würde freylich eine Monatsschrift von fünf oder sechs Bogen bequemer seyn. Aber werden auch die Bayern so viel auf einmal lesen mögen? —

Ich wünsche Ihnen zu allen Ihren nützlichen und rühmlichen Unternehmungen von Herzen Glück und bin mit der größten Hochachtung Ihr Freund und Diener

Glrt.

Leipzig den 4 April, 1764.

Ihre Rede ist vortrefflich; die andere Schrift ist auch schön geschrieben; ob auch [mich?] gleich ihr Inhalt weniger intressirt hat.

b) Voss an Pfeffel.

Otterndorf, d. 30. Sept. 79.

Hier ist ein Exemplar des 80. Alm., mein lieber Pfeffel, und recht vielen Dank für Ihre Beiträge, die, nach meinem Gefühle, zu den ersten gehören, die diese Sammlung auszeichnen. Sonderbar ists, daß ich bei Ihnen wegen falschen Drucks Entschuldigungen machen muß. Mit den Unterzeichnungen gings so zu. Ich schickte die Gedichte an Göckingk, der dies Jahr den Druck besorgt hat, und fand nicht nöthig, Ihren Namen darunter zu schreiben. Er versteht die Erinnerung wegen des letzten Stücks falsch, und setzt unter alle X*****, schreibt mir aber, wenns nicht recht wäre, sollte ichs Bohnen melden, damit ers umänderte. Ich thue dies, und Bohn vergißt es. Daher sind die ersten Stücke mit X**** und das Goldstück wieder anders unterzeichnet worden. Ich hoffe, daß Sie mir dies Versehen nicht anrechnen werden.

Mit meiner Subscription wills gar nicht fort. Ich werfe meinen Angel gegen Süden und Norden; aber die Fische beriechen (nein riechen können sie nicht) begaffen den Köder, und schwimmen davon. Es wäre lustig, wenn ich zu meiner Mühe noch das Papier bezahlen müßte.

Nun ist der traurige Herbst wieder da mit seinen stinkenden Marschnebeln. Gott sei gedankt, daß ich noch so frisch darin lebe und webe. Sonst liegt fast der vierte Theil an Fieber, Ruhr etc. etc. Lange möchte ich hier doch nicht bleiben. Alle meine Bücher be-

schimmeln, mein Klavier quillt aus, das Zeug verdirbt; und dabei Arbeit vom Morgen bis zum Abend, kein Freund, der etwas andres als Stadtgeschichten hören mag, und kaum das liebe Brot. Wenn ich nicht überzeugt wäre, daß Gott unser Schicksal lenkt; ich wäre schon wieder nach Wandsbeck gegangen. Aber dann würde es ja allgemein heißen, der Poet möchte nicht arbeiten, und wer würde mich dann suchen?

Grüßen Sie Herrn Lerse, und schreiben Sie mir bald wieder. Ich bin mit warmer Freundschaft der Ihrige

Voß.

c) Oberlin an Pfeffel.

Waldersbach d. 3 Augst 1778.

Allerliebster Herr Hofrath!

O wie lange — lange — lange — wünschte ich Ihnen wenigstens zu schreiben! aber alle meine Umstände hatten mirs unmöglich gemacht. Zu Ihnen kommen, mein Weibgen mitbringen — das gehört unter die pia desideria, zu deren Erfüllung man keine Hofnung hat. Aber Sie, liebster Freund, und Ihre Gesellschaft hier bey uns zu sehen — — o, dazu nehmen Sie uns ja die Hofnung nicht.

Waren Sie bisher immer wohl vergnügt, gesund? — Sie und Ihre Frau Liebste, und Kinder und Herr Lerse, und alles Ihnen liebe? Ich weiß nicht man erfährt weniger hier was in Kolmar vorgeht, in dem Theil Kolmars um den allein ich mich zu bekümmern hab, als von den Gegen Füßlern.

Meine Gesundheits Umstände waren bisher sehr abwechselnd. Bald rasende Zahnkrämpfe, Entkräftung etc. — bald, nach einer ganz kleinen Krise von einigen Stunden — einige Erquickung, Munterkeit und Kraft — sodann wieder das Vorige — u. s. fort.

Mein Weibgen und Kinder sind Gottlob wohl, frisch munter und gesund — ich jetzt auch. Schreiben Sie bisweilen an Herrn KirchenR. Sander, und Herrn HofR. Schloßer? — ja? — so wünschte ich sehr, Sie möchten Ihnen meinen ergebensten Empfehl machen und mich ein bisgen entschuldigen, daß ich auf ihre verbindliche, gütige Schreiben bisher gar nicht geantwortet — ich hab ihre Briefe vor mir liegen, um sie ja nicht zu vergeßen — aber leider — schreiben? — Nun, das war unmöglich — ja unmöglich, und physisch unmöglich — und in diese und viele andere niederschlagende Unmöglichkeiten muß ich mich ergeben — es ist nun so, und Gott will es so. Ich kan oft viele Wochen keine Linie schreiben — und darf ichs endlich wieder einmal versuchen, so kommt die erste Reihe an die zurückgebliebene Amtssachen, und ehe das Zehnde expediert ist, ist mirs Schreiben und alle die geringste Application wieder untersagt.

Nicht wahr — das heißt recht freundschaftlich gehauset — so lange von sich selbst schreiben? Genug, das ist mir doch Stoff mit Ihnen zu reden.

Gott erhalte Sie lange, recht lange in seinem Weinberg zu arbeiten. Ich vergnüge mich bisweilen mit der Vorstellung wie einstens Ihre Elèves um Sie herum hüpfen, und Ihnen für die vortrefliche Erziehung danken werden — ich sage vortrefliche Erziehung — Sie selbst finden ohne Zweifel Unvollkommenheiten, vielleicht Fehler darin, die andere nicht finden — aber so ists rechts [!], so kan sie Gott segnen. Er wohnet bey denen, die zerschlagenen und demüthigen Geistes sind. In sich selbst genügsame, zuversichtliche, stolze und doch arme fehlerhafte Würmer — und unser großer, unendlicher Gott quadrieren nun 'mal nicht zusammen.

Nun Gott, der menschenfreundliche, liebe Gott seye mit Ihnen, Ihrer Familie, Ihrer Einrichtung und Kriegsschuhle, Ihrem lieben Gehülfen H. Lerse, — Gouverneurs, allem, allem was Sie angeht. Empfehlen Sie mich Ihrer liebenswürdigen Gattin, Herrn Lersen und allen den Herren die sich meiner noch erinnern wollen. Mir ist Ihr Hauß unvergeßlich — Hören Sie nie, nie auf zu lieben

Ihren

ergebensten Diener und
Freund Oberlin.

PS. Ihr Siluette wäre mir doch gar willkommen — und für der Frau Liebste und Kinder ihre geb ich Ihnen, einmal — so viele Küße als Sie wollen.

d) Sophie La Roche an Pfeffel.

Speyer d. 12. Fbr 1786.

Theurer Würdiger Freund!

vergeben Sie meine Saumseeligkeit — aber ich war in vieler verwirrung, seit ich Ihren Lieben brief, und die noch Liebere oltner rede Las für beydes danke Ihrem Geist wie Ihrer Freundschaft — den Sie könten mir ja gut seyn ohne es mir auf eine so vortrefliche art zu sagen — oder könten alle Ihre wissenschaft ohne das edle Menschenfreundliche Herz besitzen — welches einen so schätzbaren gebrauch von den Gaben ihres Geists, und den verordnungen des Schicksals macht. Mein Theurer Freund sagt mir jetzt, ob ich ihm nicht für seine güte für mich u. die meinen danken solle —

unsere Carline ist wohl, und hat einen großen beweiß von vernunft und gutem Herzen gegeben da sie so gerne den Carneval von Mannheim verließ und mir in das Einsame Speyer zu dem unpäßlichen La Roche folgte — ohngeachtet mir würklich wegen ihr Leid ist, daß mein aufenthalt unterbrochen wurde, weil sie nach-

dem sie bey Frau von Erthal speiste auch bey Groschlag — u. Dalberg Essen, und von mir Winke zu edler Nacheiferung deß Thuns und weßens erhalten hätte welche ich ihr in dieser gesellschaft vorzeigen konte — ich habe unsere betten da gelassen und hofe es noch einzuholen — den ich wolte Liseta nicht ohne mich da lassen und es ist auch gut, wenn man ein wenig resignation lernt —

Von Dalberg will Ihnen eine Visite machen — den man wünscht den einzigen Sohn eine Zeitlang unter Ihrer Leitung zu haben, als Externe mit dem Gouverneur der ein schätzbarer Mann ist vielleicht Kom ich im Frühjahre mit zum besuch — schiken Sie mir einen Plan der erziehung meine Papiere sind verschoben — aber mein Herz nicht welches Sie und Madame Pfeffel liebt u. Ehrt

Sophie La Roche.

---

a) I trägt keine Adresse. *a*) II: Pour Monsieur de Pfeffel à Colmar. p. conv. *b*) trägt keine Adresse. *c*): A Monsieur Monsieur Pfeffel Conseiller Aulique du Sérenissime Landgrave de Hesse Darmstadt — et Directeur de l'Ecole militaire à Colmar. *d*) trägt keine Adresse.

Sämmtliche fünf Briefe verdanke ich der Urgrosstochter Pfeffels, Madame Lina Beck-Bernard in Lausanne, welche ihrem Ahnherrn 1866 ein würdiges biographisches Denkmal gesetzt hat (Théophile-Conrad Pfeffel de Colmar. Lausanne 1866. Deutsch von R. Kaufmann in R. Webers Helvetia, Jahrg. 1882).

Anmerk. zu a) I und II. Gottlieb Konrad Pfeffel, geb. den 28. Juni 1736, gieng mit 15 Jahren nach Halle, um an der dortigen Hochschule Jurisprudenz zu studieren. Aber bereits 1753 musste er, bedrohliche Flecken auf den Augen, Halle verlassen. Er begab sich von da nach Dresden, wo sein um zehn Jahre älterer Bruder Christian Friedrich damals in diplomatischen Geschäften sich aufhielt. Bevor der Student in die Heimat zog (1754), machte er, ich weiss nicht, bei was für einem Anlass, die Bekanntschaft Gellerts in Leipzig, an welchen „längstgeliebten Mann" er zeitlebens mit freudiger Dankbarkeit sich erinnerte (A. Stöber, Biographische Notiz über G. K. Pfeffel im Elsässischen Neujahrsblatt, Jahr-

gang 1843). Wie sehr der Dichter Gellert auf Pfeffel Einfluss gehabt, wird derjenige leicht ermessen, welcher des letzteren „Poetische Versuche" mit Gellerts Fabeln vergleicht. Pfeffel liess im Jahre 1761 das einactige „Schäferspiel" „Der Schatz" zu Frankfurt a. M. drucken und widmete dasselbe Gellerten. Drei Jahre später* erschienen von ihm, zuerst französisch, später (zuletzt 1792) deutsch, „Magazin historique pour l'esprit et le coeur. 2 T. 8⁰. Strasb., Bauer; Paris, Durand" und „Allgemeine Bibliothek des Schönen und Guten I. (und einziger?) Bd. Basel und Colmar, Decker". Das erstere ist „eine Sammlung von dreihundert merkwürdigen Anekdoten und Zügen aus den besten französischen Schriftstellern, für Bildung der Jugend und nebenbey auch zum Gebrauch derer, die beyde Sprachen erlernen wollen" (J. J. Rieder, G. K. Pfeffel. Ein biographischer Entwurf. Stuttg. u. Tüb. 1820). Die „Allgemeine Bibliothek", wol eine Zeitschrift — Goedeke kennt sie so wenig als das „Magazin" —, hat sich ohne Zweifel die von Gellert empfohlene Litteratur zu nutze gemacht. Mit dieser letzteren läuft so ziemlich parallel, was derselbe Professor seinen Studenten an zeitgenössischen Schriften recommandiert (Ch. F. Gellerts Moralische Vorles. herausgeg. v. J. Adolf Schlegeln und Gottlieb Leberecht Heyern. Neue Ausg. Biel MDCCLXXI. Band I. S. 263 ff.). Die „bremischen Beyträge enthalten viele treffliche prosaische und poetische Stücke zum Besten der Sitten und des Herzens" (a. a. O. S. 279). Dasselbe gilt von der „Sammlung verm. Schr.". Von J. E. Schlegel, dem Herausgeber des „Fremden", heisst es: „in seiner Sphäre ein grosses Genie, und wenn er länger gelebt hätte, ein deutscher Corneille" (ebd. S. 280). Ueber den „Jüngling": „Ich bin nicht sehr dafür eingenommen, dass man in seinen akademischen Jahren schon ein Autor wird. Aber wenn man es mit so vielem Glücke und mit so strenger Kritik der Freunde wird, wie ehedem die beiden vornehmsten Verfasser des Jünglings, die nachher berühmte geistliche Redner geworden sind, so leidet es eine rühmliche Ausnahme" (S. 281).

---

* Nicht erst 1792, wie Aug. Stöber in dem unten zu c) angeführten Büchlein S. 12 behauptet.

„In dem Reiche der Natur und Sitten sind auch viele Betrachtungen und Zergliederungen der Werke der Natur enthalten, die für den gemeinen Verstand fasslich und lehrreich sind“ (S. 276). „Der nordische Aufseher“ erhält fast dasselbe Attribut (S. 281). Sehr anerkennend spricht Gellert sich über J. F. v. Cronegk aus, den Herausgeber des „Freundes“: er hat ihn „ausserordentlich geliebt. Die Welt hat viel mit ihm verloren. Er besass Genie und ein edles Herz. Er las und schrieb fast alle lebende Sprachen, und wusste die besten Schriftsteller auswendig. Nichts als die Reife mangelte seinen Talenten; denn er war fünf und zwanzig Jahr alt, als er starb . . . Nie entfalle der Name eines Cronecks meinem Andenken; und lange sey er die Aufmunterung des Jünglings“ (S. 281). „Der Zuschauer. So nützlich dieses Werk dem Geschmack und der Kritik ist: so heilsam ist es in vielen Blättern den Sitten. Für mich ist es eines von denen, die ich vorzüglich liebe, und die in meiner Jugend meinen Geschmack und selbst mein Herz haben bilden helfen. Wenn ich höre, dass ein Jüngling den Zuschauer gern liest: so sehe ich ihn schon mit Vertrauen an. . . Dieses Wochenblatt, das für beide Geschlechter, für Leser von allerley Stande, ein angenehmes Lehrbuch ist, hat leider viel unglückliche Nachahmungen hervorgebracht“ (S. 279 f.). „Der Aufseher ebenfalls eine vortreffliche Wochenschrift“ (S. 280). „Rabeners Satyren, insonderheit der erste, zweyte und vierte Theil: Der Charakter dieses Mannes verdienet ebensoviel Hochachtung als sein Genie.“ Man mag von ihm lernen, dass man „ein Originalautor und doch zugleich für die Geschäffte des Vaterlandes der arbeitsamste und brauchbarste Mann seyn kann“ (S. 278). Sulzers Unterredungen über die Schönheiten etc.: „ein kleines mit Beredsamkeit und Geschmack geschriebenes Buch, deren wir mehr haben sollten“ (S. 274). Auffallend günstig kommt Basedows praktische Philosophie weg: das Werk, ein „höchst oberflächliches Elaborat“ nach dem Urtheil H. Görings, der doch nicht eben gegen Basedow eingenommen zu sein scheint (J. B. Basedows Ausgew. Schriften. Langensalza 1880 S. XXIV), ist in Gellerts Augen „ein nützliches und wo nicht für Gelehrte, doch für wissbegierige Leser, in den meisten Capiteln sehr brauchbares Buch. Base-

dow unterrichtet die Welt von ihren Pflichten eben so leicht als gründlich, und weis durch die Mannichfaltigkeit und Wichtigkeit der Materien, durch Reichthum und Kürze, durch einen populären Vortrag auch der tiefsinnigern Gründe, durch eine nachdrückliche Schreibart und durch einen überall hervorleuchtenden Eifer für Wahrheit und Tugend, für Pflicht und Religion, für das Beste der Welt, die Aufmerksamkeit des Lesers zu gewinnen und zu erhalten. Der Hofmann, der Kaufmann und Bürger, und selbst das andre Geschlecht, können vieles aus diesem Werke nützen. Er denkt oft aus sich selbst, oft neu, zuweilen zu kühn" (S. 268). Die Aussetzungen, welche Gellert an dem Buche macht, sind im Verhältniss zu solcher Anerkennung fast belanglos. — Ueber die „Rede in der Akademie" vermag ich nichts näheres beizubringen. Auch weiss ich nicht anzugeben, was für eine „andere Schrift" Gellert gemeint haben kann. Vgl. Goedeke a. a. O. — „Herr Divoux" ist vielleicht identisch mit dem Schwiegervater Pfeffels, Andreas D., Kaufmann in Strassburg. — Frau Pfeffel (Datum der Verehlichung: 26. Febr. 1759) hiess Marguerite Cléophée, im Freundeskreise „Doris". Der „Erbe", von welchem Gellert redet, war Pfeffels erstgeborner, Christian, mit dem Kosenamen „Christel". Am 10. März 1770 wurde der zehnjährige begraben. Madame Beck-Bernard theilt a. a. O. S. 11 f. einen Brief mit, welcher die Anzeige von dem Ableben des geliebten Kindes enthält. In dem „Auf Sunims Grabe" (Sunim = Christel) betitelten Gedichte Pfeffels (Poetische Versuche (4) VIII. Theil S. 153) wird die Gründung der „Kriegsschule" zu Kolmar mit dem Tode des kleinen in Verbindung gesetzt (vgl. Kehrs Pädagog. Blätter VIII. Bd. S. 141 f.).

Zu b). Vossens Musenalmanach für 1780 erschien bei Carl Ernst Bohn in Hamburg. L. Fr. Günther von Göckingk, früher Herausgeber des Göttinger M.A.s, trat auf dem Titelblatte dieses Jahrganges wieder auf, und zwar als Mitredactor; den Almanachen v. 1776—1779 war allein Vossens Name vorgedruckt. Pfeffel hatte bereits 1776 Beiträge gesandt. Die Subscription, „welche nicht fort will", bezieht sich auf die Verdeutschung der Odyssee, welche Voss selbst verlegen wollte. Ueber diese und die anderweitigen, im Texte berührten Verhält-

nisse in Otterndorf bietet das schöne Werk von W. Herbst: Johann Heinrich Voss. 2 Bände. Leipzig 1872—76 (in Bd. I, S. 205—255) alle wünschenswerthe Auskunft. Franz Lerse, der Strassburger Freund Goethes, trat im Jahre 1775, nachdem er seine paedagogische Befähigung als Hauslehrer bei Christian Friedrich Pfeffel zu Versailles erprobt, in die Kolmarer Kriegsschule (oder, wie die Anstalt G. K. Pfeffels von da an auch heisst: „Militärakademie") als Inspector.

Zu c). J. Fr. Oberlin, der Pfarrer von Waldbach, wegen seiner philanthropischen Wirksamkeit im Steinthal hochberühmt, besuchte im Jahre 1780, anlässlich seiner Reise nach Freiburg im Breisgau, das Institut Pfeffels in Kolmar. Nicht zum ersten Male: D. E. Stöber, dem wir diese Notiz verdanken (Vie de J. F. Oberlin, pasteur à Waldbach. Par., Strasb. et Londres 1831), bringt aus einem im J. 1778 an Oberlin adressierten Briefe Pfeffels folgenden, ursprünglich deutsch geschriebenen Passus: „Je ne vous dirai plus que je vous estime et vous aime; les expressions me manquent pour vous faire connaître toute l'ardeur des sentimens qui m'animent à votre égard. Depuis votre départ il ne s'est pas écoulé de jour que je n'aie pensé à vous ou que je n'aie parlé de vous. Un homme comme vous est un phénomène bien rare, et j'ai tant besoin d'un ange consolateur, que je dois compter votre visite et votre amitié parmi les plus beaux présens que m'ait faits la providence" (a. a. O. S. 217 f.). — Pfeffels Militärschule befand sich zuerst in dem jetzigen Renckerischen Hause, zwischen der Langenstrasse und der St. Johannsgasse; es war sein Geburtshaus. (Vgl. G. K. Pfeffels Verdienste um Erziehung und Schule etc. von August Stöber. Strassb. 1878 S. 20 Anmerk. 2.) — Pfeffel war seiner Zeit, nachdem er die Schulen Kolmars durchlaufen, für ein Jahr zu seinem verwandten, dem nachmaligen Kirchenrath Sander in Könderingen (bei Emmendingen in der badischen Markgrafschaft) gekommen. Sander verfasste neben mehreren erbaulichen und naturgeschichtlichen Werken auch die Beschreibung einer Reise, welche er nach Frankreich gemacht hatte (D. E. Stöber und Pädagogische Blätter a. a. O.). — Schlosser ist der bekannte Schwager Goethes in Emmendingen. Er dedicierte seine Uebersetzung

des Longinus (Vom Erhabenen. 1781. Leipz.) den beiden Freunden zu Kolmar, Pfeffel und Lerse (vgl. A. Nicolovius, J. G. Schlossers Leben und literarisches Wirken. Bonn 1844. S. 75). — Gouverneurs: Das Institut hatte ausser dem Director und dem Inspector vier Hofmeister und zwölf bis vierzehn wissenschaftliche und andere Lehrer (Aug. Stöber im Elsässischen Neujahrsblatt a. a. O.).

Zu d). Sophie La Roche (1730—1807) befand sich seit 1780 in Speyer und brachte 1784 einen ihrer Söhne, Franz, nach Kolmar in Pfeffels Anstalt. Ueber letztere hat sie frauenzimmerlich überschwänglich in dem „Tagebuche einer Reise durch die Schweiz“ (Altenb. 1787) referiert. Pfeffel war seit 1777 Mitglied der Helvetischen Gesellschaft, welche ihre Jahresversammlungen ursprünglich in Schinznach, später in Olten hielt. 1785 sprach er am letzteren Ort als Praesident „über die europäische Kriegsverfassung vor Erfindung des Feuergewehrs, und über die Veränderungen, welche diese Erfindung in unserem Welttheil überhaupt und in Helvetien insbesondere hervorgebracht“. Die Rede machte grossen Eindruck; im folgenden Jahre wurde sie durch die Presse veröffentlicht. — „Carline“ ist wol eine Tochter der La Roche und bei Pfeffel in Pension gewesen. — Ueber Erthal, Groschlag und Dalberg kann man vergleichen, was Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ in Sachen beibringt, besonders aber die Notizen G. v. Loepers (Hempelsche Ausgabe; Erthal: I, 169, 222 und 354, Groschlag: ebd. und III, 357, Dalberg: IV, 220). — Liseta? — Pfeffel hielt auf Sophie La Roche sehr grosse Stücke; bereits 1783 schrieb er zu ihren Ehren die Fabel „Der Dogge“ (Poetische Versuche I. Theil, Basel 1789, S. 145 f.), deren Schluss lautet:

Mit einem Geist, den keine Furcht bewegte,
Sahst du schon oft der Hand des Schicksals zu,
Die sich auf deinen Nacken legte,
Und streicheltest die ehrne Hand.
O du, Sophiens Vaterland,
Germania, wann wirst du sie belohnen?
Wann? . . . doch du hast für Töchter keine Kronen
Und deiner Helden edles Blut
Versteigerst du für Gold. Nun gut!

Willst du vielleicht die Heldin auch verkaufen?
Laß sehn, wie schlägst du sie mir an?
Ich will als Collectant von Thür zu Thüre laufen
Bis ich den Preis bezahlen kann.
Dann will ich nach Amerika sie schicken,
Wo mancher deiner Söhne ruht,
Um seinen neuen Freyheitshut
Mit diesem Kleinod auszuschmücken.

Schillers Ankündigung der Rheinischen Thalia.

Von

HERMANN FISCHER.

An den Schiller-Fund, den ich Archiv 10, 393—398 mitgetheilt habe, kann ich einen neuen, ebenfalls aus der k. öffentlichen Bibliothek zu Stuttgart, anreihen, dessen glücklicher Finder Herr Oberstudienrath Dr. Heyd, der Vorstand dieser Bibliothek, gewesen ist.

Die berühmte Ankündigung der Thalia war bisher nur aus dem Deutschen Museum bekannt, wo sie Jg. 1784, Bd. 2, S. 564—570 steht. Daraus wurde sie abgedruckt von Boas (Nachträge 2, 324—332) und Hoffmeister (Nachlese 4, 154—161). Boas gestattete sich mehrfache Abweichungen von dem im D. M. gedruckten Texte; dass er aber aus dieser Quelle geschöpft hat, sagt er ausdrücklich (Nachtr. 2, 508 f.). Ebenso hat Hoffmeister seinen Text aus dem D. M. entnommen, da er einige wenige Lesarten desselben gegen Boas wiederhergestellt hat; es müssen ihm aber im ganzen Boas' willkürliche Aenderungen wol behagt haben, denn er hat die allermeisten derselben acceptiert und nur noch ein Par ex suo dazu gethan. Erst die kritische Schiller-Ausgabe hat in ihrem dritten Bande den Text des Deutschen Museums gewissenhaft abgedruckt.

Nun hat aber Herr Oberstudienrath Heyd den Originaldruck der Ankündigung selbst gefunden. Derselbe befindet sich als Nr. 79 des dritten Fascikels in der mancherlei Collectaneen zur württembergischen Geschichte enthaltenden „Theussischen Sammlung" (Cod. hist. fol. 572) der Stuttgarter öffentlichen Bibliothek. Der Druck hat ganz das Aussehen eines gewöhnlichen Buchhändlerprospects: ein Doppel-

blatt in Quart, auf allen vier Seiten bedruckt, der bedruckte Raum 0,193 m hoch und 0,153 breit. Es kann kein Zweifel sein, dass wir hier den Originaldruck haben, nach welchem der Text im Deutschen Museum abgesetzt wurde. Deshalb theile ich im folgenden alle Abweichungen des Originals von dem Texte des D. M. mit, den ich nach Seiten- und Zeilenzahlen der kritischen Ausgabe citiere; die allermeisten sind ganz irrelevant, mussten aber aufgeführt werden, weil auch die kritische Ausgabe sich durchaus buchstäblicher Treue befleissigt; manches, wie die Hervorhebung dieser und jener Wörter, ist doch auch stilistisch nicht ganz ohne Interesse.

Krit. Ausg. 3, 528, Zeile 3. Rheinische Thalia. Darunter Querstrich. 9. abgeschröckt. 10. Hofnung gsp. (gesperrt). 16. kannte. 20. Enthousiasmus; Leiden=] die Nachsylbe schaft fehlt auf der nächsten Zeile. 21. erste gesp. 23 f. Idealenwelt Schw. (Schwabacher Schrift). 24. unbekannt; wirklichen, gesp. 25. unbekannt; Menschen, Schw. Der Gedankenstrich nach dem Komma fehlt. 26.. vierhunderte; einziges Schw.

529, 2. unbekannt; hier gesp.; Eine gesp. 4. erschlaffte, 7. herrschenden; unbekannt 8. Geschlecht, die 10. seyn — unbekannt 16. Suborbination Schw.; Genius Schw. 18. Dis 20. Klima, Schw. 21. unzäligen 22. mich trift,] mich gsp.; mich anmaßte, 27 f. einschmeichlende 31. aus] mit diesem Wort beginnt die zweite Seite. 33. schreiben. Schw.; bekannt —

530, 7. gehör 8. werd 11. Tron 14. Innre 15. Bekanntschaft 17. rheinische Thalia gr. gsp. (grössere Schrift und gesperrt). 20. Gebiete; ligt, 23. I. Gemählde merkwürdiger Menschen und Handlungen — — gr. gsp.

531, 2. wichtiger, als die toden Schäze 5. II. Philosophie für das handelnde Leben. gr. gsp., vorher und nachher Alinea. 5 f. III. Schöne Natur und schöne Kunst in der Pfalz. — gr. gsp. 8. herrlichen; Kunst] kein Komma. 13. führen.] nach diesem Wort Alinea. 14. IV. Deutsches Theater. — gr. gsp. 16. reinern Schw., der Comparativ stimmt zu „bessern"; bessern Schw. 16 f. wahre, geistvolle Schw. 17. einiger Schw. gsp.; ganzen] mit der Sylbe zen beginnt die dritte Seite. 19. gekannt. gsp. 20. biß 21. keiner gsp. 22. binden,; kann. 23. zallosen 24. Hazard=

spielers] dies die einzige Stelle, wo Hoffmeister, gegen den Text des D. M., unbewusst das richtige hergestellt hat. 25. Kein Komma nach Epikurus. 29. dauren. 31. Hilfe; Häuffung; neuer, Schw. 32. gebrandmarkter, Schw. 32 f. herrschenden

532, 3. hiesigen Schw.; kann] durch Druckfehler steht knnn. 14. kann 15. seyn.; hab 16. Lobe 18 f. allgemeinen Dirne Schw. 19. seyn, 23. Bewunderung Schw.; Tadel Schw. 26. übereilen — Schw. 27 f. todkranke 31. entschiednes Schw.; genannt 32. usurpierten Schw. 33. Stümper Schw.

533, 2. Gränzen 9. seyn,; einem Schw. 10. Detail Schw. 12. derer Schw. gsp. 18. eine Schw.; kein Punct nach Erklärung, aber Alinea und Beginn der 4. Seite nach diesem Wort. 18 f. V. Gedichte und Rapsodien, Fragmente von dramatischen Stücken. gr. gsp., besondere Zeile. 19 f. VI. Beurtheilungen wichtiger Männer und Schriften. Desgl. 20. VII. Geständnisse von mir selbst. Desgl. 21. VIII. Korrespondenzen — Anzeigen — Miszellanien. Desgl. 21. Jeden] vor diesem Wort Alinea. 22. Punct nach 8 26. kann 27. Jenners; so weit 28. Kein Komma nach geht 31. Subscribenten, (denn 33. seyn,

534, 7. persönlichem Schw. 11. Freundschaft Schw. gsp.; Absatz nach knüpfen. 12. F. Schiller. grössere Schrift; darunter Querstrich.

Die Metrik des Hans Sachs. Eine von den Decanen der Universität Rostock mit dem vollen Preise gekrönte Preisschrift von Wilhelm Sommer. Rostock 1882.

In dieser umfangreichen Arbeit berührt zuerst angenehm, dass der Verfasser an vielen Stellen die Lesart des Druckes, die allein ihm bekannt war, so zu verbessern weiss, wie die Handschrift des Dichters sie wirklich darbietet. So lauten, um nur einige zu erwähnen, in Kellers Ausg. Bd. XII 408, 26; VI 157, 3; VI 326, 22 und die Stelle in Bechsteins Deutschem Museum N. F. I S. 180, 64 in den Spruchbüchern ganz Sommers Vorschlage entsprechend, während Keller Bd. X 16, 5 von Sachs geschrieben ist: *Nach der prunst, geschray vnd dem hewln*; Bd. I 35, 8 *Mit diesen edlen fruechten allen,* also wenigstens annähernd so, wie Sommer meint. Bei der Kritik des Sachsischen Textes ist freilich mit der merkwürdigen Erscheinung zu rechnen, dass gerade in den drei Foliobänden, die noch zu des Dichters Lebzeiten veröffentlicht wurden, erhebliche Druckversehen in so grosser Zahl vorkommen, wie sie sich in den späteren Bänden nicht vorfinden. Z. B. erscheint die von Sommer mit Recht (S. 8) gerügte Stelle Keller Bd. IV 323, 25 im Manuscripte dem Rhythmus gemäss: *Mit einem hellen claren schein Gmach fues vur fues so drat herein.* Ebenso Bd. VI 32, 2 (Sommer S. 30): *Dw fawler schlueffel ge heraus.* Zufälliger Weise liegen bis jetzt bloss die beregten drei Bände in Neudruck vor. Das war aber doch kein Grund, dass der Verf. es für seine Arbeit bei der Durchsicht dieses Theiles der Sachsischen Werke bewenden liess. Für manche Erscheinungen wird ja erst durch Vergleichung aller Stellen eine sichere Grundlage zur Erklärung gewonnen. Hinsichtlich der Meistergesänge lag die Sache insofern anders, als diese ihrer Hauptmasse nach gedruckt noch gar nicht zugänglich sind. War indess in dieser Beziehung die Aufstellung der Preisfrage nicht verfrüht?

Und was das Resultat über die Spruchgedichte betrifft, so gelangt der Verf. zu keinem andern, als dem von E. Höpfner in seinem Programme: Reformbestrebungen auf dem Gebiete der deutschen Dichtung des 16. u. 17. Jahrh. (1866) S. 5 gegebenen. Dass San-

ders, Abriss der deutschen Sylbenmessung § 183 und § 54, 923 ff., die Hans-Sachsischen Verszeilen immer noch falsch auffasst, hat Sommer mit berechtigtem Nachdruck gerügt. Der Vers des Hans Sachs ist regelmässig in der Sylbenzahl, willkürlich in der Wortbetonung. Von späteren ist getadelt worden, dass Wort- und Verston bei ihm sich nicht decken. Ihn aber trifft der Tadel am meisten, weil er der bedeutendste Vertreter der Dichtweise war, die das 16. Jahrhundert beherrschte. Goethe hat den Sachsischen Vers nie gebraucht, er hat vielmehr „den sogenannten Knittelvers (Andreas Gryphius, Peter Squenz) angewendet, der durch Auflösung der Synkopen und Unterlassung der Apokopen und Elisionen entstand, welche Hilfsmittel Sachs der Sylbenzahl wegen hatte anwenden müssen". Jene Regelmässigkeit in der Versbehandlung hätte zu den Kriterien für Herstellung eines authentischen Textes des H. Sachs mitgerechnet werden sollen, die ich im VIII. Bande des „Archivs" S. 301 ff. aufgestellt habe. Die meisten der dort vorgetragenen Conjecturen haben auch in der Versform die Gewähr für ihre Richtigkeit.

Auf einen Punct in der Metrik des H. Sachs möchte ich besonders hinweisen. Ich glaube nämlich, dass die Anschleifung der Pronomina bei Hans Sachs eine viel grössere Ausdehnung hat, als ihr von Sommer und überhaupt bis jetzt eingeräumt worden ist. Man begegnet auf Schritt und Tritt, hauptsächlich in den Fastnachtspielen, wo die Sprache mehr als anderswo der volksmässigen Ausdrucksweise angeähnelt ist, Versen mit einer überschiessenden Sylbe. Das zuviel erscheint als solches aber nur dem Auge, nicht dem Ohre. Besserungsvorschläge wie S. 20 zu Kellers Ausgabe Bd. XIII 269, 5: *Kein schöner mans-bild ich nie gesach* sind unnöthig; es ist vielmehr zu sprechen: *'ch nie gesach.* Aus der Masse von Beispielen will ich für jedes Pronomen nur eines ausheben:

Keller-Goetze XIV 165, 9: *Er wil leicht etlich kleinet versetzen* (sprich: *'r wil*)
XIV 70, 18: *Herr schultes, es wil nit anderst sein* (sprich: *'s wil*)
XIV 302, 23: *Ey nachtbawr, wenn man dir helffen söl* (sprich: *man d'r*)
XIV 70, 16: *Wolt eh all mein kue an im verschlagen* (sprich: *an 'm*).

Tittmann hat an einigen Stellen ähnliche Aenderungen schon in den Text aufgenommen und konnte, ganz abgesehen von dem Zwecke seiner Ausgabe, sich dafür auf vereinzelten Vorgang in Sachsens Drucken berufen. Beispielsweise hat Fastnachtspiel Nr. 36, Z. 40: *Du hast als gnug, als hetstr ein fuder.* In einer historischen Ausgabe genügt ein Hinweis auf diese Behandlung der Pronomina: XIV 78, 11 *Ich wil nachreitn, thu ich in erjagen* (sprich: *ich'n*; Einzeldruck: *ichn*). Auffällig aber kann diese Anschleifung nicht mehr

sein, wenn wir uns erinnern, dass Sachs häufig die Pronomina ganz weglässt. Im 58. Fastnachtspiele V. 319 f. heisst es: *Ewlenspiegel ist lange daus; Hoff, er werd etwas richten aus.* Hier hat man *ich* vor *hoff* zu ergänzen, gleichwie im 46. Fastnachtspiele V. 91 vor *wil*: *Dort schleichts daher; wil geren sehen, Was zu der bschlossen Thür werd jehen.*

Die Zusammenstellungen Sommers über den Reim, die aber hie und da leider ganz ungleichartiges vereinen, geben Erweiterungen zu Carl M. G. Frommanns Programm (Nürnberg 1878). Möchten diesem ersten glücklichen Versuche, die Sprache des H. Sachs grammatisch darzustellen, bald mehrere folgen! Dabei den Ausgangspunct vom Reime zu nehmen, wie Sommer thut, ist deshalb richtig, weil das Wortbild fast niemals die Entwicklungsstufe ganz wiedergibt, auf welcher die Sprache sich befindet. Durch die Buchstaben wird der Stand einer früheren Zeit angedeutet. Da kommt der Reim zu Hilfe, welcher zeigt, wie der Klang der Vocale und die Betonung der Sylben zur Zeit des Dichters war.

Zuletzt mache ich auf einige Kleinigkeiten aufmerksam, die ich mir bei der Lectüre der dankenswerthen Arbeit Sommers notiert habe. Den Schluss von Sachsens Liebesliede (Hertels Programm S. 35; Sommer S. 40) kann ich nicht anders lesen, als: *vil dausent gueter nachte wünsch ich dir mit gesang.* — Zu den von Sommer aufgefundenen zwei gebrochenen Reimen füge ich der Vollständigkeit wegen einen dritten: Keller-Goetze XIV 150, 35: *Ich mag leiden, das ieder zw— Sech, was ich in meimb hause thu.* — Endlich ist mir unter den vielen Stellen, die ich nachgeprüft, ein einziges Versehen aufgestossen: S. 15 muss es unter Synkope statt K. IX 108, 2 heissen: K. IX 97, 10.

Edmund Goetze.

Franz Kern, drei Charakterbilder aus Goethes Faust (Faust, Gretchen, Wagner). Oldenburg, Ferd. Schmidt. 1882.

Wie über die ganze Faust-Dichtung und ihren poetischen Werth die Urtheile ausserordentlich verschieden lauten und gerade jetzt der Kampf der Meinungen wieder hitziger als je entbrannt ist, so werden auch die verschiedenen Gestalten des Dramas, insbesondere seine Hauptperson Faust, in der verschiedensten Weise aufgefasst. Dem einen ist Faust der ideale, der typische Mensch, die vollendetste Ausgeburt dichterischer Phantasie, dem andern eine psychologisch verzeichnete, in sich widerspruchsvolle Figur, dabei ein moralisches Ungeheuer, das nur Abscheu und Verachtung in uns erwecken kann.

Damit ich nicht zu übertreiben scheine, will ich hier nur zwei charakteristische Aeusserungen hervorheben. Herman Grimm

(Vorlesungen über Goethe, 1. Aufl. S. 263) behauptet u. a.: „Faust ist für uns Deutsche der Herrscher unter den übrigen Figuren der gesammten europäischen Dichtung. Hamlet, Achill, Hektor, Tasso, der Cid, Frithiof, Siegfried und Fingal: all diese Gestalten erscheinen unseren Blicken nicht mehr ganz frisch, wenn Faust erscheint. Das Licht, das auf ihnen ruht, bekommt etwas von Mondenschein, während Faust in voller Sonne steht" u. s. f. Dagegen urtheilt u. a. Max Bergedorf, hierin ein Nachfolger des jüngeren Vilmar, in seiner Schrift: „Faust und das christliche Volksbewusstsein", Dresden, 1881, S. 22: „Für unsre Untersuchung geht Faust aus dieser Tragödie hervor als ein Verführer, ein Mörder, ein Feigling, ein Schurke!"

Ein solches auseinandergehen der Urtheile wäre nicht möglich, wenn nicht ein so verschiedener Massstab angelegt würde und wenn man unbefangen an diese Dichtung wie an jede andre herantreten wollte, um sie nicht von fremden Gesichtspuncten aus, sondern lediglich nach ihrem inneren Zusammenhange zu durchforschen und zu erklären. Hier würde sich zeigen, wie der Dichter keineswegs in dem armen sterblichen, welcher „irrt, so lange er strebt", ein vollendetes Menschenideal hat aufstellen wollen; aber auch die Fehltritte des von schmerzlichster Seelenqual zum Abfall von Gott getriebenen und von dem Höllengeist beständig zum bösen angereizten würden eine gerechtere und mildere Beurtheilung finden.

Die Arbeit Kerns tritt der übertriebenen Idealisierung Fausts und Gretchens energisch entgegen, während der Famulus Wagner den absprechenden Urtheilen der meisten Erklärer gegenüber wieder zu Ehren gebracht werden soll. Der nüchternen und im ganzen massvollen Art, in welcher dies geschieht, wird man nicht selten zustimmen dürfen; freilich scheint es mir, als gienge der Verfasser in dem bestreben, dem einen Extrem zu steuern, vielfach nach der anderen Seite hin über die Linie des richtigen hinaus, und wenn den Gegnern vorgeworfen wird, dass sie die Dichtung zu Gunsten Fausts und Gretchens auslegten und zu sehr ins helle malten, so dürften auf den Vf. selbst wol ab und zu die Worte Gretchens am Brunnen Anwendung finden:

„Wie schien mir's schwarz und schwärzt's noch gar,
Mir's immer doch nicht schwarz g'nug war."

Für meine Behauptung führe ich hier nur einiges zum Beweise an, ohne natürlich bei dem mir zugemessnen Raum an eine vollständige Widerlegung denken zu können.

Zunächst scheint mir der Vf., wenn er die innere Zerfahrenheit Fausts, sein hin- und herschwanken zwischen den verschiedensten Stimmungen tadelt und daraus auf die Haltlosigkeit seines Charakters oder gar auf Widersprüche in der Dichtung schliesst den Ernst und die Tiefe der Seelenkämpfe, die Faust durchmacht, nicht ge-

nügend zu würdigen. Und doch zeichnet uns der Dichter klar den Entwicklungsgang des eigenen Mannes. Auch er war einst reich an Glauben und Liebe.

„An Hoffnung reich, im Glauben fest,
Mit Thränen, Seufzen, Händeringen
Dacht' ich das Ende jener Pest
Vom Herrn des Himmels zu erzwingen."

Erst als alle seine Gebete und Bemühungen sich als fruchtlos erwiesen, fiel ihn der Zweifel an, und erst als dem ernsten Forscher sich jeder Weg zur Erkenntniss der Wahrheit verschliesst und selbst die angerufne Geisterwelt ihn zurückstösst, ergibt er sich der Verzweiflung. Ich wüsste nicht, wie der Dichter den Bund mit dem Teufel tiefer hätte motivieren können.

Auch den Einfluss des Mephistopheles auf Faust berücksichtigt der Vf. viel zu wenig und beurtheilt die Handlungen des letzteren fast durchweg so, als giengen sie überall aus eigner Initiative hervor. So ist, um nur eins zu erwähnen, von der Hexenküche, in welcher Faust durch den Zaubertrank und das Bild des schönen Weibes aufs leidenschaftlichste erregt wird, mit keiner Sylbe die Rede.

Das verhalten gegen Gretchen wird ja niemand rechtfertigen wollen. Aber auch hier wird die Schuld Fausts vom Vf. mehrfach ohne Noth vergrössert. Wenn Vf. z. B. zur Kerkerscene S. 76 sagt: „Man begreift in der That nicht, warum Faust, dem alle Mittel zur Verfügung stehen, Gretchen nicht fern von aller Gefahr auf den blumigen Rasen betten lässt", so übersieht er hiebei, dass es für Faust moralisch und physisch unmöglich ist, Gretchen wider ihren Willen zu retten, und dass nach den Worten Gretchens: „Gericht Gottes! Dir hab' ich mich übergeben!" auch Mephisto keine Macht mehr über sie hat.

Auch die Zeichnung Gretchens halte ich für viel zu ungünstig, wenn auch dem Vf. darin beizustimmen ist, dass sie nicht das Heiligenbild ist, das manche aus ihr haben machen wollen. Ihre kleinen weiblichen Schwächen dürfen doch nicht zu sehr „geschwärzt" werden: aus ihren Besuchen bei der Nachbarin, deren Verworfenheit sie nicht durchschaut, aus ihrem zutraulichen entgegenkommen gegen Faust, das eben auf ihrer Unschuld und Arglosigkeit beruht, wird man ihr einen schweren Vorwurf gewiss nicht machen können, wenn man nicht äussere Sitte und Sittlichkeit vermengen will. Gewiss, ohne alle Schuld ist Gretchen nicht und doch an ihrem furchtbaren Geschick unschuldig!

In diesem Sinne löst sich auch der Widerspruch, den Vf. (S. 80) in meiner Faust-Erklärung finden will. Wenn ich in der Schlusstragoedie des ersten Theils den Antheil Fausts und Gretchens an der Entwicklung der Handlung vergleiche und zu dem Ergebniss komme, dass Faust der Träger der Handlung sei und die „tragische"

Schuld nicht Gretchen, sondern ihm allein zufalle, so behaupte ich damit nicht etwa im Gegensatz zu früheren Ausführungen, dass Gretchen vollkommen und ohne Fehl sei, sondern nur, dass ihr verhalten nicht derartig ist, dass es ihren tragischen Untergang ausreichend rechtfertigte. Ich glaube, das Gefühl der Zuschauer und Leser wird mir hierin Recht geben. Der Vf. dagegen scheint mir zu weit zu gehen, wenn er die Folgen des Schlaftrunkes bei der Mutter und den Kindesmord so ohne weiteres Gretchen zurechnen will. Als Gretchen den Schlaftrunk von Faust erhält, fragt sie ausdrücklich nach dessen Unschädlichkeit, die ihr von dem Geliebten versichert wird; dass sie aber ihr Kind nur in einem nicht zurechnungsfähigen Zustande getödtet haben kann, geht doch wol schon daraus hervor, dass der Dichter sie uns in der Kerkerscene als wahnsinnige vorführt.

Was schliesslich die „Rettung" des Famulus Wagner betrifft, so kann ich auch hier dem Vf. nur theilweise zustimmen. Ich kann mich dem Eindruck nicht verschliessen, dass in der Auffassung, die Faust von seinem Famulus hat, auch die des Dichters selbst durchscheint, und wenn man Wagner auch gewiss den Charakter eines ehrlichen Kerls und strebsamen Gelehrten nicht absprechen darf, so ist ihm doch anderseits das Siegel der Beschränktheit und Pedanterie deutlich auf die Stirn geprägt.

Wenn ich nun auch im obigen meinen häufig von dem des Vfs. abweichenden Standpunct kennzeichnen musste, so stehe ich trotzdem nicht an das Büchlein als ein anregendes und vielfach belehrendes dem Leser zu empfehlen.

Pforta. Hermann Schreyer.

Vorträge für die gebildete Welt. No. 1. Schillers Braut von Messina. Von Dr. Aug. Hagemann, weil. Director des Königl. Gymnasiums zu Graudenz Westpr. Herausgegeben von Paul Hagemann. Riga und Leipzig 1883.

Die Fluth unnützer Schriften über die „Braut von Messina" nimmt, wie es scheint, so bald noch kein Ende. Die Rigaer Verlagshandlung hofft in einer gedruckten Zusendung an den Redacteur dieser Zeitschrift, „dass das Werk dieselbe Anerkennung finden wird, die allen übrigen Werken des bekannten Gelehrten zu Theil wurde". Auch sonst fehlt es nicht an bombastischen Ankündigungen dieser „Vorträge für die gebildete Welt". Sie sind „der gebildeten deutschen Welt gewidmet vom Herausgeber", mit dem etwas verbrauchten Motto: Le style c'est l'homme!, und die Vorrede des Herausgebers beginnt: „So ist denn die Zeit gekommen, zu der ich ver-

suchen kann, den Gedanken meines verstorbenen Vaters Dr. Aug. Hagemann zu verwirklichen (das folgende gesperrt): »Dem deutschen Volke ein Werk zu schaffen, das voraussichtlich überall Eingang und in jedem Hause eine bleibende Stätte finden wird.« „Wenn eine Verlagshandlung in diesem Tone spricht, so mag es hingehn; es ist eben die Sprache der geschäftlichen Reclame, und der Kenner weiss, was er sich daraus zu entnehmen hat. In diesem Tone ist aber die ganze Vorrede gehalten, und es zeigt sich, dass der Herausgeber von der nachgerade überreichen Litteratur über unsere Classiker im deutschen Stammlande keine Ahnung hat. Ebensowenig hat Recensent bisher eine Ahnung von den wissenschaftlichen Verdiensten des Verfassers gehabt, dessen übrigen Werken, sagt die Vorrede, „man mit grossem Vertrauen entgegenkam", und die „zum Theil schon in alle Sprachen der civilisierten Welt übersetzt worden sind". Wer von meinen Lesern in derselben beschämenden Verlegenheit ist, dem hilft einigermasssen das Verzeichniss der „Werke desselben Verfassers" auf dem Umschlag des Heftes. Nach diesem können jedoch die bereits erschienenen nur unbedeutende Fachschriften sein.

Von Fehlern ist mir allerdings nur aufgefallen, dass Warbeck nach einem Fehler der früheren Drucke des Schiller-Goetheschen Briefwechsels, den sich jeder Kenner der Schillerschen Dramen leicht selbst verbessern konnte, sich für einen der Prinzen Eduards des „V." statt „IV." ausgegeben habe (S. 6). Eine ganze Reihe von Hinweisen, wie sich in Schillers Geist die Idee eines solchen Versuchs im antiken Stil festsetzte, fehlt; dass er lange damit umgieng, wie uns Karoline von Wolzogen berichtet, für die neue Zeit eine ähnliche Familie wie die des Lajos zu erfinden, ja dass er in dem 2. Theil der „Räuber" die Familie Moors des Räubers zu einer solchen machen wollte, erfahren wir nicht; genug, die ganze Abhandlung bewegt sich nur in einem breitgetretenen Geleise mit reichlichen, bisweilen seitenlangen Citaten aus dem allen zugänglichen Stücke. Wer demnach durchaus das Bedürfniss hat, nicht sich in das Studium des Werkes selbst zu vertiefen und sich vollzutränken mit der unnachahmlichen Hoheit und Herrlichkeit desselben, sondern sich erst von einem, immerhin gelehrten Philologen Rath zu holen, was denn an dem Dinge ist, dem können wir noch eher die Schrift von A. Buttmann (Die Schicksals-Idee in Schillers Braut von Messina und ihr innerer Zusammenhang mit der Geschichte der Menschheit, Berlin 1882) empfehlen, die freilich auch den Mund etwas voll nimmt, aber mit Wärme geschrieben ist und eine Theorie dieser Idee entwirft, die Recensent nur billigen kann.

Robert Boxberger.

Miscellen.

1.

Zur Erklärung des Ausdrucks „Jahr und Tag".

Zu dem in Lessings „Minna von Barnhelm" I, 2 von Just gebrauchten Ausdrucke „Jahr und Tag" gibt H. Düntzer in seiner Erläuterungsschrift „Lessings Minna von Barnhelm", 3. Aufl. S. 30, in einer Anmerkung folgende Erklärung: „Eigentlich die sogenannte sächsische Frist, die sechs Monate und einen Tag beträgt". Dass diese Erklärung weder ausreichend noch richtig ist, leuchtet sofort ein. Die Frist von einem Jahr und einem Tag ist vielmehr als ein alter, oft gebrauchter juristischer Termin aufzufassen, dessen Bezeichnung dann wegen seines häufigen vorkommens als stehende Redensart angewandt wurde. Zum Beweise dessen führe ich folgendes an.

1. Sir Philip de Somervile, der zur Zeit Eduards III. von England (1327—1337) lebte, verordnete in einer Stiftung, dass diejenigen Ehepare, welche ein Jahr und einen Tag verheiratet gewesen wären und innerhalb dieser Frist ihre Heirat nicht bereut hätten, in seinem Herrenhause zu Whichenovre in Staffordshire sich zum Empfange eines Schinkens melden sollten. Der von dem Ehemann vor Empfang des Geschenkes abzulegende Eid hatte folgenden Wortlaut: „Here ye, Sir Philippe de Somervile, Lord of Whichenovre, maynteyner and gyver of this baconne, that I *A.* sithe I wedded *B.* my wife, and sythe I had hyr in my kepyng, and at my wille, by a yere and a day, after our mariage, I wold not have chaunged for none other, farer ne fowler, rycher ne pourer, ne for none other descended of greater lynage, slepyng ne waking, at noo tyme. And yf the seyd *B.* were sole, and I sole, I would take her to be my wyfe, before all the wymen of the worlde, of what condiciones soever they be, good or evylle, as helpe me God and hys seyntys; and this flesh and all fleshes". — Der gleiche Brauch bestand zu Dunmow in Essex. Die betr. Stelle aus dem dort abzulegenden Eide lautet:

„Or, in a twelvmonth and a day
Repented not in thought any way."

Dort wird die Stiftung auf den zur Zeit Heinrichs III. (1216—1272) lebenden Lord Fitzwalter zurückgeführt, der befahl, dass „whatever married man did not repent of his marriage, or quarrel with his wife, in a year and a day after it, should go to his priory, and demand the bacon, on his swearing to the truth, kneeling on two stones in the churchyard."

2. In Chaucers Canterbury-Geschichten berichtet die „Erzählung des Weibes von Bath", dass ein Ritter am Hofe des Königs Artus wegen Entehrung einer Jungfrau zum Tode verurtheilt worden sei, doch habe die Königin Begnadigung des Ritters bei ihrem Gemahle erwirkt. Damit der Ritter das ihm wiedergeschenkte Leben aber erst verdiene, stellt die Königin ihm eine Aufgabe. Sie spricht zu dem Ritter:

„Du bist noch so gestellt durch dein Vergehn,
Dass dir noch nicht gesichert ist dein Leben.
Ich schenk es dir, kannst du mir Auskunft geben,
Was jedes Weib am eifrigsten begehrt.
Bewahre dein Genick wol vor dem Schwert.
Und kannst du's mir nicht auf der Stelle künden,
Geb' ich dir Urlaub, um es zu ergründen,
Ein Jahr und einen Tag."

(Uebersetzung von W. Hertzberg.)

Karl Bindel.

2.

Allein Gott in der Höh sei Ehr.

Unsere Kenntniss über den Verfasser dieses schönen Liedes gründet sich bekanntlich ausschliesslich auf die Mittheilung Rehtmeyers in dessen Kirchenhistorie der Stadt Braunschweig Bd. 3, S. 19, wo Nicolaus vom Hofe (a Curia, Decius, Hovesch*) auf die bestimmte Aussage glaubwürdiger Gewährsmänner hin als Autor desselben bezeichnet wird. Rehtmeyer berichtet: „Von diesen [Decius nämlich] haben diejenigen, so ihn gekennet, insonderheit Autor Steinmann**, standhafft bezeuget, dass er die schönen teutschen Gesänge: Allein Gott in der Höh' sey Ehr etc. (der sonst dem D. Nicolao Selneccero, oder Luther selbst zu geschrieben wird) und O Lamm Gottes unschuldig etc. gemacht habe." Auch das Lied Heilig ist Gott der Vater samt den Melodien, da er in der Musik

* Die Identität der unter diesen Namen auftretenden Personen ermangelt, obschon alle Wahrscheinlichkeit dafür ist, wie man weiss, noch des Beweises. Vgl. Brecher in der Allg. deutschen Biographie 4, 791 ff.

** Sonst nicht bekannt.

wol zu Hause gewesen, sei von ihm. Diese Notiz ist, wie es scheint, weder in älterer noch in neuester Zeit angezweifelt worden, und so gehen diese Lieder in den Kirchengesangbüchern und bei Wackernagel unangefochten unter des Decius Namen.

Ganz unanfechtbar ist sie jedoch nicht; wenigstens in Bezug auf die erste Strophe des Liedes „Allein Gott in der Höh sei Ehr" bedürfen die Rehtmeyerschen Worte einer nicht unwesentlichen Einschränkung. Diese ist nämlich schon im Egerer Fronleichnamsspiele benutzt worden, zwar in anderer Form, aber doch mit den unverkennbarsten Anklängen an die unter Decius' Namen gehende Fassung, so dass die unmittelbare Bekanntschaft dieser mit jener nothwendiger Weise vorausgesetzt werden muss.* Sie wird im ersten Theile des Dramas, nachdem Lucifer mit seinen Anhängern gestürzt ist, von den treu gebliebenen Engeln, dem „Primus chorus angelorum, scilicet Cherubin" zum Lobe des Salvator gesungen und lautet V. 309—316**:

Gros wirdigkait, lob und auch er	Alleine God jn der höge sy ere,
Sag wir dir, got, mechtiger herr,	vñ danck vor syne gnade.
Wir dancken dir deiner gnaden,	Darumme dat nu vñ vort nicht mer,
Das du uns behüttet hast vor schaden.	vns rören mach eyn schade.
In deinem dinst sei wir berait,	Eyn wolgeuallent Godt an vns hath,
Zu loben deine wirdigkait;	nu ys groth vrede an vnderlath,
Denn wem dein gnad alhie erscheint,	Alle veyde nu hefft eyn ende.
Der ist behüt vor allen veint.	

Es ist nicht nöthig, ihre Berührungspuncte mit der daneben gestellten niederdeutschen Fassung nach dem ältesten Drucke vom Jahre 1525 (Bachmann, das älteste niederdeutsche evangelische Gesangbuch und der erste Druck des Liedes: „Allein Gott in der Höh sei Ehr!" in der Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft Heft 9. Leipz. 1880. S. 485; vgl. Wackernagel, das deutsche Kirchenlied 3, Nr. 615) hervorzuheben, sie drängen sich von selbst hervor; ebenso wenig aber will es mir zweifelhaft erscheinen, dass das Egerer Spiel die ältere und ursprünglichere, der Druck die umgedichtete jüngere Form darbietet. Anstatt aller inneren Gründe genügt es, auf das Alter der Handschrift des Egerer Spiels zu verweisen, welche in einer Zeit geschrieben sein muss, wo Decius noch in den Knabenschuhen stak.

* Die lateinische Vorlage des Liedes ist bekanntlich der aus der sogenannten grossen Doxologie entstandene Hymnus angelicus Gloria in excelsis deo, der in der katholischen Kirche noch jetzt bei jedem Hochamte angestimmt wird.

** Einen vollständigen Abdruck des Egerer Fronleichnamsspiels wird man unter den Publicationen des litter. Vereins zu Stuttgart für 1881 finden. [Ist inzwischen als Nr. 156 ausgegeben.]

Die Zeit der Niederschrift des Egerer Spieles wird von der Handschrift selbst zwar nicht angegeben, ihr Schriftcharakter ist aber durchaus derjenige des 15. Jahrhunderts, ja sie könnte nach ihm eher in den 60er bis 70er, als in den 90er Jahren dieses Saeculums entstanden sein.* Ich fürchte also nicht, die Handschrift zu weit zurückzudatieren, wenn ich ihre Entstehung in das Ende der 80er Jahre setze. — Auch die Lebenszeit des Nicolaus Decius ist nicht genau bekannt. Er erscheint zuerst im Jahre 1519 als Propst des Klosters Steterburg, 1522 wurde er Schulcollega an St. Katharinen- und Egidien-Kirche in Braunschweig und starb 1541 als Prediger in Pommern, wie seine Freunde vermutheten an Gift**, jedesfalls also noch nicht aus Altersschwäche. Als Propst wird er mindestens 30, vielleicht 40 Jahre alt gewesen sein und wäre dann ungefähr 1480 geboren. Wenn man demnach auch die Handschrift noch um einige Jahre verjüngen und die Geburtszeit des Decius etwas weiter hinaufschieben wollte, so würde es immer noch unmöglich sein, für die niederdeutsche Gestalt des Liedes eine Abfassungszeit zu gewinnen, in welcher sie dem Schreiber oder Bearbeiter des Egerer Spieles vorgelegen haben könnte.

Des Decius Autorschaft kann demnach für die erste Strophe nur als die Umdichtung eines schon vorhandenen Liedes genommen werden. Ob die drei ferneren Strophen ebenfalls einer Vorlage folgen, oder von Decius selbständig hinzugefügt wurden, darüber ist bislang jede Vermuthung ohne Werth.

Wolfenbüttel, September 1881. Gust. Milchsack.

3.

I. Zur Schwanklitteratur.

In dem ersten Schwank des von mir herausgegebenen Volksbuchs „Hans Clawerts Werckliche Historien ... beschrieben durch Bartholomäum Krüger" (Neudr. deutscher Litteraturw. d. XVI. u. XVII. Jahrh. Nr. 33, Halle Niemeyer 1882***) wird erzählt, wie

---

* Vgl. Bartsch, Germania 3, S. 295.

** Vgl. Rehtmeyer a. a. O.

*** In der Einleitung S. XV habe ich nach Goedekes Grundriss S. 421 die Ausgabe v. 1659 nur ganz allgemein erwähnt. Erst nach Vollendung des Drucks ist es mir gelungen, ein Exemplar einzusehen. Es gehört dem Märkischen Provincialmuseum hierselbst. Der Titel weicht von dem der ersten Edition etwas ab und lautet: Hans Clawerts | Werckliche Hi=|storien, vor niehmals in dem | Druck außgangen, sehr kurtz=weilig | und lustig zu lesen. | Beschrieben und in Druck | verfertiget | Durch | Bartholomæum Krüger, Stadt=|Schreiber zu Trebbin. | (Holzschnitt, der zu keiner der Historien in Beziehung steht. Zwei Männer sind damit be-

Clauert als Schlosserlehrling einen Bauern mit seinem Meister zusammenbringt. Ein Landmann will ein Schloss kaufen. Der Lehrling will aber den Handel nicht abschliessen. Daher geht er in das Zimmer, um den Meister zu rufen, nachdem er dem Bauern erklärt hat, sein Herr wäre sehr schwerhörig; er möchte deshalb, wenn dieser erschiene, recht laut rufen. Auch seinen Meister täuscht Clauert; er redet ihm ein, dass der Käufer fast taub sei. Die Folge davon ist, dass sich der Schlosser und der Bauer gegenseitig im schreien zu überbieten suchen und beinahe zu Thätlichkeiten übergegangen wären.

In ähnlicher Weise ist das angedichtete Gebrechen der Schwerhörigkeit in einem andern Schwankbuche, das folgenden Titel hat, verwerthet: *Taubmanniana* | oder | Des Sinnreichen Poetens | Friederich | Taubmanns | Nachdencklichés Leben, | Scharfffinnige Sprüche, | Kluge Hof- | und schertzhaffte | Studenten-Reden, | wie auch Dessen | Denckwürdige Gedichte, | artige Begebenheiten, | Und was dem allen gleichförmig. | Franckfurt und Leipzig, | Bey Johann Wilhelm Meyern, 1703. 12°. Hier heisst es S. 192 ff.:

Taube Persohnen.

Die Churfürstin zu Sachsen verlangte des Herrn *Taubmanni* seine Liebste zu sprechen, und begehrte derowegen mit nechsten selbige nach Dresden zulieffern. Aber Taubmann stellete Ihro Durchl. vor, wie sich solches nicht schicken würde, weil seine Frau taub wäre, und ihr solcher Gestalt von der Churfürstin mit vollen Halse die Wörter ins Ohr geschryen werden müsten; Allein dieses erdichteten Zustandes ohngeachtet, muste dennoch auff Churfürstl. Verlangen die Frau *Professorin* erscheinen. Wie nun *Taubmannus* sonsten sehr glücklich war, einen zugelassenen Kurtzweile anzurichten, also gieng ihm solcher auch hier von statten: Denn seine Liebste kam zwar nach Dresden; aber ehe sie ins Churfürstl. Gemach trat, bildet er seiner Frauen eben das von der Churfürstin ein, was er der Churfürstin von seiner Frauen eingebildet hatte, nemlich, daß Ihro Durchl. taub wären. Sobald nun diese Persohnen gegen einander kamen, so gieng es an ein Schreyen, daß man auff dem Schloße dachte, es wäre eine grosse Feuers-Noth in dem Churfürstl. Gemache. Die Frau *Professorin* schrye der Churfürstin erschrecklich entgegen, dergleichen that die Churfürstin gegen die *Professorin*, denn eine hatte von der andern die *opinion*, daß sie taub wäre. Dieser sinnreiche Possen hat dem Churfürsten sehr wohl gefallen, und die Churfürstin hat sich dergestalt darob ergetzt, daß sie für Lachen sich darob zu Bette hat legen und Ihrer Ruhe pflegen müssen.

---

schäftigt, einem Pferde mit Gewalt den Rachen zu öffnen, in der Absicht, aus einem Becher eine Flüssigkeit in denselben zu giessen.) Gedruckt Im Jahr 1659. o. O. 64 Bll. 8°. — Die Ausgabe ist wol ein unsorgfältiger Nachdruck der Edition vom J. 1609.

II. Zum Motto der Schillerschen Glocke.

Wie Viehoff in seinem Commentar zu Schillers Gedichten III, S. 61 angibt, findet sich das bekannte Motto Vivos voco etc. auf der grossen Glocke im Münster zu Schaffhausen. Johann Georg Schiebel berichtet in seinem Buche „Neu-erbauetes erbauliches Historisches Lust-Hauß“ (Leipzig 1679) auf S. 68 folgendes: „Auff den alten Glocken des Dreßdnischen Creuz-Thurms, so Anno 1669. durch den Brand entweder zerschmelzet, oder untüchtig gemachet worden, sind folgende Lateinische Verse, in Münchs-Schrifft gestanden:

Auff der Ersten . . .“

Es folgen vier Hexameter, von denen der zweite lautet:

„Defunctos plango, vivos voco, fulgura frango.“

III. Hörner aufsetzen.

Schiebel a. a. O. S. 29 erzählt: „Sonsten soll die Gewohnheit, daß man denen Hörner zueignet, denen die Weiber nicht Farbe halten, vom Kayser Andronico herkommen, als der allen seinen Unterthanen Jag-Recht mitgetheilet, deren Weiber er beschlafen. Dahero sie nachmals, zum Anzeichen solches Rechtes, ein Hirsch-Geweyhe über die Hauß-Thüre gehefftet. Wenn nun einem ins Gehäge gehütet worden, so sagt mann, die Frau habe ihm Hörner auffgesetzet, angehencket, oder auffgenagelt.“

Berlin. Theobald Raehse.

4.

Die Neuberin in Petersburg.

Ueber dem Aufenthalt der Neuberischen Truppe in St. Petersburg schwebt bekanntlich ein gewisses Dunkel. Von der Kaiserin Anna direct berufen zieht die Gesellschaft Mitte März 1740 nach Russland und bereits zur Ostermesse des folgenden Jahres trifft sie wieder in Leipzig ein, enttäuscht und entmuthigt. Was eigentlich in Petersburg vorgefallen, ob und von welcher Seite gegen die deutsche Truppe intriguiert worden, wird wol nie ganz aufgeklärt werden. Der Gottschedsche Briefwechsel, für frühere Jahre eine überaus ergibige Fundgrube von Nachrichten über die Schicksale des Neuberischen Ehepars, ist das schon vom Jahre 1736 ab nicht mehr; wenn auch v. Reden-Esbecks (Caroline Neuber S. 201) Bemerkung zu einem aus Strassburg unterm 24. Dec. 1736 von Neuber an Gottsched gerichteten Schreiben: „mit diesem Briefe schliesst der Briefwechsel zwischen Gottsched und dem Neuberischen Ehepar“ nicht genau ist; denn es findet sich

in der Sammlung noch ein ausführlicher Brief Neubers an Frau Gottsched, datiert aus Hamburg vom 10. April 1739, aus dem eihellt, dass die Correspondenz keineswegs abgebrochen gewesen. Am spärlichsten aber fliessen die Nachrichten gerade über die Petersburger Episode. Am 12. März 1740 meldet Gottsched an Manteuffel die bevorstehende Uebersiedelung der Truppe (vgl. Danzel S. 137). Darauf erwidert Manteuffel am 16. März: „Je suis tres aise, que la troupe de Neubert soit appellée à Petersbourg. Elle y trouvera surement son compte" u. s. w. Und dann wird der ganzen Sache nicht eher wieder gedacht, als nach dem völligen scheitern des Unternehmens. Am 18. April 1741 schreibt Flottwell aus Königsberg: „Bey Gelegenheit der Comoedianten, fället mir die Frage ein, quo fato es gekommen, daß die kostbahre und alle Approbation verdienende Neupertsche Bande in Petersburg auch nicht den geringsten Beyfall finden können?"

Angesichts dieser lückenhaften Kunde werden immerhin die nachstehenden Notizen, welche Herr Professor Dr. O. Meltzer in Dresden gelegentlich anderer Untersuchungen im kgl. Hauptstaatsarchiv zu Dresden aufgefunden und uns freundlich zur Veröffentlichung im „Archiv" zur Verfügung gestellt hat, dazu dienen, wenigstens ein Streiflicht auf die wenig beneidenswerthe Situation der Truppe fallen zu lassen. Die Mittheilungen sind entnommen den Berichten der sächsisch-polnischen Vertreter am russischen Hofe. Am 7. Mai 1740 schreibt der Legationssecretär Pezold: „Gestern hat die vor Kurtzen hier angekommene Neuberische Comoedianten Trouppe das erstemahl vor Ihro Kayßerl. Majst. gespielt, und weil selbige noch nicht ganz beysammen ist indeß zur probe den Dreßdener Schlendrian und zwar, wie man versichert, nicht ohne Beyfall des Hoffes aufgeführt."

Zehn Tage später, am 17ten Mai, schreibt der Gesandte von Suhm: „La cour a fait venir une trouppe de Commédiens Allemands, qui ont déjà representé une couple de fois avec assez de succes.“....

Man kann aus diesen Andeutungen wol mit Recht den Schluss ziehen, dass von Anfang an der Beifall, den die Deutschen bei Hofe gefunden, ein ziemlich reservierter gewesen, so dass das traurige scheitern der Expedition, von welchem ein Schreiben des Grafen Lynar an Brühl vom 9. Februar 1741 berichtet, für die Mitglieder der Truppe wol kein ganz unvorhergesehenes war. Uebrigens ist der hier in extenso wiedergegebene Bericht bereits s. Z. auszugsweise von Fürstenau (II S. 331) mitgetheilt worden.

„Monseigneur.

Ueberbringerin gegenwärtiger gehorsamster Zeilen die Fr. Neuberin hat mir so lange angelegen, bis ich ihr solche bewilligen müßen, um mittelst selbiger die Gelegenheit zu erlangen, sich per-

söhnlich zu Ew. Excellenz hohen Protection auf die sie ihr gantzes künfftiges Glücke baut, unterthänigst empfehlen zu können. Die Umstände wie und warum sie hie auf einmahl wieder ihren Abschied erhalten, wird sie selbst an Ew. Excellenz zu erzehlen sich die Erlaubniß ausbitten. Wie sie nun des submissen Vertrauens lebt, daß Ew. Excellenz in Betracht derselben ihr vorhabendes Ansuchen, sich künfftig nach einer auswärts so schädlich gemachten Probe, auf eine beständige Weise in Leipzig zu etabliren, und daselbst auch außer der Meße wöchentlich ein paarmahl Comoedien aufführen zu dürffen, gnädigst zu unterstützen geruhen werden: Also kann ihr indeßen nach eingezogener Erkundigung das zuverläßige Zeugniß geben, daß sie nebst ihren bey sich habenden Leuthen Zeit ihres Auffenthalts allhie eine so gute Aufführung erwiesen, daß sie bey hohen und niedern allen Beyfall gefunden. Im Uebrigen habe die Ehre" u. s. w.

Berthold Litzmann.

5.

Zu v. Reden-Esbeck, Caroline Neuber.

Leipz. 1881. S. 336.

Von Zerbst aus richtete die Neuberin am 10. April 1751 einen Brief an Bodmer, den die Stadtbibliothek in Zürich aufbewahrt: sie sei verleumdet und verfolgt worden, besonders von Gottsched; ob sie nicht in der Schweiz ein Theater in holländischer Art aufrichten dürfe. Von Belang ist ausser dieser Thatsache das Selbsturtheil zu Eingang des Bittgesuches: „Zum voraus muss ich melden, dass ich in meinem Vaterlande alles mögliche gethan habe, die Comoedien von allen Arlequins und Hanß Vursten rein zu machen, und die Comoedianten als vernünfftige und wohlgesittete Leute wohl zu ziehen und zu bessern." Wenn Bodmer überhaupt eine Antwort gegeben hat, so enthielt sie sicher abschlägigen Bescheid; auch 1760 verwahrte er sich dagegen, dass die Ackermannische Gesellschaft in Zürich zugelassen werde.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich anmerken, dass in der Dresdner Morgenzeitung, hg. von Kind und Kraukling 1827, Sp. 1452 ff. ein Aufsatz von Professor Heusinger Zur Lebensgeschichte der Neuberin steht, wobei auch ein Gedicht derselben mitgetheilt wird. So viel ich sehe, ist Reden-Esbeck dieser versteckte Artikel entgangen.

Bernhard Seuffert.

6.

Englische Komoedianten in München (1597, 1600, 1607).

Ueber die Wanderungen der englischen Komoedianten in Schwaben und Bayern ist bis jetzt noch ziemlich wenig Material zu Tage gefördert worden. Die archivalische Forschung, in erster Linie dazu berufen, solche Fragen aufzuklären, hat sich des Gegenstandes bis jetzt nur vorübergehend angenommen, und man könnte leicht zu der irrigen Ansicht verleitet werden, als ob diese Gesellschaften hauptsächlich in Nord- und Mitteldeutschland umhergezogen wären. Der folgende Beitrag, in welchem ich die Anwesenheit englischer Komoedianten in München actenmässig nachweise, dürfte daher nicht unwillkommen sein.

In der bayerischen Hofzahlamtsrechnung des Jahres 1597 (K. Kreisarchiv von Oberbayern) finden sich unter der Rubrik „Verehrungen" folgende Einträge:

„Etlichen Enngelendern, so vor Iren D[ten] (Durchlauchten) ein Comedi gehalten, vermög Zettls geben . . . . . fl. 30.

Mer Inen Engellendern, als sie Ir D[t] die Comedi zum andernmal gehalten. Zalt . . . . fl. 40."

Die hier erwähnten Schauspieler gehörten jedesfalls zur Truppe des bekannten Thomas Sackeville,* der, wie aus den Augsburger Rathserkenntnissen erhellt, im Juni des nämlichen Jahres in Augsburg spielte.

Im Jahre 1600 werden englische Komoedianten in den Münchner Rathsprotokollen (Stadtarchiv München. Jahrgang 1600, zweites Semester, fol. 106[b], Sitzung vom 13. October) erwähnt:

„Engellendern ist verwilligt Ire Comoedias ob dem Rathshaus 14 tag ausser der Freitag vnd Samstag Zuhalten, dieweil Ir(e) f(ürstliche) g(naden) selber Inen dis verwilligt, auch etc. Herr von Rechberg selber Zu etc. Herrn burgermeister deshalben geschickht."

Zum dritten und letzten Male treffen wir die Engländer in München im Jahre 1607 an, wo sie sowol bei Hof als in der Stadt Vorstellungen veranstalten. In der Hofzahlamtsrechnung dieses Jahres lesen wir unter der Rubrik „Verehrung und Trinchgellt" (fol. 369[b]):

„Etlich Englischen Comedianten, umb das sie in des Marggrauen von Burgaw etc. alhie sein vor den Fürsten Persohnen zu hof gespilt, laut scheins geben . . . . fl. 30."

---

* Ueber Th. Sackeville und die übrigen hier in Betracht kommenden Persönlichkeiten vergleiche man ausser A. Cohns Shakespeare in Germany das unlängst erschienene gehaltvolle Werk: Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt am Main etc. von E. Mentzel. Frankfurt 1882.

und im Rathsprotokolle (fol. 180[b], Sitzung vom 18. Juli):

„Englendische Comedianten erhalten, das sie alhie mechten Ire Comoedias halten.“

Die Bühne für das städtische Publicum befand sich auch dies Mal in dem, allen Besuchern Münchens wolbekannten grossen Sale des Rathhauses, wie aus einer Stelle des „Summarischen Rathsprothocolls de Anno 1606, 1607, 1608“ (fol. 53[b]) hervorgeht:

„Etliche Engelländische Comoedianten haltten an Vm das Rathhauß. Ist Inen bewilligt.“

Möglicher Weise haben noch andere englische Schauspieler München berührt, ohne dass wir bei der Unzuverlässigkeit unserer Quellen in der Lage sind, dies urkundlich festzustellen. Es muss daher noch auf einen Umstand hingewiesen werden. Das reiche und weitberühmte Augsburg bildete damals für Wandertruppen ein gesuchtes Reiseziel. Manche derselben ist sicherlich, durch den Hof eines mächtigen Fürsten angezogen, von dorther auch nach München gekommen. Ich führe also zum Schlusse, nach meinen Ermittlungen im Augsburger Stadtarchive, diejenigen englischen Gesellschaften an, welche in den Jahren 1595—1619 die alte Reichsstadt aufsuchten.

1596. (August): Englische Komoedianten ohne weitere Angabe eines Namens.
1597. (Juni): „Thomas Sackfeil (Sackeville) et consorten.“
1602. (Juni): „Fabian Penton et consorten.“
1602. (December): „Rueprecht Braun (der bekannte Robertus Browne) et consorten.“
1603. (December): „Johann Theer (wahrscheinlich identisch mit dem bei Mentzel S. 50 erwähnten Johannes Fheer) et consorten.“
1609. (August): Englische Komoedianten ohne weitere Angabe eines Namens.
1613. (Juli): „Johann Sprenser (John Spencer) et consorten“.
1614. (August): „Johann Spenser“ mit seiner Gesellschaft.
1618. (August): „Die Chur Sächsischen Englischen Comoedianten“.

Näheres über das auftreten der englischen Schauspieler in Augsburg werden die in dieser Zeitschrift erscheinenden archivalischen Nachrichten über die Theaterzustände der schwäbischen Reichsstädte im 16. Jahrhundert bringen.

München. Karl Trautmann.

Johannes Rhagius Aesticampianus in Krakau, seine erste Reise nach Italien und sein Aufenthalt in Mainz.

Von

GUSTAV BAUCH.

Johannes Rhagius, der Lehrer Ulrichs von Hutten und vieler anderer bedeutender Männer seiner Zeit, gehört zu denjenigen Humanisten, die man ganz zutreffend als Wanderlehrer bezeichnen kann. Die unstäte Lebensweise, durch welche diese Apostel des wiedererwachenden Alterthums nach den verschiedensten Enden Deutschlands geführt wurden, liess sie an vielen Puncten ihren Samen ausstreuen, hat aber auch häufig genug ihre Wege für uns fast unlöslich verworren zurückgelassen. Ein Vergleich der bisherigen Darstellungen[1]) der Schicksale des Rhagius mit der Skizze, welche wir wenigstens für einen Theil seines Lebens in dem folgenden zu entwickeln versuchen wollen, wird die bekannte Erfahrung bestätigen.

Johannes Rak[2]) oder, wie er sich später lieber nannte, Johannes Rhagius Aesticampianus erblickte im Jahre 1457[3]) in Sommerfeld in der Lausitz das Licht der Welt, aber 32 Jahre musste er erst alt werden, ehe es die Litteratur für nöthig hielt, von ihm Notiz zu nehmen. Der Aufenthalt seines Vorbildes in Lehre und Unruhe, des Konrad Celtis, in Krakau führt zur ersten Erwähnung seines Namens, um aber

1) Vergl. z. B. Geiger in der Allg. deutschen Biographie; Böcking, Ulrichi Hutteni equ. Opp. suppl. II, 2 S. 293; Strauss, Ulrich von Hutten, 2. Aufl., S. 22 und 25.

2) Für den Namen vergl. Ch. Manlius, Lusatia lib. VII, bei Ch. G. Hoffmann, SS. rer. Lusat., Lips. et Budiss. 1719, tom. II S. 434 f.

3) Als er am 31. Mai 1520 starb, war er 63 Jahre alt. Das Epitaph bei Manlius und in Hieronymi Welleri Opp. omn., Leipz. 1702, tom. I S. 174.

Rhagius für die hergebrachte Ueberlieferung sofort mit einem Landsmanne zusammen zu werfen. Daher wird es unsere erste Aufgabe sein, ihn von diesem seinem Namensbruder zu trennen. Es ist merkwürdig, dass den Forschern, welche die Krakauer Quellen kannten, die Widersprüche, die in dieser Verwechselung ihren Grund haben, nicht zu Bewusstsein gekommen sind.

Die Krakauer Matrikel[1]) berichtet, dass im Sommersemester 1479 ein Johannes Mathie de Zommerfeld sich intitulieren liess. Dies ist ohne Zweifel der Johannes de Zomerfelth, welcher im Sommersemester 1481 den Grad eines baccalarius in artibus[2]) und im Wintersemester 1485 den des Magisters erhielt.[3]) Eine von gleichzeitiger Hand hinzugefügte Bemerkung sagt bei dem Magistereintrage „factus maior collegiatus", eine andere Feder hat dahinter geschrieben „vir bonus"[4]), Muczkowski druckt hinter den ersten Zusatz „quartana in decanatu mortuus". In diesen wenigen Worten der Glossen hätten wir eine kurze Charakteristik und Biographie dieses Johannes, wenn die letztgenannte Anmerkung sich unzweifelhaft auf den Johannes de Zomerfelth bezöge.[5]) Wir wissen aber noch etwas mehr von ihm.

Der liber diligentiarum der philosophischen Facultät[6]), welcher leider erst mit dem Jahre 1487 beginnt, führt unter den „extranei facultatis", etwa unseren Privatdocenten, Johannes de Zumerfelth im Wintersemester 1487 als lesend auf. Im Wintersemester 1488 erscheint er als collegiatus minor, in der commutatio aestivalis 1494 unter den lectores de maiori, d. h.

---

1) MS. Metricae studiosor. prima pars.

2) MS. herausgegeben von J. Muczkowski, Statuta nec non liber promotionum philos. ord. in univ. Jagell., Krakau 1849, S. 88. Mit der Note: non contemnendus scriptor.

3) A. a. O. S. 93.

4) Von Muczkowski übersehen.

5) Sie gehört eher zu dem folgenden Namen: Jozeph de Waradino.

6) MS. S. 2 f. Herr Dr. W. Wislocki ist gegenwärtig damit beschäftigt, diese wichtige Quelle zu veröffentlichen. Das angeführte widerspricht schon dem erwähnten Epitaph des Rhagius:

Rhetoricen, Sophiam, Vatum monumenta professus
Annis viginti plusve minusve tribus.

als Mitglied des collegium maius, 1494/95 W. S. bekleidet er den Decanat. Zum letzten Male erwähnt ihn der liber im Sommersemester 1501, wo er über den Briefsteller des Franciscus Niger und den Donat las. Dass er wirklich las, beweist ein Fehlzeichen hinter seinem Namen; einmal hat er ausgesetzt. Die Vorlesungen Sommerfelds bewegen sich meist in dem gewöhnlichen scholastischen Gleise; 1490 W. S. trug er Poetik, 1491 W. S. und 1494 S. S. Rhetorik vor, 1492 S. S. aber erklärte er „Tullium de amicitia" und 1493 W. S. „Epistolas Senecae ad Lucilium".

Wenn wir gerechte Richter sein wollen, müssen wir nun auch noch die Scheidung des litterarischen Nachlasses der beiden Männer vollziehen. Dem Collegiatus maior „generalis studii Cracoviensis" Johann Sommerfeld fallen, soweit wir es übersehen können, drei Werke zu. Im Jahre 1499 erschien bei Martin Flach in Strassburg Grammatica Petri Helie vtilissima veri Prisciani imitatoris: cum magistri Johannis Sommerfelt breui quadam commentatione in eundem.[1]) Das „brevis" ist eine kleine Uebertreibung, denn die Hexameter des Petrus sind von einem dicken Commentar begleitet. Die Vorrede und Widmung des Sommerfeld ist an seinen Schüler Johannes Haunolt, einen jungen Breslauer Patricier, der sich schon zweier Canonicate erfreut, gerichtet und Krakau, den 16. Mai 1497, datiert. Dies, sowie der auffallende Druckort Strassburg, scheint auf einen unbekannten älteren Krakauer Druck zu deuten, von dem dann der Strassburger Druck nur Reproduction wäre. Aus der Ueberschrift des ersten Tractates erfahren wir, dass dieser Johannes auch „sacre theologie baccalarius" war.

Die Glossen Sommerfelds verrathen eine solide Gelehrsamkeit. Das Latein derselben ist noch stark scholastisch gefärbt, und doch müssen wir Sommerfeld zu den humanistischen Männern Krakaus rechnen, wie aus seinen Vorlesungen über Cicero und Seneca nicht bloss hervorgeht, sondern noch mehr aus der unleugbaren Kenntniss des Griechischen, die sich in dem Commentar vielfach offenbart.[2])

---

1) Breslau, Stadt-Bibliothek.

2) Vergl. Bl. V, IX, XIX b, XXIII, XXVI, XXXI b u. s. w.

Nach diesem Werke veröffentlichte Sommerfeld Libanii Graeci declamatoris disertissimi, b. Johannis Crysostomi, prę-ceptoris, epistolę: cum adiectis Johannis Sommerfelt argumentis et emendatione et castigatione clarissimis.[1]) Der einzige bekannte Druck zeigt keine Spur von Druckvermerk.[2]) Johannes Speiser Forhemensis hat je ein empfehlendes Gedicht vorgesetzt und angehängt. Sommerfeld, der sich auch in diesem Buche in der Vorrede mit allen Titeln nennt, hat das Buch dem königlich polnischen Vicecanzler Matthias Drzewicki gewidmet (d. Krakau, 23. März 1504). Der Krakauer Bürger und Buchhändler Johannes Clymes (?) hatte die von barbarischer Abschreiberhand gemisshandelte Uebersetzung der Briefe Sommerfeld zur Emendation gebracht. Die Uebertragung rührte von dem Ritter, gekrönten Dichter und Lehrer an der Perusinischen Akademie Francesco Zambeccari her, der um die Mitte des 15. Jahrhunderts lebte. Nur 522 Briefe des Libanius enthält mit kurzen Argumenten die Ausgabe Sommerfelds.

Ich stehe nicht an auch den „Modus epistolandi Joannis Aesticampiani. Viginti genera epistolarum complectens“ dem Rhagius Aesticampianus zu rauben und diesem Sommerfeld zuzuschreiben.[3]) Der Ausgabe: Hieronymus Vietor Vienn. 1515. Men. Mar.[4]) geht ein Brief (d. Wien 1515) des Rudolfus Agricola (junior) Hydroburgius Rhetus[5]) an den Krakauer Buchhändler Marcus Scharffenberger voraus, der

---

1) München, Hof- und Staats-Bibl.

2) Ich möchte diesen für einen Nachdruck halten. Zu Johann Speiser vergl. Auctuarium Joan. Boutzbachii de SS. ecclesiasticis bei C. Krafft und W. Crecelius, Beiträge zur Geschichte des Humanismus am Niederrhein und in Westfalen I, S. 76; De fide concubinarum in suos pfaffos. De fide meretricum in suos amatores. o. O. u. J. Joa. Ch. Wolf hat die Sommerfeldische Ausgabe ohne die Argumente wieder abgedruckt hinter Libanii Sophistae Epistolae. Amstelodami 1738, S. 729 f.

3) Ausgaben in Estreichers Bibliografia polska, welche eben neu aufgelegt wird.

4) Breslau, Königl. Bibl.

5) Aus Wasserburg am Bodensee. Vergl. Pomponii Melae de orbis situ libri tres, una cum commentariis Joachimi Vadiani, Augsburg 1557, fol., S. 277.

ihm das Buch Sommerfelds zum Neudruck bei Vietor zugesendet hatte. In dieser Epistel erzählt Agricola, dass er während seiner Krakauer Studienzeit (1510—1512) durch seinen Lehrer in der Philosophie Michael von Breslau Zugang zu der Bibliothek des Aesticampianus erhalten und den Fleiss und die Auswahl der Lectüre dieses Lehrers von Scharffenberger bewundert habe, „qui cum omnium disciplinarum studiosissimus fuerit, oratoriam simul et poeticam facultatem in Cracoviensi gymnasio cum omnium admiratione professus est.“ Docent an der Krakauer Universität und Lehrer der Rhetorik und Poetik ist aber, wie wir gesehen haben, der ältere Johannes aus Sommerfeld gewesen. Wie Michael Vratislaviensis dazu kam, Agricola Zugang zu den Büchern Aesticampians zu verschaffen, erklärt sich daraus, dass dieser Sommerfeld seine Bücher dem Collegium maius vermacht hatte.[1]) Sommerfeld, wie hieraus gefolgert werden kann, muss schon vor 1510 gestorben sein. Agricola fügt denn auch wirklich dem Buche ein Epitaph auf diesen Mann an. Agricola hat auch in der Zeit, als Rhagius in Leipzig lehrte (1507—1511), in Leipzig verweilt[2]); es wäre doch wunderbar, wenn er dessen hier nicht gedacht hätte. Auch innere Gründe sprechen wider die Autorschaft des Rhagius bei diesem scholastischen Buche, nämlich die wunderliche Rolle[3]), die Callimachus in den Musterbriefen spielt; so hätte sicher ein Freund des Callimachus, und das war Rhagius, nicht geschrieben.

Fragen wir zum Schlusse nach der Ursache der Verwechselung der beiden Männer, so hat diese darin ihre Veranlassung, dass die Matrikel der Krakauer Universität in dieser Zeit sehr selten den Familiennamen angibt. Sie begnügt sich meist damit, dem Vornamen des einzuschreibenden den Vornamen des Vaters im Genetiv beizufügen.

---

1) Wislocki, Catalogus codicum manuscriptorum bibl. univ. Jagell. Cracov. Krakau 1877—80, codices 651 u. 242, auch 644, 1221, 1418. No. 2194 ist nur Abschrift aus der Cebes-Tafel des Rhagius, Frankfurt 1507.

2) Böcking, Ulr. Hutteni opp. I, S. 30.

3) Dies ist schon Zeissberg, Die poln. Geschichtsschreibung des M. A., S. 407, Anm. 1, aufgefallen.

Johannes Rhagius, der berühmtere Sommerfelder, wird uns zuerst bekannt durch seinen Briefwechsel mit Konrad Celtis.[1]) Im Jahre 1489 war dieser nach Krakau gekommen, angezogen wie so viele Deutsche von dem Rufe und der hohen Blüte der Universität.[2]) Die Bildung wurde damals rückläufig; es ist merkwürdig, dass zu jener Zeit nicht nur das östliche Deutschland, sondern auch das westliche und südliche[3]), ja selbst die Schweiz so viele wissbegierige Jünglinge und Männer nach Polen sendete. Celtis kam gleichfalls als Schüler, aber sein schon begründeter Ruf führte ihn bald in die besten Kreise geistig ausgezeichneter Männer ein. Philippus Callimachus, der, aus Rom vor Papst Paul II. flüchtend, nach vielen Irrfahrten in Polen sein Glück gemacht hatte und zu Ansehn und Ehren aufgestiegen war, der Jurist, Arzt, Astronom und Humanist Johannes Ursinus, wie Celtis ein Schüler des Pomponius Laetus, der Edelmann Andreas Pegasus, Bernhardus Viliscus[4]), der Rathsherr Georgius Morinus[5]), der Astronom Albertus Blar aus Brudzewo, der Breslauer Patricier Sigismundus Fusilius (Gossinger), Laurentius Corvinus (Rabe) aus Neumarkt in Schlesien[6]), unser Rhagius Aesticampianus und noch manche andere haben in anregendem Verkehr mit ihm gestanden. Laurentius Corvinus, damals schon Universitätslehrer, und Rhagius verehrten ihn in Bezug auf die classischen Studien als den Lehrer, der ihnen die Augen geöffnet und den Weg gewiesen habe. Als Celtis

---

1) Handschriftlich in der Wiener Hofbibliothek.

2) Zeissberg a. a. O. S. 403 f.

3) Z. B. Frater Thomas Murner ordinis s. Francisci de Argentina W. S. 1499. Vergl. den Auszug aus der Matrikel: Das älteste Matrikelbuch der Univ. Krakau von H. Zeissberg. Innsbruck 1872, S. 84.

4) Sollte Bernardinus Wilczek archiep. Leopoliensis (Acta Tomiciana I, S. 14) nur ein zufälliger Anklang sein?

5) Auch im Modus epistolandi ex. Med. Doct. et Leg. lic. Joa. Ursini (Krakau 1522) als Georgius Morenus consul erwähnt. Breslau, Königl. Bibl.

6) Zu L. Corvinus vergl. Bauch, Laurentius Corvinus, der Breslauer Stadtschreiber und Humanist, in: Zeitschrift des Vereines f. Gesch. und Alterthum Schlesiens, XVII. Band, 1883, S. 230 ff. Ebenda Daten zu S. Fusilius, S. 235, 242 und 256.

schon lange Krakau verlassen hatte, standen sie noch mit ihm im Briefwechsel.

Johannes Rhagius kann den Unterricht des Celtis nur sehr kurze Zeit genossen haben, denn er ist vermuthlich der Johannes Johannis de Zommerfelth, welcher am 19. Mai 1491 in die Krakauer Matrikel eingetragen worden ist; doch könnte er sich immerhin, wie wir sonst aus ähnlichen Fällen wissen, auch vorher schon, ohne intituliert zu sein, in Krakau aufgehalten haben. Einen akademischen Grad hat er hier nicht erworben, wie er hier auch noch nicht als Lehrer hervorgetreten ist.

Von den zwischen Rhagius und Celtis gewechselten Briefen sind uns nur solche von Rhagius, und auch diese nicht vollständig erhalten; die übrig gebliebenen geben uns aber, wie ein grosser Theil derjenigen, welche der Celtisschen Briefsammlung einverleibt sind, ein lebendiges Bild des regen geistigen Verkehrs zwischen Celtis und seinen Freunden.

Nicht genug kann Rhagius preisen, auf wie liebenswürdige Weise Celtis seine Schüler zum dichten entzünde, auch die schwächeren, wenn sie nur guten Willen zeigten, wie er dafür von allen, welche die Musen schätzten, geliebt, gelobt und geehrt werde. In dem zurückgelassenen Freundeskreise kam oft die Rede auf Celtis. Rhagius, als sein Bewunderer, fand in seinen Gedichten wahre Latinität und das Genie der Alten und gerieth deshalb öfter mit Callimachus [1]) in Streit, weil dieser dem Urtheile nicht unbedingt zustimmen wollte. Von seinem eigenen schickte Rhagius dann später dem Lehrer das von ihm verfasste Epitaph des Callimachus. [2]) Immer aufs neue bittet er Celtis um Bücher, um seine Gedichte, um den Cornelius Tacitus, um das Werk des Mirandola gegen die

---

1) Brief vom 31. December 1497.

2) Brief von 1499 mit zweifelhafter Datierung. Das Epitaph steht in dem Briefe von Marcus Rustinimicus a. K. Celtis, 1. Sept. 1500. Es ist das bekannte, dessen Anfang lautet: Hic iacet a patria longe regione sepultus. Rustinimicus verwechselt schon die beiden Sommerfelde, denn er nennt den Verfasser sacrarum litterarum interpres. Zeissberg, poln. Geschichtsquellen S. 379, bezeichnet Bernardino Galli als Verfasser.

Astrologen, um die Gedichte Homers. Keine Geldausgabe dafür scheut er; Stephan Roesslin (Rosinus) muss zu dem Zwecke eine dem Caspar Aromatarius geliehene Summe eintreiben. Celtis muss auch des Rhagius Freunde anregen, ihm Bücher zu schicken, so den Magister Erasmus, welcher ihm eine correctere Ausgabe des Plautus versprochen. Dafür führt er ähnliche Aufträge des Celtis aus. Er muss den Krakauer Drucker Sweipold für ihn um Bücher, darunter um ruthenisch gedruckte [1]), angehen, sich nach dem Nachlasse des Callimachus umthun und ihm Auskunft über Freunde geben. Auch menschlich stand er seinem Lehrer nahe; dessen Kränklichkeit erregt sein Bedauern. Als Celtis ihm mitgetheilt, dass er die Absicht habe, sich zu verheiraten, fragt er nach dem Namen der erwählten und fügt hinzu, er werde als Vater von Kindern für einen Joseph gehalten werden. Daher räth er ihm nach den Worten des heiligen Hieronymus, sich lieber mit der Weisheit zu vermählen.[1]) Bei so intimen Angelegenheiten des Celtis mitzusprechen hatte er das Recht erworben dadurch, dass er ein Mitwisser des Verhältnisses zwischen diesem und der Polin Hasilina war, deren Verwittwung er in demselben Briefe berichtet. Ebenso wusste Celtis um seine eigenen Herzensangelegenheiten; betrübt meldet er ihm den Tod seiner Hasa Stentzl Schwarcynne, welche nicht seine einzige „flammula“ bleiben sollte.

Interessant für die Litteraturgeschichte ist die Gesinnung, welche man trotz der hohen Verehrung für die classischen Studien den fremden herumwandernden Trägern derselben, wie in Deutschland den Italienern, hier in Krakau den Griechen, entgegenbrachte. Von dem berühmten Professor Johannes Glogoviensis hatte Rhagius das Gerücht gehört, ein „Siculus“ sei nach Krakau unterwegs [2]); Celtis sollte ihm darüber Auskunft geben. Nochmals kommt er mit den wenig freundlichen Worten darauf zurück [3]): Audio, quod quidam Graeculus esuriens aut Siculus ad nos adventare festinet. Illius lucrum spes ipsa fallet, verear. Non in tanto stat flore gymnasium

1) Brief vom 15. Mai 1498.

2) Brief vom 12. Juli 1499.

3) Der oben citierte Brief mit zweifelhafter Datierung.

ut olim, cum tu ipse praesens aderas. Qui hoc illi suadeant, cur id faciunt, ipsi videant.

Wie Rhagius in freundschaftlichen Verkehr mit den in den Briefen öfter erwähnten Männern Hieronymus Balbus, Stephan Roesslin und Vincentius Longinus gekommen, ist nicht ersichtlich, vielleicht durch Celtis' Vermittelung auf brieflichem Wege. Longinus ist möglicher Weise mit ihm gleichzeitig in Krakau gewesen, da die Matrikel einen Vincentius Andree de Freystath [1]) dioces. wratislauiens. (7. Mai 1491) kennt. —

Im Herbste des Jahres 1499 noch verliess Rhagius Krakau, um in Gemeinschaft mit Vincentius Longinus an die Wiege der erwachenden Wissenschaften, nach Italien, zu reisen. Ungemein fesselnd durch die lebendige Schilderung der Gelehrten, welche man besuchte, und die frische Auffassung der transalpinen Verhältnisse sind die Briefe des Longinus an Celtis, welche über diese Römerfahrt Auskunft geben.[2])

Von Oesterreich führte der Weg durch Steiermark und Kärnthen nach Friaul. Hier kamen die reisenden in die Gefahr, den mordenden und raubenden Türken in die Hände zu fallen, welche aus der Umgebung des Flusses Tuletus damals zwölftausend Menschen erschlugen oder in die Sklaverei schleppten. In Porta wurde ein Schiff bestiegen, und glücklich erreichten die beiden Freunde über das von der Bora [3]) gepeitschte Adriatische Meer Venedig. Nachdem Longinus im Auftrage des Celtis den Aldus Manutius, „den Wiederhersteller des griechischen Alterthums", aufgesucht, begab er sich mit Rhagius zu Marcus Antonius Sabellicus und Georgius Valla. Valla fanden sie als hochbetagten ehrwürdigen Greis, an Körper geschwächt durch viele Nachtwachen und fortwährende Studien, beschäftigt mit der Uebersetzung griechischer Bücher. Er gewährte ihnen auf ihre Bitte Belehrung über die griechische Aussprache und den Accent. Sabellicus erschien ihnen mild und einschmeichelnd in der Rede wie in

1) Longinus war aus Freistadt, daher sein Beiname Eleutherius.

2) Venedig, den 17. October 1499, und Rom 1500.

3) Rhagius konnte in Venedig in Folge der auf dem Meere erlittenen Kälte nicht schreiben.

dem Stile seiner Werke. Nach kurzem Aufenthalte eilte man über das Meer nach Padua, um dort den Prosper und den Calphurnius lesen zu hören. Derselbe Zweck, einen Heros der italienischen Humanisten kennen zu lernen, führte sie über Venedig nach Ferrara; dem Baptista Guarinus galt dieser Besuch. Sie trafen ihn im Garten wandelnd, er hatte betrübt über die Geisteskrankheit eines Schülers seine Vorlesungen eingestellt. Daher eilten sie, nachdem sie die alten und neuen Denkmäler der Stadt besichtigt, weiter durch die „togata Gallia" nach Bologna, dem hochberühmten Wissensmittelpuncte. Hier legten sie sich vor Anker und hörten den Antonius Codrus, der Latein und Griechisch las, und bewunderten die Beredsamkeit des Philippus Beroaldus. Alexander behandelte in öffentlicher Vorlesung Naturphilosophie und Metaphysik, Dominicus las den Euclid und den Almagest des Ptolemaeus und in der domus Foscarina, wo Philippus Beroaldus vor den Edelleuten Johann von Tetschen und Christoph Weithmühl [1]) die historia naturalis des Plinius behandelte, die Kosmographie des Ptolemaeus.

Longinus wandte sich dann von hier über Florenz nach Rom; ob aber Rhagius ihn auch dahin begleitete, geht aus unsern Briefen nicht klar hervor. Dass er Rom von Bologna aus besucht hat, schreibt er selbst an Celtis; leider erwähnt er von dem Aufenthalte daselbst nichts, als dass er das Grab des Pomponius Laetus gesehen habe.[2]) In demselben Briefe schildert er sein Leben und Treiben in Bologna, wo er wirklich studierte. Er beschäftigte sich, wie er sagt, mit sehr schwierigen Schriftstellern, welche gleichsam mit fremder Zunge redeten, mit Plautus und Plinius, und trieb zu anderer Zeit Griechisch, um damit bereichert nach Deutschland zurückzukehren. Von den italienischen Verhältnissen war er sonst nicht sehr befriedigt. Italien, meinte er, ergetze einen nur so lange, als „die Sänger im Geldsacke" sängen; wenn diese verstummten, seien Vergnügen und Annehmlichkeiten weder zu haben, noch zu erreichen. Daher bat er Celtis, er möge als

1) Diesem hat Beroaldus seine Proverbialis oratio gewidmet. Weithmühl und Tetschen (Wartenberg) waren Böhmen.

2) D. d. Bologna, 27. Mai 1500.

sein Lehrer handeln und ihn an irgend einem Orte unterbringen, wo er Jurisprudenz oder Rhetorik lehren könnte. In Bologna, fährt er fort, werde viel gefeiert, an den zahlreichen, öffentlich begangenen Festtagen würden juristische Collegia nicht gelesen. Er hat sich also hier, und das kommt für die humanistische Anschauungsweise charakteristisch so nebenbei heraus, auf die Jurisprudenz besonders gelegt (später hören wir davon nichts mehr). Die Stadt war damals in schwerer Bedrängniss, weil sie dem Könige von Frankreich eine fast unerschwingliche Contribution aufbringen sollte.

Von den Männern, mit welchen er in Bologna Umgang pflegte, erfahren wir sehr wenig, nur Johannes Sturnus aus Schmalkalden, der Freund des Celtis und des Bohuslaus von Hassenstein, wird in dem Briefwechsel genannt; Andeutungen hierüber geben uns spätere Aeusserungen und andere Quellen. Der berühmte Jurist Ulrich Zasius schreibt in einem Briefe [1]) an den Strassburger Thomas Wolff junior, dieser habe in Italien zu Lehrern gehabt die Juristen Bartholomaeus Succinus und Vincentius Palaeotus — das dürften dann wol auch die Lehrer Aesticampians gewesen sein —, den Philippus Beroaldus und Antonius Codrus, beigesellt Schülern von grösstem Namen, einem Johannes Baptista Pius, Philippus Beroaldus junior, dem Portugiesen Henricus Caiadus, dem Mutianus Rufus, dem Theoderich Gresemund und dem Joannes Aesticampianus. Nicht alle diese Männer werden auch gleichzeitig mit Aesticampianus in Bologna studiert haben, bei Dietrich Gresemund möchte ich dies direct bezweifeln, nachweisen lässt es sich nur von Wolff und dessen hier nicht genanntem Freunde Albrecht von Ratsamhusen. Rhagius selbst erwähnt in der Vorrede zur Rhetorik des Martianus Capella [2]) den Johannes von Tetschen, von welchem er dort für wenige Verse, die er auf ihn gedichtet, ein reiches Geldgeschenk erhielt. Den Magister Johannes von Schafhausen führt er als den ihm und Bohuslaus von Hassenstein

1) Vorgesetzt: De mirandis Germaniae antiquitatibus, sermones convivales Conradi Peutingeri. Argentorati 1540. Breslau, Stadt-Bibl.

2) Impressum Liptzick per Baccalaureum Martinum Herbipolensem. Anno dn̄i Millesimo quingentesimonono. Breslau, Stadt-Bibl.

gemeinsamen „hospes“ an; er hat also wol bei diesem gewohnt.

Rhagius lernte aber nicht bloss in Bologna, sondern er lehrte auch dort, vermuthlich jüngere Studenten, wie wenigstens Mutianus Rufus erzählt.[1])

Mit diesen geringen Daten ist leider alles erschöpft, was wir von dieser ersten Reise des Rhagius nach Italien wissen. In Deutschland tritt er kurz darauf als poeta laureatus auf, und Daniel Fiedler[2]) berichtet, er habe gehört, dass Aesticampianus in Rom vertrauten Umgang mit dem Brevenschreiber Dr. Jacob Aurel von Questenberg gehabt und vermuthlich durch dessen Vermittelung den Lorbeer vom Papste erhalten habe. Die landläufige Darstellung hat diese Vermuthung als Gewissheit weiter verwerthet, ohne einen Nachweis beizubringen.

Allzulange hat der Aufenthalt in Italien nicht gewährt, denn schon im Jahre 1501 treffen wir Aesticampianus diesseits der Alpen, in Basel, an, wo er einigen Freunden die später von ihm abgedruckte Cebes-Tafel vorlas.[3]) Wie er darauf verfiel, den Westen Deutschlands aufzusuchen, scheint seine Absicht, die er wenig später äusserte, zu erklären, er wollte sich in der Welt umsehen und gelehrter Leute Kundschaft erwerben.[4])

Hier in Südwestdeutschland kam er gerade zu rechter Zeit, um an einer litterarischen Fehde theilzunehmen, welche fast alle Humanisten dieses Gebietes ins Feld gerufen hatte.[5])

---

1) Conradi Mutiani Rufi epistolae. MS. Bl. 217 No. 344. Brief an Heinr. Urban o. D. Stadt-Bibl. in Frankfurt a/M. Mir gütigst hieher geliehen.

2) De Joanne Rhagio Aesticampiano disputatio. Leipzig 1703.

3) Impressa Francphordio per honestos viros Nicolaum Lamperter & Balthasar Murrer. Anno M. D. Vij. In der Vorrede. Breslau, Kgl. Bibl.

4) Dass H. Ch. Heimbürger, Urbanus Rhegius, Hamburg u. Gotha 1851, S. 23, gegen seine eigene Quelle Rhagius für 1505/6 zum Lehrer des Rhegius macht, hat schon G. Ahlhorn, Urbanus Rhegius, Elberfeld 1861, S. 5 erkannt. Die mehrfach angegebene Lehrthätigkeit unseres Humanisten in Speier beruht auf der falschen Lesart Spiraque für Spreváque im Epitaph.

5) Ch. Schmidt, Histoire littéraire de l'Alsace I, S. 31 f.

Jacob Wimpfeling hatte in seiner „Germania ad rempublicam Argentinensem“[1]) den Nachweis zu führen gesucht, dass Strassburg und die übrigen Städte des Rheines niemals dem gallischen Reiche angefügt gewesen seien. In seinem patriotischen Eifer scheidet Wimpfeling nicht zwischen Gallien und Frankreich, und daher ist seine ganze Beweisführung, nebenbei auch in den Beweismitteln, etwas sehr wunderlich. Die Schwächen der Deduction forderten den bekannten Humoristen Thomas Murner zum Angriffe heraus, ohne dass freilich auch er Klarheit in die Sache gebracht hätte.[2]) Dass er gegen den hochverehrten Wimpfeling geschrieben, bei ihm von veterana deliratio gesprochen und mit Bezug auf die von diesem citierten sieben Zeugen gesagt hatte: „Wer von sieben sagt, der lügt gern“, das war für die zahlreichen Anhänger Wimpfelings zu viel. Eine Defensio Germaniae Jacobi Wimpfelingii[3]) trat zuerst, wie es scheint, Murner entgegen; die Form, in welcher dies geschah, ist für unseren Geschmack geradezu ungeniessbar. Unter den sieben Zeugen, die Wimpfeling hier zur Seite treten, ist nachmals bei weitem der bekannteste geworden Johannes Coricius, der besungenste Privatmann aller Zeiten.[4]) Das Hauptstück der Sammlung, auch an Grobheit, ein Brief des Thomas Wolff junior, ist auch in eine andere Vertheidigungsschrift aufgenommen worden, welche uns hier mehr interessiert. Der Titel dieses Buches lautet:

Versiculi Theodorici Gresmundi Legum Doctoris. Epistole Thome Wolffij iunioris. Decretorum Doct. Carmina Esticampiani Poete laureati. Tetrastichon Iacobi Wimphelingi. Epistola Thome Murner.

---

1) Impressa per industrium Johannem prüß Ciuem Argentineñ. Tredecimo kalendas Ianuarij. Anno Millesimo quingentesimo primo. Freiburg, Univ.-Bibl. — Vgl. Archiv Bd. VII S. 166 ff.

2) Thomae Murner Argentini Ordinis Minorum Sacre Theologie Baccalarii Cracouiensis ad rempublicam Argentinam Germania noua. Impressum Genevae per Jul. Guill. Fick 1874.

3) Impressum Fribv. o. J. Freiburg, Univ.-Bibl.

4) Coryciana. Impressum Romę apud Ludouicum Vicentinum Et Lautitium Perusinum. Mense Iulio MDXXIIII. München, Hof- u. Staats-Biblioth.

Lector eme et gaudebis.
Joannes Strosack feliciter impressit (o. O. u. J.)[1])

Der Sammler dieser Pamphlete ist Dietrich Gresemund, welchen wir weiter unten noch etwas näher kennen lernen werden; er widmete seinem Lehrer Wimpfeling das Buch.[2]) Er eröffnet auch den Reigen im Angriffe gegen Murner mit drei Gedichten. In dem ersten behauptet er, die Germania Wimpfelings gefalle allen Gelehrten, nur „merdosae cuidam cucullae“ nicht, denn „asinus rudis praeoptat auro stramina nihilque est porco cum cithara“; im zweiten wehrt er sich dagegen, dass Murner ihn, den Deutschen, zu einem Franzosen machen wolle; im dritten beklagt er die Germania, dass nicht ein König, ein Kaiser oder der Türke ihr Verstümmelung drohe, sondern eine übelbekannte Kutte, ein „semimortuum cadaver“, weil

. . . . bonae parentis
Pertaesum sibi Galliam praeoptat
Qua nasci leve debuit cerebrum.

Hierauf folgt ein Brief des Thomas Wolff an seinen „Theseus“ Albrecht von Rathsamhusen in Bologna. Er schickte ihm Murners Schrift, dass er damit die Gelehrten in Bologna zum lachen bringe; des Murner, der gewagt habe die geheiligten Institutionen Justinians durch die albernsten Glossen zu verschimpfieren und aus den kaiserlichen Edicten unter Hinzufügung von Bildern Spielkarten gemacht habe. Ihr gemeinsamer Freund Aesticampianus, der doch sonst so ausserordentlich geduldig sei, habe die Stacheln seiner Entrüstung nicht zurückhalten können und habe, obgleich auf der Durchreise und mit anderem beschäftigt, den phrenetischen Wahnsinn jenes Mönchs in einigen Worten gemalt, welche er beifüge.

Aesticampianus, der hier zum ersten Male als poeta laureatus auftritt, lässt wie alle Mitkämpfer den Kernpunct des Streites unberührt und gibt nur seinem Unwillen Ausdruck. Er wendet sich ad Argentinam, in Thomam Murner blateronem monachum, ad Jacobum Wymphelingum, oratorem et hi-

---

1) München, Hof- und Staats-Bibl.

2) Ex Spira, 9. November 1502.

storicum insignem. Wie dem gefangenen Maulwurf, sagt er in dem ersten Epigramme, die Fackel, dem blinden die Sonne, so diene einem levis Gallus, der der Vernunft, der Sinne, des Wissens und der Treue entbehre, eine scharfsinnige Schrift zu nichts. Ein Strassburger Bürger, dem die Freiheit der Stadt theuer und deren Schmuck heilig sei, rathe ihr, den hochfliegenden Adler zu verachten und den drei niedrigen Lilien anzuhangen. Mit Vipernzunge zische er gegen alle Gelehrten, welche die Stadt oder ihre Kinder unterrichtet hätten. O über die an fruchtbarem Blute reiche Stadt, welche einen solchen Sprossen zeuge, kleide, liebe. Und dieser glaube die alten Annalen richtig zu kennen, der kaum drei Worte Latein verstehe. Er rühme sich, alle Universitäten besucht zu haben; der Dichter wolle untergehen, wenn Murner wisse, wonach seine Kutte rieche. In den Versen an Murner gesteht er diesem allenfalls die Kenntniss des Pentateuchs, aber nicht die der deutschen Geschichte zu. Von Wimpfeling aber sagt er, er werde das sich hervorwagende Gezücht der Unterwelt, ein neuer, ein deutscher Alcide, als Führer mit seiner Keule niederschlagen, und wenn diesem etwa nach Hydernart neue schlüpfrige Glieder nachwüchsen, würden seine Streiter sie abhauen. An neunter Stelle findet sich noch ein Epigramm des Rhagius an Wolff, das diesen als Vorkämpfer für den emeritus dux preist; hoffentlich werde er unter dem Beifallsgelächter der Götter den aufgeblasenen Schlauch durchbohren. Ein angehängtes Distichon greift Murner noch einmal verächtlich an.

Das sind Ruthen den Scorpionen der anderen Theilnehmer gegenüber, die, besonders gilt dies von Wolff, in überaus derber Weise mit Murner umspringen. Charakteristisch ist Murner in dem letzten Briefe von seinem Orden, wie ein Judas, getrennt.

Die Mitwirkung Aesticampians in dem Kampfe gegen Murner war seine erste Berührung mit Wimpfeling. Er hat ihn jedesfalls bei dem Besuche Wolffs in Strassburg persönlich kennen gelernt. Mit ihm verband ihn eine litterarische, wol auch sonst der Sinnesart beider Männer entsprechende Freundschaft, die erst ein Jahrzehnt später durch das hitzige

vorgehen Wimpfelings in seinem Streite mit Locher getrübt wurde.[1])

Auf der Fortsetzung seiner Reise den Rhein abwärts wurde Aesticampianus von dem Erzbischof Berthold von Henneberg zum verweilen in Mainz vermocht. Dieser wollte als Gönner der studia liberalia der 1477 von Erzbischof Diether begründeten Mainzer Akademie durch Aufnahme der humanistischen Studien neuen Glanz verleihen und warb ihn als ersten Professor der Rhetorik und Moralphilosophie.[2])

Konrad Celtis hatte inzwischen seinen Schüler aus seiner Fürsorge nicht entlassen. Um ihm eine Stellung zu verschaffen, hatte er sich mit dem Haupte der rheinischen gelehrten Sodalität, dem Bischofe Johann von Dalberg, in Verbindung gesetzt, dessen Bekanntschaft Aesticampianus wol auf seiner Reise gemacht hatte.[3]) Gegen Ende des Monates August 1502 berief Dalberg, als er seinen Geburtsort Oppenheim besuchte, Aesticampianus von Mainz zu sich, um ihm die mit Celtis verabredeten Vorschläge mitzutheilen. Leider erzählen uns unsere Quellen[4]), indem sie das verhandelte als bekannt voraussetzen, nichts, was uns darüber aufzuklären vermag. Dalberg wünschte Celtis Glück zu diesem Schüler, dem er die ersten Grundlagen an barbarischem Orte beigebracht, und ebenso Deutschland, dessen zweite Hoffnung Aesticampianus sei, und bat Celtis, diese gute Meinung dem Rhagius zu übermitteln. Die Anerbietungen des Bischofs aber schlug Aesticampianus aus, weil er, wie Dalberg sagt, wie Celtis gänzlich von der Begierde ergriffen schiene, ganz Deutschland zu durchziehen, trotzdem ihm Dalberg wenig Frucht davon versprach. Dasselbe spricht Aesticampianus aus. Er fühle sich durch die Anträge von Celtis und Dalberg hochgeehrt, aber zur Zeit sei ihm ein eingehen darauf nicht möglich, er wolle Gegenden sehen, gelehrte Männer hören und mit

---

1) Nach der Abschrift eines Wimpfelingschen Briefes, welche ich der Güte des Herrn Professor C. Schmidt verdanke.

2) Dedicationsbrief der bald zu erwähnenden Epigramme.

3) In dem Briefe vom 5. November 1502 an Celtis sagt er von Rhagius: hominem nobis in dies doctiorem videri.

4) Der eben genannte Brief und ein solcher von Aesticampianus an Celtis d. d. 28. August 1502.

dem rerum usus seine Studien verbinden. Dies aber wolle er so schnell als möglich abmachen und dann Celtis dankbar und dem Bischofe zu Willen sein. Der schon im Jahre 1503 erfolgte Tod Dalbergs hat dies Versprechen wirkungslos gemacht. Der Aufenthalt in Mainz, wo Aesticampianus öffentlich und privatim eifrig lehrte, muss doch so viel anziehendes für ihn gehabt haben, dass er seiner Wanderlust vorerst nicht nachgab, sondern sich dort auf vier volle Jahre fesseln liess. Er fand hier so viele Männer, Gönner und Freunde, die ihm gleichgesinnt, und Schüler, die begierig seine Lehre aufnahmen, dass Mainz wol einer der wenigen Orte ist, an die er auch später noch mit Freuden zurückdenken konnte. Seine „Epigrammata“, die ihrem Inhalte nach bis jetzt fast unbekannt geblieben sind, lassen uns einen Blick in sein Leben daselbst thun.

Diese Sammlung [1]), welche erst 1507 in Leipzig gedruckt worden ist, war in allem wesentlichen schon in Mainz im Jahre 1506 vollendet, ja sie ist zum grössten Theile in der Adventszeit 1505 entstanden; „strenae“, Neujahrsgedichte an seine Gönner, sind es meist, wenige ältere sind beigefügt. [2]) Nicht dieser Zeit und diesem Orte gehören zwei Beigaben von Schülern Aesticampians an, das carmen commendaticium Ulrichs von Hutten vor den Epigrammen und dasjenige Joachims von Bülaw hinter ihnen. Beide sind erst in Frankfurt an der Oder hinzugekommen. Dass Hutten etwa schon hier in Mainz Schüler des Rhagius gewesen, dagegen spricht deutlich seine Unkenntniss der Stellung des älteren Gresemund. [3])

Die Epigramme sind dem Nachfolger des Erzbischofs Berthold, Jacob von Liebenstein, gewidmet als Dank für seine Gunst und das freigebige Gehalt. In der Dedications-

1) Epigrammata Johãnis Aesticampiani. Impressum est hoc opus epigrammaton Lyps. per Melchiarem Lotter ciuem Lypsensem Anno domini Millesimoquingentesimoseptimo. Breslau, Kgl. Bibl.

2) Vorrede.

3) Querelae, Elegia X, v. 205. Böcking, U. Hutteni Opp. III, S. 76:

Magna Geresmundum servat Moguntia utrumque,
Legibus Aonias iungit uterque deas.

Dass Gresemund junior Huttens Mitschüler gewesen, wie Böcking III, S. 565 will, wird unsere Darstellung später widerlegen.

epistel gibt Aesticampianus ein Programm seiner Dichtungen, die sich durch ihre Entstehung wesentlich als Gelegenheitsgedichte charakterisieren; doch hält er sich im Verlaufe nicht an die Reihenfolge, auch wir wollen sie nicht berücksichtigen. Als Gaben der Frömmigkeit erscheinen zwei Gedichte, eins auf den Schutzpatron der Dioecese Mainz, den heiligen Martin, das Dietrich Gresemund in dem vorgesetzten Applause dem Rhagius zu besonderem Verdienste anrechnet, weil er als erster den heiligen in die Poesie eingeführt habe, und ein anderes, ein Votivgedicht auf die heilige Barbara, seine eigene Schutzheilige. Wenn Aesticampianus in der Widmung auch nach Humanistenart die heiligen „homines sanctos in deorum numerum ascitos" nennt, so wendet er sich im Anfange der in heroischem Versmass gedichteten Vita des heiligen Martin nicht an Apollo und die Musen, sondern an Christus, — Wimpfeling konnte ihn daher in seinem Zwiste mit Locher [1]) unter den Dichtern aufführen, die Christus, nicht die heidnischen Götzen anrufen — auch in der weiteren Entwickelung tritt das humanistisch-mythologische Beiwerk nicht allzu störend hervor. In die Lebensbeschreibung ist eine lebendige Schilderung des Festes des heiligen eingewebt, am ausführlichsten der alte Brauch, dass an diesem Tage Martinus, d. h. seine Priesterschaft, dem heiligen Petrus, den Mitbrüdern an der Petri-Kirche, ein ganzes gebratenes Schwein, Phogecisches (?) Brot, Trauben und Wein in festlichem Aufzuge übersendet; den Schluss bilden Wunder des heiligen. Diese Vita ist an den Custos der Kathedrale, den nachmaligen Bischof von Strassburg Wilhelm von Hoenstein gerichtet, dem in einem Begleitgedichte Lobsprüche in üblicher und zwar recht abgenützter humanistischer Scheidemünze gespendet werden.

In dem Hymnus in laudem divae Barbarae, worin ihre Schönheit, Frömmigkeit und ihr Martyrium besungen werden, ahmt Aesticampianus, bisweilen wörtlich, Horaz nach [2]), doch fehlt ihm der dem Gegenstande angepasste Geschmack seines

---

1) Contra turpem libellum Philomusi Defensio theologię scholasticę & neotericorum. o. O. u. J. Cap. VI. München, Hof- u. Staats-Bibl.

2) Integrae vitae scelerisque purae Filiae...

Vorbildes.[1]) Er preist seine Helferin dafür, dass sie ihn glücklich vor den wilden Cohorten der Feinde, vor den Schlingen des Räubers gerettet, und weiht ihr das Gedicht, als er aus den Thermen zurückkehrend einer Schar junger Leute, die ihm mit gezücktem Schwerte nach dem Leben trachteten, glücklich entronnen. Diese Verse sind mit zwei Begleitgedichten als Neujahrsgabe an den Scholasticus Adolph Rhau gesendet; er nennt diesen Rector und spielt auf seine Lehrthätigkeit an.

Aus religiösem Gebiete ist noch ein dritter Stoff gewählt: de hostia sacramenti in sanguineam carnem mutata in monte Scti Albani religiose custodita.[2])

Von früherer Zeit herübergenommen ist das heroische Gedicht an den Erzbischof Berthold, in welchem er ganz besonders seine Fürsorge für die Mainzer Hochschule lobpreist. Aus dem elegischen Schlusse lernen wir, dass Berthold den Gallus Alexander (de Villa Dei), den Gallier, welcher allein noch nach Besiegung seiner Landsleute durch unsere Voreltern die Deutschen unter das Joch beugte, besiegte, d. h. seine barbarische Grammatik aus Mainz vertrieb.

Mit einem Neujahrsgedichte an den Erzbischof Jacob beginnt die Reihe der lebenden viri illustres. Es ist anzuerkennen, dass sich Rhagius von unwürdiger Schmeichelei fern hält. Das nächste Gedicht ist dem Propst zu St. Martin und späteren Bischofe von Speier, dem Pfalzgrafen Georg, gewidmet, dessen Titel in humanistischer Spielerei mit dem Virgilischen Pallas zusammengebracht wird. Georg wird als frommer, wolthätiger, milder Mann geschildert. Pfalzgraf Johann, sein Bruder, wird als eifriger Jäger, der aber auch die Wissenschaften liebt, besungen; auch Pfalzgraf Heinrich erhält ein Neujahrsgedicht, und zuletzt von diesen erlauchten Herren ist bedacht der Pfalzgraf Wolfgang, der, ein Knabe noch, vom Vater nach Mainz geschickt worden ist, um dort

---

1) Z. B. Noluit certis uterum gravare
Foetibus, cunas pueris nec ullas
Instruit, dulci nec amoena turgent
Ubera lacte.

2) Dieses Wunder erwähnt auch Serarius bei Joannis, Rerum Moguntiacarum Vol. I, Frankfurt a. M. 1722, S. 46.

vermuthlich auch bei Rhagius seine Studien zu machen. Drei Gedichte sind dem Grafen Philipp von Kunigstein gewidmet. Es ist dies jedesfalls der von Helwich[1]) erwähnte Canonicus an der Metropolitankirche Philippus baro de Epstein, dominus in Künigstein. Er ist ein gewaltiger Nimrod, und Rhagius scherzt mit ihm, er möge mit ihm tauschen. Er wolle mit dem Jagdspere die Thiere verfolgen, Künigstein solle dem niedlichen Mädchen genehme Gedichte schmieden. Von ihm wolle die schwarzäugige schöne nichts wissen, vielleicht würde sie vor ihm auf den Schoss Künigsteins flüchten. Als Gegenbild folgt der Dechant und Doctor juris Uriel von Gemmingen[2]), der nach Jacob den erzbischöflichen Stuhl bestieg; ihm wird das Lob gespendet, dass er Ruhm aus dem Studium erstrebe und ein gründlicher Kenner des Rechtes sei; die untergebene Geistlichkeit halte er in strenger Zucht und Ordnung.

Dem Canonicus bei St. Martin und St. Alban Petrus Nothafft sendet Rhagius ein Neujahrsgedicht zugleich als Dank für die Einladung zu einem festlichen Mahle nach dem Gottesdienste, welches geistliche und weltliche Gelehrte vereinte. Als gastlicher, die heitere Geselligkeit liebender Herr wird auch der Canonicus senior und Magister fabricae Johann von Hatstein besungen. Ihm, wünscht Rhagius, möge nie das Material für die Pflege und den Glanz der herrlichen Kathedrale fehlen; ihn ziehe, fährt er fort, die habsüchtige Pfründenjagd nicht ab, welche zur Zeit so viele ergriffen habe, welche die einigen Genossen zu hässlichem Zwiste anrege und das habgierige Forum Roms anzugehen zwinge. Er sei mit einem Altar zufrieden und spende auch davon noch den armen, dem Gottesdienste und den Freunden.

Ein anderer Gönner war der Canonicus Dietrich Zobel von Gibelstat, dem Aesticampianus prophezeit, es werde ihn einst, wie jetzt der grüne Lorbeer des juristischen Doctorates, die Inful schmücken. Zobel, unter drei Erzbischöfen Vicarius in spiritualibus, von grossem Einflusse unter Cardinal Albrecht,

1) Bei Joannis II, S. 249.

2) A. a. O. S. 220. Die Daten über die geistlichen Herren habe ich, soweit sie Rhagius nicht gibt, dieser Quelle entnommen.

wird von Irenicus[1]) zu den deutschen Poeten gerechnet. Wir kennen ihn als eifrigen Reuchlinisten; Hermann von Nüenaar widmete ihm aus diesem Grunde die Defensio Joannis Reuchlin.[2]) Als Ulrich von Hutten am Hofe Albrechts von Mainz lebte, gehörte Zobel zu den Männern, welche ihn antrieben, die Livius-Ausgabe von 1519 dem Cardinale zuzuschreiben[3]); in sein Haus erbat Hutten sich Briefe von Freunden.[4]) In enger Freundschaft stand Zobel mit Dietrich Gresemund dem jüngeren, der ihm seine Antiquitäten zugedacht hatte. Sein Interesse für litterarische Thätigkeit brachte ihn auch mit Wimpfeling[5]) und Erasmus in Verbindung.[6]) Als Carl V., von seiner Krönung kommend, im November 1520 auf der Reise zum Wormser Reichstage Mainz berührte, empfieng ihn Zobel mit einer glänzenden Rede.[7]) Zobel muss die Sorge für die Wohnung des Rhagius, im Hause „zum Korbe", zugestanden haben, denn in einem anderen Gedichte (Extrudit Musam) fordert dieser die Muse auf, sie möge Zobel veranlassen, dass er ihm das schadhafte Dach seiner sportella ausbessern lasse.[8]) In den folgenden Versen (Musa poetam obiurgat), die vielleicht zu den vorangehenden gehören, spielt der Schluss schon auf seinen Weggang nach Frankfurt an. In diesem Gedichte wird ein Ivo erwähnt, der das Gehalt zu zahlen verweigere, wol ein Scherz, dies dürfte der vorher angesungene Ivo Wittigis sein. Ivo Wittig, wie er sich selbst nennt, gehört auch sonst der Litteraturgeschichte an; er ist an der ersten deutschen

1) Germaniae exegeseos volumina duodecim a Francisco Irenico Ettelingiacensi exarata, Hagenau, Thomas Anshelm. 1518, Bl. 45 b. Breslau, Stadt-Bibl.

2) Geiger, Johann Reuchlin, sein Leben und seine Werke, Leipzig 1871, S. 401 u. 403. Böcking I, S. 153.

3) Böcking I, S. 241.

4) A. a. O. S. 264.

5) Vergl. unten.

6) Burscher, Spicilegia autographorum etc. Lips. 1802. Spicil. XV S. VIII. Leipzig, Univ.-Bibl.

7) Rerum memorabilium Paraleipomena, hinter Chronic. abbat. Ursperg. ed. 1538, S. CLX. Breslau, Stadt-Bibl.

8) Der Name des Hauses kommt auch in anderen Gedichten vor. Joh. Huttich hat in Collectanea antiquitatum in urbe atque agro Moguntino repertarum, Bog. B eine Inschrift aus diesem Hause.

Livius-Uebersetzung betheiligt. Die Auffindung des heute noch hochgeschätzten Livius-Codex in Mainz flösste den Mainzer Gelehrten Interesse für diesen Historiker ein. Schon 1505 erschien bei Johann Schöffer:

Romische Historie uß Tito liuio gezogen.[1])

Doctor Bernhard Schöfferlin hatte sich an die Uebertragung gemacht und zwei Theile vollendet, war aber durch „todlichen abganck" an der Fortsetzung verhindert worden. „Damit aber," heisst es in der Vorrede zum dritten Theil[2]), „sollich loblich historia dye fürnemlich, den fürsten vnd regirern, Auch den von der ritterschafft fast nůtzlich ist vnd biß here lange zeit verborgen gewest, Zulicht vnd an den tag bracht, vnd geendeth würde, Habe ich Iuo wittig von Hamelburgk geistlicher recht lerer der zeit ordinarius, Sigler vnd Canonick sanct Victors stifft zu mentz, zu eren teutzscher nation vnnd zu fürderung gemeynes nutze, mir sollich dritt vnnd letzt teyl der Römischen historien Titi Liuij, ... so vil mir möglich sein vnd sich cristenlicher ordnung vnnd gůtten sitten gezymen wil, zů eynem teyl in deutzsch zu bringen fürgnomen ..." Dieser dritte Theil beginnt mit dem Kriege der Römer gegen Philipp von Macedonien und reicht bis zum Regierungsantritte des Perseus (Buch XXXI—XXXX). Den eingefügten Bildern, wo fromme Landsknechte mit Kanonen die Städte belagern, entspricht auch die naive Wiedergabe des Textes[3]); die Consuln werden zu Bürgermeistern, die Volkstribunen zu Zunftmeistern. Die trotzdem verdienstliche Leistung Wittigs fällt gerade in die Zeit, wo Rhagius sein College war. Dieser war mit ihm befreundet; in einem Gedichte bittet er ihn um einen leichten Wein für den Durst an Stelle des schweren, den Ivo geschickt. Wenn ihm auf Rheingauer Boden neuer zugewachsen, werde er ihn zurückgeben. Wittig hat seine Studien in

---

1) Breslau, Stadt-Bibl.

2) Bl. CXCII.

3) Die Uebersetzung ist, wie der Titel sagt, nicht vollständig, sondern eklektisch. Sie ist wiederholt worden: Mainz 1514 und durch Carbach erweitert erschienen Mainz 1523, durch Micyllus vermehrt daselbst 1551 (bei Ivo Schöffer). Die letzte Ausgabe ist Strassburg 1562 nachgedruckt worden. Alle cit. Exempl. Breslau, Stadt-Bibl.

Leipzig gemacht; der dortige liber nacionis Bauarorum[1]) erwähnt seiner als Doctors der Decrete und späteren Notars. In Leipzig treffen wir Ivo Wittig[2]) im Jahre 1486 unter den Freunden seines fränkischen Landsmannes Konrad Celtis. Celtis liess dort 1486 seine „Ars versificandi“ erscheinen und wendet sich in einer der zahlreichen poetischen Beigaben an Fridianus Pighinucius aus Lucca; er beglückwünscht ihn zu seiner Genesung vom dreitägigen Fieber und sagt ihm lebewohl, ihm und: Ivo bonus patrio iunctus amore mihi.[3])

Noch 1487 lebte Wittig in Leipzig in gemeinsamer litterarischer Thätigkeit mit Pighinucius. Mit diesem vereint gab er aus einer Handschrift, die Johannes de Lupis dem Pighinucius überlassen hatte, „Lucy flori historiographi Epithomata“ heraus, eine Ausgabe, welche wegen ihrer Textrecension heute noch nicht ohne Werth ist.[4]) In Mainz hat er dem Erfinder der Buchdruckerkunst das erste Denkmal gesetzt.[5])

Als seinen grossen Gönner und Freund rühmt dann Rhagius auch den Licentiaten der Theologie und Canonicus B. Mariae Virg. ad duodecim gradus Georg Behaim, der geboren in Norischem Lande, wo der russige Werkmann aus gemischtem Metall mächtig tönende Glocken und dem Donner und Blitz gleich zu fürchtende Bombarden giesst, ein Mann, der rein denkt, spricht und handelt, bescheiden und mässig lebt, selten lacht, wenig redet, ein strenger Richter der Ver-

1) MS. im Leipziger Univ.-Archive. Die betreffende Notiz besitze ich nicht vollständig.

2) Ob Ivo Wittig Universitätslehrer war, kann ich quellenmässig nicht belegen.

3) Der bei Aschbach, Geschichte der Wiener Universität II, 230, wie so häufig, ungenau angegebene Titel heisst nach der zweiten Ausgabe: Ars versificandi et carminum conradis celtis protucii poete laureati. o. O. u. J. [1487] 4° (Bresl. Stadtbibl.). Vergl. auch Klüpfel, De vita et scriptis Conradi Celtis Protucii II, 3 ff.

4) Am Ende des von Pighinucius seinem Herrn, dem Administrator von Magdeburg und Halberstadt, Herzog Ernst von Sachsen gewidmeten Buches steht: L. Annei flori Epithoma hoc emendatum Fridianus Pighinutius lucensis Et Iuo Uittigis ere premendum curauerunt. Quod arte sua Conradus gallicus In opido liptzensi perfecit xij. Calend. Junij Anno salutis ·M°·CCCC°·lxxx septimo. 4° (Dresd. Königl. Bibl.).

5) Joannis I, S. 118.

gehen, ein frommer Priester. Georg Behaim entstammte der berühmten Nürnberger Familie und hat in Leipzig studiert. Im Sommersemester 1482 ist er dort inscribiert[1]), zugleich mit Eitelwolf von Stein vom Steineck, 1485 ist er Baccalar, 1489 Magister der freien Künste geworden[2]); der liber nac. Bauar. nennt ihn postea licentiatus sacrae theologiae. In Mainz war Behaim Lehrer der Theologie und wurde 1513 nach dem Tode des Antonius Kress zum Propst bei St. Laurentius in Nürnberg erwählt.[3]) Irenicus nennt ihn unter den theologi nobiliores von Deutschland, Pirckheimer unter den Theologen, die zu Reuchlin hielten.[4])

Gleichfalls ein Theologe und, wie es scheint, einer der nächsten Freunde Aesticampians war Jacob Merstetter aus Ehingen. Als Dichter und Liebhaber der classischen Litteratur und der „pagina sacra", als gewandter Redner, als Liebling des Erzbischofs, der keuschen Geistlichkeit, als beliebt bei den Gelehrten, bei hoch und niedrig wird er uns gezeichnet. Ihm theilt Aesticampianus seine beabsichtigte Uebersiedelung nach Frankfurt mit und malt seine Zukunft freundlich aus. Ihn rufe, sagt er, die lerneifrige Jugend, der ernstfreundliche Bürger, der mächtige Herrscher, der bewundernswürdige Bischof, ihn rufe die greise Mutter, der an beiden Armen gelähmte Bruder und die kinderreiche Schwester, zahlreiche Neffen und Nichten, die anderen Verwandten und seine Sommerfelder Landsleute; die Heimat mit Stadt, Land und Wald rufe ihn, der, wie Odysseus bei Kalypso, in der Ferne weile. Seinen Neidern solle Merstetter sagen, er strebe nach einer höheren Kathedra, sie möchten sich einen anderen „Poeten" suchen, der so viel Arbeit und Missgunst ertrage. Es ist dies die einzige Stelle, wo Rhagius für ihn unerquickliche Verhältnisse in Mainz erwähnt. Von dichterischen Leistungen Merstetters liegen zwei empfehlende Gedichte vor, eins zu Wim-

1) Als Georgius peham de Nuremberga.

2) MS. Matrikel der philos. Facultät im Facultäts-Archive.

3) Ch. Scheurl, Vita des Antonius Kress in B. Pirckheimeri Opp. ed. Goldast 1610, S. 350 f. Vergl. auch Ch. Scheurls Briefbuch ed. F. v. Soden u. Knaake I, Potsdam 1867, S. 128.

4) Böcking I, S. 153.

pfelings „De hymnorum et sequentium auctoribus“ und ein anderes zu dem „Soliloquium“ desselben Verfassers.[1])

Zu den geistlichen Freunden Aesticampians gehört auch der Cantor zum hl. Kreuz und Canonicus zu St. Stephan, dessen Name aber zweifelhaft bleibt, Konrad Ibichm wird er genannt; ihm ist ein langer Dialogus gewidmet zum Danke für gastliche Bewirthung. Ein Verwandter von ihm Namens Petrus war des Rhagius Schüler. Als letzter aber in der zahlreichen Schar der geistlichen Gönner ist der Canonicus zu St. Johann Johann Monster (Monasteriensis), später Suffragan von Mainz und episcopus Vicecomponensis zu nennen. Ihn bittet Rhagius um Wein und verspricht ihm Verse dafür. Vielleicht noch zu den Theologen gehörig ist Jacob Linck, der seine Gäste mit den Früchten seines Gartens und Wein bewirthet und sie, obgleich schon grau, durch seine munteren Gesänge aufheitert.

Wie bei Linck ist es auch bei einigen anderen Männern, die in den Epigrammen verewigt sind, nicht ganz leicht ihre Lebensstellung zu bestimmen. So gleich bei dem ersten weltlichen Freunde Aesticampians, dem Doctor Bernhard Kuhorn, der ihm als Geschenk einen fichtenen Tisch und zwei Stühle gegeben, und dem er zum Danke im neuen Jahre viele Erfolge und einen Erben wünscht. In welchem Verhältniss zu diesem der dahinter folgende Jurist Johann Kuhorn[2]) steht, ist nicht klar. Johann Kuhorn wird als gerechter und milder Richter gerühmt, der auch die Ausonischen Musen hege und den seine Beredsamkeit als Schüler des Philippus Beroaldus erkennen lasse. Unter seinem Vorsitze bei der Tafel fänden Heiterkeit und Ernst gleichmässig ihr Recht. Von diesem Kuhorn ist sonst nur bekannt, dass der Jurist Christoph Scheurl mit ihm befreundet war und 1508 ihn dem nach Mainz reisenden Paul Huthenne empfahl. Ob der von Joannis erwähnte Joannes Kuhorn, I. V. D. und Professor ordinarius, Canonicus und seit 1552 Scholasticus zu St. Victor, derselbe Mann ist, kann ich nicht entscheiden, da er dann

1) Riegger, Amoenitates Friburgenses, Ulmae 1775, S. 196 und 266.

2) Ein Joh. Kuhorn de Bensow erscheint S. S. 1477 in der Leipziger Matrikel.

wenigstens uralt geworden sein müsste, denn dieser starb erst im Jahre 1575.

Ein anderer juristischer Freund ist der Sachwalter Johannes Schmuck, der dem von einer Krankheit genesenen Rhagius Wein und Kuchen geschickt. Der Wein habe, sagt der Dichter, ihm den Husten erleichtert, darum möge der Freund wiederum welchen senden, reichliche Processe im neuen Jahre würden ihm eine gute Ernte bringen.

Welcher Stellung der nun folgende Bernhard Rorbach angehört hat, ist nicht zu bestimmen; zu dem näheren Freundeskreise muss er gezählt werden, das geht aus dem an ihn gerichteten Abschiedsgedichte hervor.

Unter den näheren Freunden Aesticampians dürfen wir die beiden Männer nicht vergessen, welche den Epigrammen empfehlende Gedichte vorausschickten: Dietrich Gresemund und Magister Konrad Weidmann. Beide waren jedesfalls Collegen des Rhagius an der Mainzer Akademie. Den Konrad Weidmann erwähnt dort als Lehrer Irenicus [1]), Gresemund wird so von Ulrich Zasius genannt. Von Weidmann wissen wir ausserdem nur, dass er später als eifriger Reuchlinist erscheint. M. Sylvester Gricius erwähnt unter den Feinden des Ortvinus Gratius „quidam noviter promotus in doctorem in Iure, nominatus Cunradus Weydman", und aus demselben Grunde hat er einen Platz in dem köstlichen Carmen rithmicale des M. Schlauraff gefunden.[2]) Weit bekannter ist Gresemund, wenn er auch bisher in seinem Lebenslaufe und nach seinen Werken noch niemals vollständig gewürdigt worden ist[3]), da seine Schriften meist selten und schwer zu erreichen sind.

Der Vater Gresemunds, Dietrich wie der Sohn geheissen, stammte aus Meschede in Westfalen und war Leibarzt bei den Erzbischöfen von Mainz Adolf II. und Berthold, die Mutter wird Barbara Imolaria genannt. Der ältere Gresemund

---

1) A. a. O. Bl. 45.

2) Böcking, U. Hutteni Opp. Suppl. tom I, S. 273 u. 163.

3) Die beste Biographie von Joannis, a. a. O. III, S. 393 f. Auch jetzt noch wegen der beigebrachten Documente von Bedeutung. Gleichzeitig ist die Vita von Gebwiler, vorgedruckt der Historia violatae crucis 1514. Geiger in der Allgemeinen deutschen Biographie.

gehörte dem Kreise des Celtis an[1]) (dieser war sein Gast in Mainz) und beherrschte das Wissen seiner Zeit so weit, dass er seinem 1477 in Speier[2]) geborenen Sohne mit gutem Erfolge den ersten Unterricht selbst ertheilen konnte. In der Mainzer Hochschule empfieng dieser dann den hergebrachten Unterricht in den philosophischen Doctrinen. Die Leitung des Vaters, der ihn zu fleissiger Lectüre der Classiker anhielt, zog dem ingenium praecox des jungen Dietrich bald zahlreiche Bewunderer herbei, darunter Wimpfeling, der ihm 1493 seine elegantiae maiores widmete zu der Zeit, wo er zum Studium der Rhetorik und Poetik übergieng. Aus diesem Jahre datieren auch die ersten bekannten dichterischen Versuche Gresemunds. Im Mai dieses Jahres suchte er auf brieflichem Wege die Freundschaft des pfalzgräflichen Paedagogen Werner von Themar[3]) in Heidelberg, und zahlreiche Briefe, von Gedichten begleitet, flogen herüber und hinüber bis zum Jahre 1495. Den Anknüpfungspunct bildeten die Verse, welche Werner dem Wimpfelingschen Gedichte de triplici candore beigesteuert hatte. Die Briefe Gresemunds machen den Eindruck jugendlich hochtrabender Stilübungen, und man muss sich in jene Zeit der kindlichen Kritik versetzen, um einen derartigen Briefwechsel zu verstehen, der seine Berechtigung in der frischen Freude an neuerer, besserer Latinität und an der Kenntniss des Alterthums findet. Der ältere Werner bewundert gewiss aus ehrlichem Herzen die Perioden und Verse Gresemunds, er gebraucht ähnliche Wendungen und geht gern in einen poetischen Wettstreit mit ihm ein; aus Artigkeit antwortet er wol selbst in dem gleichen Metrum. Als Boten werden die Musen gewählt, geleitet sind sie zweimal von sonst unbekannten Männern, Peter Karg und Johann Schwartz. Wenn ein-

---

1) C. Celtis, libri Odarum quatuor etc. Argentorati etc. M.D.XIII, lib. III No. XXVII. Breslau, Kgl. Bibl.

2) Trotzdem wird er stets Moguntinus genannt.

3) K. Hartfelder, Werner von Themar, ein Heidelberger Humanist. Karlsruhe 1880 (Separatabdr. a. d. Zeitschrift f. Gesch. d. Oberrheins XXXIII. Bd. 1. Heft). Dort stehen auch die hier besprochenen Briefe und Gedichte, welche Hartfelder (S. 10) übrigens in einen unrichtigen Abschnitt von Gresemunds Leben setzt.

mal Gedichte und Briefe zu lange ausbleiben, sind die Musen eifersüchtig, weil Werner oder Gresemund (denn auch dieser betrieb damals schon juristische Studien) auf die Pandekten und Rechtsgelehrten zu viel Zeit verwendet. Gresemund schickt dem älteren Freunde auch Gedichte zur Correctur, die er an andere gerichtet hat, so eine Elegie an Berthold von Mainz, worin er diesen als Säule der Kirche, als wachsam wie sein Wappenthier (von Henneberg) für das Reich, als treuen Helfer Maximilians und wegen seiner Sorge für den Landfrieden feiert. Oder er preist in Hendekasyllaben Wimpfeling, dass er in seinem Gedichte auf „Mariam altitonantis ardui parentem“ die Musen keusche Weisen gelehrt. Er bittet den Freund, bei Johann von Dalberg seine briefliche Bitte um Aufnahme in die Freundschaft — ein kühnes Verlangen des Knaben — zu unterstützen, und fügt eine Ode an Dalberg bei; in welcher er den Bischof als Pfleger und Diener der Musen und Gönner der Dichter erhebt. Durch Werners Vermittelung übersendet er dem ältesten Sohne des Pfalzgrafen Philipp Ludwig und seinem Lehrer Jodocus Gallus Rubiacensis Brief und Gedichte. Dafür knüpft ein Schüler Werners, Peter Günther, durch Werner mit einem Briefe und Versen, die von Bewunderung überfliessen, Freundschaft mit Gresemund an.

Werner dankt in einem Schreiben für den Empfang der Lucubratiunculae Gresemunds: das führt uns zu den ersten prosaischen Versuchen desselben. Im Jahre 1494 erschien: Theoderici Gresemundi iunioris Moguntini lucubraciuncule bonarum septem artium liberalium Apologiam eiusdemque cum philosophia dialogum et orationem ad rerum publicarum rectores in se complectentes[1]), begleitet von Applausen von Johannes Trithemius, Konrad Leontorius, Jacob Wimpfeling und Rutger Venrai, die jedoch sämmtlich nur auf den ersten Dialog Bezug nehmen. Die Schrift ist dem Abte von Sponheim Johann Trithemius gewidmet[2]), den Gresemund seinen Lehrer nennt; entstanden ist sie 1493 in Mergenthal,

1) Impressum in nobili ciuitate Moguntina per Petrum Fridbergensem Anno virginei partus ·M·cccc·xciiij. Freiburg, Univ.-Bibl.

2) Mainz, 1. Januar 1494, datiert die Dedication.

wohin er vor einer grassierenden Pest entflohen war. In der Einleitung zu dem ersten Dialoge, der zwischen den Interlocutores Chiron und Aristobolus (!) geführt wird, die Dietrich zum Schiedsrichter angerufen haben, ergeht sich der Verfasser in sehr scharfen Ausdrücken gegen den Haufen der trägen Priester, denen der Name der guten Künste so verhasst sei, dass sie Gelehrsamkeit der Schande gleichachteten und unterrichtete mit unauslöschlichem Hasse verfolgen. Weiterhin zieht er gegen die unsinnige scholastische Lehrweise der Grammatik, gegen die Labyrinthe des Alexander Gallus und gegen „tortuosa temporalium Donati traditio" los. Wir hören hier jedesfalls seine humanistischen Freunde und seinen Vater sprechen.

Der Dialog spinnt sich nun in der Weise ab, dass Aristobolus die einzelnen „Artes" angreift, ohne auch nur eine gelten zu lassen, und Chiron sie vertheidigt, keiner überzeugt den anderen. So behauptet Aristobolus z. B., die Grammatik sei gering zu schätzen, da sie „ad bene beateque vivendum" keine Bedeutung habe und sich nur mit der lateinischen Sprache beschäftige. Chiron wendet dagegen ein, sie sei nöthig zum Verständniss der Werke berühmter Männer, in welchen die besten Vorschriften für Erreichung der Tugenden überliefert würden, deren Kenntniss zur Verbesserung der Sitten viel beitrage. Die Grammatik erstrecke sich auch auf die griechische Sprache. Die Geometrie will Aristobolus gar nicht einmal als freie Kunst, nur als wichtig für Schneider und andere mit knechtischen und schmutzigen Handwerken beschäftigte zugestehen. Gresemund, von vornherein für Chiron gestimmt, wird durch die Erscheinung und Bitte der sieben Künste noch mehr in seinem Urtheile bestärkt und entscheidet, ein jugendlicher Salomo, in allen Puncten gegen den Angreifer. Von der Logik sagt er, sie sei so zu berücksichtigen, dass man auf sie nicht allein Mühe verwende, damit nicht die Zeit, welche für bedeutendere Disciplinen verwendet werden müsste, bei ihrem Betriebe verbraucht würde. Aber die jungen Leute müssten sich mit zuerst auf sie legen, da sie zu vielem diene. Das ist das Urtheil des Vaters, der nicht wollte, dass sein Sohn das philosophische Magisterium erwarb, damit er nicht

seine guten Anlagen und die kostbare Zeit in überflüssigen dialektischen Haarspaltereien verschwendete. Die Astronomie (Astrologie), deren Vorhersagungen Aristobolus als „commentum astronomorum“ behandelt hat, nimmt er in Schutz, weil sie die Himmel offenbare und den Menschen die Geheimnisse der unsterblichen eröffne; dadurch pflege sie auch den Staaten bisweilen sehr zu nützen.

Diese Declamation fand bei den Zeitgenossen lebhafte Anerkennung, die sich nicht nur in den angehängten Lobesepigrammen ausspricht, sondern auch zu mehrfacher Wiederholung durch den Druck führte, so in Deventer 1497 [1]), in Leipzig 1501 und 1505. [2]) Die Vorliebe übertrug sich nicht auf die beiden folgenden Stücke dieses Erstlingswerkes, den Dialog Gresemunds mit der Philosophie und die Rede der Oratoria an die Staatslenker. Wir wollen bei diesen etwas länger verweilen, weil sie noch niemals besprochen worden sind.

Das Zwiegespräch, das mehr Leben und Geschick als der erste Dialog zeigt, schliesst sich an die Defensio an. Die Philosophie bittet Gresemund auch ihre Vertheidigung zu übernehmen. Er erklärt sich dazu bereit, doch verlangt er, dass sie zuvor ihre eigene Sache bei ihm führe, damit er wisse, wie er sie gegen die Angriffe übelwollender schützen könne. Er fragt sie, warum sie dulde, dass so viel Unheil und Verwirrungen entstünden. Die Philosophie behauptet, das sei nicht ihre Schuld, da die Fürsten auf ihren Rath nicht hörten, und der Auswurf der Menschen den Sitz einnähme, auf dem sie sonst bei den Fürsten zu ruhen gepflegt habe. Gresemund verweist sie auf die Hilfe ihrer fünf Töchter, der Physik, Metaphysik, Ethik, Mathematik und Logik, und die fünf Töchter der Logik, die Grammatik, Poetik, Dialektik, Rhetorik und Historik. Mit Hilfe dieser Nachkommen solle sie an die „Reformatio rerum publicarum“ gehen. Darauf erzählt die Philosophie, was sie schon versucht habe. Sie habe erkannt, dass die gefährliche Krankheit von dem Haupte ausgegangen sei, daher sei sie

1) Thodorici gresemundi iunioris Moguntini iucundissimus in septem artium liberalium defensionem dialogus. Impressum in oppido Dauentrieñ. Anno virginei partus. M.cccc.xcvij. Breslau, Kgl. Bibl.

2) Freytag, Adparatus litterarius, tom. I, Lips. 1752, S. 458.

sofort zu den Fürsten geeilt, habe aber in Folge des Einflusses der schlechten Rathgeber tauben Ohren gepredigt und sei schliesslich durch bewaffnete Trabanten hinausgewiesen worden. Aehnlich sei es kurz darauf der Concordia ergangen, und als sie für diese eingetreten, sei sie hinausgeworfen worden. Darauf habe sie den Versuch gemacht, die Fürsten anzugehen, wo sie von ihren schlimmen Rathgebern getrennt, sie vielleicht geduldiger anhören würden. Sie habe dazu ein Gastmahl der Kaiser, Könige und Fürsten erwählt und sich ihrer Schwester Justitia als Botin bedient. Diese sei aber von den Dienern als ihr verwandt erkannt und mit Schlägen abgewiesen worden, bis man sie rufe. Auf ihrem Heimwege sei dieser ein scheussliches Weib, eine Megäre, begegnet, welche sich zu dem Mahle der Fürsten begab, um Gift in ihre Becher zu schütten, dass keiner, der davon getrunken, ruhen könne, bis er seinen Staat zu Grunde gerichtet habe. Auf die flehentliche Bitte und die Anrufung des Zeus und Styx stand die Furie von ihrem Plane ab, doch sagte sie bei ihrem verschwinden, dass die Rathgeber der Fürsten von ihrem Tranke schon vielfach genossen hätten. Nach diesem fehlgeschlagenen Versuche habe die Philosophie sich zu den Fürsten privatim begeben und geneigtes Gehör gefunden; diese hätten um ihre Hilfe und ihren Rath gebeten. Sie habe ihnen gerathen, die Reformation bei sich selber zu beginnen und dann die übrigen durch ihr Beispiel zur Integrität aufzurufen. Zuerst aber müssten sie die schlechten, habgierigen, unbilligen, grausamen, ungelehrten, hochmüthigen und Aufruhr erregenden Menschen aus ihren Berathungen entfernen, die am meisten die Ruhe der Staaten störten, und dafür gelehrte, rechtschaffene, gerechte, friedliebende, treue, verschwiegene und kluge Männer zu Rathe ziehen. Die Fürsten nahmen die Ermahnungen gnädig auf, zweifelten aber, dass ihre Vasallen ebenso bereitwillig sein würden. Sie beauftragten die Philosophie zu diesen Fürsten und zu den Leitern der Städte zu gehen und sie zu einer Versammlung zu berufen. Auch die Unterfürsten nahmen sie freundlich auf, nicht so die Lenker der Städte, die sich nach ehrenvollem Empfange hochmüthig erwiesen und erst nach eindringlichen Ermahnungen ihren Starrsinn fahren liessen.

Hier tritt nun noch eine weibliche Erscheinung hinzu und warnt vor dieser Nachgibigkeit, da in den Städten auch noch die schwankende Meinung des „vulgus ignobile“ dazu käme. Diese Frau entpuppt sich als der Philosophie Schwester Veritas; Gresemund hat sie nicht erkannt, weil ihr Gesicht von Narben entstellt ist. Sie hatte lange abwesend überall in Lebensgefahr alle Klimata durchwandert und endlich schwer verwundet in einem Kloster liebreiche Aufnahme gefunden. Die Philosophie nimmt sich nochmals der Städte an und verweist auf die Fürstenzusammenkunft, wo ihre Enkelin Oratoria sprechen werde.

Die Rede warnt die Fürsten vor Schmeichlern und fordert nach dem Vorbilde römischer Feldherrn auch mitten in den Geschäften die Wissenschaften und die Philosophie zu pflegen. Der ungebildete Fürst sei dem Einflusse schlechter Männer leicht ausgesetzt, der unterrichtete sei schwerer zu täuschen. Sie sollten Gelehrte begünstigen, um durch sie unsterblich gemacht zu werden; nicht bloss Pferde, Hunde und Jagdfalken sollten sie ernähren. Staat und Kirche würden dadurch neuen Glanz erhalten. Dann aber sollten sie Gerechtigkeit üben, jedoch so, dass sie als Ausfluss der Frömmigkeit erschiene, und gleichmässig gegen Freund und Feind. Sich selbst aber müssten sie durch Continentia im Zaume halten.

Dann mahnt Oratoria zur Eintracht. Papst Alexander und Kaiser Maximilian sollten für Eintracht in beiden Ständen des Staates sorgen. Alexander, „numen in terris choruscans maximum“, solle dem geistlichen Stande in Heiligkeit der Sitten vorangehen, der mit jedem Verbrechen belastete, fast zu Grunde gerichtete Stand müsse sich wieder erheben, doch müsse der Papst die Reformation „a maioribus“ beginnen. Von Maximilian wird vor allem verlangt, dass er alle Fürsten und Völker einige, um sie zur Ausrottung der Türken zu führen. Die versammelten erklären nach Beendigung der Rede, dass sie ihnen angenehm gewesen, und dass sie ihnen auch für die Zukunft nützlich sein solle.

Die scharfen Ausfälle, der Widerspruch der berührten Verhältnisse mit der Wirklichkeit erklären wol hinlänglich, das

diese beiden Abschnitte des Gresemundschen Buches nicht wieder abgedruckt worden sind.

Die Lucubratiunculae trugen dem jugendlichen Verfasser nicht nur den lauten Beifall seiner Freunde ein, er beklagt sich in drei seinem zweiten Werke angehängten Gedichten, dass ein falscher Freund hinter seinem Rücken behaupte, sie seien mit fremdem Hammer und Ambos geschmiedet. Der Zoilus hatte wol nicht ganz Unrecht, wenigstens was die Selbständigkeit des Urtheiles anbetrifft. Das Buch, in welchem sich der verletzte Autorenstolz äussert, ist: Podalirij Germani. cum Catone Certomio. de furore germanico diebus genialibus carnispriuij Dialogus: editus per Theodoricum Gresemundum iuniorem Maguntinum: Clarissimoque viro legum doctori domino Georgio de Helle. alias pfeffer R. D. Maguntini Cancellario dicatus.[1]) Das Werkchen ist von zwei empfehlenden Gedichten des gekrönten Dichters L.[2]) Joa. Cuspinianus und einem des gleichfalls gekrönten Jacob Frisius begleitet; seine Widmung datiert vom letzten Februar 1495, daher mag wol Cuspinianus bei der Reise zum Wormser Reichstage Mainz berührt haben. Die Interlocutores des Dialogs sind der Deutsche Podalirius Ecdicetes und der Italiener Cato Certomius. Cato urtheilt seinem Namen gemäss sehr streng und abfällig über die tolle Ausgelassenheit des Carnevals bei den Deutschen, den er in Speier kennen lernt. Nach langem Disput, der Gresemund Gelegenheit gibt seine Gelehrsamkeit zu zeigen, lässt er sich aber doch bereit finden daran theilzunehmen. Da jedoch verdirbt sich Gresemund die Pointe selbst, indem er den Genossen des Cato Munacius als im Gedränge verwundet einführt. Natürlich bedankt sich nun Cato dafür, an dem Unfuge sich zu betheiligen. Dieses Zwiegespräch ist viel lebendiger und plastischer als die abstracten lucubratiunculae und zeigt, dass die Zeitgenossen nicht ohne Grund das Talent des jungen Mannes bewunderten.

Wenn man den heiteren Gegenstand dieses Dialogs betrachtet, so wird man nicht geneigt sein zu glauben, dass

1) Ohne Druckvermerk. München, Hof- u. Staats-Bibl.

2) Licentiatus?

Hier tritt nun noch eine weibliche Erscheinung hinzu und warnt vor dieser Nachgibigkeit, da in den Städten auch noch die schwankende Meinung des „vulgus ignobile“ dazu käme. Diese Frau entpuppt sich als der Philosophie Schwester Veritas; Gresemund hat sie nicht erkannt, weil ihr Gesicht von Narben entstellt ist. Sie hatte lange abwesend überall in Lebensgefahr alle Klimata durchwandert und endlich schwer verwundet in einem Kloster liebreiche Aufnahme gefunden. Die Philosophie nimmt sich nochmals der Städte an und verweist auf die Fürstenzusammenkunft, wo ihre Enkelin Oratoria sprechen werde.

Die Rede warnt die Fürsten vor Schmeichlern und fordert nach dem Vorbilde römischer Feldherrn auch mitten in den Geschäften die Wissenschaften und die Philosophie zu pflegen. Der ungebildete Fürst sei dem Einflusse schlechter Männer leicht ausgesetzt, der unterrichtete sei schwerer zu täuschen. Sie sollten Gelehrte begünstigen, um durch sie unsterblich gemacht zu werden; nicht bloss Pferde, Hunde und Jagdfalken sollten sie ernähren. Staat und Kirche würden dadurch neuen Glanz erhalten. Dann aber sollten sie Gerechtigkeit üben, jedoch so, dass sie als Ausfluss der Frömmigkeit erschiene, und gleichmässig gegen Freund und Feind. Sich selbst aber müssten sie durch Continentia im Zaume halten.

Dann mahnt Oratoria zur Eintracht. Papst Alexander und Kaiser Maximilian sollten für Eintracht in beiden Ständen des Staates sorgen. Alexander, „numen in terris choruscans maximum“, solle dem geistlichen Stande in Heiligkeit der Sitten vorangehen, der mit jedem Verbrechen belastete, fast zu Grunde gerichtete Stand müsse sich wieder erheben, doch müsse der Papst die Reformation „a maioribus“ beginnen. Von Maximilian wird vor allem verlangt, dass er alle Fürsten und Völker einige, um sie zur Ausrottung der Türken zu führen. Die versammelten erklären nach Beendigung der Rede, dass sie ihnen angenehm gewesen, und dass sie ihnen auch für die Zukunft nützlich sein solle.

Die scharfen Ausfälle, der Widerspruch der berührten Verhältnisse mit der Wirklichkeit erklären wol hinlänglich, das

diese beiden Abschnitte des Gresemundschen Buches nicht wieder abgedruckt worden sind.

Die Lucubratiunculae trugen dem jugendlichen Verfasser nicht nur den lauten Beifall seiner Freunde ein, er beklagt sich in drei seinem zweiten Werke angehängten Gedichten, dass ein falscher Freund hinter seinem Rücken behaupte, sie seien mit fremdem Hammer und Ambos geschmiedet. Der Zoilus hatte wol nicht ganz Unrecht, wenigstens was die Selbständigkeit des Urtheiles anbetrifft. Das Buch, in welchem sich der verletzte Autorenstolz äussert, ist: Podalirij Germani. cum Catone Certomio. de furore germanico diebus genialibus carnispriuij Dialogus: editus per Theodoricum Gresemundum iuniorem Maguntinum: Clarissimoque viro legum doctori domino Georgio de Helle. alias pfeffer R. D. Maguntini Cancellario dicatus.[1]) Das Werkchen ist von zwei empfehlenden Gedichten des gekrönten Dichters L.[2]) Joa. Cuspinianus und einem des gleichfalls gekrönten Jacob Frisius begleitet; seine Widmung datiert vom letzten Februar 1495, daher mag wol Cuspinianus bei der Reise zum Wormser Reichstage Mainz berührt haben. Die Interlocutores des Dialogs sind der Deutsche Podalirius Ecdicetes und der Italiener Cato Certomius. Cato urtheilt seinem Namen gemäss sehr streng und abfällig über die tolle Ausgelassenheit des Carnevals bei den Deutschen, den er in Speier kennen lernt. Nach langem Disput, der Gresemund Gelegenheit gibt seine Gelehrsamkeit zu zeigen, lässt er sich aber doch bereit finden daran theilzunehmen. Da jedoch verdirbt sich Gresemund die Pointe selbst, indem er den Genossen des Cato Munacius als im Gedränge verwundet einführt. Natürlich bedankt sich nun Cato dafür, an dem Unfuge sich zu betheiligen. Dieses Zwiegespräch ist viel lebendiger und plastischer als die abstracten lucubratiunculae und zeigt, dass die Zeitgenossen nicht ohne Grund das Talent des jungen Mannes bewunderten.

Wenn man den heiteren Gegenstand dieses Dialogs betrachtet, so wird man nicht geneigt sein zu glauben, dass

1) Ohne Druckvermerk. München, Hof- u. Staats-Bibl.

2) Licentiatus?

Gresemund um dieselbe Zeit, als er das Buch schrieb, daran gedacht hat, ins Kloster zu gehen, und doch ist dem so. Am 11. April 1495 schreibt sein väterlicher Freund Trithemius an Konrad Celtis [1]): Dietrich sei vor zwei Monaten heimlich vor seinem Vater fliehend zu ihm geflüchtet und habe um Aufnahme unter die Mönche gebeten. Trithemius, der ihm nicht gern willfahren wollte, zog ihn hin. Inzwischen besann sich Dietrich, durch Briefe und Boten des Vaters bewogen, eines anderen und kehrte nach Hause zurück. Der Grund der plötzlichen Abwendung vom irdischen war ein Fehltritt: famulam domus gravidam reddidit; die Furcht vor dem Vater hatte den schnellen Entschluss hervorgerufen. Tritheim meint, der Vater wisse von dem Geheimnisse nichts, obgleich ganz Mainz davon spreche, und halte ihn für den Verführer seines Sohnes, den er für weltliche Ehren erzogen.

Aus dem besprochenen Lebensabschnitte Gresemunds wäre hier noch nachzuholen, dass er Tritheim bei seinem Kampfe mit Wigand Wirt über die unbefleckte Empfängniss beistand. Er hat dem Buche Tritheims de laudibus sanctissimae matris Annae ein Tetrastichon beigefügt [2]) und später noch Gedichte und Briefe gegen Wirt geschrieben.[3])

Nach dem erwähnten Vorfalle schickte der Vater den jungen Dietrich nach Italien, der Heimat der juristischen Studien. Bologna, wo Gresemund gleichzeitig mit Thomas Wolff jun. verweilte, haben wir schon oben angeführt. Er besuchte auch Padua und erwarb in Ferrara den juristischen Doctorhut. Diesen italienischen Lorbeer musste er später, als er in Deutschland einen Lehrstuhl anstrebte, noch einmal vertheidigen, weil einige transalpine Universitäten in dem Rufe standen, gegen Geld und gute Worte die akademischen Ehren zu übertragen. Dann lehrte er trotz seiner Jugend unter grossem Beifalle das kaiserliche Recht. Gebwiler, der dies erzählt, nennt die Universität nicht; es dürfte aber wol Mainz gemeint sein. An

---

1) Codex epistolaris des K. Celtis.

2) Ich benütze die Ausgabe: Impressum Liptzk per Melchiarem Lotterum, o. J. Breslau, Königl. und Stadt-Bibl.

3) Johannis Trithemii I. partis opp. historica. Frankf. 1601, S. 176.

Heidelberg könnte man vielleicht denken, da sein Biograph von dem freundschaftlichen Verkehre mit Vigilius daselbst und seinen Freunden, darunter Johann Reuchlin, spricht. Gebwiler hängt an die Lehrthätigkeit Gresemunds eine Episode an, die auch nicht recht unterzubringen ist, die sich aber jedesfalls auf Deutschland, nicht, wie Geiger will, auf Italien bezieht. Gresemund, berichtet er, habe, in den Rath eines Fürsten berufen, als er seine Collegen nach eigenem Gutdünken, nicht nach dem Rechte habe Entscheidungen fällen sehen, Ekel vor seinem Fachstudium bekommen. Nach dieser Abschweifung setzt Gebwiler die Daten aus dem italienischen Aufenthalt fort. Aus Liebe zur Religion und zu den Alterthümern begab sich Gresemund nach Rom, das er aber bald, der Stadt überdrüssig, wieder verliess. Wir werden nach dieser Aeusserung wol nicht fehlgreifen, wenn wir in diese Zeit die beiden sehr scharfen Epigramme Gresemunds gegen das Rom Alexanders VI. setzen[1]), vielleicht das beste, was seine Muse hervorgebracht hat. Das Thema des ersten ist, dass Venus für den Ehebruch mit Mars sich von diesem habe Rom schenken lassen und dort nun gebiete, das des zweiten, dass nicht mehr Simon Petrus als Stellvertreter Christi in Rom weile, Petrus sei zum Fischfange zurückgekehrt, Simon sei geblieben.

Auf dem Rückwege nach der Heimat wurde Gresemund in Strassburg von einem Freunde dem Johann Geiler von Kaisersberg zugeführt, der Neigung für den bescheidenen

1) Pasquilli extatici, seu nuper e coelo reuersi . . cum Marphorio colloquium u. s. w. o. O. u. J., S. 199. 202. Böcking III, S. 77. Das Epigramm gegen Alexander VI. findet sich auch handschriftlich ohne Angabe des Verfassers in dem cod. lat. Monac. 388, 99b. In demselben Sammelbande steht von ihm Bl. 82: Ad nobilem industriumque adolescentem d. Jo[annem] Callaure[m? Callauem?] Fir[mianum?] Epicurus, hinter welchem Titel man wol kaum eine ganz gelungene Elegie auf ein bescheidenes anspruchsloses Leben suchen würde. 82 b liest man noch zwei Epigramme „In nobilem gloriosum“, „De duce Sigismundo“, und ein scharfes Distichon auf Valla, die aber nicht direct Producte Gresemunds genannt sind. Dieselbe Handschrift enthält dann noch Bl. 111 von Gresemund ein Carmen endecasyllabon ad Firmianum trochaicum. Vielleicht sind dieser Firmianus und der oben genannte Freund dieselbe Person. Die Namen weisen auf Italien.

Jüngling gewann. Damals wird er wol auch Sebastian Brants Bekanntschaft gemacht haben.[1])

In Mainz erfuhr er bald die Gunst Bertholds von Henneberg und muss, dort wol zum geistlichen Stande übergetreten, bald eine kirchliche Würde erhalten haben, denn bei der Mainzer Synode von 1499 hielt er unter dem Vorsitze Bertholds eine Rede, die uns gedruckt vorliegt.[2]) Er erscheint in dieser Ansprache als strenger Sittenrichter. Den belesenen Humanisten zeigt der Eingang, worin er nachweist, wie hoch die Priester in der heidnischen Vorzeit bei den Aegyptern, Galliern, Babyloniern, Indiern, Aethiopiern, Römern, Hebräern und unseren deutschen Vorfahren geschätzt wurden und wie sehr der Priesterstand durch die christliche Religion an Bedeutung zugenommen habe. Daher aber müssten die Sitten des Standes auch als Norm für ein gottseliges Leben gelten können, und die Geistlichen hätten, wenn sie unwürdige seien, einst härtere Strafen als die übrigen Menschen zu erwarten.

Dies etwa ist der Inhalt der Rede; eigenthümlich genug nehmen sich daneben die angehängten Beistücke aus, ein sapphisches Gedicht, „quo Phoebus ad Wisbadenses thermas vocatur, ex tempore in balneis“ und eine Elegie „super incendio Vormacien. iiij. kl. Maij Anno salutis MCCCCXCV in concubia nocte“. Nicht der Aetna, heisst es da in humanistisch-naiver Uebertreibung, nicht der Vesuv, noch Rom unter Nero hätten eine solche Flamme gezeigt!

Gresemund erstieg in der kurzen Spanne seines Lebens eine ganze Reihe von Ehrenstufen, auch der Nachfolger Bertholds, Jacob, hat ihm sein Vertrauen geschenkt. Das spricht doch jedesfalls für die Bedeutung seiner Persönlichkeit. Im Jahre 1506 wurde er Provicarius für den vielfach abwesenden Wilhelm Grafen von Hohenstein, 1508 Protonotarius und judex generalis sedis Moguntinae, 1509 Diffinitor cleri minoris bei St.

---

1) Ch. Schmidt, Histoire littér. de l'Alsace I, S. 271, citiert einen Brief Gresemunds an Brant.

2) Oratio Theoderici gresemundi ad sanctam synodum Moguntinam elegantissima. Ohne Druckvermerk. Geiger behauptet, diese Rede sei mehrfach abgedruckt. Wo? Das Jahr ist auf der Rückseite des Titelblattes angegeben. München, Hof- u. Staats-Bibl.

Stephan und 1510 Scholasticus bei demselben Capitel. Von seinem Biographen wird er uns als tüchtiger und gerechter Richter, als fromm und tadellos in seinem Privatleben geschildert. Seine amtliche Thätigkeit liess ihm noch Zeit für weitere Verfolgung seiner humanistischen Studien und die Pflege der Freundschaft. In regem Zusammenhange blieb er mit Wimpfeling, den er als seinen Lehrer verehrte. Wir erwähnten schon oben, dass er 1502 von Speier aus in den Streit Wimpfelings mit Murner eingriff; 1503 steuerte er der Ausgabe von Magnentii Rabani Mauri de laudibus sanctae crucis ein Gedicht bei und ebenso dem Soliloquium pro pace Christianorum Wimpfelings. Gebwiler erzählt, dass er auch bei der Controverse Wimpfelings mit den Augustinern diesen durch brieflichen Zuspruch getröstet habe. Wimpfeling vergalt ihm damit, dass er ihn immer wieder antrieb, seine Arbeiten zu veröffentlichen, und bewirkte selbst den Druck von Gresemunds Gedicht de historia violatae crucis, welches jedoch erst nach des Verfassers Tode erschien. Das Gedicht war schon lange beendigt, Geiler hatte es schon in Predigten gegen das Spiel in der Weihnacht citiert, Wimpfeling zog es im Streite mit Locher an; erst im Jahre 1514 gab es Gebwiler mit Scholien für den Schulgebrauch heraus.[1]) Ein Brief Wimpfelings an Dietrich Zobel geht voran, in welchem er die Hoffnung ausspricht, dass es die Lehrer in den Schulen zur Abschreckung vom Spiele erklären werden.

Das heroische Gedicht, welches in Folge eines Gelübdes in Fieberkrankheit entstanden war, behandelt die von der Legende ins Jahr 1383 versetzte Verstümmelung eines Crucifixes durch einen Spieler Namens Schelkropf. Gresemund geht ab ovo aus, behandelt zuerst in grosser Ausführlichkeit mit vielen gelehrten Citaten die Geschichte des Spieles und die schändlichen Folgen des Spiellasters und erzählt dann, wie Schelkropf in der Wuth des Spielverlustes ein Crucifix und die Statuen

---

1) Theoderici Gresemundi. Carmen de Historia Violatae crucis. Et eius vita. Cum interpretatione Hieronymi Gebuileri Scholarum summi templi Argentoracensium moderatoris. Excusum Argentinę per Renatum Beck ciuem Argentinensem. Anno M.D.XIIII. Das Gedicht wieder abgedruckt bei Joannis III, S. 409 f. Freiburg, Univ.-Bibl.

der Mutter Jesu und des heiligen Johannes verstümmelt, wie aus den Wunden der Bilder Blut geflossen und Schelkropf dafür den Feuertod erlitten habe. Das Gedicht ist ohne poetischen Werth. Eine Lieblingsbeschäftigung Gresemunds war das sammeln antiker Münzen und Inschriften. Beatus Rhenanus, der ihn 1509 besuchte und bei ihm für Faber Stapulensis nach dem Directorium speculantis des Cusanus forschte[1]), bewunderte seine reichen Funde und ermahnte ihn in der ihm gewidmeten Ausgabe der Werke des Pomponius Laetus von 1510[2]), diese Antiquitäten nach dem Beispiele des Konrad Peutinger herauszugeben. Gresemund willfahrte vorläufig nicht, dafür liess er in demselben Jahre erscheinen: (In hoc libello subiecta continentur) Valerii Probi interpretamenta litterarum singularium in antiquitatibus Romanis, cum plęrisque circa singulas litteras additionibus. Idem Valerius Probus de abbreuiaturis. Nominum ciuium Romanorum. In iure ciuili de legibus, et plebiscitis. De actionibus. De edictis perpetuis. De ponderibus. De numeris. Pomponii Laeti libellus de Romanorum magistratibus. Idem de sacerdotijs Ro. Idem de diuersis Legibus Ro.[3]) Dieser Sammlung ist ein Brief Wimpfelings beigegeben. Wimpfeling hat auf einer Reise nach Worms Gresemund in Mainz besucht und bei ihm die nun gedruckten Stücke gesehen und fordert ihn auf, diese, die gesammelten Antiquitäten und die violata crux herauszugeben und den versprochenen Katalog der Bischöfe und Erzbischöfe von Mainz zu verfassen. Gresemund hat nur den interpretamenta bei jedem Buchstaben (x ausgenommen) lange Ergänzungen beigefügt, alle übrigen Sachen sind schon in früheren Drucken

1) Clarorum virorum epistolae . . . ad Joannem Reuchlin etc. Tubingae per Thomam Anshelmum Badensem Mense Martio, Anno M.D. XIIII, giiij b. Breslau, Königl. Bibl.

2) Opera Pomponii Laeti. Argentorati in libraria officina Matthiae Schürerij Artium doctoris Mense Ianuario Anno a foelicitate humanae salutis M.D.X, fol. LIII. Breslau, Königl. Bibl.

3) Impressum Oppenheim. anno. Domini millesimo. quingentesimo decimo. Die peroratio ist von Wimpfeling, wie ihre wörtliche Uebereinstimmung mit Cap. VIII der Diatriba de proba institutione pueror. in triuialibus u. s. w. (Hagenau 1514) beweist. Freytag a. a. O. S. 718 schreibt sie fälschlich Gresemund zu. München, Hof- u. Staats-Bibl.

so vorhanden. In einem Briefe an den Leser verspricht er, dass bald seine dem Dietrich Zobel gewidmeten, in Mainz und Umgebung gefundenen Antiquitäten erscheinen würden. Diese beabsichtigte Publication wurde durch den Tod vereitelt. Gresemund hatte schon, wie Johann Huttich an Zobel schreibt[1]), seine Antiquitäten dem Typographen übergeben, doch giengen sie nach seinem plötzlich erfolgten Tode durch die Fahrlässigkeit des Druckers verloren. Ob der auch von Irenicus[2]) erwähnte Katalog der Mainzer Bischöfe wirklich geschrieben vorhanden ist, lässt sich nicht nachweisen.

Gebwiler berichtet noch von Gesängen (Gresemund war also auch Musiker) und vielen Epitaphen. Von den vielen Briefen, die er geschrieben haben soll, ist bis jetzt wenig genug bekannt, das meiste wol verloren. Im besten Mannesalter starb Gresemund im Jahre 1512 an einem Bruchleiden. Sein Bild gibt uns Gebwiler mit den Worten: Dietrich war von schlankem Körper, mittlerer Statur, mit wolgestaltetem Antlitz, dunklem Haar, grauen Augen, ruhigen Gemüths, ohne Galle, ohne Anmassung, ohne Stolz, ohne Affecte, ohne Lästerung, ohne Falschheit.[3]) —

Den Mainzer Freunden Aesticampians werden wir billig seine Schüler, soweit wir ihrer noch nicht Erwähnung gethan haben, anschliessen. Nach den Epigrammen dürfen wir wol

---

1) Vorrede zu den Collectanea.

2) A. a. O. S. 71b.

3) Ein Missverständniss, das schon von Joannis beseitigt, von Geiger aber modificiert in die Litteratur wieder eingeführt worden ist, hat Gresemund zum Erfinder der Buchdruckerkunst machen wollen. Eine genauere Betrachtung der betreffenden Stelle (Omnium opp. Divi Eusebii Hieronymi Stridon. tom. I. ed. Erasmus, Basel 1516, Bl. 40b) muss ihm selbst den Ruhm einer Vervollkommnung dieser Kunst rauben. Der Passus lautet: Postremo (Magontia) non solum veterum hoc est alienis clara litteris, sed et suis ingeniis illustrata, quippe quae cum alios permultos omni doctrinae genere praestantes viros edidit, tum vero praecipue Theodoricum Gresmundum hominem ab ipsa natura ad humanitatem, ad bonas litteras, ad eloquentiam illam vere Atticam sculptum et factum . . . Huic urbi omnes bonarum litterarum studiosi non parum debent ob egregium illud ac paene diuinum inventum stanneis typis excudendi libros . . . Was übrig bleibt, ist das schwerwiegende Lob Gresemunds aus der Feder des Erasmus. Breslau, Stadt-Bibl.

zuerst als solchen den Lausitzer Edelmann Caspar Widenbach ansprechen. In dem Gedichte an ihn ist Mainz nicht genannt, und wenn nicht das Schlussepigramm deutlich sagte, dass die vorhergehenden in Mainz entstanden seien, würde ich Widenbach für einen Frankfurter Schüler des Rhagius halten; in der dortigen Matrikel erscheint nämlich 1506 Caspar Wydebach de Guben. Das Gedicht schildert, vielfach scherzhaft, den Abschied Caspars von der Heimat bei dem Abgange zur Universität.

Deutlicher treten als Mainzer Hörer die beiden Leipziger Wolfgang Bawer und Marcus Leympach hervor, beide werden wegen ihres eifrigen Studiums des Alterthums gepriesen, Leympach auch als Jurist. Beide sollen ihren angehörigen und ihrer Vaterstadt Ehre machen. Eins der schönsten Gedichte ist seinem Schüler und Famulus Heinrich Brumann aus Mainz gewidmet. Böcking hat es, weil es die Dienste eines Famulus so lebhaft ausmalt, ganz abgedruckt.[1]) Ihm ist Aesticampianus ein väterlicher Freund gewesen. Brumann folgte seinem Meister auch nach Frankfurt, 1506 ist er dort inscribiert. Dort ist er Mitschüler Ulrichs von Hutten geworden und hat mit ihm und Joachim von Bülow ein Gedicht zu des Publius Vigilantius Bacillarius Axungia Beschreibung der Stadt Frankfurt und der Einweihung der Universität beigetragen.[2]) Später wird Brumann in den Dunkelmännerbriefen unter den Mainzer Reuchlinisten und als vicarius in summo et bonus organista genannt.[3]) Aus einer anderen Quelle kennen wir noch einen anderen Schüler unseres Humanisten aus Mainz, den bekannten Antiquarius Johann Huttich.

Nachdem Rhagius 1507 Grammatica Martiani foelicis Capellę cum Johannis Rhagij Aesticampiani Rhetoris & poetę prefa-

---

1) A. a. O. III, S. 564. Böcking ist hierbei ein artiges Quiproquo untergelaufen. Er hat nämlich für Rincani vini (Rheingauer Wein) Kincani gelesen und gibt in der Note die Erklärung: Kincani i. e. kina kinae (china chinae), pulvis corticis peruviani, cuius arbor Cinchona officinalis Linn. appellatur.

2) Böcking III, S. 7.

3) Böcking, Suppl. tom. I, S. 273.

tione[1]) für seine verwaisten und bei ihm lebenden Neffen Georg und Johannes (der eine war 7, der andere 4 Jahre alt) geschrieben hatte, veröffentlichte er Aelius Donatus de figuris cum Johannis Rhagij Aesticampiani Epistola. Die undatierte Edition des Donatus ist dem Johannes Huttichius Maguntinensis gewidmet, der bei seinen Neffen als „quasi hippodidascalus“ (soll wol heissen hypodidascalus) bezeichnet wird. Nach einigen Versen hinter dem genannten Commentar hat Rhagius seine Neffen von Frankfurt nach der Lausitz zurückgeschickt; dort in Lübben übernahm Huttich ihre Weiterbildung:

Ut possint ronchos Itali sannasque Pelasgi
Effugere et duplici fingere verba sono.

Huttich wird von Rhagius und seinen Biographen nur mit demselben Rechte Moguntinus genannt wie Gresemund. In der Frankfurter Matrikel heisst er zum Jahre 1506 Johannes Huttdich de Strintz, in der Leipziger J. Huttigius de Stryntz; welches Strinz damit gemeint ist, ist nicht festzustellen. In Frankfurt widmete er sich mit ausdauerndem Fleisse dem Studium des Alterthums und war Amanuensis seines Lehrers, dem er jedesfalls auch sein Griechisch verdankte. In Frankfurt erwarb er auch den Grad eines Baccalars.[2]) Lange hat er wol nicht in Lübben verweilt, denn schon im W. S. 1508 wird er in Leipzig intituliert.

In Leipzig theilte er das Geschick seines Lehrers[3]), nämlich von den Universitätslehrern, denen es gelungen war, durch ihre Intriguen Rhagius zu verdrängen, verfolgt zu werden. Der liber papyreus[4]) des Archives der philosophischen Facul-

1) Impressa Francphordio per honestos viros Nicolaum Lamperter & Balthasar Murrer. Anno dñi. M.D.Vij. Dem Aelius Donatus de figuris liess er noch, auch für die Neffen, folgen: Commentarij Johannis Rhagij Aesticampiani Rhetoris et poetae laureati in Grammaticam Martiani Capellae et Donati figuras. Impressa Francphordio per honestos viros Nicolaum Lamperter et Balthasar Murrer. Anno dñi. M.D.viij. Diese drei Bücher besitzt die Kgl. Bibl. in Breslau.

2) So nennt ihn die Leipziger Matrikel.

3) Auf diese Episode bin ich durch die Excerpte des Herrn Geh. Hofrath Prof. Dr. Zarncke, dem ich zu grossem Danke verpflichtet bin, hingewiesen worden.

4) Bl. 59.

tät und der liber conclusorum et actorum vniversitatis[1]) im Universitätsarchive geben uns darüber Auskunft. Der Decan Magister Tuberinus Rothenburgensis hatte schon vor Beginn der Vorlesungen des Wintersemesters 1512 zwei Baccalare, weil sie noch Schüler wären, am lesen verhindert. Denselben Versuch machte ein dritter „scholasticus", „ein Frankfurter Baccalar, wie ihn die meisten nannten, obgleich er selbst dies ableugnete", unser Huttich, der also gleich Hutten nach echt humanistischer Weise hier seine scholastische Würde in Abrede stellte. Als er auf das Verbot nicht hören wollte, rief der Decan die Hilfe des Rectors an, und dieser fragte das Universitätsconcil, das den Schritt des Decans guthiess. Huttich aber appellierte an die ganze Universität, deren Nationen ihm befahlen vom lesen abzustehen. Damit noch nicht abgeschreckt, wandte sich Huttich an den Herzog Georg, und wie dieser Rhagius seine Unterstützung geliehen hatte, trat er auch für Huttich ein. Er schrieb an die Universität und verlangte, dass jenem die Erlaubniss zu lesen nicht verweigert werden sollte. Die Universität aber verschanzte sich hinter ihre Statuten und löblichen Gewohnheiten und berief sich darauf, dass sie Überfluss habe an Magistern, welche als Vertreter der „cultior litteratura" dieselben Vorlesungen wie Huttich hielten und halten könnten. Der Fürst beruhigte sich bei dieser Antwort, und „dictus temerarius poetaster" wurde bei einer Strafe von zehn Gulden gezwungen, mit seinen Vorlesungen aufzuhören.

Huttich ist dann nach Mainz zurückgekehrt und beschäftigte sich hier in seinen Mussestunden mit der Sammlung von römischen Inschriften und alten Münzen. Nach Joannis[2]) erscheint er um diese Zeit in Urkunden als Magister und Examinator und Geistlicher. Seine Bildung bewirkte, dass er als Lehrer des jugendlichen Ludwig II. von Pfalz-Zweibrücken an dessen Hof berufen wurde. Als solcher schrieb er 1518 an Reuchlin und tröstete den schon sieben Jahre auf Gerechtig-

1) Bl. 158.

2) A. a. O. III, S. 321 f. steht eine vita Huttichs; meist aus ihr schöpft Geiger in der Allgem. deutschen Biographie.

keit harrenden mit der Gunst des Bischofs von Strassburg, mit der Bewunderung seines Schülers Ludwig und den Hilfsanerbietungen der vornehmen von dessen Umgebung.[1]) Dass Huttich sich unter den Gelehrten damals schon eines angesehenen Namens erfreute, beweist neben der gleichzeitigen Erwähnung durch Irenicus[2]), dass er in dem den Epistolae illustrium virorum vorgedruckten Verzeichnisse der defensores Capnionis mit aufgeführt wird. Als Reuchlinist hat er auch bei Schlauraff und in dem schon citierten Briefe des M. Sylvester Gricius Aufnahme gefunden.

Im Jahre 1520 erschien die Frucht der Mainzer Forschungen, das erste Werk Huttichs: Collectanea antiquitatum in urbe, atque agro Moguntino repertarum.[3]) Das Buch war schon früher vollendet, wie der an Dietrich Zobel gerichtete und vom 22. Juli 1517 „ex arce Curcellina regni deserti“ (der Ort ist nicht zu bestimmen) datierte Widmungsbrief bezeugt. Scherzend sagt er darin, dass er trotz dem Spotte des Erasmus (in seinem encomium moriae) unter die Alterthumsnarren für Mainz gehen wolle, um dadurch Zobel, der schon ein Liebhaber alter Münzen sei, anzuregen, aufgefundene Alterthümer zu sammeln und dadurch vor dem Untergange zu retten. Er habe nur ausgeführt, was Gresemund, der Vater der Alterthümer, begonnen, im Verein mit dem Doctor der Decrete Balthasar Geyer habe er in Stadt und Land geforscht und nach dem Vorbilde Peutingers alle Inschriften mit eigenen Augen geprüft. Das nicht fehlerlose[4]) Werk, welches 42 Inschriften und eine Abbildung des Eigelsteins enthält, ist von Schöffer 1525 aufs neue gedruckt worden.[5]) Joannis hat die

---

1) Illustrium virorum epistolae . . . ad Joannem Reuchlin Phorcensem. Hagenoae ex officina Thomae Anshelmi. Anno Inc. Verbi M.D.XIX. Diij b. Breslau, Kgl. Bibl.

2) A. a. O. Bl. 45b.

3) Ex aedibus Joannis Schoeffer Moguntini. Anno Christi M.D.XX. mense Martio. Breslau, Stadt-Bibl.

4) Daher das abfällige Urtheil von Leibniz in Otium Hanoveranum von Feller. Lips. 1718, S. 207.

5) Ex aedibus Joannis Schoeffer Moguntini. Anno Christi M.D.XXV. Mense Septemb. Breslau, Stadt-Bibl.

ganze Schrift nach dieser zweiten Ausgabe in seine Sammlung aufgenommen.[1])

Mit dieser Veröffentlichung, oder vielmehr schon mit dem Briefe an Reuchlin, entschwindet Huttich auf einige Zeit unseren Augen; durch eine gelegentliche Notiz in einem Briefe an Pirckheimer erfahren wir nur, dass er 1521 aus Spanien zurückgekehrt ist.[2]) Was ihn dorthin geführt, wissen wir nicht. Als er den Brief schrieb (18. October 1524), hielt er sich in Strassburg auf[3]) und wurde dort von Beatus Rhenanus, mit welchem er befreundet war, und der bei ihm den Sommer zugebracht hatte, gebeten, dem Buchdrucker Grüninger als gelehrter Corrector für die Ptolemaeus-Ausgabe des Pirckheimer behilflich zu sein. Er übernahm zur Freude Pirckheimers, der ihm schon von früher nahe stand (er hatte ihm vor mehreren Jahren schon seinen „Piscator“ übersendet), die mühsame Arbeit. Aus der Antwort Pirckheimers ersehen wir, wie hoch er Huttich als Gelehrten achtete. Die Thätigkeit war für Huttich nicht sehr erfreulich, zweimal beklagt er sich brieflich bitter über den Drucker.[4])

In Strassburg wurde Huttich am 28. Februar 1525 als Bürger aufgenommen und 1527 wurde er auf Carls V. Verwendung Canonicus zu St. Thomas, 1533 ungefähr erhielt er die Pfründe des rex chori an der Kathedrale, deren reiches Einkommen ihm gestattete, seiner Vorliebe für die Alterthümer, für historische Studien und für das sammeln von Handschriften und Büchern zu leben. Im Jahre 1526 veröffentlichte er: Imperatorum Romanorum libellus. Una cum ima-

---

1) A. a. O. III, S. 327 f. Joannis druckt die zweite Ausgabe ab. Seiner Annahme, dass diese und die erste, abgesehen vom Druckvermerk, identisch seien, widerspricht eine Vergleichung der beiden Editionen vollständig. Ebenso findet sich der von ihm angezweifelte Eigelstein als erstes Blatt des Bogens C in der ersten Ausgabe.

2) Heumann, Documenta literaria. Altorfii 1758, S. 225.

3) Für diese Lebensepoche Huttichs verspricht die von Horawitz zu erwartende Correspondenz des Beatus Rhenanus noch manchen Beitrag zu liefern (vergl. Sitzungsberichte der kais. Akademie d. W. zu Wien, Bd. LXXVIII, 321 f.).

4) Hierzu Heumann a. a. O. S. 226, 228 und Goldast, B. Pirckheimeri opp. S. 313.

ginibus, ad uiuam effigiem expressis.[1]) Dieses Buch ist dem Rathe des Herzogs Georg von Sachsen Otto von Pack zugeeignet, ein Jahr ehe dieser das berüchtigte Breslauer Bündniss erfand. Die Vorrede des in den schweren Zeiten der Bauernkriege verfassten Buches lässt uns einen tiefen Blick in Huttichs Seele thun. Die Klagen, denen er Worte leiht, tönen in den Werken vieler seiner humanistischen Genossen fast wörtlich wieder.[2]) Die Verderbniss der Sitten und Zeiten, sagt er, sei eine so grosse, dass man am klügsten handele, wenn man den Umgang und Verkehr mit Menschen ganz meide. Als Jünglingen habe ihnen die Hoffnung auf das wiederaufleben besserer Wissenschaften erglänzt, jetzt sei sie entschwunden und zusammengefallen, dass sie niemals geringer gewesen sei. Einst treue und offene Herzen seien nun ganz stumm oder sich unähnlich geworden. Plötzlich wie Götter (im Drama) seien einige Vertheidiger eines reineren Christenthums erstanden, aber wie diese von dem ganzen Weltkreise mit Beifall aufgenommen worden[3]) (denn eine hochwichtige Sache sei die Erkenntniss der Wahrheit), so beklage man nun, dass einige von jenen, oder sicher Anhänger von ihnen die Schauspieler der traurigen Tragoedie dieser Zeit spielten und, von der evangelischen Milde zu aufrührerischem Geiste abgefallen, alles mit Mord und Raub erfüllten. Daher sei es gekommen, dass die für Ankämpfer gegen das Evangelium gehalten würden, welche vorher als seine Vorkämpfer angesehen worden seien. Das sei durch ungelehrtes schreien ins Volk veranlasst worden, dass die Menge sich zu Plünderung und Raub gewendet habe. Aber auch die Fürsten hätten ihre Schuldigkeit nicht gethan, für diese habe er nun die Kaiserleben zusammengestellt. Cephalaeus habe die Bilder nach

---

1) Wolfgangus Cephalaeus Argentinae suo aere et impensis excussit. Anno salutis M.D.XXVI. Breslau, Stadt-Bibl.

2) Z. B. Euricii Cordi Simesusii Botanologicon. Coloniae 1534, S. 42. Breslau, Stadt-Bibl.

3) Wenn in Centuria epistolarum theologicarum ad Joh. Schwebelium (Zweibrücken 1597) der dort S. 42 erwähnte Joh. Hettichius unser Huttich wäre, spräche auch diese Stelle für seine ursprüngliche Hinneigung zur Reformation.

Münzen dazu gegeben. Huttich erinnert Pack am Schlusse, dass sein Bruder Philipp von Pack ihm einst bei der Aufspürung von alten Denkmälern und Münzen eifrig beigestanden und wie bewundernd Otto die Funde aufgenommen habe; darum und weil der durchreisende junge Heinrich von Eppendorf ihn dazu ermuntert habe, widme er ihm das Werk. In dem Buche findet man die Bildnisse und Lebensbeschreibungen der Kaiser bis auf Karl V. Wo Huttich, wie bei den Juliern, Frauenbilder kannte, sind auch diese aufgenommen, wo ihm Abbildungen fehlen, z. B. von Heinrich V. bis auf Albrecht II., deuten dies leere Ringe an.[1]) Die Biographien sind kurz, die Bilder zum grossen Theile recht gut.[2])

Nachdem dieses Buch zweimal, nachgedruckt worden war, liess es Huttich 1534 noch einmal, vermehrt um einen Elenchus der Consuln und Abbildungen von Münzen aus der Zeit der Republik, ausgehen.[3]) Die Bibliothek Huttichs schloss manche Schätze in sich, so sah Beatus Rhenanus bei ihm einen alten Psalter in deutscher Sprache[4]), und Crato Mylius erhielt von ihm eine aus Johanns von Dalberg[5]) Büchern stammende Handschrift des Chronicon Urspergense für seine zweite Ausgabe dieses Geschichtswerkes. Auch die Zusammenstellung von Entdeckungsreisen und ähnlichen Sachen, welche unter dem Titel: Nouus orbis regionum ac insularum veteribus incognitarum una cum tabula cosmographica, et aliquot alijs consi-

---

1) Philipp, Maximilians Sohn, und Ferdinand I. sind wol aus Courtoisie mit abgebildet. In der Ausgabe von 1534 erscheinen die Bilder der Habsburger verkleinert. Beide Ausgaben Breslau, Stadt-Bibl.

2) Joannis a. a. O. S. 325. Ob die Bilder wirklich fast alle der dort genannten Mazochischen Ausgabe entstammen, kann ich nicht feststellen. Die Bilder römischer Kaiser von Thomas Treter, Rom 1583, weisen zum guten Theile auf dieselben Vorlagen wie die Huttichs.

3) Argentorati Vuolphgangus Caephalaeus excussit Anno M.D.XXXIIII. In derselben Officin erschien 155II (1552) eine neue von Jo. Sambucus redigierte Auflage.

4) Beati Rhenani Selestadiensis rerum Germanicarum libri tres. Basileae 1531, S. 108. Breslau, Stadt-Bibl.

5) Paraleipomena rerum Memorabilium etc. Argentorati apud Cratonem Mylium, Mense Martio, Anno M.D.XXXVIII, S. I (hinter der Ausgabe des Chronicum Abbat. Ursperg.). Befreundet ist er wol mit Dalberg nicht mehr gewesen. Breslau, Stadt-Bibl.

milis argumenti libellis etc. 1536 (37? Titel) bei Herwagen in Basel erschien, ist, wie Simon Grynaeus in der Vorrede berichtet, von Huttich gesammelt und Herwagen zu gemeinsamem Abdruck übergeben worden.

Huttich starb am 4. März 1544 und hinterliess eine Stiftung, bestimmt für die Ausstattung armer Strassburger Bürgertöchter, welche sich mit einem jungen Handwerker, der nicht Soldat sei, verheiraten wollten. —

Wenn wir nach dieser Abschweifung zu Rhagius und seinen Epigrammen zurückkehren, so haben wir neben einem Scherzgedichte an seinen Barbier Antonius und drei satirischen (in lurchonem, in sciolum, in Polyphemum) auch noch seine Liebesgedichte zu erwähnen, denn auch diese Seite cultivierte er als echter Poet. Und er hatte ein weites Herz, denn zwei Mainzer schönen weihte er gleichzeitig seine Zuneigung. Wenn wir nicht von anderer Seite so grosse Hochachtung für seinen Charakter und sein Wesen, seine Frömmigkeit, Nüchternheit und Keuschheit geäussert fänden[1]), so könnte man leicht über seine Keuschheit aus diesen Gedichten wunderbare Ansichten erhalten; jedesfalls trifft das nicht zu, was Hutten in seinem Gedichte sagt:

Nulla Cupidineo maculata est pagina versu,
Omnia sunt huius carmina casta libri.

Warum der Schein so sehr gegen Rhagius spricht, das erklärt sich wol aus den Anschauungen der Humanisten: auch Celtis, sein Lehrer, hat ohne Noth, besonders seinen Gedichten über Barbara, unzüchtige Verse eingeflochten; es war eben eine Geschmacksverirrung, veranlasst nicht gerade durch die besten Muster aus dem Alterthume. Ich vermuthe, dass die ganze Liebe des Sängers mehr in der Phantasie als in der Wirklichkeit ihren Boden hatte. Das klingt jedesfalls in der Einleitung durch, wo er sagt, „more prisco“, wie Catull die Lesbia, Tibull Nemesis, Ovid Corinna, feiere er Martha und Cattha, die schönen Mainzerinnen. Ziemlich systematisch schildert er bei beiden die Entstehung seiner Neigung, doch ist das Gedicht an Martha, in welchem er seine Liebe Beispielen von reiner Liebe

---

1) Hier. Welleri Opp. omnia, Leipzig 1702, tom. I, S, 174.

aus dem Alterthum zur Seite stellt, nicht ohne Reiz. In einer Elegie rühmt er ihre Abkunft, der Vater ist:

senator
Aedilis magni clarus et arce (arte?) fori,

und ihre Sippe, deren Zierde sie ist. Dann geht er auf ihre Reize ausführlicher als schön ein, denn wir begegnen hier den Versen:

Pectus lactiferis turgescit molle papillis,
Quae praestant pueris lactea pocla tuis,
Cetera, quae Choa celantur veste, tacebo,
Pes licet aut crus sit aut genitale femur.

Doch fügt er hinzu, dass nicht so sehr ihre blonde Schönheit ihn anziehe als ihre Sitte, Rede, Schamhaftigkeit, ihr emsiger häuslicher Fleiss.

In den Poesien an Cattha redet er nicht bloss eine leidenschaftlichere Sprache, sondern die humanistische Phrase geht auch vollständig mit ihm durch. In dem zweiten Gedichte, worin er die brünette, heitere, witzsprudelnde, und doch sittsame, verständige und arbeitsame (dura vel assiduo facta labore manus) Cattha abbildet, versteigt er sich zu den Zeilen:

Ilia Lampsacio nondum sunt trita Ityphallo,
Tersa vel in medio rimula secta loco est.

Dahinter malt er aber auch wieder ihr süsses lachen, ihre Bescheidenheit, ihre sanften Scherze, ihre Frömmigkeit, ihre Eltern- und Geschwisterliebe und ihre Friedfertigkeit aus. Schlimmer als Pyramus, klagt er, sei er daran, der doch mit Thisbe durch einen Mauerriss habe Liebesworte tauschen können; ihn trenne ein ungeheures Viertel von seiner Liebe, und Cattha sei kalt wie das Eis des Caucasus, während er sich in Sicilischer Gluth verzehre. Wenn sie ihren harten Sinn nicht ablege, droht er ihr, würde er um ihretwillen den Tod im Rheine suchen. Dementsprechend bietet er in einem Gedichte, das sich an beide wendet, Martha, die er „cordis flammula quarta mei“ nennt, seinen occultum favorem; mit Cattha wünscht er auf ewig vereint zu werden. Wie eine Bekräftigung fügt er diesem Gedichte ein Tetrastichon an: Necessitas amoris. Dies sind die einzigen Liebeslieder, welche uns von Rhagius erhalten sind. —

Soweit haben wir des Rhagius Leben und seine Beziehungen in Mainz verfolgt. Es bleibt uns noch übrig, einen Blick auf seine Verbindungen nach ausserhalb zu werfen.

Als Wimpfeling für Jacob Sturm 1505 sein Buch „De integritate" geschrieben und damit den Augustinern nicht allein, sondern einem grossen Theile der Mönche überhaupt zu heftigen Angriffen Anlass gegeben hatte,[1]) konnte er bei der zweiten Ausgabe dieser Schrift[2]) unter denjenigen, welche sie billigten, auch Aesticampianus aufführen. Ein Gedicht auf das Buch, welches unsere Sammlung aufweist, ist auch im Anhange dieser Ausgabe neben Briefen und Gedichten von Pallas Spangel, Georgius Zingel, Johannes Romanus, Heinrich Bebel, Beatus Rhenanus, Rudiger Sicamber und Johannes Gallinarius abgedruckt. Rhagius hält sich darin von der Controverse, ob der hl. Augustinus ein Mönch gewesen, fern und lobt nur das mit Sokratischem Ernste geschriebene, keusche Buch.

Auch Wimpfelings allezeit getreuer Genosse Thomas Wolff junior erscheint in Aesticampians Epigrammen; ihm, dem liebsten unter allen rheinischen Sodalen, sendet er ein Abschiedsgedicht, da er sich fertig macht, nach Frankfurt überzusiedeln, wohin der Kurfürst Joachim:

Duros grammaticos, leves sophistas,
Audaces medicos, malos poetas,
Vanos leguleios, theologosque
Rixosos . . . .

berufen hat. Er sollte später, als er wieder an den Rhein kam, Wolff nicht mehr unter den lebenden antreffen. Das Gedicht ist nach dem 4. October 1505 geschrieben, denn es gedenkt der in dem Diplome Joachims I. versprochenen Vergünstigungen für die Besucher der neuen Universität[3]), der kostenfreien Uebertragung der akademischen Grade auf drei Jahre; aber schon ein Brief vom 28. September zeigt uns Rhagius

1) Schmidt, histoire littéraire de l'Alsace I, S. 42 f.

2) Joannes Knoblouchus Ciuis Argentinensis ex Archetypo denuo imprimebat. Anno quingentesimo sexto supra millesimum. XI. kalendas Nouembris. Breslau, Kgl. Bibl.

3) J. C. Becmannus, Notitia universitatis Francofurtanae. Frankfurt a. O. 1702, S. 3.

für Frankfurt gewonnen;[1]) dies war vermuthlich bei Gelegenheit der Reise Joachims zum Cölner Reichstage von 1505 geschehen. Von Mainz aus hatte er mit Hermann Busch auf schriftlichem Wege durch eine loberfüllte Elegie[2]) litterarische Freundschaft gesucht und gefunden. Busch hegte nun den Wunsch, an die schon lange geplante und jetzt endlich entstehende Universität wie Aesticampianus als Lehrer der cultior litteratura überzugehen, und hatte deshalb den Freund Aesticampians Heinrich Schmidburg[3]) gebeten, er möge diesen veranlassen, dass er für ihn bei dem Canzler und Conservator der Neugründung, dem Bischofe von Lebus Dietrich von Bülow, ein gutes Wort einlege. In dem Briefe nun theilt Rhagius ihm mit, dass er seine Bitte gern erfüllt habe und wie er sich darauf freue, dass es ihm dann vergönnt sein werde, mit ihm gemeinsam zu leben. Busch kam nicht nach Frankfurt, Aesticampianus aber nahm mit seinem neuen Collegen Publius Vigilantius Axungia, beide das Haupt mit einem Epheukranze geschmückt, am 26. April 1506 an der glänzenden Einweihung der Frankfurter Universität Theil.[4])

---

1) Hermann Busch, Spicilegium von 1507. Münster, Paulin. Bibl., deren Exemplar im Anfange leider unvollständig ist.

2) A. a. O.

3) Leipz. Matrikel 1489 W. S. Henricus Smedeberg de liptzk.

4) Auctuarium notitiae universitatis (Francofurtanae) S. 10.

Nachträge

zu

Hoffmann von Fallersleben, Unsere volksthümlichen Lieder.

3. Aufl. Leipzig (Wilh. Engelmann) 1869.

Von

ROBERT HEIN.

Dritte Folge.

Den Archiv VI S. 512 ff. und IX S. 225 ff. mitgetheilten Nachträgen folgt hier ein dritter; auf eine neue vierte Auflage des oft benutzten, aber selten gekauften Hoffmannschen Buches ist kaum zu hoffen. Es handelt sich in folgendem hauptsächlich um Angabe der ersten Drucke, wobei Goedekes Grundriss, dieses ausgezeichnete Quellenwerk, vieles nachsuchen erspart oder wesentlich erleichtert hat. Für die 29 Vossischen Lieder, von denen manche jetzt veraltet sind und einige schon in dem ersten und zweiten Nachtrage vorkommen, habe ich die sehr sorgfältigen Verzeichnisse in der W. Herbstschen Biographie von J. H. Voss am Schlusse von Bd. I und II, 1 (Leipzig 1872 und 1874) benutzt und in den Musenalmanachen selbst verglichen. Zwei Lieder, Nr. 401 und 535, scheint es, hat Voss gegen seine Gewohnheit nicht besonders drucken lassen, sondern gleich in seine Gedichte aufgenommen; auch Herbst, resp. Redlich kann für beide keinen früheren Druck nachweisen. Bei den zehn Heineschen Liedern, die Hoffmann v. F. verzeichnet, sind, wo sie fehlten, die ersten Drucke — meist aus Goedeke — nachgetragen, desgleichen bei v. Eichendorffs Liedern — sieben bei Hoffmann. Dass das vielgesungene „Wer hat dich du schöner Wald" (H. v. F. 950) schon 1810 gedichtet, aber erst 1837 in der ersten Auflage der Gedichte gedruckt ist, befremdet; da wäre

denn das Horazische „nonumque prematur in annum“ dreifach eingehalten. Als auf Beispiele ähnlicher Reserve verweise ich auf Brentanos „Es sang vor langen Jahren“ (H. v. F. Nachtrag S. 180), 1803 entstanden, 1818 erst gedruckt, und auf das nicht von Hoffmann aufgenommene Freiligrathsche Gedicht „O lieb' so lang du lieben kannst“, 1830 in Soest gedichtet, jedoch erst im Morgenblatt von 1841 (Nr. 271 v. 12. Nov. S. 1081) abgedruckt. Das Versehen Archiv IX S. 245 bei dem Eichendorffschen Liede Nr. 1129 ist berichtigt. Einige Schwierigkeit bereiten die Lieder Max von Schenkendorfs, der, wie Arndt, Chamisso u. a., bei Goedeke eine nicht so detaillierte Behandlung, wie z. B. Eichendorff, Kerner, Rückert etc., erfährt. Hoffmann v. F. verzeichnet acht (Goedeke Grdr. III S. 230 zählt nur fünf), hat jedoch nur zu einem, Nr. 32, den zweiten Druck angegeben und in seinem Nachtrage S. 173 den ersten nach Goedeke, wobei er irrthümlich aus der Breslauer die Schlesische Zeitung macht. Für Nr. 281 ist der erste Druck (das Morgenblatt) anderweitig bekannt, für die sechs übrigen Lieder muss man sich jedoch mit der ersten Ausgabe der Gedichte, Stuttgart und Tübingen 1815, begnügen, was ja auch bei zwei Uhlandschen Liedern (sieh Nr. 1053) und einigen Wilh. Müllerschen der Fall sein muss. Wie A. Hagen in Schenkendorfs Leben, Berlin 1863, S. 179 sagt, waren seine Lieder, als fliegende Blätter gedruckt und geschrieben, vielen schon vor dem Drucke — der ersten Auflage — zu erfreulicher Kenntniss gebracht, so dass der Dichter selbst (Köln 22. Novbr. 1814) schreiben konnte: „Da mein Name doch ziemlich bekannt ist“ u. s. w.

Für noch manche andere Lieder ist der erste Druck schwer aufzufinden, so z. B. für L. Giesebrechts „Was ich hatte, was ich habe“ (H. v. F. Nr. 904), das ich nur in der ersten Auflage seiner Gedichte, Leipzig (Emil Güntz) 1836, S. 6 nachweisen kann und daher nicht in den Nachtrag aufnahm in der Hoffnung, dass der erste Druck, wie z. B. auch von Nr. 250 (s. Goedeke Grdr. III S. 1037), sich noch auffinden lasse. N. mit Seitenzahl neben der Nummer verweist auf Hoffmanns eigenen Nachtrag. Die Namen der Dichter habe ich der leichteren Orientierung wegen wiederholt, neu sind sie nur bei

416, 811, 837, 1046, und verändert bei 146 und 570. Biographische Nachträge finden sich zu Dichtern bei Nr. 16. 40. 51. 355. 410. 633. 649. 748. 757. 759. 793. 867. 876. 885. 886. 963. 1007 und 1076, und zu Tonsetzern bei 16. 152. 426. 551. 560. 679. 805. 1044 und 1096.'

Herr Professor L. Erk hat auch während seiner jetzt (Juni 1882) bereits fünfzehn Monate andauernden Krankheit mich mit seinen reichen Kenntnissen gütigst unterstützt, wofür ich ihm aufrichtigen Dank ausspreche mit dem herzlichen Wunsche, dass der hochverdiente Liederforscher bald seine segensreiche Thätigkeit wieder aufnehmen möge! Leider hinderte mich diese bedauerliche Krankheit, manche Seltenheit seiner reichen Liederlitteratur-Schätze zu benutzen; einigen Ersatz gewährte mir die sehr werthvolle Bibliothek des Kgl. Seminarlehrers Herrn H. Fechner, dem ich für seine gefällige Bereitwilligkeit, Bücher, die auf der Kgl. Bibliothek verliehen oder nicht vorhanden waren, mir zu leihen, ergebenst danke. Schliesslich wiederhole ich den betreffenden Herren Beamten der Kgl. Bibliothek in Berlin meinen verbindlichsten Dank für freundliche Berücksichtigung meiner Wünsche; insbesondere sage ich meinen Dank dem Custos der musicalischen Abtheilung Herrn Dr. A. Kopfermann.

9. Ach du klar blauer Himmel. 1850.

Robert Reinick. „Wohin mit der Freud?“ Zuerst gedruckt in Gruppes Musen-Almanach für das Jahr 1852, Berlin (Reimer) S. 37.

16. Ida Gräfin Hahn-Hahn, † 12. Januar 1880 in Mainz als Aebtissin des Klosters zum guten Hirten. Friedr. Wilh. Kücken, † 3. April 1882 in Schwerin in Meckl. als Hofkapellmeister a. D.

19. Ach, wenn's nur der König auch wüsst'!

Ed. Mörike. „Die Soldatenbraut.“ Bereits in seinen Gedichten, Stuttgart und Tübingen (Cotta) 1838 (1. Ausgabe), S. 192. Wo zuerst? Bekannte Composition von Rob. Schumann aus d. Jahre 1847 op. 64, 1.

30. Alles still in süsser Ruh. 1827.

Hoffmann v. F. „Wiegenlied.“ Wol zuerst in: Poesieen

der dichtenden Mitglieder des Bresl. Künstlervereins, Breslau (J. A. Gosohorsky) 1830, S. 146; daselbst auch S. 120 Nr. 1103 Nach diesen trüben Tagen, 1825, „Frühlings-Ankunft", S. 121 Nr. 551 Im Rosenbusch die Liebe schlief, 1828, „Frühling und Liebe", S. 138 Nr. 1059 Ein Thaler nach dem andern, 1827, „Trinklied", und S. 152 Nr. 262 Ein scheckiges Pferd, 1828, „Wie Sigismund sich in den Waffen übte" u. s. w. (Kinderlied), letzteres nicht in Hoffmanns Gedichten 7. Aufl. Hannover (Rümpler) 1870, 8. Aufl. Berlin (F. Lipperheide) 1874.

37. Als Noah aus dem Kasten war. 1824.
A. Kopisch. „Historie von Noah." Steht schon im Gesellschafter 1828, 16. Januar Nr. 9 S. 45.

40. Friedrich Richter, „früher Tübinger Seminarist". Nach Mittheilung seines Schwiegersohns an Herrn F. Brümmer ist Friedr. Richter am 2. Sept. 1811 zu Crailsheim in Württemberg geboren, studierte in Blaubeuren und Tübingen Theologie und starb am 28. August 1865 als Stadtpfarrer in Bopfingen. Von ihm auch Nr. 214 und 227.

43. An der Elbe Strand
liegt mein Vaterland. Vor 1824.
Wilh. Müller. „Doppeltes Vaterland." Wol zuerst in: Gedichte aus den hinterlassenen Papieren eines reisenden Waldhornisten. Herausgeg. von Wilhelm Müller 2. Bändchen. Dessau 1824, S. 14. 15; daselbst auch S. 3—5 Nr. 158 Der König, dem ich diene, „König Wein", also auch vor 1824.

51. S. Archiv IX S. 227. In: Nachlese zu Schubart erwähnt D. F. Strauss „Kleine Schriften", Leipzig 1862, S. 428 (Schubarts Leben, 2. Aufl. Bonn 1878, II S. 322) einen Brief des Rector Thilo in Nördlingen vom 12. Oct. 1755 an Schubarts Vater über den damals sechzehnjährigen Sohn, seinen Schüler, und nach S. 437 (Leben 2. Aufl. II S. 329) besucht der jüngere Bruder Jacob den Dichter Schubart in der Karwoche 1769 am Geburtstage, „einem Tage,

wo er dreissig Jahr alt wurde". Goedeke führt auch in der historisch-kritischen Schiller-Ausgabe Bd. I S. 379 den 22. November 1743 als Schubarts Geburtstag an, was mit Schubarts und seiner Familie Angaben in Widerspruch steht.

57. Auf Flügeln des Gesanges. 1822—23.
    H. Heine. Zuerst in: Tragödien nebst lyrischem Intermezzo, Berlin 1823, Nr. VIII (Goedeke, Grundriss III S. 456).

64. Auf, ihr Brüder, singet Lieder.
    Vf. unbekannt. Wird im Lahrer Commersbuche, 11. Aufl. S. 147, 25. Aufl. (Jubiläums-Ausgabe), Lahr (M. Schauenburg) 1882 S. 145. 146, desgleichen im deutschen Reichscommersbuch 1875 S. 174 (Leipzig, Breitkopf & Haertel), und in dem bei B. G. Teubner in Leipzig erschienenen sogenannten „Magdeburger" Commersbuche 1870, 16. Aufl. S. 7. 8, Haug zugeschrieben, steht jedoch nicht in J. C. F. Haugs Gedichten, Berlin 1805 (2 Bde.), Leipzig und Hamburg 1827 (2 Bde., Auswahl), resp. Auswahl, Stuttgart 1840; auch Nr. 99 „Brüder, lagert euch im Kreise" wird im deutschen Liederkranz von G. Zanger, Neuwied und Leipzig o. J. im Register, irrthümlich mit Haug bezeichnet.

66. Auf! Matrosen, die Anker gelichtet. 1817.
    W. Gerhard. „Matrosenlied." Zuerst in W. Gerhards Maskenkalender, Leipzig 1817, sodann in Castellis Taschenbuch, Huldigung den Frauen, 2. Jahrgang 1824 Leipzig: Die Monate. An die Frauen. S. 6. 7 April; daselbst S. 17. 18 November Nr. 283 Es blies ein Jäger wohl in sein Horn, „Jägerlied", 1817.

74. Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit. 1830.
    Frdr. Rückert. „Aus der Jugendzeit." Zuerst in: Musenalmanach für das Jahr 1831. Herausgegeben von Amadeus Wendt, II. Jahrgang. Leipzig (Weidmann), S. 182—184.

81. Bei dem angenehmsten Wetter
    singen alle Vögelein. 1832.

v. Eichendorff. „Der wandernde Student.“ Wol zuerst in: Dichter und ihre Gesellen. Novelle von Joseph Freiherrn von Eichendorff. Berlin 1834 (Duncker & Humblot), S. 60 und 62. Gedichte (1. Aufl., in demselben Verlage), Berlin 1837, S. 18.

83. Bei der stillen Mondeshelle
treiben wir mit frohem Sinn. 1775.

J. G. Jacobi. „Schiffer-Lied. Auf dem Düsselbach.“ Zuerst in J. G. Jacobis Iris, VIII. Bd., Berlin (Haude & Spener) 1776, S. 837. 838, unterzeichnet J. G. J., sodann in [F. W. Eichholzens] Handwerksliedern, Leipzig und Dessau 1783, S. 95, und auch im Voss. Mus.-Alm. 1785 S. 153, wie bereits Archiv VI S. 513 angegeben.

86. Bei Wöbbelin, im freien Feld. 1815.

Friedrich Förster. „Theodor Körner“ betitelt. Zuerst in den Gesängen der jüngeren Liedertafel zu Berlin, Berlin 1820, S. 40; daselbst S. 28 Nr. 482 Rellstabs: Ich hab' einen muthigen Reiter gekannt, „Blüchers Gedächtniss“, ohne Namen des Vf.

89. Bemooster Bursche zieh' ich aus. 1814.

G. Schwab. „Lied eines abziehenden Burschen.“ Zuerst in dem von G. Schwab herausgegebenen allgemeinen Commers- und Liederbuch, Tübingen bei Osiander, dessen 1. Aufl. (1815) mir nicht zugänglich war (s. Teutsches Liederbuch für Hochschulen, Stuttgart, Metzler, 1823, S. 486 die Anmerkung zu Nr. 256); 3. Aufl. Germania 1820, S. 108, vgl. Goedeke Grundriss III S. 261 Nr. 2 und S. 342.

120. Das Glas in der Rechten, die Flasch' in der Linken. 1829.

Hoffmann v. F. „Das Glas in der Rechten!“ Zuerst in A. Wendts Musenalmanach 1831, II. Jahrgang, Leipzig, S. 120 „Trinklied“.

129. Das Schiff streicht durch die Wellen.

Der Vf., resp. Uebersetzer Freyherr von Brassier war aus Brixleq bei Inspruck (wol Brixlegg bei Innsbruck), s. Goedeke, Grundriss III S. 1120 Nr. 1487, 4 die Anmerkung. In C. v. Wurzbachs bio-

graphischem Lexikon des Kaiserthums Oesterreich kommt Brassier nicht vor.

131. Das Tagewerk ist abgethan. 1794.
J. H. Voss. „Abendlied.“ Zuerst im Voss. Mus.-Alm. 1800 S. 122.

146. Der Abend sinkt,
kein Sternlein blinkt. 1783.
„Sie an ihn. Auf der Reise.“ Archiv VII S. 206 glaubt K. Weinhold dieses Lied Agnes zu Stolberg und nicht ihrem Gatten zuschreiben zu dürfen; in der Familie galt es für ein „Agnes-Gedicht“, vgl. H. v. F. Nr. 767.

147. Der alte Barbarossa. 1814—15.
Frdr. Rückert. „Barbarossa.“ Zuerst in seinem Kranz der Zeit, 2. Bd., Stuttg. und Tübingen 1817 (Cotta), S. 270. 271.

152. (N. S. 175.)
Carl Rex (Johann Carl Friedrich), † 22. Febr. 1866 im 86. Lebensjahre in Berlin als Kgl. Musikdirector, s. Vossische Zeitung vom 25. Febr. 1866 die Todesanzeige.

154. Der Himmel hat eine Thräne geweint. 1821.
Frdr. Rückert. Zuerst in: Urania für 1823. Liebesfrühling Nr. XX (Goedeke, Grundriss III S. 280).

156. Der ist der Herr der Erde. Um 1800.
Novalis. „Bergmannsleben.“ Erster Druck im Schlegel-Tieckschen Mus.-Alm. 1802, Tübingen, S. 160; Luise Reichardts Melodie: um 1811.

158. Der König, dem ich diene.
Sieh Nr. 43.

160. Der Kuckuck und der Esel,
die hatten grossen Streit. 1835.
Hoffmann v. F. Zuerst in: Unterrichtlich geordnete Sammlung etc. von Ernst Richter. I. Abth. Breslau 1836, Nr. 105 S. 30, vergl. Deutsches Lesebuch. Aus den Quellen zusammengestellt von A. Engelien und H. Fechner, Ausgabe A, I. Theil, Berlin 1881, S. 7; in den 5 Theilen dieses vortrefflichen Schulbuches

sind sehr sorgfältig die ersten Drucke der mitgetheilten Lesestücke angegeben.

174. Der Sänger sah, als kühl der Abend thaute.
Sieh Nr. 876.

179. Der Sonntag ist gekommen. 1835.
Hoffmann v. F. „Sonntag." Zuerst in Chamissos und Schwabs Deutschem Musenalmanach für das Jahr 1837. Leipzig. VIII. Jahrgang S. 291.

187. Des Morgens in der Frühe,
da treiben wir die Kühe. 1827.
Hoffmann v. F. „Hirtenlied." Wol zuerst in: Archiv der literarischen Abtheilung des Breslauer Künstler-Vereins. 1. Sammlung (herausgegeben zum Besten der in Breslau durch die Cholera Verwaisten), Breslau 1832, S. 37. 38, vgl. Nr. 814 und 1108; Nr. 216 Die Sterne sind erblichen (s. dasselbe) ist daselbst S. 34 nur wiederholt.

190. Deutsche Worte hör' ich wieder. Gent 5. Sept. 1839.
Hoffmann v. F. „Heimkehr aus Frankreich." Zuerst in den Unpolitischen Liedern, 1. Theil, 1. Aufl., Hamburg 1840, S. 159.

191. Deutsches Herz, verzage nicht! 1813.
E. M. Arndt. „Deutscher Trost." Zuerst in seinen Liedern für Teutsche, Im Jahr der Freiheit 1813. O. O. (Leipzig 1813), S. 114.

193. Deutschland, Deutschland über Alles. Helgoland 26. Aug. 1841.
Hoffmann v. F. „Das Lied der Deutschen." Zuerst als Einzeldruck mit der Jos. Haydnschen Melodie, Hamburg 1. Sept. 1841, dann in: Deutsche Lieder aus der Schweiz, Zürich und Winterthur 1843 (nicht: 42), S. 16. Wie dies Lied entstanden, erzählt Hoffmann in: Mein Leben, Bd. III S. 211. 212. Sieh auch J. M. Wagners Nachtrag zu seiner ausgezeichneten bibliographischen Arbeit: .Hoffmann von Fallersleben 1818—1868 (Wien 1869) in Petzholdts Neuem Anzeiger, Dresden 1870.

198. Die Engel Gottes weinen. 1779.
Klamer Schmidt. „Das Lied von der Trennung.“ Steht nochmals im Göttinger Mus.-Alm. 1798 S. 160 (zuerst daselbst 1785 S. 76). Von L. Th. Kosegarten erschien darauf „Luisens Antwort“ (Wohl weinen Engel Gottes) im Götting. Mus.-Alm. 1787 S. 38 und in seinen Gedichten, Leipzig 1788, Bd. II S. 298—300. Vgl. Goedeke, 11 Bücher deutscher Dichtung Bd. I S. 639 und Bd. II S. 236.

201. Die Frösch' und die Unken. 1833.
Hoffmann v. F. „Trinklied.“ Zuerst in Th. Brands Schlesischem Mus.-Alm., Breslau 1835, S. 123. 124.

203. Die heil'gen drei Könige aus Morgenland. 1823—24.
H. Heine. Zuerst in: Reisebilder 1. Theil Hamburg 1826, S. (?), daselbst auch S. (?) Nr. 230 Du bist wie eine Blume, 1823—24.

216. Die Sterne sind erblichen. 1826.
Hoffmann v. F. „Morgenlied.“ Zuerst in A. Wendts Musenalmanach für das Jahr 1830, Leipzig, Weidmann (G. Reimer), S. 136. 137. Vgl. Nr. 187.

230. Du bist wie eine Blume. Sieh Nr. 203.

238. Du siehst mich an und kennst mich nicht. 1822.
Hoffmann v. F. Zuerst im Westteutschen Musenalmanach auf das Jahr 1823. Herausgeg. von Joh. Bapt. Rousseau. I. Jahrgang. Hamm und Münster, S. 161, das zweite der fünf Frühlingslieder für Arlikona. In Hoffmanns Gedichten, Breslau 1827 (1. Aufl.), S. 114, 8. Aufl. Berlin 1874, S. 127 f Sieh über Rousseaus Mus.-Alm. Goedeke, Grundriss III S. 626, S. 256 Nr. 54 und S. 456 (Heine Nr. 11).

242. Ein Blümchen schön, doch unbekannt.
Vf. unbekannt. Um 1820, s. L. Erk, Liederschatz (Leipzig, Peters) Bd. III S. 39.

251. Ein König ist der Wein. 1839.
Franz von Kobell. „Weinlied.“ Steht zuerst (nach gütiger Mittheilung der hinterbliebenen des Dichters) in seiner nur für Freunde bestimmten 1. Ausgabe der Gedichte: „Triphylin. Gedichte in hochdeutscher,

oberbayerischer und pfälzischer Mundart von Franz von Kobell", München, Wolfsche Buchdruckerei 1839 (8⁰. 94 S.), S. 27. 28. Triphylin (τρίς und φυλή) ist ein drei Oxyde enthaltendes Gestein. Die erste Gedichtausgabe im Buchhandel erschien erst 1841, s. Nr. 559.

Die Composition von K. M. Kunz ist in den Jahren 1844—51 bei Breitkopf & Haertel in Part. u. Stimm. erschienen als op. 5 (6 Gesänge für 4 Männerstimmen) Heft 1 Nr. 3.

258. Ein neues Lied! ein neues Lied! 1800.

Herder. „Das neue Lied." Auch comp. von C. M. von Weber für eine Singstimme (Jähns, C. M. v. Weber S. 114 Nr. 92). Steht auch in Aloys Schreibers Heidelberger Taschenbuch auf 1811, Mannheim, jedoch ohne die Webersche Composition.

262. Ein scheckiges Pferd. 1828.

Sieh Nr. 30.

281. Erhebt euch von der Erde,
ihr Schläfer, aus der Ruh'. 1813.

M. v. Schenkendorf. „Soldatenmorgenlied." Zuerst in: Morgenblatt für gebildete Stände 1814 Nr. 303 vom 20. Dec. S. 1209, sodann in Schenkendorfs Gedichten, 1. Auflage, Stuttgart 1815, S. 38.

283. Es blies ein Jäger wohl in sein Horn. 1817.

Sieh Nr. 66.

291. Es geht bei gedämpfter Trommel Klang. 1832.

A. v. Chamisso. „Der Soldat." Zuerst in: Morgenblatt 1833 Nr. 54 vom 4. März S. 213.

293. Es gibt kein schön'res Fest auf Erden. 1810.

K. Müchler. „Das Weihnachtsfest." Wol zuerst in M. F. Ph. Bartschens Liedersammlung zur Erhebung, Veredlung und Erfreuung des Herzens, Berlin 1811, S. 412. 413.

305. Es kann ja nicht immer so bleiben. 1802.

Ein Gegenstück zu diesem v. Kotzebueschen Liede: Es kann doch schon immer so bleiben etc. steht im Rheinischen Liederbuch, Köln 1819, S. 27. 28.

319. Es schlingt sich die Runde,
es kreist der Pocal. 1818.
Zuccarini. Schon in den Liedern teutscher Jugend, Stuttgart (Metzler), 1822 S. 31.

320. Es sei mein Herz und Blut geweiht. 1807.
Frdr. v. Schlegel. Wiederholt in der Fortsetzung S. 163 Nr. 1067, wo der erste Druck im Morgenblatt vom 21. Juli 1807 angegeben ist. Steht auch in Adolf Ludwig Follens Freyen Stimmen frischer Jugend, Jena (Kröker) 1819, S. 19. 20 mit der Unterschrift: weiland Friederich Schlegel (Jetzt: von Schlegel, verabschiedeter Legationsrath beym Bundestage). Daselbst steht S. 11 unter J. F. Massmann in Parenthese: „der die unsaubren Bücher verbrannt hat auf der Wartburg“. Massmann nannte sich später H. F. Massmann, statt Johannes Ferdinand: Hans Ferdinand. Zu Fresenius (H. v. F. 1074) s. Follen S. 26.

323. Es taget in dem Osten. 1831.
Hoffmann v. F. „Morgenlied.“ Zuerst im Schlesischen Musenalmanach von Th. Brand, Breslau 1833, S. 231.

332. Es waren einmal drei Käferknaben. 1831.
R. Reinick. „Käferlied.“ Zuerst in Chamissos und Schwabs deutschem Musenalmanach für 1833 S. 231. 232.

345. Frei und unerschütterlich
wachsen unsre Eichen. 1842.
Hoffmann v. F. „Bundeszeichen.“ Wol zuerst in: Deutsche Lieder aus der Schweiz. Zürich und Winterthur, Druck und Verlag des literarischen Comptoirs 1843, S. 117. 118; daselbst S. 182—185 Nr. 575 Ist ein Leben auf der Welt, „Burschenlied“. Goedeke, Grundriss III S. 1089 Nr. 71, setzt die Lieder aus der Schweiz 1842 an, in meinem Exemplar (1. Auflage) steht 1843, sieh Hoffm. v. F. Nr. 149; auch J. M. Wagner, Hoffmann von Fallersleben 1818—1868 Nr. 85 hat 1843; die 4. Aufl. erschien zu Leipzig 1848, was bei Wagner zu berichtigen ist.

355. Freunde, wählt euch einen Talisman. Vor 1815.
Karl Stein. S. Archiv IX S. 233. Schon im Leipziger Commersbuche 1815 S. 84. Karl Stein (pseudonym Gustav Linden) † Berlin 12. Febr. 1855 als Hofrath und Professor im 82. Lebensjahre, s. Vossische Zeitung vom 14. Febr. 1855 3. Beilage die Todesanzeige.

357. Freut euch des Lebens! 1793.
Joh. Martin Usteri. Erschien nach Goedekes Grundriss III S. 989 zuerst zu Zürich 1794 mit Begleitung der Harfe und des Claviers, dann im Göttinger Musenalmanach 1796. H. G. Nägelis Melodie mit seinem Namen bereits in: Freymaurer Lieder mit Melodien. Herausgegeben von Böheim. 3. Theil. Berlin 1795, S. 16 „Tischlied". Theil I und II erschienen 1793 in 1., 1795 in 2. Auflage in Berlin bei G. F. Starke.

361. Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen. 1813.
Theod. Körner. „Aufruf." Zuerst in dessen Leier und Schwert, 1. Aufl. Berlin 1814, S. 37.

Nach Nr. 371 S. 58. Geniesst das Leben bei frohen Reizen.
Ist ein anderes Lied als Nr. 768 Schön ist das Leben bei frohen Reizen bei Erk a. a. O. Es steht im Rheinischen Liederbuch, Köln 1819, S. 21. 22 (vier achtzeilige Strophen).

388. Grabet in die junge Rinde. 1773.
S. Archiv IX S. 234. Boie dichtete sein Lied um im Voss. Mus.-Alm. 1792 S. 83—85, „Verschwiegenheit".

401. Hätt' ich einen Mutterpfennig. 1801.
J. H. Voss. „Trinklied." Wol zuerst in den Gedichten, Königsberg 1802, Bd. VI S. 47, s. Herbst, J. H. Voss II, 1 S. 364. Voss sagt darüber in den Anmerkungen S. 347: Diese Schnurre, die ohne Stirnrunzel, wie unter der Rose, gehört sein will, ward einem dänischen Trinkliede von Heiberg mit Schulzischer Musik frei nachgebildet.

410 (N. S. 182).

Heinrich Jos. Kiefer, † 14. Januar 1882 in Wiesbaden.

416. Heissa, stosst fröhlich an! 1831.

Der Text zu C. G. Reissigers Felsenmühle von Estalières ist nach Teichmann, liter. Nachlass S. 424, von K. B. von Miltitz (Goedeke, Grundriss III S. 700 und 893); in Berlin wurde die Oper zuerst am 3. August 1834 aufgeführt, in Dresden schon 1831.

426 (N. S. 183). Heute Fröhlichkeit! morgen Herzeleid! 1821.

Hoffmann v. F. „Heute und morgen." Zuerst in: Cornelia für 1828 S. 285 (Goedeke, Grundriss III S. 1086). Friedr. Wilhelm Markull ist geb. am 17. Febr. 1816 in Reichenbach bei Elbing und lebt in Danzig als Musikdirector.

427. Heute scheid' ich, heute wandr' ich. 1776.

Vgl. Archiv IV S. 46.

445. Horch, der Küster beiert. 1790.

J. H. Voss. „Die Dorfjugend." Zuerst im Voss. Mus.-Alm. 1791 S. 94.

457. Ich armes Mädchen! mein Spinnerädchen. 1787.

J. H. Voss. „Die Spinnerin." Zuerst im Voss. Mus.-Alm. 1789 S. 129. 130 mit Melodie von J. A. P. Schulz.

460 (N. S. 184). Ich bin der Hexe gar zu gut. Um 1780.

Tiedge. Steht Göttinger Mus.-Alm. 1786 S. 86—88 mit der Ueberschrift: „Michel", T—ge (Tiedge) unterzeichnet.

461. Ich bin der Schneider Kakadu. 1794.

Variationen darüber von Beethoven. 1799 musste auf Beschwerde der Schneiderzunft in Hamburg der Schneider Kakadu in einen Scheerenschleifer verwandelt werden, s. H. Uhde, das Stadttheater in Hamburg, 1827—77, Stuttgart 1879, S. 152.

473. Ich denke dein, wann durch den Hain. 1802.

Auf dies Matthissonsche Lied, das auch C. M. von Weber componierte (Jähns, C. M. v. Weber S. 62

Nr. 48), dichtete J. C. F. Haug eine Antwort, Epigramme und Gedichte, Berlin 1805, Bd. II S. 369.

482. Ich hab' einen muthigen Reiter gekannt. 1820.
Sieh Nr. 86.

491. Ich höre gern beim Weine singen. 1747.
J. A. Ebert. Steht unter der Ueberschrift: „Der gute Brauch" bereits in: Neue Melodien für das Clavier und zum Singen, wozu die Texte aus den Bremischen Beyträgen und der Sammlung vermischter Schriften genommen worden. Leipzig bey Joh. Mich. Teubner 1756, Nr. 19. (Mittheilung des Herrn Ed. Krause in Königsberg i. Pr.) In den 6 Bänden der Bremischen Beyträge und den 3 Bänden der Sammlung vermischter Schriften steht das Ebertsche Lied nicht.

494. Ich klage hier, o Echo, dir,
die Leiden meiner Brust.
Vf. unbekannt. Nach L. Erks Liederschatz, Leipzig (Peters), Bd. III S. 88: um 1780. Ist in C. F. Beckers Liedern und Weisen, Leipzig 1853, aus: Anleitung zum Selbstunterricht auf der Harmonika von Joh. Chr. Müller, Leipzig 1788, entnommen.

503. Ich möchte hingehn wie das Abendroth. 1839.
G. Herwegh. „Strofen aus der Fremde." Zuerst in Rückerts Mus.-Alm. Leipzig 1840, S. 246 f.

505. Ich muss hinaus, ich muss zu dir. 1833.
Hoffmann v. F. Zuerst in Th. Brands Schlesischem Mus.-Alm. Breslau 1834, 7. Jahrgang (Aug. Schulz & Comp.), S. 59. 60, „Liebe und Frühling", Nr. 7.

511. Ich sitze gern im Kühlen. 1794.
J. H. Voss. „Der zufriedene Greis. Ein Nachbar von Gleims Hüttchen." (H. v. F. Nr. 481.) Zuerst in Hennings' Genius der Zeit 1795 Bd. 4 März S. 341 (Herbst, J. H. Voss II, 1 S. 361).

512. Ich stand auf Berges Halde. 1834.
Rückert. „Abendlied." Wol zuerst in: Gedichte, 1. Aufl. Erlangen 1834, S. (?), 2. Aufl. Erlangen 1836, Bd. I S. 67.

515. Ich trinke tagtäglich
mein nektarvolles Gläschen. Vor 1782.
Vf. unbekannt. Im Akademische nLiederbuche Bd. I, Dessau 1782, S. 66 laut Register: älteres bekanntes Lied, hier verändert.

516. Ich und mein Fläschchen sind immer beisammen. 1810.
Langbein. Steht schon in: Minerva. Taschenbuch für das Jahr 1811, 3. Jahrgang, Leipzig bei Gerhard Fleischer dem Jüng., S. 253. 254 als Einlage in seinem Volksmärchen: Der süsse Brei.

519. Ich war Jüngling noch an Jahren. 1809.
Von wem ist die deutsche Uebersetzung von Mehuls Joseph in Aegypten? Die Berliner Bearbeitung ist von Herklots und beginnt hierin das Lied: Ein Knabe noch war ich an Jahren, etwa vierzehn war ihre Zahl. In der in Braunschweig ohne Jahr bei G. M. Meyer jn. erschienenen Ausgabe der Oper steht bereits der volksthümlich gewordene Text des Liedes, der Uebersetzer ist nicht genannt. Mehuls Melodie mit französischem Text:

A peine au sortir de l'enfance
Quatorze ans au plus je comptais

steht im Morgenblatt vom 11. Mai 1807 Nr. 112. Weber componierte 7 Variationen über diese Romanze 22. Sept. 1812 (Jähns, C. M. v. Weber Nr. 141 S. 162). Die erste Berliner Aufführung von Joseph in Aegypten fand am 22. Nov. 1811 Statt, s. Teichmanns liter. Nachlass, Stuttgart 1863, S. 417.

535. Ihr Städter, sucht ihr Freude. 1784.
J. H. Voss. „Der Landmann." Zuerst in seinen Gedichten, Hamburg 1785, S. 343—346, s. Herbst, J. H. Voss Bd. II, 1 S. 364. In den Gedichten, Königsberg 1802, 4. Bd. S. 106, ist das Lied „Baurenglück" betitelt.

545. Im Hut der Freiheit stimmet an. 1787.
J. H. Voss. „Freundschaftsbund." Zuerst Voss. Mus.-Alm. 1788 S. 197—200.

551. Im Rosenbusch die Liebe schlief. 1828.
Sieh Nr. 30. Friedrich August Reissiger, † 1. März 1883 in Frederikshald in Norwegen als Organist.

559. In den Augen liegt das Herz. 1841.
Franz von Kobell, † in München 11. Nov. 1882 als Professor der Mineralogie. Das Lied steht zuerst in der schon zu Nr. 251 erwähnten ersten, dem Buchhandel übergebenen Ausgabe der Gedichte: Gedichte in hochdeutscher, oberbayerischer und pfälzischer Mundart von Franz von Kobell, München 1841, liter.-artist. Anstalt der Cottaschen Buchhandlung (8⁰, 298 S.) S. 134. 135, „Das Auge“. Daselbst stehen auch zuerst die beiden von Hoffmann angeführten Dialektdichtungen Nr. 642 S. 248 und Nr. 647 S. 241. 242, „'s Herz“ und „Mei˜ Mädche˜“. Aelter als die Abtsche Composition und bekannter ist die von Ferdinand Gumbert aus dem Jahre 1842, bereits 1843 bei Schlesinger in Berlin erschienen. Ferdinand Gumbert, geb. in Berlin 21. April 1818, lebt daselbst als Gesanglehrer und Componist.

560. Karl Krebs, † 16. Mai 1880 in Dresden als Kgl. Sächsischer Hofkapellmeister a. D.

569. In jedes Haus, wo Liebe wohnt. 1828.
Hoffmann v. F. „Liebesglück.“ Zuerst in: Zweckloses Leben und Treiben u. s. w. Breslau 1829. Zweites Jahr S. 28, betitelt „März-Lied“.

570. In meinem Schlosse ist's gar fein.
Die Oper: Das Donauweibchen, aus dem Jahre 1797, wurde 1799 in Wien aufgeführt. Das Lied steht bereits in: Die Saal-Nixe. Eine Sage der Vorzeit [von Vulpius], Leipzig 1795, S. 11 ff. Christian August Vulpius (Goethes Schwager), von dem Hoffmann fünf volksthümliche Lieder verzeichnet, wird auch als Verfasser dieses Liedes gelten müssen. In Kauers Donauweibchen, Text von K. F. Hensler, das eine ähnliche Sage wie die Saal-Nixe zum Gegenstande hat, scheint das Lied nur

eingelegt, s. auch H. Uhde, Erinnerungen und Leben der Malerin Louise Seidler, 2. Aufl., Berlin 1875, S. 89. 90. Henslers Donauweibchen, ein Volksmärchen, 2 Theile, Wien 1797 u. 1807 (C. v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich Th. 8, S. 314) war mir nicht zugänglich.

575. Ist ein Leben auf der Welt. 1842.
Sieh Nr. 345.

610. Lasst die Politiker nur sprechen. 1782.
Steht nicht in v. Göckingks Gedichten, Leipzig 1782, 3. Theil, und Frankfurt a/M. 1821, 4 Bde.; desgleichen steht auch 1074 Hier auf diesen frohen Höhen nicht in den Gedichten von August Fresenius, Darmstadt 1812. Es ist auffallend, dass gerade diese volksthümlich gewordenen Lieder nicht in ihren gesammelten Gedichten stehen; von beiden Dichtern hat Hoffmann nur je dieses eine Lied verzeichnet.

615. Leb wohl, mein Bräutchen schön! 1813.
Zuerst in: Sechs deutsche Kriegslieder, in Musik gesetzt von Methfessel, Rudolstadt 1813. Vf. unbekannt; wird irrthümlich in der Auswahl deutscher Volks- und Burschen-Lieder, Berlin 1821, S. 83 Nr. 50 Theod. Körner zugeschrieben.

633. Mädchen meiner Seele,
bald verlass' ich dich.
Der Vf. dieses Liedes und der Vermischten Gedichte, Halberstadt 1792, ist nach Guden, Tabellen III S. 158, identisch mit dem bekannten Sprachforscher und Kupferstecher Karl Wilhelm Kolbe, geb. 20. Nov. 1757 in Berlin, † 13. Januar 1835 in Dessau als Hofkupferstecher des Herzogs; in Goedekes Grdr. und Brümmers Dichter-Lexikon kommt Kolbe nicht vor.

634. Mädchen, nehmt die Eimer schnell! 1781.
J. H. Voss. „Das Milchmädchen.“ Zuerst im Voss. Mus.-Alm. 1782 S. 116—118 mit Melodie von C. P. E. Bach.

641. Mag der Sultan Saladin.
Der französische Text zu Grétrys Oper „Richard Löwenherz“ ist von Sedaine, deutsch von Stephanie d. J. Die erste Aufführung in der Berliner Hofoper erfolgte am 9. Febr. 1790, s. Teichmann, liter. Nachlass S. 410.

642 und 647 s. Nr. 559.

649. Mein Herr Maler, wollt' er mal. 1782.
Hierauf erschien eine Antwort des Malers an den Bauern: Mein Herr Bauer, grossen Dank etc., Hamburg 1809, für Guitarre (Goedeke, Grundriss II S. 1108). B. A. Dunker ist geb. 15. Januar (1746), vgl. Archiv III S. 477.

651. Mein Herz ist im Hochland. 1835.
F. Freiligrath. Nach Robert Burns. Wol zuerst in Freiligraths Gedichten (1. Ausgabe), Stuttg. und Tübingen 1838, S. 443.

665. Mir ist auf der Welt nichts lieber
als das Stübchen, wo ich bin. Vor 1810.
Vf. unbekannt. Steht in: Philomele, Sammlung mehrstimmiger Gesänge ohne Begleitung zur Veredlung häuslicher Freude (März 1810) 1. Heft, Leipzig bei C. F. Peters, S. 5.

678. Morgen kommt der Weihnachtsmann. 1835.
Hoffmann v. F. „Weihnachtslied.“ Erster Druck dieses Liedes in Chamissos und Schwabs deutschem Musenalmanach für 1837, VIII. Jahrgang, S. 294; fehlt in Hoffmanns Gedichten 7. Aufl. Hannover 1870, 8. Aufl. Berlin 1874.

679. Julius Stern, † 27. Febr. 1883 in Berlin als Kgl. Professor und Musikdirector.

681. Morgen müssen wir verreisen. 1826.
Hoffmann v. F. Zuerst in: Jägerlieder mit Melodien. Herausgegeben von Hoffmann von Fallersleben. Breslau (Georg Philipp Aderholz) 1828, S. 31. 32; daselbst auch S. 8 Nr. 715.

685. Nach Frankreich zogen zwei Grenadier'. 1816 (nach Goedeke, 11 Bücher d. D. II S. 472: 1817—1821).

H. Heine. „Die Grenadiere." Zuerst in den Gedichten von H. Heine, Berlin (Maurer) 1822, S. 77 (Goedeke Grdr. III S. 455). Vgl. Nr. 690.

690. Nachts um die zwölfte Stunde. 1828.

v. Zedlitz. „Die nächtliche Heerschau." Zuerst in: Taschenbuch für Damen. Auf das Jahr 1829. Stuttgart und Tübingen (Cotta) 1829, S. 254—256, dann in seinen Gedichten, Stuttgart 1832. Vgl. Goedeke Grdr. III S. 401 und Archiv IV S. 507—517 Ed. Niemeyer: Die Schwärmerei für Napoleon (I) in der deutschen Dichtung mit besonderer Beziehung auf „Die Grenadiere" von Heine und „Die nächtliche Heerschau" von v. Zedlitz.

691. Namen nennen dich nicht. 1785.

Wilh. Ültzen. Gilt als Jean Pauls Lieblingslied und wird irrthümlich ihm zugeschrieben, wie Nr. 539 Im Arm der Liebe ruht sich wohl, auch von Ültzen, sehr oft als Lied von Bürger bezeichnet wird, z. B. in Aglaja 1828 S. 208 und in der zu Nr. 665 angeführten Philomele. Vgl. Spazier, Jean Paul Friedrich Richter, Leipzig 1833, Bd. V S. 114. Hier schreibt Jean Paul selbst, dass im Juli 1817 bei seinem Besuche in Heidelberg auf einer Lustschiffahrt auf dem Neckar nach Hirschhorn unter mit Musik und Gruss nachfahrenden Nachen „Abends sogar einer war mit einer Guitarre, wo ein Jüngling mein angebliches Leiblied: „„Namen nennen Dich nicht"" sang." Mit dem Jahre 1817 ist für die Kretschmersche Melodie ein Anhaltspunct gegeben.

702. Nun leb wohl, du kleine Gasse! Um 1832.

Albert Graf Schlippenbach. Vgl. Archiv VI S. 514. „In der Ferne." Wol zuerst in Kuglers und Reinicks Liederbuch für deutsche Künstler, Berlin 1833, S. 150; daselbst noch vier andere Gedichte v. Schlippenbachs, darunter Hoffmann v. F. Nr. 246. Kuglers Skizzenbuch, Berlin 1830, enthält fünf, Wendts Mus.-Alm. 1832 drei, und der

Chamisso-Schwabsche Mus.-Alm. von 1833 dreizehn Lieder Schlippenbachs, dessen Gedichte 1883 in Berlin bei Alex. Duncker erschienen sind.

709. O der schöne Maienmond! 1789.
J. H. Voss. „Mailied." Zuerst im Voss. Mus.-Alm. 1790 S. 175—177 mit der J. A. P. Schulzischen Melodie.

715. O lieber guter Frühling, komm! 1828.
Hoffmann v. F. Zuerst in den zu Nr. 681 angeführten Jägerliedern S. 8.

719, nochmals 1111. O Tannenbaum, o Tannenbaum. 1824.
Vf., resp. Umdichter des alten Volksliedes ist Ernst Anschütz (s. Hoffmann v. F. S. 168 Nr. 1111). Steht zuerst in seinem musikalischen Volksgesangbuch, Leipzig 1824, 1. Heft S. 134. A. Zarnacks Umdichtung in seinen deutschen Volksliedern, Berlin 1820, II S. 29 Nr. 52 ist nicht volksthümlich geworden.

721. O Tübingen, du theure Stadt!
J. Kerner. Wann und wo zuerst? Steht auffallender Weise nicht in: Tübingen im Munde der Dichter 1477—1877, Tübingen 1877. 8^{0}. 101 S.

741. Reich mit des Orients Schätzen beladen. 1829.
S. Archiv IX S. 239. In G. Büchmanns geflügelten Worten, 13. Auflage, Berlin 1882, S. 172 wird als Uebersetzer der emer. Oberpfarrer in Dresden, Lic. Karl Kirsch angeführt.

746. Rosen pflücke, Rosen blühn. 1764.
Gleim. Das Gedicht ist betitelt: „An Leukon", womit vermuthlich Chr. Felix Weisse gemeint ist. Vgl. Minor, C. F. Weisse, Innsbruck 1880, S. 44 Anmerkung 2.

748. 's war Einer, dem's zu Herzen ging. 1822.
Chamisso. „Tragische Geschichte." Zuerst in: Moosrosen, Taschenbuch für das Jahr 1826. Herausgegeben von Wolfgang Menzel, Stuttgart (Metzler), S. 395. 396. Adalbert von Chamisso ist am 30. Januar (nicht 27.) 1781 geboren, was sich bei der

hundertjährigen Geburtstagsfeier als sicher herausstellte.* Ueber die Entstehung der Melodie von Berger oder vielmehr von Hoffmann v. F., Chamisso und Berger zusammen sieh Hoffmann v. F., Mein Leben I S. 316.

751. Sagt mir an, was schmunzelt ihr? 3. Sept. 1776.
J. H. Voss. „Reigen." Zuerst im Voss. Mus.-Alm. 1778 S. 120. Herbst, J. H. Voss Bd. I S. 339.

757. Karl (Theodor Christian) Follen ist nach der Biographie seiner Wittwe in Bd. I S. 3 von: The Works of Charles Follen, Boston 1842, 5 Bde, am 4. Sept. 1796 (nicht 3. Sept. 1795) geboren in Romrod, einem Marktflecken in der Nähe des Vogelsberges, vgl. auch die Biographie Follens von Friedrich Münch († 14. Dec. 1881) in: Erinnerungen aus Deutschlands trübster Zeit (enthält Lebensbilder der Brüder Karl und Paul Follen und von Münch selbst), St. Louis und Neustadt a. d. Haardt 1873 (8°. 91 S.), S. 5.

759. Karl von Holtei, † in Breslau am 12. Februar 1880, geb. 1798 (nicht 97).

793. Chr. Friedr. Strackerjan ist geb. am 23. Dec. 1777 in Schweierfeld, s. G. Jansen, Aus vergangenen Tagen. Oldenburgs liter. und gesellschaftliche Zustände 1773—1811, Oldenburg 1877, S. 197; das Todesdatum ist daselbst aus Hoffmann v. F. zu ergänzen (20. Januar 1848).

805. Conradin Kreutzer ist nicht 1782, resp. 83, sondern schon 1780 (22. Nov.) geboren, wie sich bei der hundertjährigen Geburtstagsfeier herausstellte, vgl. Gartenlaube 1879 Nr. 47 S. 785.

811. So Mancher möcht' ihr Blümchen sein.
Vf. Stephan Schütze. Steht mit Albert Methfessels Composition in W. G. Beckers Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, Leipzig (Georg Joachim

* Vgl. Preussische Jahrbücher 1882 Februarheft und Fuldas Biographie des Dichters.

Göschen) 1819, 29. Jahrg. S. 380. 381, „Gegenlied“ betitelt. Unmittelbar davor steht von demselben Verf. „Abschied“: Wie wird mir's so bang, da ich scheiden soll, mit Musik von Dotzauer. Beide Lieder in: Gedichte ernsten und scherzhaften Inhalts von St. Schütze, Berlin 1830 (Vereinsbuchhandlung), S. 18 und S. 36. 37.

813. So singen wir, so trinken wir. 1826.
Hoffmann v. F. „Neujahrslied.“ Text und die Sauermannsche Melodie zuerst in: Zweckloses Leben und Treiben u. s. w., Breslau 1828 (1. Jahr), S. 77. 78.

814. So viel Flocken als da flimmern. 1829.
Hoffmann v. F. „Elegien 1829 Nr. 1.“ Wol zuerst in dem zu Nr. 187 angeführten Archiv des Breslauer Künstler-Vereins, Breslau 1832, S. 46. 47; es ist eine Anlehnung an das bekannte Volkslied: So viel Stern am Himmel stehen. In Hoffmanns Gedichten 8. Aufl. S. 143 steht dies Lied „Liebe und Leid“ Nr. 10.

828. Süsse heilige Natur. 1775.
„An die Natur.“ Dichtete Graf F. L. Stolberg auf der Schweizerreise beim Anblick des Rheinfalles, „am Ufer des himmelabstürzenden Stromes“, s. Janssen, F. L. Graf zu Stolberg Bd. I S. 39 (Freiburg i/Br. 1877), und Gesammelte Werke 10, 387.

829. Süsse liebliche Vertraute. 1820.
L. Brachmann. „An die Laute.“ Zuerst in W. G. Beckers Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, Leipzig (G. J. Göschen), 30. Jahrg. 1820, S. 383 (nicht 1821 S. 134 ff.) mit Alb. Methfessels Melodie.

837. Treu und herzinniglich, Robin Adair. Nov. 1826.
Vf., resp. Umdichter dieses irländischen Volksliedes ist Wilhelm Gerhard; es steht zuerst in Hells Abendzeitung 1826 Nr. 273, s. Goedeke Grdr. III S. 895.

838. Treue Liebe bis zum Grabe. Breslau 21. October 1839.
Hoffmann v. F. „Mein Vaterland.“ Zuerst in: Un-

politische Lieder 1. Theil, 1. Auflage, Hamburg 1840, S. 165. Mein Leben III S. 115.

854. Unser Pförtchen ist geschlossen. 1812.

Langbein. Zuerst in: W. G. Beckers Taschenbuch zum geselligen Vergnügen 1812 22. Jahrgang, Leipzig (Joh. Frdr. Gleditsch), S. 92—94, „Des Pförtners Bericht. Gesellschaftslied“, mit Alb. Methfessels Musik.

867. (N. S. 195.) Vergiss mein nicht, wenn dir die Freude winket. Vor 1790.

Steht in: Euterpe. Lieder zum geselligen Vergnügen. 1. Sammlung, Breslau (Barth und Hamberger) o. J. (nach dem Vorwort: 1801), S. 204 mit der Ueberschrift: „In bekannter Melodie“; muss schon vor 1790 entstanden sein, da der Vf. Max von Knebel am 9. Mai 1790 sich erschoss. Er war 1754 geb., denn K. L. von Knebel, geb. 1744, sagt im liter. Nachlass I S. XLII, dass er zehn Jahre älter war als sein Bruder Max.

876. Voll Zärtlichkeit will ich der Dirne sagen.

Vf. unbekannt. Der Text schon im Leipziger Commersbuch 1815 S. 73, die Melodie ist die von Nr. 174 Der Sänger sah u. s. w. Dies Lied steht auch schon im Leipziger Commersbuch 1815 S. 122—124 (nach Hoffmann v. F. 1816 S. 71), unterzeichnet C. H., d. i. Carl Hinkel, der Herausgeber der Sammlung, die zehn Lieder von ihm enthält. Goedeke Grdr. III S. 261 Nr. 4 und Hoffmann v. F. Nr. 174 und 876 citieren das Leipziger Commersbuch als von 1816, mein Exemplar (nur Text, X und 160 Seiten, ohne Melodien) ist von 1815, ebenso das der Kgl. Bibliothek in Berlin; eine Ausgabe von 1816 mit Melodien war ebenso wie Hinkels Erste Saitenklänge, Leipzig 1816, mir unzugänglich.* Vgl. Goedeke Grdr. III S. 263 und

* [Ein Exemplar der „Saitenklänge“ hat die K. öffentl. Bibliothek in Dresden vor nicht langer Zeit von Herrn G. E. Schwender in Dresden als Geschenk erhalten.]

S. 1047 und Hoffmann v. F. Nr. 174, Nr. 1009 und Nachtrag dazu S. 201, wo als Hinkels Todestag der 22. Dec. 1818 angegeben wird; nach Goedeke III S. 1047 steht in Hells Abendzeitung von 1818 10. Januar ein Gedicht von Emil Reiniger auf Hinkels Tod, der danach schon im Dec. 1817 gestorben sein muss.*

885. Ueber Ludwig Henneberg s. näheres in Goedekes Grundriss III S. 1108.

886. Die Lebensdaten von E. C. Kleinschmidt s. bei Goedeke, Grundriss III S. 173.

887. N. (S. 195.) Wär' ich ein Vögelein. Vor 1818.
J. C. Nänny. Schon in St. Schützes Taschenbuch der Liebe und Freundschaft für das Jahr 1818, Frankfurt a/M. (Gebr. Wilmans), S. 306 „Liebesliedchen", unterzeichnet: Nänny.

894. Ward ein Blümchen mir geschenket. 1828.
Hoffmann v. F. „Sigismund und sein Blümchen." Zuerst in A. Wendts Musenalmanach für 1832 (III. Jahrgang) S. 204. 205; steht nicht in Hoffmanns Gedichten 7. und 8. Aufl.

896. Warum sind der Thränen
unterm Mond so viel? 1780.
Auf dieses Overbecksche Lied erschien eine „Antwort": Darum sind der Thränen etc. in: Lieder zur Erhöhung gesellschaftlicher Freude, Nürnberg (Joh. Gottfr. Stiebner) 1793, S. 170—172, unterzeichnet: Sinapius, welcher Dichtername bei Goedeke und Brümmer nicht vorkommt, vgl. H. v. F. Nr. 92.

926. Wenn alle untreu werden,
so bleib' ich euch doch treu. Juni 1814.
Max von Schenkendorf. „Erneuter Schwur an den Jahn vonwegen des heiligen teutschen Reiches." Wol zuerst in Schenkendorfs Gedichten, Stuttgart und Tübingen 1815, S. 141, die auch für die fünf

---

* [Nähere Nachrichten von Karl Hinkels Leben enthält der dieser Mittheilung am Schluss beigefügte Zusatz.]

andern Schenkendorfschen Lieder bei Hoffmann v. F. (ausser Nr. 32 und 281) die erste Quelle bilden, s. die Einleitung. Die beiden Anfangszeilen von 926 lehnen an das geistliche Lied gleichen Anfangs an, das Novalis schon 1802 dichtete.

948, s. auch 11 und 874.

Die Entführung aus dem Serail wurde weder am 12. Juli, wie Jahn, Mozart III S. 69, angibt, noch am 13. Juli, wie bei Hoffmann v. F. steht, sondern zuerst am 16. Juli 1782 in Wien im jetzigen K. K. Hofburgtheater aufgeführt (s. C. F. Pohl, Haydn Bd. II Beilage III S. 379), in Berlin erst am 16. October 1788 (Teichmann, liter. Nachlass S. 410). Andrés gleichnamige Oper, Text von Bretzner, den Stephanie d. J. für Mozart bearbeitete, gab die Berliner Hofoper zuerst am 25. Mai 1781 (s. Teichmann S. 408).

950. Wer hat dich, du schöner Wald,
aufgebaut so hoch da droben? 1810(?)

J. von Eichendorff. „Der Jäger Abschied.“ Schon 1810 gedichtet, der erste Druck ist jedoch erst in von Eichendorffs Gedichten (1. Auflage), Berlin (Duncker und Humblot, nicht Simion, wie bei Goedeke Grdr. III S. 302 Nr. 29 steht) 1837, S. 161; die Jahreszahl 1810 steht weder im Text, noch im Register dabei, das Lied findet sich jedoch unter „Zeitliedern“ zwischen Liedern von 1810 und 1813.

951. Wer hat die schönsten Schäfchen? 1830.

Hoffmann v. F. „Kinderlied.“ Zuerst in A. Wendts Musenalmanach für 1832 (III. Jahrgang), Leipzig (Weidmann), S. 202. 203.

956. Wer möchte wol zu ganzen Tagen
ein Raub der wilden Freude sein? Vor 1808.

Vf. unbekannt. „Die fünf Gläser.“ Wird im Neuen teutschen allgemeinen Commers- und Liederbuch, 3. Aufl. Germania 1820, S. 346 bezeichnet: „Von einem freiwilligen preussischen Jäger“.

963. Friedrich Güll, † 23. December 1879 in München als em. Volksschullehrer.

1007. Geh. Ober-Regierungsrath Friedrich Duncker ist 1770 geboren († 1842 72 Jahre alt); mehr liess sich nicht ermitteln.

1016. Wohlauf! es ruft der Sonnenschein. 1797.
Sieh Nr. 1126.

1022. Zu Augsburg steht ein hohes Haus.
J. Kerner. „Die Himmelsbraut“ (später: „Die Novize“). Zuerst in A. Wendts Musenalmanach für das Jahr 1831, II. Jahrgang, Leipzig (Weidmann), S. 43. 44.

1025. Zu Mantua in Banden
der treue Hofer war. 1831.
J. Mosen. „Sandwirth Hofer.“ Zuerst im Deutschen Musenalmanach von Chamisso und Schwab für 1833 S. 130. 131.

1026. Zu meiner Zeit, zu meiner Zeit.
Parodie auf dieses Hagedornsche Lied von J. G. Jacobi sieh Archiv IV S. 357.

1044. Richard Wüerst, † in Berlin 9. Oct. 1881 als Kgl. Professor und Musikdirector.

1046. Den lieben langen Tag
hab' ich nur Schmerz und Plag. Um 1830.
Vf.: Philipp Düringer. „Des Mädchens Klage.“ (Lied in Oestreichischer Mundart.) Düringer hat dies Lied nur gedichtet, nicht componiert, wie Hoffmann v. F. irrthümlich angibt. Die Melodie hat er, wie er selbst sagte, in Steiermark gehört, und zwar zu einem lustigen Texte. Es steht (vermuthlich zuerst) in: Künstlerhauche. Eine Sammlung von Liedern und Gedichten. Von Ph. J. Düringer, Mitglied des Stadt-Theaters in Nürnberg. Friedberg in der Wetterau o. J. Zum Besten der Blindenanstalt, S. 55—57. Dass Düringer, später Director der Kgl. Schauspiele in Berlin, die 192 Seiten umfassenden Gedichte selbst gedichtet hat, geht aus dem Vorwort hervor, datiert: Nürnberg im August 1831.

1048. Der Mensch hat nichts so eigen. 1640.
Simon Dach. Zuerst in Alberts Arien, Königsberg o. J. Heft 2 Nr. 10. Vgl. Oesterley, Simon Dach S. 707.

1053. Dir möcht' ich diese Lieder weihen. 1814 (29. Januar).
L. Uhland. „An das Vaterland." Von den 22 Uhlandschen Liedern, die Hoffmann v. F. verzeichnet, fehlt der erste Druck nur bei diesem Liede und bei Nr. 1137 Will ruhen unter den Bäumen hier, 1811, „In der Ferne". Letzteres ist jetzt das 3. der 9 Wanderlieder; in Kerners deutschem Dichterwalde, Tübingen 1813, stehen nur 8 Wanderlieder, und dieses fehlt. Beide Lieder stehen wol zuerst in Uhlands Gedichten, Stuttgart und Tübingen 1815 (erste Ausgabe), Nr. 1053 S. 82, Nr. 1137 S. 64, s. Goedeke, Grundriss III S. 334.

1059. Ein Thaler nach dem andern. 1827.
Sieh Nr. 30.

1074. Hier auf diesen frohen Höhen.
Sieh Nr. 610.

1076. Jacob Dirnböck war längere Zeit Buchhändler in Graz und starb um 1862.

1081. Ich bin Husar gewesen. 1841.
Hoffmann v. F. „Der Husar von Anno 13." Zuerst in: Deutsche Lieder aus der Schweiz, Zürich und Winterthur 1843, S. 227—229.

1096. Ueber Joh. Jos. Polt sieh C. von Wurzbachs biograph. Lexikon des Kaiserthums Oesterreich XXIII S. 90. Danach ist Johann Joseph Polt 1775 in Prag geb., war von 1798—1811 Besitzer einer Buch- und Musicalienhandlung daselbst, † als Privatgelehrter 3. Juni 1861 in Prag.

1100. Mit tausendfacher Schöne.
Elisa von der Recke. Unter dem Titel: Mancherlei Freuden, unterzeichnet: Elisa, im Göttinger Mus.-Alm. 1804 S. 69—71, Melodie daselbst von J. H. C. Bornhardt. Dieser Mus.-Alm. erschien nicht mehr wie die von 1770—1803 bei Joh. Chri-

stian Dieterich in Göttingen, sondern zu Göttingen und Münster bei Peter Waldeck.

·1103. Nach diesen trüben Tagen. 1825.
Sieh Nr. 30.

1108. Nun schweigt die Höh', nun schweigt das Thal. 1831.
Hoffmann v. F. Zuerst in dem zu Nr. 187 angeführten Archiv des Breslauer Künstler-Vereins, Breslau 1832, S. 45 7. Lied. Gedichte, 8. Aufl. S. 148 „Liebe und Leid" Nr. 21.

1126. Ueber Reisen kein Vergnügen. 1797.
Goedeke, Grundriss III S. 1103 sagt, Karl Wilhelm Karnstädt sei der Verfasser dieses volksthümlichen Liedes. Hat Karnstädt, dessen Gedichte (Osterode 1826) mir nicht zugänglich waren, ein Lied gleichen Anfangs wie das von Hoffmann v. F. verzeichnete Tiecksche gedichtet? Letzteres steht zuerst in Franz Sternbalds Wanderungen, 1. Theil, Berlin 1798, S. 269; daselbst auch S. 371 Nr. 1016 Wohlauf! es ruft der Sonnenschein, 1797.

1129. Vergangen ist der lichte Tag. 1814.
J. von Eichendorff. „Nachtlied." 1. Druck schon 1815 in: Ahnung und Gegenwart. Ein Roman von Jos. Freih. von Eichendorff. Nürnberg 1815. S. 247, s. Goedeke Grdr. III S. 300; hienach ist Archiv IX S. 245 zu berichtigen, wo irrthümlich der 2. Druck angegeben.

1137. Will ruhen unter den Bäumen hier. 2. Juni 1806.
Sieh den ersten Druck Nr. 1053. Das Lied ist nicht, wie Hoffmann v. F. angibt, aus dem Jahre 1811, sondern nach Hollands Register in Uhlands Gedichten und Dramen, Stuttgart 1881, 2. Theil S. 317, schon am 2. Juni 1806 gedichtet.

Schliesslich komme ich noch auf das im Archiv IX S. 229 erwähnte prächtige Studentenlied: „O alte Burschenherrlichkeit" zurück. Ein älteres Studentenlied, das der inzwischen am 21. Juli 1880 in Eschwege verstorbene Sanitätsrath Dr. Eugen Höfling 1826 umgedichtet habe, gibt es nicht, denn das

ältere Lied (mit demselben Refrain: O Jerum etc.) Was fang' ich armer Teufel an, das ich nicht vor 1816 nachweisen kann, ist mit dem Höflingschen, unendlich höher stehenden, gar nicht zu vergleichen. Höflings alte Burschenherrlichkeit soll um 1826 zuerst in dem Frankfurter Blatte Didaskalia anonym gedruckt sein, in Commersbüchern kommt es erst 1843 vor, steht aber schon in einer Danziger Liedersammlung von 1832: „Sammlung der Gesänge der Liedertafel im freundschaftlichen Verein" Danzig, S. 88, woraus es in „Sammlung von Gesängen für die Loge Eugenia", Danzig 1837, S. 203, übergieng. Die nicht mitgetheilte und in Danzig nicht mehr zu ermittelnde Melodie wird mit Siewert bezeichnet. Friedrich Gotthold Siewert, † 1846 als Bürgermeister a. D. in Danzig, hat viele Lieder componiert. Höflings Lied wird nach zwei Melodien gesungen, einer ursprünglichen sehr ansprechenden, die vielleicht die Siewertsche ist, und nach der Melodie von: Was fang' ich armer Teufel an. Vgl. auch P. Lindaus Gegenwart 1879 Nr. 13.

Zusatz,

enthaltend Nachrichten von Karl Gottlieb Hinkels Leben.

Im Anschluss an die Nachweisungen zu Nr. 876 oben S. 393 f. folgen hier genauere Nachrichten von dem Leben Karl Gottlieb Hinkels, welche der Herausgeber dieser Zeitschrift dem K. Sächs. Geheimen Rathe a. D. Herrn Dr. jur. Moritz Christian Hänel verdankt.

Karl Hinkel, geb. 1794* in Chemnitz als der Sohn eines dasigen Kaufmanns, zeigte von frühester Jugend an einen ungewöhnlich lebhaften Geist und vorzügliche Anlagen, weshalb er für den Gelehrtenstand, übereinstimmend mit seinen eignen Wünschen und Neigungen, erzogen wurde, während seine zwei älteren Brüder sich dem Kaufmannsstande widmeten. Im elterlichen Hause durch Hauslehrer sorgfältig unterrichtet, folgte Hinkel nach dem im Vorsommer 1806 erfolgten Tode

* [1793? s. die Anmerkung unten S. 402.]

seines Vaters seiner Mutter nach Annaberg, wo dieselbe mit ihm und einer erwachsenen Tochter im Hause ihres um diese Zeit Wittwer gewordenen Bruders Aufnahme fand, um dessen Hauswesen vorzustehen und an den mutterlosen Kindern Mutterstelle zu vertreten. Nachdem er das Winterhalbjahr hindurch das dasige Lyceum besucht hatte, wurde der dreizehnjährige Knabe zu Ostern 1807* unter die Schüler der Fürstenschule Pforta aufgenommen. Von Schulpforte mit den besten Zeugnissen [am 21. März 1812] entlassen, bezog Hinkel 1812 die Universität Leipzig. Seinen anfänglichen Vorsatz, die Rechte zu studieren, gab er, da seinem von dichterischem Drang erfüllten Geiste dieses Studium wenig zusagte, bald auf und wandte sich fortan ausschliesslich philologischen Studien zu, wobei seine vertraute Bekanntschaft mit den Dichtern des classischen Alterthums seiner eigenen dichterischen Begabung zu Hilfe kam; vorwiegend aber fesselte ihn die Beschäftigung mit allem, was von altdeutscher Dichtung auf die Nachwelt gekommen ist, und die Vertiefung in die Heldensagen deutscher Vorzeit; hatte doch damals das Nibelungenlied kaum begonnen in der Gelehrtenwelt bekannt zu werden.

Eine längere Unterbrechung erfuhren Hinkels Studien und Aufenthalt in Leipzig durch die Weltereignisse des unvergleichlichen Jahres 1813. Mächtig ergriff den feurigen Jüngling die patriotische Begeisterung, welche durch das von der französischen Zwingherrschaft hart bedrängte nördliche Deutschland gieng. Am liebsten würde, als aus Breslau König Friedrich Wilhelms III. Aufruf „An mein Volk“ ergangen war, Hinkel wie Theodor Körner, für welchen er schwärmte ohne ihn persönlich zu kennen, hingeeilt sein, um in Lützows Freischar gegen die verhassten Franzosen und ihren noch verhassteren Kaiser zu kämpfen. Solches gestatteten die Verhältnisse nicht. Als aber nach der Leipziger Schlacht Sachsens waffenfähige Jugend durch das russische Generalgouvernement zum Eintritt unter das „Banner der freiwilligen Sachsen“ aufgerufen wurde, war Hinkel unter den ersten, die sich

---

* [Am 15. Juni: s. C. F. H. Bittcher, Pförtner Album. Leipzig 1843. 8°. S. 452.]

dazu meldeten. Dem in zwei Bataillone Jäger zu Fuss, zwei Schwadronen reitender Jäger und eine Schwadron Husaren eingetheilten Banner wurde er indess nicht eingereiht, sondern erhielt eine andere Verwendung durch Anstellung als Lieutenant bei der neben dem Banner neu errichteten Landwehr. In dieser Eigenschaft machte Hinkel unter General Thielmann, dessen Corps die junge sächsische Landwehr zugewiesen war, den Feldzug in Flandern mit, wohnte der Belagerung von Maubeuge bei und focht mit bei Courtray und Tournay gegen die Franzosen unter General Maison.

Nach Beendigung des Kriegs heimgekommen vertauschte Hinkel das Schwert wieder mit der Feder, um seine unterbrochenen Studien fortzusetzen und zugleich dem inneren Drange nach poetischem schaffen in der dazu günstigen Atmosphaere der Universitätsstadt Genüge zu thun. Den Jahren 1814 bis 1817 entstammen die schönsten Blüten von Hinkels Dichtergabe.

Die Universitätsferien verbrachte Hinkel ebenso, wie vorher seine Pförtner Schulferien, regelmässig im Hause seines mütterlichen Oheims, zugleich dem Hause seiner Mutter, in Annaberg. Hier war er den eigenen Söhnen gleichgeachtet, hier war seine Heimat; namentlich mit dem dritten seiner Vettern, gleichen Alters, verband ihn innige Freundschaft; derselbe hat Hinkel nur um weniger als zwei Jahre überlebt. Immer jedoch zog es ihn wieder nach seinem geliebten Leipzig zu den akademischen Genossen und Freunden.

Der Mahnung, auf Gewinnung einer seine künftige Existenz im bürgerlichen Leben sichernden Stellung bedacht zu sein, verschloss sich Hinkel nicht. Sein bemühen richtete sich auf Anstellung an einer höheren Lehranstalt in Preussen. Nachdem er zu dem Ende sich einer Prüfung unterzogen hatte, zu welcher er nach Halle eingeladen wurde, erhielt er die Berufung zu einer Lehrerstelle an der Ritterakademie zu Liegnitz; es war um die Mitte des Jahres 1817. Somit schien der junge Dichter das nächste Ziel erreicht zu haben. Aber es war ihm leider nicht beschieden, sein Lehramt anzutreten. Ein Brustleiden, dessen Keim vielleicht schon länger in ihm lag, entwickelte sich, Anfangs von ihm zu wenig beachtet,

im Laufe weniger Monate zur tödlichen Krankheit, nachdem eine mit dem oben erwähnten blutsverwandten Freunde gleichen Alters gemeinschaftliche Cur in dem grünen Wiesenbade bei Annaberg ohne den geträumten günstigen Erfolg geblieben war. Die von Hinkel dort gedichteten Verse voll tiefer Empfindung, kindlicher Freude an der freien Gottesnatur, aber auch nicht frei von Todesahnungen, bekunden seine damalige Gemüthsstimmung.

Hinkel starb in Leipzig am 22. December 1817* und wurde am 25., dem ersten Weihnachtsfeiertage, auf dem dasigen Johanniskirchhofe zur Erde bestattet. Der frühe Tod des jugendlichen Dichters erregte über die Universitätskreise hinaus sich erstreckende allgemeine Theilnahme; denn Hinkel war durch seine ansprechenden Dichtungen aus gelegentlichen mündlichen Vorträgen dem dafür empfänglichen Leipziger Publicum bekannt. Seinem Sarge folgten ausser zahlreichen Studiengenossen und Freunden die von vornehmen Leipziger Kaufherren und Würdenträgern der Stadt gesendeten Begleitwagen. Am Grabe widmete einer seiner Vettern, der damals als Privatdocent an der Universität lehrende, 1858 als Vicepraesident des k. sächs. Oberappellationsgerichts verstorbene Dr. Friedrich Hänel, dem Andenken des verstorbenen Worte der Anerkennung und des Dankes.

Ausser einer von ihm selbst herausgegebenen Sammlung unter dem Titel: „Erste Saitenklänge“ ist von Hinkels Ge-

* [Die Richtigkeit dieses Todesdatums bestätigen zwei ihm gewidmete Todesanzeigen in der „Leipziger Zeitung“ des Jahres 1817, deren eine (in Nr. 254 S. 2940) von der Mutter und den Geschwistern des verstorbenen herrührt und aus „Annaberg, Chemnitz und Dohna“ datiert ist; deren andere (in Nr. 252 S. 2916) von seinen Freunden ausgeht und mit folgenden Worten beginnt: „Am 22. Dec. Nachmittags um 1 Uhr verschied Carl Hinkel, Cand. philolog. und gewesener Sächs. Prem. Lieut., nach einem langwierigen Krankenlager in den Armen seiner ihn stets umgebenden Freunde. Das Vaterland verlor an ihm einen zweyten Körner“. In dem Verzeichnisse der zu Leipzig beerdigten Personen, welches im „Leipziger Tageblatt“ des Jahres 1817 (Nr. 181) abgedruckt ist, findet sich die Angabe, dass Hinkel 24 Jahr alt war, als er starb: dadurch wird es zweifelhaft, ob er im Jahre 1794, wie oben Seite 399 gesagt ist, oder 1793 geboren war.]

dichten, soviel mir bekannt, nichts durch den Druck veröffentlicht. Um die akademische Jugend hat er sich durch die Zusammenstellung und Herausgabe des ersten „Leipziger Commersbuchs" verdient gemacht; er ist selbst ein flotter Student und gewandter Schläger gewesen. Möglicher Weise hat sich handschriftliches von ihm in Papieren der Landsmannschaft Saxonia, deren hervorragendes Mitglied er war, verloren.

Das jetztlebende Geschlecht weiss nichts von dem Dichter Karl Hinkel, der doch wol verdiente in der deutschen Litteraturgeschichte genannt zu werden. Noch heute wird z. B. sein schönes Lied: „Wo Kraft und Muth in deutscher Seele flammen" von Männerchören gesungen, ohne dass, die es singen, wissen, wer es gedichtet hat.

4. August 1882. M. C. H.

---

ebensogut fähig war wie später beim Pestalutz im Wallenstein, so hegte er doch im Jahre 1781 für die Erziehungsanstalt seines immer noch kindlich verehrten Landesvaters zu viel Pietät, um einem Beamten derselben eine poetische Züchtigung zu ertheilen, die als solche nur eben für den Herzog und die Akademie verständlich war. Zudem hätte er ohne Zweifel einen solchen Hieb treffender zu führen gewusst und Graubünden wol eher die Heimat der Schulfuchser, Kamaschenseelen und Spione genannt als die der Gauner und Spitzbuben. Nun war aber, nach den auf den Schulprogrammen fussenden Untersuchungen von Boas [1]), unter den aufsichtführenden Officieren kein einziger Bündner. Wenn Schillers Lehrer, der Professor Abel, der das allerdings wissen konnte — aber nicht durchaus wissen musste —, den Ausfall ebenfalls als persönliche Rache gegen einen Graubündner auffasst, so hat er eben wahrscheinlich nur bei ungenauer Erinnerung die durch den seither veröffentlichten Brief Walters populär gewordene Motivierung als die in seinen Augen unschuldigste acceptiert. Was andere von einem angeberischen Aufseher Corai wissen wollen, der Schillern namentlich wegen der Vernachlässigung seiner Wäsche aufsätzig gewesen [2]), kann leicht aus derselben Quelle stammen und hat eine verdächtige Aehnlichkeit mit dem, was wir von dem stillen Krieg des nicht sehr reinlichen jungen Poeten mit dem pedantischen Oberaufseher Niess wissen. Boas wird wol Recht haben; ein solcher persönlicher Anlass zu dem harten Urtheil über Graubünden ist nicht nachzuweisen. Wenn im zweiten Theil der

1) Schillers Jugendjahre II, 267. — Uebrigens ist wol zu beachten, dass diese Waltersche Motivierung des Ausfalls sich nur in dem für das Bündnerische Publicum bestimmten Abdruck des betr. Briefes findet, nicht aber in der „bis auf die Orthographie" genauen Reproduction des Originalschreibens im „Schwäbischen Museum" 1785. Boas, ebenda 280.

2) Mündlich (nach „Correspondenzen von Salis-Marschlins"). Corai ist allerdings ein Bündner Name. — Der wolunterrichtete J. A. v. Sprecher (Gesch. der Republ. der drei Bünde im 18. Jahrh. Chur 1875; II, 359) hat, wie wir nachträglich sehen, nur von einem „Lieutenannt C...y aus Bünden" gehört, glaubt aber, wiewol aus andern Gründen, auch nicht an diese Veranlassung des Ausfalls, dessen Zusammenhang er übrigens (356, Zl. 6) unrichtig auffasst.

„Räuber" ein Fürst von Dissentis in ehrenvoller Stellung vorkommen sollte, dessen Name auf eine Bündner Bekanntschaft oder auf die Kenntniss eines später zu erwähnenden Württembergischen Reiseberichts aus Graubünden[1]) hindeutet, — oder wenn gar der Dichter, der nach Palleske vielleicht die Namen „von Moor" und „Schweizer" von Studiengenossen lieh, den Helden seines Dramas nach einem Bündnerischen Geschlechte benannt hätte[2]): dann wäre eine gleichzeitige Uebertragung einer persönlichen Feindseligkeit auf das ganze Land vollends eine psychologische Unmöglichkeit. Und dem Denuncianten Walter ist es recht wol zuzutrauen, dass er in seinem an einen Bündner gerichteten Briefe jenes Verhältniss Schillers zu einem Bündnerischen Aufseher einfach erlog, um sich bei den Graubündnern, deren Gunst er suchte, zu insinuieren; denn diesen musste es — besonders wenn der Angriff wirklich einen wunden Punct getroffen — angenehm sein, zu hören, dass man draussen im Reich das ehrenrührige Urtheil des Komoedienschreibers nur als den Ausdruck einer persönlichen Gehässigkeit auffasse.

Sollte aber auch je einmal ein solcher individueller Anlass aus neuen Actenstücken sich ergeben, so wäre er eben in der That nichts weiter als der Anlass gewesen. Denn das missfällige Urtheil Schillers war, wie wir sehen werden, so sehr auf objective Thatsächlichkeiten gegründet, dass wir eine subjective Stimmung des Autors, auch wenn sie zur Verschärfung des Ausdrucks mitgewirkt haben sollte, zur Erklärung des poetischen Bannfluches über Graubünden gar nicht nöthig haben.

Schillers eigene Motivierung ist da wol völlig entscheidend. Nach Streichers sehr zuverlässiger Darstellung[3]) vertheidigte sich der Dichter dem Herzog gegenüber damit, dass

1) Der Bericht Schäffers v. J. 1786 (s. u.) erwähnt den Reichsfürsten (d. h. Fürstabt) von Disentis mit Auszeichnung.

2) Palleske, Schillers Leben und Werke I, 150. Eine sehr alte Bündnerische Familie von Moor, welche von der Besiegung eines Mohren durch den Stammvater Namen und Wappen herleitet, stammt aus Zernetz im Unterengadin, wo noch der „Mohrenthurm" steht.

3) (Streicher), Schillers Flucht von Stuttgart, S. 44.

ebensogut fähig war wie später beim Pestalutz im Wallenstein, so hegte er doch im Jahre 1781 für die Erziehungsanstalt seines immer noch kindlich verehrten Landesvaters zu viel Pietät, um einem Beamten derselben eine poetische Züchtigung zu ertheilen, die als solche nur eben für den Herzog und die Akademie verständlich war. Zudem hätte er ohne Zweifel einen solchen Hieb treffender zu führen gewusst und Graubünden wol eher die Heimat der Schulfuchser, Kamaschenseelen und Spione genannt als die der Gauner und Spitzbuben. Nun war aber, nach den auf den Schulprogrammen fussenden Untersuchungen von Boas [1]), unter den aufsichtführenden Officieren kein einziger Bündner. Wenn Schillers Lehrer, der Professor Abel, der das allerdings wissen konnte — aber nicht durchaus wissen musste —, den Ausfall ebenfalls als persönliche Rache gegen einen Graubündner auffasst, so hat er eben wahrscheinlich nur bei ungenauer Erinnerung die durch den seither veröffentlichten Brief Walters populär gewordene Motivierung als die in seinen Augen unschuldigste acceptiert. Was andere von einem angeberischen Aufseher Corai wissen wollen, der Schillern namentlich wegen der Vernachlässigung seiner Wäsche aufsätzig gewesen [2]), kann leicht aus derselben Quelle stammen und hat eine verdächtige Aehnlichkeit mit dem, was wir von dem stillen Krieg des nicht sehr reinlichen jungen Poeten mit dem pedantischen Oberaufseher Niess wissen. Boas wird wol Recht haben; ein solcher persönlicher Anlass zu dem harten Urtheil über Graubünden ist nicht nachzuweisen. Wenn im zweiten Theil der

---

1) Schillers Jugendjahre II, 267. — Uebrigens ist wol zu beachten, dass diese Waltersche Motivierung des Ausfalls sich nur in dem für das Bündnerische Publicum bestimmten Abdruck des betr. Briefes findet, nicht aber in der „bis auf die Orthographie" genauen Reproduction des Originalschreibens im „Schwäbischen Museum" 1785. Boas, ebenda 280.

2) Mündlich (nach „Correspondenzen von Salis-Marschlins"). Corai ist allerdings ein Bündner Name. — Der wolunterrichtete J. A. v. Sprecher (Gesch. der Republ. der drei Bünde im 18. Jahrh. Chur 1875; II, 359) hat, wie wir nachträglich sehen, nur von einem „Lieutenannt C...y aus Bünden" gehört, glaubt aber, wiewol aus andern Gründen, auch nicht an diese Veranlassung des Ausfalls, dessen Zusammenhang er übrigens (356, Zl. 6) unrichtig auffasst.

„Räuber" ein Fürst von Dissentis in ehrenvoller Stellung vorkommen sollte, dessen Name auf eine Bündner Bekanntschaft oder auf die Kenntniss eines später zu erwähnenden Württembergischen Reiseberichts aus Graubünden [1]) hindeutet, — oder wenn gar der Dichter, der nach Palleske vielleicht die Namen „von Moor" und „Schweizer" von Studiengenossen lieh, den Helden seines Dramas nach einem Bündnerischen Geschlechte benannt hätte [2]): dann wäre eine gleichzeitige Uebertragung einer persönlichen Feindseligkeit auf das ganze Land vollends eine psychologische Unmöglichkeit. Und dem Denuncianten Walter ist es recht wol zuzutrauen, dass er in seinem an einen Bündner gerichteten Briefe jenes Verhältniss Schillers zu einem Bündnerischen Aufseher einfach erlog, um sich bei den Graubündnern, deren Gunst er suchte, zu insinuieren; denn diesen musste es — besonders wenn der Angriff wirklich einen wunden Punct getroffen — angenehm sein, zu hören, dass man draussen im Reich das ehrenrührige Urtheil des Komoedienschreibers nur als den Ausdruck einer persönlichen Gehässigkeit auffasse.

Sollte aber auch je einmal ein solcher individueller Anlass aus neuen Actenstücken sich ergeben, so wäre er eben in der That nichts weiter als der Anlass gewesen. Denn das missfällige Urtheil Schillers war, wie wir sehen werden, so sehr auf objective Thatsächlichkeiten gegründet, dass wir eine subjective Stimmung des Autors, auch wenn sie zur Verschärfung des Ausdrucks mitgewirkt haben sollte, zur Erklärung des poetischen Bannfluches über Graubünden gar nicht nöthig haben.

Schillers eigene Motivierung ist da wol völlig entscheidend. Nach Streichers sehr zuverlässiger Darstellung [3]) vertheidigte sich der Dichter dem Herzog gegenüber damit, dass

---

1) Der Bericht Schäffers v. J. 1786 (s. u.) erwähnt den Reichsfürsten (d. h. Fürstabt) von Disentis mit Auszeichnung.

2) Palleske, Schillers Leben und Werke I, 150. Eine sehr alte Bündnerische Familie von Moor, welche von der Besiegung eines Mohren durch den Stammvater Namen und Wappen herleitet, stammt aus Zernetz im Unterengadin, wo noch der „Mohrenthurm" steht.

3) (Streicher), Schillers Flucht von Stuttgart, S. 44.

er in jener „missfälligen Rede“ Spiegelbergs, die er nicht als Behauptung aufgestellt, sondern „als einen unbedeutenden Ausdruck“ dem schlechtesten seiner Räuber in den Mund gelegt, „nur eine Volkssage nachgeschrieben habe, die er von früher Jugend an gehört“.

So begreiflich es wäre, wenn der ehemalige Akademist in der Schwüle des Verhörs — statt einer persönlichen Rancüne gegen einen früheren Aufseher etwa — einen solchen äusseren objectiven Grund für seine Invective vorgeschützt hätte, so unbegreiflich muss es erscheinen, dass er, beziehungsweise Streicher, sich auf eine „Volkssage“ über Graubünden berief, wenn diese nicht wirklich bestund. Nein, das war gewiss der wahre Grund; Graubünden stund offenbar in Schwaben damals im Rufe eines Räuberlandes.

Und zwar ganz Graubünden. Der erste Anwalt der Bündner im Streite gegen Schiller, in der Absicht, seine Clienten völlig weiss zu waschen, hat allerdings die Meinung geäussert, und andere[1]) haben sie nachgeschrieben: Schiller habe mit „Graubündnerland“ nur das damalige Bündnerische Unterthanenland Veltlin bezeichnen wollen. Auf dieses notorisch schlecht verwaltete und stellenweise unsichere Gebiet passe der Ausdruck Spiegelbergs eher, auf dieses allein namentlich die Antwort Razmanns: „Bruder! man hat mir überhaupt das ganze Italien gerühmt“. Aber wenn die zu Grunde liegende „Volkssage“ wirklich nur das Veltlin meinte, und wenn insbesondere Schiller ausdrücklich und allein von diesem sprechen wollte, so konnten sie beide es nicht kurzweg „das Graubünd-

1) Boas, Schillers Jugendjahre II, 268; Palleske, Schillers Leben und Werke I, 256; Düntzer, Schillers Leben 123. Auch v. Sprecher a. a. O. 359 führt den Ausfall in erster Linie auf einen „geographischen Schnitzer“ Schillers zurück, welcher Graubünden für einen Theil Italiens gehalten (was an dem Vorwurf selbst nicht das mindeste ändert!), und in zweiter auf die Geschichte des „Amtmanns aus Bünden“ (d. i. Misani, s. unten). Für den nach unserer Ansicht hauptsächlich wirksamen Grund, den der Verfasser, als Bündner, nicht will gelten lassen, die thatsächliche Ueberschwemmung des Landes mit fremden Gaunern, welche, auch wenn sie anderwärts Analogien hatte, von Graubünden eben in Folge eigener Umstände (s. u.) besonders bekannt war, liefert Sprechers Buch anderwärts Belege genug.

nerland“ nennen, ebensowenig als man damals etwa die den Urnern unterthänige Leventina allein als „das Urnerland“ schlechthin hätte bezeichnen dürfen. Hat hingegen der Dichter, wie aus seiner Verantwortung hervorgeht, jene „Volkssage“ von „Graubünden“ überhaupt erzählen hören ohne Unterscheidung einzelner Landestheile, um die er sich wol so wenig wie das Volk kümmerte, so bleibt nur die eine Schwierigkeit bestehen, die auch bei jener gezwungenen Erklärung dem Wortlaute nach vorliegt, dass Graubünden in Razmanns Antwort als ein Theil Italiens bezeichnet wird. Das ist aber bei den damaligen Verhältnissen des Ländchens eine unwesentliche Ungenauigkeit; Graubünden konnte bei seiner damals wol noch überwiegend italienisch und romanisch sprechenden Bevölkerung und seinen lebhaften mercantilen und politischen Verbindungen mit Oberitalien sehr leicht dem Volke in Schwaben, und ebenso Schillern, als ein Theil Italiens gelten anstatt als selbständige, mit der Eidgenossenschaft nur lose verbundene Republik; sprachen doch selbst gebildete Schweizer von den Bündnern als einem halbwilden Volke italienischen Ursprungs. Hätte der Dichter wirklich die Sage als vom eigentlichen Bündnerland nicht geltend angesehen, so hätte er, von den Bündnern angegriffen, das gewiss zu seiner Vertheidigung angeführt.

Und dieser schlechte Ruf braucht auch gar nicht erst von jenem einzelnen Landestheile ausgegangen und hinterher durch die „Volkssage“ auf ganz Graubünden ausgedehnt worden zu sein. Denn nachweislich war gerade während Schillers Jugendzeit, wo er diese Sage hörte, wirklich Graubünden überhaupt eine Art von „Gauner-Athen“, wenn man wenigstens das Wort so versteht, wie es einzig gemeint sein konnte: als „Asyl“, „Eldorado“ oder allenfalls „hohe Schule“ —, nicht als „Heimat der Gauner“ — und wenn man von dem harten Urtheil abzieht, was auf Rechnung Schillerischen Jugendungestüms und Spiegelbergischer Grossmäuligkeit kommt.

So einig nämlich die fremden Zeitgenossen in dem Lobe der geordneten Zustände der Bündnerischen Republik sind (der Magdeburger Lehmann, nachdem er zwanzig Jahre dort zugebracht, bezeichnet „Mörder, Räuber, Diebe“ als „eine seltene Erscheinung“ und der Württemberger Heigelin fand das Land

sicher „wie Arkadien“[1])), so einstimmig beklagen sie anderseits — nicht etwa bloss die Unsicherheit des Unterthanenlandes Veltlin, sondern vorab die Toleranz, welche in ganz Graubünden gegen fremde Landfahrer geübt werde. Mochte es auch in dieser Beziehung wiederum am schlimmsten stehen unter der Veltlinischen Misswirthschaft, wo eingestandener Massen[2]) auswärtige Banditen als Sbirren angestellt waren: mehr oder weniger traf der Vorwurf laxer Fremdenpolizei das ganze Land. Die oft wiederholten Verordnungen des Staates in dieser Hinsicht zeugen für seinen guten Willen, aber nicht minder auch für seine Ohnmacht, dem Uebel abzuhelfen. Die Ursachen lagen zunächst in der Natur des Landes. Der Boden der freien Republik Graubünden, bei weitläufiger Grenze und dünner Bevölkerung an drei, vier grössere Nachbarstaaten stossend und seine Flussthäler gegen sie öffnend, in schwer zugänglichen Gebirgen und ausgedehnten Wäldern reichliche Zuflucht gewährend, war zu einem Gaunerasyl wie gemacht; auch zu Gewaltthaten gegen Leben und Eigenthum boten einsame Verkehrswege und undurchdringliche Wildnisse Gelegenheit und Versteck. Schauerliche Volkssagen berichten heute noch von einstigen Mörderhöhlen auf den rauhen Höhen des Septimer und Maloja, in den Felsenlabyrinthen zwischen Süs und Lavin, an den einsamen Abhängen zwischen Guarda und Schuls im Unterengadin, allwo auch der Schauplatz der im Volksliede vielbesungenen Ermordung eines heimkehrenden Bauernsohns durch seine Eltern noch jetzt gezeigt wird.[3])

1) Die verschiedenen Schriften Lehmanns über Graubünden erschienen in den 80er und 90er Jahren, Heigelins „Briefe über Graubünden“ zu Stuttgart 1793. Weiteres daraus im Churer „Fremdenblatt“ 1874, Nr. 5 und 6. — Den dortigen (nicht autorisierten) Abdruck einer Vorarbeit durften wir im folgenden um so eher stellenweise wieder benutzen, als die seitherige Darstellung des Graubündner Handels in „Schillers Leben“ von Düntzer die alten Unrichtigkeiten wiederholt und auch auf die inzwischen erschienenen Bemerkungen v. Sprechers (a. a. O. 355 ff.) keine Rücksicht nimmt.

2) „Ueber die Anstände der Republik Graubünden mit dem Thal Veltlin u. s. w. Von Rud. v. Salis, ab Soglio, gewesenen Vicarius des Veltlins“, 1789. S. 68. Vgl. Lehmann, „Etwas über das Veltlin“, 1788.

3) Die Geschichte, welche das bekannte Lied „Es waren einmal

Solche Oertlichkeiten und ihr Ruf begünstigten natürlich jegliche Art von Gaunerei und konnten namentlich fremdes Gesindel leicht anziehen und festhalten: als Ausländer — Italiener oder Spanier — werden auch von der Ueberlieferung die Bewohner jener berüchtigten Orte meistens bezeichnet. — Dieser natürlichen Disposition des Landes für die berührten Uebelstände gesellten sich aber die politischen Verhältnisse fördernd bei. Das Gebiet der drei Bünde war für einheitliche Massregeln polizeilicher Art zu zersplittert; die Organe dazu fehlten der ohnehin schwachen Centralgewalt gänzlich. Die schwerfälligen „Bundestage" als berathende und die oft tumultuarischen Landsgemeinden als beschliessende Behörden waren in Rechtssachen völlig ohnmächtig. Jedes der sechsundzwanzig Hochgerichte des Landes war in innern Angelegenheiten selbständig und hatte das Recht über Leben und Tod, das sich wenigstens dem Namen nach theilweise bis auf die neueste Zeit erhalten hat; Verbrecher mussten von einem andern Hochgerichte, in das sie sich geflüchtet, nicht ausgeliefert werden. Es kam vor, dass ein Rinkenberger, der ein Mädchen in der stiva biala (der „schönen Stube", dem Tanzboden) erstochen hatte, durch seine Flucht auf Ruiser Gebiet sich der Strafe entzog, während ein Bürger von Seth wegen eines Schafdiebstahls gehenkt ward, da er so unklug war, aus dem benachbarten Asyl einmal in die Heimat zurückzukehren. Auch die einzelnen Gemeinden wachten in Strafsachen eifersüchtig über ihrer sehr weitgehenden Selbständigkeit; Klöster wie Disentis waren allgemein anerkannte Freistätten. Die Sittenpolizei ward in den Dörfern zum Theil auf ganz patriarchalische Weise geübt; „Knabengerichte" suchten in Ernst und Scherz durch auferlegte Bussen auf die Haltung der jungen Leute einzuwirken; im ganzen mochten wol, wie bei den alten Deutschen, gute Sitten das wirken, was anderswo gute Gesetze. Aber freilich gegen fremde reichten diese Mittel und der schwache Arm des Staates nicht aus, und so sind denn wirklich im 17. und 18. Jahrhundert die Gauner eine stehende Erscheinung in Graubünden und seiner Geschichte. Schon in

zwei Bauernsöhn'" erzählt, soll sich im Jahre 1695 im Wirthshaus zu Boschia zwischen Guarda und Ardetz zugetragen haben.

im Bündnerland, ja in allen Landen, wo diese edle und ruhmvolle That bekannt worden", einen unsterblichen Namen sich erworben habe. Der vor herzoglicher Durchlaucht „in profundestem Respect ersterbende", „unterthänigst-verpflicht-gehorsamste" Gerechtigkeitsphilister, der auf seiner Reise überall die Wünsche der Bevölkerung entgegennimmt, „daß der Allerhöchste seinen durchlauchtigsten Herzog hievor das höchste Menschen Alter wolle erleben lassen, dann es nur Höchstdenenselben eigen sei, dergleichen vor die Menschheit so ruhmvolle und wichtige Thaten vollziehen zu lassen, wie solche kein Staat, kein Fürstenthum aus ihren Jahrbüchern aufweisen könne" —: er liefert in seinem langathmigen Elaborat einen werthvollen Beitrag nicht nur zur Geschichte des Gaunerwesens in Graubünden und in Süddeutschland, wo es nach ihm noch viel schlimmer aussah, sondern auch zur Charakteristik Württembergs unter der Regierung Karl Eugens, welches die „Räuber" hervorbrachte. Wenn man dieses Schriftstück gelesen hat, wird es einem recht deutlich: gegenüber solchen Pharisaeern, Kriechern und umkrochenen musste der junge freiheitsdurstige Dichter mit Nothwendigkeit seine Helden unter den Räubern, den von der verkommenen Gesellschaft ausgestossenen Naturmenschen, suchen; — solche Verhältnisse mussten ihn innerlich nöthigen, in der Geschichte vom Sonnenwirth den Verbrecher als ein durch die Umstände aus verschiedenartig bestimmbaren Anlagen herausgebildetes Naturproduct darzustellen, welches Mitleid statt Abscheu verdiene.

Erklären uns solche Zustände in Graubünden und Württemberg, solche ganz oder beinahe gleichzeitige Ereignisse dort und hier hinlänglich, wie der von Schiller in den „Räubern" verewigte Ruf des Bündnerlandes als eines Athens der damaligen Gauner entstehen konnte, so war ein anderer zeitgenössischer Vorgang, der aus dem Gebiete der drei Bünde nach Schwaben hinüberspielte, nicht minder dazu angethan, hier der kleinen rätischen Republik bei raschen und oberflächlichen Beurtheilern das Attribut eines Spitzbubenklimas zu verschaffen. Im Jahre 1776 war in Graubünden dem Landvogt des Veltlins, Gaudenz Misani, wegen schlechter Verwaltung der Process gemacht worden. Im Jahre 1781

liess sich dieser Misani in Stuttgart nieder, wo sein Sohn bald darauf als höherer Militär erscheint und wo seine Nachkommen noch heute leben sollen. Schon sein Process hatte überall in Europa, wo man für die Bekämpfung der „Tyrannen“ schwärmte, das grösste Aufsehen erregt, und die durch die Untersuchung zu Tage gebrachten Einzelheiten waren danach. Misani hatte z. B., so hiess es, in Tirano zwei junge Bursche in seinem Solde gehabt, um die Weiber der Thalleute zu verführen und dann von ihnen für das Versprechen des stillschweigens Geld zu erpressen, wodurch er in neun Monaten 30 000 Lire verdiente! Ein solcher Process ward natürlich im Ausland sowol von loyaler wie von oppositioneller Seite vielfach besprochen. Dieser Criminalfall musste auch auf Schillern damals mächtig wirken; speciell konnte — wenn sie vor dem Druck der „Räuber“ erfolgt ist — die Niederlassung des Verbrechers in Stuttgart ihm den Anlass zu einer Anspielung geben, welche für seine Umgebung völlig verständlich und die Verdorbenheit aller herrschenden ins Licht zu setzen wol geeignet war. Auch der erste Angreifer des Dichters scheint auf diese Geschichte als Veranlassung zu Schillers Verdict hinzudeuten, wenn er unter seinen Vermuthungen in erster Linie diejenige aufführt, der Verfasser der Räuber habe vielleicht mehrere Graubündner von schlechtem Charakter im Auslande kennen gelernt und dem ganzen Volke eine Denkungsart beigelegt, die man „bei einigen seiner ausgewanderten, vielleicht weggebannten Landsleute“ antreffe, bei einigen Individuen, die „eben dadurch ihr Vaterland rechtfertigen, dass sie den Schauplatz ihrer Schandthaten auswärts suchen müssen“.

Kurz also: die in Schwaben populäre Bezeichnung Graubündens als Räuberland, welche Schiller mit seinem „Gauner-Athen“ und „Spitzbubenklima“ wiedergab, hatte ihre guten Gründe, — so gute als nur je solche generalisierende Urtheile eines Volkes über das andere sie gehabt haben. Denn Uebertreibung und kritiklose Generalisierung einzelner an sich richtiger Beobachtungen ist dem Urtheil der Menge stets eigen gewesen; sie war auch in unserem Falle wirksam. Und ihr kamen bei Schillers Landsleuten, und theilweise wol auch bei ihm selbst, subjective Gründe und Verhältnisse begünstigend

entgegen: die feindselige Stimmung des Volkes gegen die Republik im Süden und die mangelhafte Kenntniss, welche das Ausland von Graubünden besass.

Schwaben und Schweizer haben sich von jeher an einander gerieben; in der schwülen Atmosphaere vor der grossen Revolution mehrte sich die Spannung zwischen der absolutistisch regierten Monarchie und dem wenigstens den äusseren Formen nach republicanischen Staatenbund am Fusse der Alpen, welcher den unruhigen Köpfen immer noch als das Land der Freiheit galt. Während damals die freundlichen und fruchtbaren Beziehungen der Schweiz zum litterarisch aufstrebenden Deutschland, durch Klopstock, Goethe, Bodmer, Lavater vermittelt, meist nach den freiheitlicher regierten nördlicheren Gegenden giengen, wurden gleichzeitig in Württemberg die gehässigsten Dinge über die Schweizer gedruckt und gelesen. Ein Beleg dafür sind die „Briefe des Theodorus Rabiosus über den schweizerischen Freystaat Solothurn", ein Muster von Verleumdung, Unflätherei und hämischer Freude am obscoenen, geschrieben mit der ausgesprochenen Tendenz, das günstige Vorurtheil des Auslandes für die Republik und die „Sitteneinfalt der Schweizer" zu zerstören, und in demselben „Schwäbischen Museum" für 1785, das auch zuerst Schillers Bündner Handel als „Beytrag zu einem schwäbischen Martyrologium" in gehässigster Weise ans Licht gezogen hat.[1])

---

1) Diese localpatriotische Tendenziosität des im übrigen mit anerkennenswerthem Freimuth auftretenden Herausgebers (Armbruster), die auf die spätere Auffassung des Bündner Händels nicht ohne Einfluss blieb, zeigt sich noch öfter, z. B. wenn er (neben trefflichen Beiträgen von Lavater und seiner Abschrift der zweiten Goetheschen Iphigenie!) lüsterne Plattheiten wie die „Zobeide" (S. 118) des schwäbischen Poeten Reinhardt (vgl. Boas, Schillers Jugendj. I, 219) auftischt und von diesem Reimer begeistert ausruft: „Vaterland Schwaben! Er ist dein Sohn! Kenn' ihn!" — Ist Th. Rabiosus ein Verwandter des turbulenten Journalisten „Anselmus Rabiosus" = W. L. Wekhrlin, der auch mit den Schweizern Händel hatte und ihnen als Beitrag zu dem Autodafe über seine „Chronologen" (1779—81) seinen Schattenriss schickte (Goedeke, Grundriss I, 674)? Und dann vielleicht auch des J. Ch. Weckerlin oder Weckherlin, des Freundes Schillers und Helden seiner Leichen-„Elegie" (Januar 1781)? In diesem Falle wäre die offenbar in den Kreisen der litterarischen Jugend Schwabens traditionelle Feindschaft gegen die schweize-

Sodann aber war, wie gesagt, speciell Graubünden für das Ausland eine vollständige terra incognita, von der man gern alle möglichen gruseligen Dinge glaubte. Nachbarn kannten es fast gar nicht und verbreiteten, wenn sie es einmal besuchten, in ihrem Unmuth über die Beschwerlichkeit der Reise und die auch heute noch dem fremden auffallende Patriarchalität der Lebensweise, über Land und Leute die abenteuerlichsten Vorstellungen. Der Zürcher Balthasar Bullinger, Verfasser eines „Itinerarium Helveticum" (1757), von dem Abt zu Disentis wol aufgenommen, nennt es „eine schwere Sünd", dass ein solcher Herr „in einem so verfluchten Lande leben muss, da alles von vernünftigen Geschöpfen und menschlichen Speisen entblösst und nur mit Waldwassern, Felsen, Waldungen, Kühen und endlich auch Eseln angefüllt ist", und macht weiterhin seinem Aerger über die unbequeme Reise in folgender, immerhin „berechtigte Eigenthümlichkeiten" nach seiner Weise anerkennender Apostrophe Luft: „O glückselige Einwohner dieses unglücklichen Landes, dass Euch der Schöpfer ohne Kopf und nur mit Mützen, oder so Ihr je Köpf habet, doch ohne Hirn erschaffen hat, denn so wisst Ihr Euer eigen Unglück nicht, Ihr werdet wegen der Sprach, die Euer eigen ist, ausser Stand gesetzt, von gesitteten Völkern und comoden Wohnungen der so grossen Welt etwas zu erfahren, und bleibet also ewig ein zeitlicher Fluch auf Euch, dass Ihr wie Nebucadnezar müsset auf allen Vieren kriechen und Gras fressen." — Was musste, nach solchen Berichten übellauniger und durch die Fremdartigkeit des Landes abgeschreckter schweizerischer Reisender, erst das Ausland für eine Meinung von Graubünden erhalten! Nur ein Beispiel, wie sich noch zu Anfang dieses Jahrhunderts in dem Kopfe eines hochgelahrten deutschen Gymnasiallehrers diese Welt malte, die er selbst aus Furcht vor den darin hausenden Ungeheuern nie besucht hatte [1]):

---

rischen Scheinrepubliken vielleicht bei Schiller auch auf persönliche Beziehungen zurückzuführen.

1) Churer Wochenblatt 1845, Nr. 68, welches noch anderes mythisches und albernes über die vor Ebel noch fast unbekannten Schweizer Gebirgsgegenden mittheilt.

„Da wo der Rhein aus Graubündens fürchterlichem Gebirg hervorbricht, öffnet sich ein unterirdischer, grauenhafter Bergschlund (die Tamina-Schlucht?), in dessen Abgrund das Gewässer schrecklich daher toset; durch diesen Schlund führet ein schmaler Steg in Graus und Schrecken, gefährlich für jeglichen Fuss und verwirrend für Sinn und Muth. Jenseits dieses dunkeln Eingangs soll ein Volk wohnen unter Bäumen und in Felshöhlen, das mit Bären und Auerochsen um das Nachtlager, um Raub, Lebensunterhalt oder Dasein kämpft und streitet; ein ungeschlachtes, riesenhaftes Volk, wie solche nur in den Urwäldern Amerikas gefunden werden. Wenige haben sich durch die höllische Pforte in dieses Land gewagt: fast keiner ist jemals wieder zum Vorschein gekommen."

Wenn gelehrte Leute solchen Unsinn schrieben über das Land der „Philanthropine", das Land, in welchem Joh. Gaudenz von Salis seine Hymne an das Mitleid dichtete und Louis Philipp unter den Stürmen der Revolution an einer blühenden Anstalt Mathematik docierte, wie musste erst das Volk im Auslande geneigt sein, den durch seine Unnahbarkeit geheimnissvollen Erdenwinkel mit entsprechenden Gestalten zu bevölkern, indem es die notorisch schlechte Fremdenpolizei Graubündens zur förmlichen Abruzzenhaften Unsicherheit des Ländchens übertrieb!

So viel steht also fest: Schiller konnte sich mit voller Wahrheit auf den Volksglauben berufen, und die Vertheidiger des Dichters wie diejenigen Graubündens haben Unrecht, einen geographischen Irrthum, der an der Sache selbst nichts ändert, oder den nicht nachweisbaren Bündnerischen Akademie-Aufseher zur Erklärung und Entschuldigung herbeizuziehen. Schiller schrieb die auf wirklichen Vorgängen beruhende, durch die Unbekanntheit Bündens und die Animosität seiner Landsleute geförderte Volksmeinung nach, und das schwäbische Publicum seiner Zeit fasste wol auch den Ausfall gegen das rätische „Gauner-Athen" und sein „Spitzbubenklima" ohne Zweifel ganz richtig so auf: in Graubünden wachsen Spitzbuben wie Misani, und finden Gauner Unterkunft wie die, von denen in allen Zeitungen die Rede ist, und wie Hannikel; dort ist gut Rekruten für eine Räuberbande angeln. Und die verständigen

wussten sicherlich zu unterscheiden zwischen einer dem Spiegelberg ins lose Maul gelegten Rede und dem eigenen Urtheile des dramatischen Dichters, der als solcher nie in Person redend auftritt und der in diesem Werke, wo wilde Kraft mit fauler Ordnung im Kampfe liegt, eben auch Räuber räubermässig sprechen liess.

II.

„Dichter sünd'gen nicht schwer." Gewiss. Aber ein Unrecht bleibt Unrecht, vorab für den, der es erleidet, mögen auch fernerstehende es dem dichterisch-jugendlichen Uebermuthe noch so gern verzeihen. Dass Schiller, der die Tragweite einer solchen Beschuldigung kennen musste, die Schwächen eines benachbarten kleinen Staatswesens im Kraftgeniestil übertrieben an den Pranger stellte, war ein Unrecht, ein dazu noch recht unnöthig vom Zaune gebrochenes Unrecht. Ein Unrecht abzuwehren hat aber noch immer für eines Mannes, eines Staates würdig gegolten — doppelt würdig, wenn der Mann, der Staat klein ist, und doppelt nöthig dazu. Wir Kinder einer neuen Zeit, die den revolutionären Geistern Englands, Frankreichs, Deutschlands alles verdankt, haben jetzt gut lachen über die Aengstlichkeit und Engherzigkeit der kleinen Staaten im vorigen Jahrhundert, wie das in unserm Falle die Biographen Schillers seinen Manen schuldig zu sein glauben.[1]) Jene Gemeinwesen wehrten sich für ihre Existenz, für ihr altes und veraltetes Staatsideal, und kleine Republiken vor allem haben, um sich selbst zu erhalten, auf ihren Ruf stets peinlich eifersüchtig sein müssen. Städte wie London und Paris konnten es wol vertragen, wenn derselbe gewerbsmässige Afterredner und Ehrabschneider in den „Räubern" (I, 2) sagte: man handle dort Ohrfeigen ein, wenn man einen mit dem Namen eines ehrlichen Mannes grüsse, und die Volks-

1) Boas, Palleske, Düntzer a. aa. OO. Vergl. auch die Lessing-Ausgabe von Hempel XI, 2, 439: „Die Acten liegen hier in dem Lessingschen Streite (wegen Henzis, worüber Hebler: Lessing-Studien 170 und Hirzel: Hallers Gedichte, Einleitung — vgl. Berner „Alpenrosen" 1882, 172 — würdiger urtheilen) sowie in dem Schillerschen Streite mit Graubündten als dem berühmten »Gauner-Athen« zu Jedermanns Ergetzung vor."

vertreter zu Paris konnten sogar zehn Jahre später den Dichter der „Räuber“ zum Ehrenbürger Frankreichs machen: jene Worte waren, besonders bei ihrer handgreiflichen Unwahrheit, für so grosse Städte kein Schimpf. Aber das wenig gekannte und viel verleumdete Graubünden mit seinen 70 000 Köpfen war kein Paris und kein London, und — es war ja leider doch viel wahres an jener Beschuldigung! Und solche Wahrheiten lässt sich niemand, der seine Heimat liebt, gern sagen und braucht sich niemand in leichtfertig hyperbolischer Weise öffentlich sagen zu lassen. Ich möchte wissen, was etwa das „Schwäbische Museum“ dazu gemeint hätte, wenn ein junger schweizerischer Schriftsteller das Württemberg Karl Eugens, wol mit mehr Recht, aber gleicher Uebertreibung, das Syrakus der Dionyse, Menschenhändler und Hetaeren genannt hätte! Graubünden aber sollte schweigen, die bei aller Schlichtheit doch von jeher auf ihre Nationalität und Geschichte stolze Republik, einst aus mannigfacher Unterdrückung zu schöner Freiheit herangewachsen, von Frankreich, Venedig, Spanien-Oesterreich um die Wette umworben? Und wer war denn Schiller damals noch, dass er in dieser masslosen Weise ein ganzes Volk beschimpfen durfte? Ein unbekannter „württembergischer Arzt“, der eine „Komoedie“ von höchst zweifelhaftem Werthe geschrieben! Nein, Graubünden durfte nicht schweigen. Hatte es doch schon vor mehr als zweihundert Jahren recht vernehmlich gesprochen gegen den berühmten Verfasser der „Kosmographey“, der die wackern Engadiner hatte zu Zigeunern machen wollen, und lag doch noch im Archiv zu Zutz die Urkunde, welche, nach gleich darauf erfolgtem Tode Sebastian Münsters, die Engadiner Johann Travers und Balthasar Planta vom Rath zu Basel erwirkt hatten, zum Zeugniss, dass „die ehrenrührigen Bemerkungen des obgedachten Verleumders weder ihnen selbst noch ihren Nachkommen ... zu irgend einem Vorwurf oder Schaden gereichen sollen“. Eine Zeit, welche die Pressfreiheit nicht kannte, hatte auch das Recht, gegen die fremde Presse empfindlicher zu sein. Appenzell zog, bald nach unserm Handel, den Göttinger Hofrath und Professor Meiners wegen seiner Briefe über die Schweiz (1784—1790) zur Rechenschaft und fand an dem Deutschen Ebel einen warmen Sachwalter;

ein Haller hatte seiner Zeit nicht nur sein Bern, dessen Sittenverderbniss er selber einst strafend vor aller Welt aufgedeckt, gegen den Dichter des „Henzi" öffentlich in Schutz genommen, sondern selbst privatim Lessing von der Vollendung des Dramas abzubringen gesucht.[1]) Auch Graubünden fand seine Vertheidiger.

Die erste Lanze für das angegriffene Land legte ein Ausländer ein, der Westfale Wredow, ein junger Litterat, der früher Hauslehrer bei der Familie Salis im „alten Gebäu" zu Chur gewesen war und nun in Hamburg wiederum als Hofmeister einiger junger Herren v. Salis lebte. Er las die „Räuber"[2]) mit der für das Land seiner Gönner so gravierenden Stelle, setzte sich hin und schrieb einen geharnischten Artikel: „An den Verfasser des Schauspiels Die Räuber", welcher in den von einem Bruder Klopstocks herausgegebenen „Hamburgischen Address-Comtoir-Nachrichten" unterm 13. December 1781 erschien. Wredow hält dem Dichter die „Ungerechtigkeit" vor, womit er nach einigen ausgewanderten oder verbannten Bündnern das ganze Land beurtheilt zu haben scheine, und vermuthet weiterhin als Gründe seines Ausfalls: Unkenntniss des Landes, Missverständniss seiner politischen

1) Dass die „Herren in Bern" dasselbe zu unterdrücken beschlossen hätten, ist unrichtig; vgl. die in voriger Anmerkung angeführten Stellen. Hier sei gelegentlich berichtigend nachgetragen, dass die im Rath besprochene „vorgebne Tragoedie in versen sub titl. Hr. Hauptm. Häntzis Traur Spihl etc. Basel 1750 by Thurn Eysen und Comp. das Exemplar à 10 Xr.", worin man eine Fiction, oder eine andere, lang vor dem Drucke von Lessings Fragment (1753) erschienene Dramatisierung der Geschichte Henzis sehen könnte, vielleicht auch nur ein ungenaues Citat eines von Henzi selbst verfassten Stückes (etwa einer deutschen Uebersetzung seines in Versen geschriebenen Grisler) ist.

2) Dass (nach Sprecher) die erste Aufführung des Stückes in Hamburg, der Wredow mit seinen Zöglingen beigewohnt, ihn zu seinem Angriff bewogen habe, ist gut dramatisch combiniert, aber historisch unmöglich. Die erste Aufführung der nach Ostern 1781 erschienenen „Räuber" (zu Mannheim) fand am 13. Januar 1782 statt, einen Monat nach dem erscheinen von Wredows Artikel; in Hamburg kam das Stück zum ersten Mal am 21. Sept. desselben Jahres, am Vorabend der durch Wredow indirect veranlassten Flucht Schillers, und sodann am 25., 27. und öfter auf die Bühne. Goedeke, Grundriss I, 1014.

Einrichtungen, Verwechselung der Bündner mit ihren Unterthanen, den Veltlinern, und endlich die für fremde abstossende Einfalt und Rusticität der Sitten des Volkes. Die bisherigen Darsteller haben von diesen Gründen nur den vorletzten — den Irrthum in Betreff des Veltlins — acceptiert, wie wir sahen, mit wenig Wahrscheinlichkeit; Schiller büsste in der That nicht für diese „kleine Ungenauigkeit", wie Boas meint, sondern für die allgemeine öffentliche Meinung in Schwaben und für seine eigene jugendlich-poetische Unbesonnenheit.

Nachdem dieser erste Angriff, wie es scheint, ziemlich spurlos vorübergegangen, trat ein zweiter energischerer Kämpe in die Schranken, über welchen denn auch alle Biographen des Dichters einmüthiglich herfahren. Und doch war Dr. Am Stein (oder Amstein — nicht Armstein, wie ihn Palleske S. 545 ff. nennt) ein Ehrenmann durch und durch und gibt sich auch in diesem Streite, wenn man seinen Standpunct versteht, nirgends eine Blösse. Johann Georg Am Stein, dessen Familie noch in Bünden heimisch ist, war auch nicht, wozu ihn Boas, Palleske und Düntzer machen, „ebenfalls ein Deutscher", d. h. wol: Nichtschweizer, sondern stammte aus dem Kanton Zürich (von Turbenthal), war 1744 zu Hauptweil im Thurgau geboren (an Schillers Geburtstage!), widmete sich in Zürich der Chirurgie und studierte dann Medicin in Tübingen, wo er vor Herzog Karl zu dessen grosser Befriedigung eine Rede hielt über eine von diesem gestellte Frage (man wird auch hier wieder an Schiller erinnert). Er wirkte sodann als Arzt und als Lehrer der Naturgeschichte erst zu Haldenstein, bald darauf zu Marschlins an dem Planta-Salisschen Philanthropin, dessen Direction er die par Monate von des berüchtigten Bahrdt Abgange bis zum erlöschen der Anstalt führte, und lebte, als Schwiegersohn des Besitzers des nahen Marschlins und als beliebter Arzt der Umgegend, von 1779 an auf seinem Landgute in Zizers, wo er 1794 starb, und heute noch einer seines Namens als Arzt wirkt. Neben seiner Landpraxis, seiner sommerlichen Thätigkeit als Badearzt in Pfävers (seit 1787), neben seinen vielfachen Bemühungen um die Einführung der Pockenimpfung und die Bildung der Hebammen hat er sich namentlich um die Förderung der

Naturwissenschaften und um die Hebung der Landwirthschaft in Graubünden, dessen „Oekonomische Gesellschaft" er gründete, grosse Verdienste erworben. Seine Arbeiten sprechen einen tüchtigen männlichen Sinn aus, der allem offen ist, aber auch das einmal verworfene sich energisch fernhält. Dieselbe Entschiedenheit, die ihn zum Angreifer Schillers machte, zeigt er auch, wenn er den bekannten Mesmer, dessen Treiben dem nüchternen Forscher als Charlatanerie erscheinen musste, durch den Fürstabt kurzweg binnen 24 Stunden aus Pfävers verbannen lässt. In Zeichenkunst und Musik, sowie seiner Zeit auf dem Anstaltstheater in mimischen Künsten, dilettierte er mit Glück, ebenso, als Horaz-Uebersetzer, in der Poesie; als Gehilfe bei der Physiognomik und als Freund stund er Lavatern nahe. Die Wissenschaft ehrt sein Andenken in mehreren entomologischen Namen; zahlreiche Arbeiten in Zeitschriften, wie im „Tübingenschen Museum der Heilkunde" und namentlich in dem von ihm gegründeten „Sammler", einer „gemeinnützigen Wochenschrift für Bünden", bekunden seine vielseitige Thätigkeit und seinen praktischen Sinn. Der obengenannte Landsmann Schillers, Heigelin, nennt Am Stein — zehn Jahre nach unserm Handel — einen gelehrten und biedern Mann voll Geistes, Hellblicks und feinen Geschmacks, und einen der ersten schweizerischen Gelehrten.

Einem solchen Manne gegenüber sollte man, bloss auf sein verhalten gegen Schiller hin, nicht sofort von „Jämmerlichkeit", von „Vortheile suchen", von „an Schiller durchaus zum Helden werden wollen" sprechen. Und von einem solchen guten Bürger seines Adoptivvaterlandes, einem Freunde der Ordnung und Menschenliebe, ist der Artikel, mit dem er Ende April 1782 den Abdruck von Wredows Apologie im „Sammler" einleitete, zusammt den begleitenden Anmerkungen gar wol begreiflich und gereicht ihm zur Ehre. Dass er den „grossen Geschmack" des Zeitalters, die alles unlautere und gemachte schonungslos angreifende Tendenz der „Räuber" nur unvollkommen verstund (wie das auch in einem spätern Artikel des „Sammlers" der Fall ist), — dass er darin, mit einem Worte, ein Philister war: wer will ihm das zum Vorwurf machen? Er war es, aber ein braver Mann dabei. War

doch auch fast die ganze Kritik Deutschlands anfangs über das ruchlose Stück sittlich entrüstet! Am Stein stellt in seiner „Apologie für Bünden gegen die Beschuldigung eines auswärtigen Komödienschreibers“ den Verfasser der excentrischen Dichtung, an dessen guter Absicht er übrigens nicht zweifelt, in scharfer Apostrophe zur Rede. Er kann sich die schwere Anklage gegen sein Land nur aus einem unglücklichen Zufall oder aus Verleumdung durch einen dritten erklären und bedauert sie namentlich wegen der vielen urtheilslosen als etwas, das „um der gemeinen Liebe sowohl als um der politischen Achtung willen, die ein Staat dem andern schuldig ist, auf keiner gereinigten Schaubühne jemals sollte geduldet werden“, — ein Wunsch, der seinem Verstande und seinem Herzen gleiche Ehre macht.

Aber jetzt beginnt die Intrigue, in der Person des herzoglichen Garteninspectors Walter in Ludwigsburg, eines ehrgeizigen, ränkesüchtigen Mannes, dessen Namen Schiller bald darauf in „Kabale und Liebe“ nach Gebühr verewigte, indem er den verbrecherischen Emporkömmling von Walter, das concentrierte Spiegelbild der Montmartin, Wittleder und anderer hochmögender Schurken aus der Leidenszeit Württembergs, nach ihm benannte. Man hatte von Chur aus, wie es scheint, Schillern noch in einem besondern Briefe (dass Am Stein ihn geschrieben[1]), ist blosse Vermuthung) zur Erhärtung seiner Beschuldigung oder aber zum Widerruf aufgefordert — Düntzer, bei welchem übrigens als Verfasser dieses Schreibens ohne weitere Begründung „der Redacteur, der dritte im edlen Bunde,“ bezeichnet ist, nennt das eine „einfältige Zumuthung“! — Da der Schreiber lange Zeit keine Antwort erhielt, wandte er sich, ehe er zu einem Angriff in einem deutschen Journal schreiten wollte, an Waltern, als correspondierendes Mitglied der Bünderischen oekonomischen Gesellschaft, und bat ihn, er möchte dem Dichter sein „erwarten anzeigen“, dass er die gewünschte Erklärung abgebe, also die Sache gütlich beilegen. Aber das that Walter gar nicht; seine Eitelkeit und sein Hang zur Angeberei, vielleicht auch seine ehrgeizige

1) Palleske I, 257.

Feindschaft gegen die bevorzugte Schillerische Familie, sowie der instinctive Hass des Mannes der Ordnung gegen das jugendliche Ungestüm des Genius, mochten es ihm räthlicher erscheinen lassen, sich gleich an den Herzog zu wenden, als einem Regimentsmedicus und halbverrückten Komoedienschreiber eine nichtssagende Erklärung abzudringen auf die Gefahr hin, von ihm nach kraftgenialischer Räuberart an die Luft gesetzt zu werden. Giengen doch unter der loyalen Philisterschaft Stuttgarts über den Feldscheer Schiller die ärgerlichsten Sagen: von nächtlichen Orgien bei Wein und Gesängen, von lästerlichen Heimwegen „mehr getragen als gegangen“, von — in Ermanglung des Schlüssels — füsslings eingedonnerten Hausthüren; — nein, mit einem solchen Menschen, der noch dazu die „Räuber“ geschrieben, konnte man sich nicht einlassen. Also der wackere hinterbringt die Apologie des „Sammlers“, die ihm sein Bündner Freund noch besonders zugeschickt, seinem Souverän. Die Folge ist die bekannte Scene zwischen dem Herzog und Schiller auf Schloss Hohenheim. Der Fürst hatte dem Regimentsdoctor schon im Juni den Verkehr mit dem Ausland untersagt und ihm für seine zweite ohne Urlaub unternommene Reise nach Mannheim vierzehn Tage Arrest gegeben; seither hatte Schiller durch seine Ausfälle in dem Gedicht auf Rieger seinen Zorn gereizt. Jetzt befahl er dem Dichter, künftig „niemals mehr weder Komoedie noch sonst so was zu schreiben, sondern allein bei seiner Medicin zu bleiben“, und zwar unter Androhung der höchsten Ungnade — oder, wie Petersen erzählt, bei Strafe der Cassation, wozu Schiller selbst später, wol nur als Ausgeburt seiner durch jenen Vorgang aufgeregten Phantasie, noch Festung fügt.[1]) Dieser Auftritt ist es wol, der in dem Schreiben Schillers an Dalberg vom 15. Juli angedeutet ist; derselbe wird also zu Anfang oder gegen Mitte Juli stattgefunden haben. — Düntzer setzt allerdings diesen durch die Bündner Sache veranlassten Conflict erst in den August und lässt erst dann einen schriftlichen Befehl des Herzogs, „nichts litterarisches

1) In der Ankündigung der „Thalia“, vgl. Deutsches Museum 1784, S. 566.

mehr zu schreiben oder mit Ausländern zu communicieren", an Schiller gelangen, worauf sich dann dieser am 1. Sept. in seiner Bitte um „Milderung des ihm zugekommenen Befehls" bezöge. Das ist möglich; aber dem indirecten bestimmten Befehl, den man aus dem Briefe vom 1. Sept. folgert, kann recht wol eine mündliche Drohung oder Weisung gleichen Inhalts vorausgegangen sein, oder der Ausdruck „Milderung des ihm zugekommenen Befehls" kann sich am Ende auch lediglich auf ein mündliches Verbot vom Juli zurückbeziehen, dessen Aufhebung zu erwirken der zur Flucht schon halb entschlossene Dichter endlich als letztes Mittel versucht, nachdem es ihm während der 6—8 Wochen seines bestehens völlig unerträglich geworden. — Jedesfalls dürfen wir Petersen glauben, dass eine heftige persönliche Berührung zwischen dem Herzog und Schiller in Folge der Bündner Sache stattgefunden, und dürfen den Brief vom 15. Juli als unter dem Eindruck dieser Berührung entstanden betrachten: der Arrest wegen der zweiten Mannheimer Reise nebst dem damals dem Dichter ertheilten ganz allgemeinen Befehl, „sich seinem Fache zu widmen," genügen zur Erklärung dieses Briefes nicht. Der Dichter erstattet darin dem Freiherrn kurz Bericht von den Folgen seiner Reise nach Mannheim; die förmliche Uebersiedelung dorthin wünscht er aber „jetzt doppelt", aus „einer Ursache, die er keinem Brief anvertrauen darf"; das heisst ohne Zweifel: wegen der Scene mit dem Herzog und der drohenden Befehle desselben, deren Grund er seinem Gönner nicht mittheilen konnte, ohne seinen Fürsten anzuklagen oder sich selber bei Dalberg zu compromittieren — beides in seiner Lage gleich bedenklich. Ist die Uebersiedelung jetzt nicht möglich, wo seine ganze dichterische Zukunft vom Herzog durchkreuzt ist, so wird sie es nie mehr sein; — „ich werde," fügt er bei, „alsdann (in etlichen Monaten) gezwungen sein, einen Schritt zu thun, der mir's unmöglich machen würde, in Mannheim zu bleiben," d. h. eben die Flucht zu ergreifen, die ja wirklich für den Dichter die Folge hatte, dass er sich in Mannheim kaum sehen lassen durfte und Dalberg sich fürs erste ganz von ihm zurückzog.

Nachdem auf diese Weise glücklich der Herzog und Schiller

hintereinander gebracht waren, und nachdem Walter auch durch möglichste Verbreitung der Apologie die öffentliche Meinung gegen den Dichter noch weiter herausgefordert, scheint ihm der Muth gekommen zu sein, die von seinen Bündner Freunden gewünschte Erklärung von dem Komoedienschreiber zu erpressen, der inzwischen vermuthlich mürbe geworden war und jetzt auch — so sagt der Intrigant höhnisch — wissen musste, „dass dieses Ihme von Mir (Walter) gespielet worden". Wenigstens stellt er jetzt eine solche Satisfaction in Aussicht in seinem Briefe nach Graubünden vom 2. September. Aber er hatte sich wahrscheinlich noch gar nicht getraut, bei Schiller einen bezüglichen Versuch zu machen. Er spricht nur ganz allgemein davon: Der „Comödienschreiber" könne nicht leugnen, dass er einen Brief aus Bünden erhalten; er schäme sich, dass er so mit seinen Räubern „angelaufen"; — weiter aber sei „dermalen aus Ihme nichts herauszubringen"; Schreiber müsse also noch etwas warten, ehe er „eine weitere Erklärung" bekommen könne.

Am Steins Organ aber lässt es beim bisherigen bewenden und verzichtet förmlich auf diese „weitere Erklärung" — ein Beweis, wie es den Vertheidigern Bündens um die Sache selbst, um factische Genugthuung für ihr Land, und nicht, gleich ihrem Helfershelfer, um blossen Skandal und persönliche Intrigue zu thun war. Von der Ausführung des vorher gehegten Vorsatzes, in einem Journal auf Genugthuung zu dringen, ist nun nicht mehr die Rede; es war, offenbar auch für die beleidigten, welche im ersten Eifer vielleicht etwas zu hitzig gewesen, in der Sache genug und mehr als genug geschehen. Im 42. Stück des „Sammlers" (October 1782) referiert „ein Bündner" über alles seit April geschehene, unter schuldiger Anerkennung des Verdienstes der beiden Nichtbündner Wredow und Am Stein, die er übrigens nicht mit Namen nennt. Der Verfasser macht wiederum einige Ausfälle gegen das Schauspiel, vom Standpuncte des guten ruhigen Bürgers und wolmeinenden Moralisten aus, und theilt sodann den erwähnten Brief vom 2. September mit, worin ihm sein „entfernter Freund" (Walter) über den Erfolg seiner beim Herzog gethanen Schritte Bericht erstattet. Wie die Vergleichung

mit einem Abdruck des Originalbriefes (im „Schwäbischen Museum“ 1785) zeigt, hat übrigens der Bündnerische Einsender des „Sammlers“ das Schreiben Walters in der Orthographie verbessert und im Ausdruck gemildert, indem er sich der hämischen Schadenfreude des verbündeten für diesen selbst schämen mochte. Er schliesst mit der Erklärung, dass man, in Folge des fürstlichen Verweises, sich zufrieden geben könne, — sowie mit dem wolgemeinten Wunsche, dass der „unbesonnene Schauspielschreiber“ dem weisen Befehl des Herzogs nachkommen und künftig seines Landesvaters Huld verdienen möge; — das alles natürlich, ohne zu wissen, dass beim erscheinen dieses Artikels der Dichter sich der landesväterlichen Tyrannei bereits für immer entzogen haben würde.

Mit dieser Zusammenfassung des geschehenen und der Mittheilung des Walterschen Briefes schliesst der „Sammler“ die Acten. Von wem der Aufsatz stammt, wer also die Correspondenz mit Walter geführt hat, lässt sich aus dem Texte des „Sammlers“ nicht entnehmen. Armbruster im „Schwäbischen Museum“ von 1785, dem die „Originalbriefe“ Walters, aber vielleicht ohne die Adressen, vorlagen, bezeichnet den „Redactor“ als den Adressaten derselben und also zugleich als Schreiber des Artikels, und ihm folgen hierin Boas, Palleske, Düntzer. Von Am Stein aber, der offenbar der alleinige Redacteur des „Sammlers“ ist, kann diese Berichterstattung unmöglich herrühren. Laut ihrer Ueberschrift ist dieselbe „von einem Bündner“ verfasst.[1]) So durfte sich aber Am Stein im September oder October 1782, wo der Aufsatz geschrieben ward, keinesfalls nennen; denn damals war nur erst im Schosse der zuständigen Behörde — unterm 12. Sept. — beschlossen worden, dem Volke die Anfrage vorzulegen, ob es Am Stein und Wredow in Anerkennung ihrer Verdienste als Bündner aufnehmen wolle, im Falle der Verwerfung aber ihnen eine Denkmünze zuzustellen; das Resultat der sodann im December ausgeschriebenen Volksabstimmung, die „fast einhellige“ Auf-

1) Der auch im Verlaufe des Aufsatzes sich selbst und „andere geborene Bündner“ den beiden fremden Apologisten gegenüberstellt. In der sehr ausführlichen amtlichen Darlegung von Am Steins Verdiensten (Beilage IV. B) ist lediglich jener Artikel vom April erwähnt.

nahme der beiden, ward erst im März folgenden Jahres festgestellt und im April oder Mai dem Herausgeber des „Sammlers" officiell mitgetheilt. Auch eine intellectuelle Urheberschaft Am Steins, der sich durch diese öffentliche Erwähnung seiner Verdienste dem Volke hätte empfehlen lassen wollen, ist undenkbar; ein solcher inspirierter Tendenzartikel hätte gewiss die That Am Steins, die „Apologie", nicht bloss so im vorbeigehen und ohne Nennung seines Namens berührt und dagegen die Unterhandlungen mit Walter, welche sich der „Bündner" zuschreibt, als Hauptgegenstand der Darstellung hervorgehoben, wie es in diesem Aufsatze geschieht. Ein Grund aber, weshalb Am Stein, wenn er selbst der Verfasser der Mittheilung und (wie Palleske ohne weiteres annimmt) der Adressat von Walters Brief gewesen wäre, fälschlich seinen Artikel als „von einem Bündner" herrührend bezeichnet hätte, ist schlechthin nicht abzusehen; er gab ja damit das Hauptverdienst, das in dem Artikel gefeiert ward, aus den Händen, das Verdienst, den Krieg in Feindes Land hinübergetragen, einen Erfolg über die Person des Dichters selbst errungen zu haben. Es wäre allerdings möglich, dass er als gerader ehrlicher Mann den Weg, auf welchem dieser Erfolg erreicht worden, missbilligt hätte; aber als solcher konnte er dann auch nicht Waltern und seinem Correspondenten pseudonyme Lobsprüche ertheilen. Nein, dieser Artikelschreiber und Correspondent ist ein anderer als Am Stein.[1]) Dieser war mit dem vorgehen seines Einsenders wol ohne viel Scrupel einverstanden, aber ein tendenziöser Fälscher war er nicht, und die Schwäche, dass er angesichts der Volksabstimmung eine Belobung seiner „Apologie" in sein Pressorgan aufnahm, wird ihm das Jahrhundert der Reclame und der erweiterten Volksrechte nicht zu hoch anrechnen dürfen.

Der Intrigant in Stuttgart war inzwischen — noch ehe der abschliessende Artikel des „Sammlers" erschienen war, worin auf eine Erklärung Schillers verzichtet wurde — von

---

1) Der Ausdruck bei Walter: „ihre Apologie vor Bündten" spricht nicht für Am Stein als Adressaten; denn dieser war in der Apologie nicht als Verfasser genannt; er bedeutet: „die von Ihnen erhaltene Apologie". Im „Sammler" steht: „die Apologie von ihnen erhalten".

seinem unangenehmen Auftrage durch ein unerwartetes Ereigniss dispensiert worden. Schillers schriftliche Bitte vom 1. September um Zurücknahme des Schreibeverbots hatte der Herzog abgewiesen und ihm zugleich bei Strafe des Arrests untersagt, irgend ein Schreiben an ihn zu richten; da entzog sich der Dichter durch seine Flucht am 22. September[1]), während der grossen Hoffeste, dem unerträglichen Drucke für immer. Aber der erbärmliche Angeber, der den eigentlichen Auftrag gar nicht erfüllt und die ganze ernsthafte Angelegenheit nur benutzt hatte, um sich persönlich zu empfehlen und den Herzog auf den Dichter zu hetzen, wollte auch von Graubünden her seinen Judaslohn haben, wozu ihm das jenen beiden andern an höchster Stelle zugedachte Landrecht gerade gut genug gewesen wäre. In diesem Sinne schrieb er unterm 7. October an seinen Bündner Freund, der ihm die beifällige Aeusserung des regierenden Bundeslandammanns über sein vorgehen mitgetheilt und ihm vielleicht auf eine ähnliche Auszeichnung, wie die für Am Stein und Wredow in Aussicht genommene, Hoffnung gemacht hatte. Dass wiederum Am Stein dieser Freund gewesen, wie namentlich Palleske als sicher anzunehmen scheint, ist abermals eine unbeweisbare Unterstellung; die Behauptung, dass er Waltern zum Bürgerrecht habe verhelfen wollen, beruht nur auf dieser falschen Identificierung. Wäre auch eine Begünstigung der Absichten Walters durch Am Stein, bei seinem Eifer für die Sache der Vertheidigung Graubündens, an sich nicht undenkbar, so deutet doch der Umstand, dass der „Sammler“ die Flucht Schillers und die darin liegende zweifelhafte „Satisfaction“ für Graubünden mit stillschweigen übergieng, eher darauf hin, dass Am Stein, nachdem die Sache diese Wendung genommen, das rücksichtslose vorgehen Walters missbilligte. So ist denn auch offenbar die Meldung Walters von dem, was „in Betreff des Doctor Schielers als Authoren der Comedie wegen denen Räuber vorgegangen seyn solle“ (s. das Protokoll vom 10./21. März 1783), der Standesversammlung auf anderem Wege zugekommen als

1) So ist das Datum neuerdings nach Petersen, gegenüber der Angabe Streichers (17. Sept.), festgestellt durch Schlossberger („Nachlese zur Schiller-Litteratur“), vgl. Literar. Centralbl. 1879 Nr. 2.

durch Am Stein, wie das Palleskes Darstellung vermuthen lässt. Es ist wieder jener dienstwillige Bündner Freund Walters — wol auch ein Mitglied der „Oekonomischen Gesellschaft“ —, der hier bei den Behörden seine Sache führt; Am Stein, dessen Naturalisierung auf Grund der eben eingehenden Abstimmungsresultate noch erst von der Standesversammlung ausgesprochen werden musste, hätte wol Tact genug gehabt, um nicht zu gleicher Zeit an officieller Stelle die öffentliche Belohnung seines Freundes und verbündeten — wozu man übrigens Waltern, wie gesagt, ohne zureichende Gründe macht — zu betreiben.

Das Bürgerrecht an Waltern wegzuwerfen, davon scheint übrigens, trotz den Bemühungen des ehrgeizigen Denuncianten und seines Bündnerischen Correspondenten, an massgebender Stelle nie die Rede gewesen zu sein. Nur ein höfliches Dankschreiben sollte ihm zugehen, wenn sich wirkliche Verdienste seinerseits ergäben. Das betreffende durch Armbruster und Boas bekannt gewordene Protokoll, dessen geschraubter Canzleistil im Original (s. unten Beilage IV C) noch etwas ungelenker erscheint, bildet die erste und letzte Erwähnung Walters in den officiellen Acten, während das in derselben Sitzung beschlossene Schreiben an Am Stein und Wredow sechs Wochen später im Protokoll mitgetheilt ist. Es ist also entweder die zur Bedingung einer amtlichen „Verdankung“ gemachte Vorweisung jenes Originalschreibens aus Stuttgart unterblieben, indem die dadurch zu „erhärtenden“ Verdienste denn doch zum voraus als nicht bedeutend genug erscheinen mochten, oder der Bundestag ist nach Vorlage der bezüglichen Schreiben auf den Gegenstand nicht eingetreten und hat ihn — aus Rücksicht für den betroffenen stillschweigend — definitiv fallen lassen.

An Am Stein aber, wie gleichzeitig an Wredow, richtete der Actuarius der Standesversammlung zu Chur, gemäss dem Beschluss derselben Sitzung vom 21. März, im April ein höfliches Schreiben (s. Beilagen) mit der amtlichen Anzeige von seiner Anerkennung als „freier Bündner“ durch das Volk der drei Bünde in „Alt fry Rätia“. In demselben April 1783 sitzt der freie Weltbürger, aber gänzlich mittel- und aussichtslose

dreiundzwanzigjährige Dichter Schiller in der Gartenhütte zu Bauerbach, im Herzen seinen „Dom Karlos“, mit dem er damals wol oft aus gepresster Seele rufen möchte: „Dreiundzwanzig Jahre, Und nichts für die Unsterblichkeit gethan!“ — und er schreibt dem einzigen Freunde, den er bisher auf seiner Flüchtlingsfahrt gefunden, das traurig resignierte Wort: „Ich hätte vielleicht gross werden können; aber das Schicksal stritt zu früh wider mich“. Dass Am Stein, der von diesem Schicksal „pars magna“ gewesen, damals für seine Vertheidigungsthat Ehre und Auszeichnung erntete, während der edle Dichter unter ihren Folgen litt, gehört zu den typischen Ereignissen in unserer Welt der unerbittlichen Causalität, wo oft durch eine Verkettung von Umständen, die nicht in Betracht gezogen wurden oder werden konnten, ein kleiner Fehler sich scheinbar unverhältnissmässig schwer straft und das gewöhnliche auf lang oder kurz Macht gewinnen lässt über den grossen und hochgesinnten. Und ein solches Ereigniss braucht man nicht abzuschwächen durch die Bemerkung, womit Am Steins Biograph ihn oder die Bündner entschuldigen zu sollen meint: dass dem Angreifer Schillers das Bürgerrecht „wahrlich grösserer Verdienste wegen“ verliehen worden sei und dass ihn der öftere ungerechte Vorwurf, er habe Schillers Unglück bewirkt, stets tief gekränkt habe.[1]) Das wollen wir gerne glauben; aber dieser Vorwurf gehört eben auch zur Causalität der Ereignisse, welcher der übereifrige Vertreter einer noch so guten Sache von Rechtswegen nicht entgeht.

Dreiundzwanzig Jahre nach dem Angriff Am Steins lag sein Gegner, der beim „Dom Karlos“ an seinem Beruf hatte verzweifeln wollen, auf seinem letzten Krankenlager als der von der ganzen Nation betrauerte Dichter des „Wallenstein“ und des „Wilhelm Tell“, und das intolerante Regiment der Bündnerischen „Weisheiten“ so gut als des württembergischen „Landesvaters“ gieng aus allen Fugen durch den moralischen Einfluss der unter fremdem Zwange eindringenden freiheitlichen Ideen, welche in dem vielangefeindeten Erstlingswerke des Regimentsdoctors von 1782 unklar gebraust und gegohren hatten.

1) „Neuer Sammler“, Chur 1809, S. 62.

III.

Der dargestellte Verlauf der Ereignisse ergab sich uns aus den im bisherigen angeführten und in den Beilagen abgedruckten Actenstücken, die insbesondere noch die Bürgerrechtsangelegenheit illustrieren als letzte Welle, welche der geworfene Stein an die Bündner Berge trieb.[1])

Die bisherigen Referenten haben freilich nicht nur, wie wir gesehen, diese Actenstücke, soweit sie bekannt waren, allzusehr zu Ungunsten der Gegner Schillers ausgebeutet[2]); sie haben sie auch theilweise ignoriert oder ihnen zum Trotz eine andere chronologische Folge der Begebenheiten aufgestellt. Man hat, nach Streichers abweichender Berichterstattung, den Conflict mit dem Herzog wegen der Graubündner „Apologie" weiter in der Zeit hinaufgerückt, vor denjenigen wegen der zweiten Mannheimer Reise, welche Schiller am 25. Mai antrat und mit Grippe und Arrest büsste; er soll stattgefunden haben zwischen Ende April, wo der Artikel Am Steins im „Sammler" erschien, und dem 20. Mai, dem Tag der Abreise des Herzogs von Stuttgart, dessen Abwesenheit dann Schiller zu seinem Ausfluge benutzte. Aber in diesen drei bis vier Wochen hätte kaum alles das Platz, was — dem Berichterstatter vom October zufolge — nach dem erscheinen jenes Artikels vorgegangen ist: die Aufforderung des „Bündners" an Schiller, zu widerrufen, das warten auf Antwort, das Schreiben an Walter, dessen Denunciation und die Scene mit dem Herzog. Der Brief sodann, in welchem Schiller bald nach der Rückkehr von Mannheim, unterm 4. Juni, dem Freiherrn von Dalberg seine Vorschläge zu einer gütlichen Lösung seiner dienstlichen Verpflichtungen unterbreitet, setzt ein noch leidliches Verhältniss zum Herzoge voraus. Vor allem aber — wie Boas zutreffend bemerkt, der zuerst sehr richtig die

1) Stücke der betr. Protokolle sind inzwischen von A. v. Sprecher a. a. O. mitgetheilt worden.

2) Armbruster im Schwäbischen Museum a. a. O.; Jenaische Litteraturzeitung 1806, Febr.; vgl. Nicolai, Reisebeschr. 1795, X, 83, und in der Neuen Berlinischen Monatsschrift 1805, Okt., 286 ff. Im gleichen Sinne alle ausführlichern biographischen Arbeiten bis auf Boas Palleske, Düntzer.

beiden Conflicte umgestellt hat — würde Schiller unter der Last einer solchen Scene jene Lustfahrt mit Frau von Wolzogen, der Vischerin und von Hoven sicher nicht gewagt haben. Auch sagt Walter deutlich, der Komoedienschreiber, welchem es jetzt in Folge der Apologie so übel ergangen, habe sich seiner Zeit mit dem ausländischen Theater eingelassen und dafür schon damals 14 Tage sitzen müssen. Aber was thut einer der neuesten Biographen des Dichters? Weil Streicher eine andere Chronologie zeigt und Petersen[1]) und Abel von einer Betheiligung Walters, dieses schlauen Duckmäusers, nichts wissen, verdächtigt Palleske diesen Brief Walters einfach als nachträglich geschmiedet, um ihm das Bürgerrecht zuzuwenden! In der That, die Echtheit des Briefes vom 2. September mit seinem „schon damals“ kann nicht bestehen mit der Darstellung Streichers, die den Conflict wegen der Apologie vor die Mannheimer Reise setzt.

Ward aber dieser Brief durch Walter oder in seinem Interesse durch den Bündner Freund nachträglich geschmiedet, was hätte denn die Umstellung der beiden Conflicte für einen vernünftigen Zweck gehabt? was für einen Zweck überhaupt die Erwähnung jenes „damaligen“ Conflicts, bei dem ja Walter keinerlei Verdienst hatte? War allenfalls der Fälscher selber über die Zeit desselben ungenügend unterrichtet, so hätte er ihn wol eher ganz weggelassen, als dass er ihn so bestimmt vor den andern setzte und Gefahr lief, sich bei dem Adressaten, bei Am Stein oder dem Publicum des „Sammlers“ eine Blösse zu geben. Die Angaben über die Arrestgeschichte stimmen aber mit allem überein, was wir sonst davon wissen, ausser eben mit der zeitlichen Einreihung in Streichers Bericht; in ihnen spricht lediglich Schadenfreude, nicht eine egoistische Tendenz. Auch der vermeintliche ganz specielle Zweck der Fälschung, die an Am Stein und Wredow verliehene Auszeichnung auch für Waltern zu erwirken, ist unhaltbar gegenüber dem Datum des Originalbriefes bei Armbruster:

1) Dieser oft unzuverlässige Berichterstatter (vgl. Boas I, 35) lässt u. a. auch Am Stein und Wredow schon 1781 zum Bürgerrecht gelangen. Dagegen hat er z. B. das richtige Datum der Flucht gegenüber Streicher, der nun eben auch in unserer Frage der Correctur bedarf.

am 2. September war jene Auszeichnung noch gar nicht erfolgt; sie ward erst am 12. September durch den Bundeslandammann im Schosse der Behörde angeregt. Walter mochte gewiss von Anfang an sich Vortheile versprechen; aber die bestimmte Ambition der Bürgerrechtsertheilung nach jenem angeblichen Praecedens (auf die allerdings in seinem spätern Briefe hingearbeitet wird) konnte damals noch nicht das Motiv eines Briefes oder der Fälschung eines solchen bilden. Dass der Berichterstatter vom October im „Sammler“ dieses Datum des Briefes weglässt, spricht mindestens für seine bona fides; der Verdacht der Tendenziosität, welcher allerdings entstehen konnte, wenn bald nach dem obrigkeitlichen Beschluss, das Volk wegen Aufnahme jener beiden zu befragen, ein Brief veröffentlicht ward, der ähnliche Verdienste eines dritten meldete — dieser Verdacht wäre von dem Einsender durch Beifügung des Datums vom 2. Sept., welches später Armbruster aus dem angeblich gefälschten Briefe abdruckt, sofort zu heben gewesen. Und woher, fragen wir, hätte denn Armbruster im „Schwäbischen Museum“, das Palleske gar nicht zu kennen scheint, die von dem Abdruck im „Sammler“ abweichenden Lesarten dieses Schreibens, wenn ihm nicht wirklich durch irgendwelche Vermittelung von Graubünden her die Originalbriefe nebst dem Standesbeschluss zugekommen wären? — Nein, dieser Brief ist echt und in den Zeitangaben glaubwürdig, im Ausdruck aber gut Walterisch, besonders bei Armbruster, — und die darin erzählte Scene mit dem Herzog wegen der Bündner Sache spielt nach der Mannheimer Reise und dem Arrest.[1]) Die Umstellung der Streicherschen Reihen-

1) Palleske stösst sich namentlich daran, dass bei der Boasschen Anordnung der Begebenheiten Walter auf jene Bündnerische Sendung und Aufforderung hin, deren unmittelbare Folge (nach seiner eigenen Angabe) die Denunciation war (etwa im Juli), seinen Bericht über deren Erfolg nicht sofort, sondern erst nach zwei Monaten erstattet habe. Das erklärt sich aber einfach daraus, dass Walter eben noch keinen oder nicht den gewünschten Erfolg zu berichten hatte, wie er denn auch am 2. Sept. eine Erklärung des Dichters, um die es sich eigentlich handelte, noch nicht beibringen kann, sondern erst in Aussicht stellt, wahrscheinlich in Folge einer neuen Mahnung von Graubünden her. — Palleske glaubt (I, 546) die Streichersche Reihenfolge sogar beibehalten zu

folge der Conflicte ist wolberechtigt. Der im sachlichen so zuverlässige Streicher konnte sich im Alter um so leichter in dem zeitlichen Verhältniss derselben irren, als in der That der Graubündner Handel seinen Anfängen nach ältern Datums war und die ihm bekannten einschlagenden Actenstücke desselben der Zeit vor der Mannheimer Reise angehören.

Wir haben also nach dem Vorgange von Boas, welchem neuerdings Düntzer gefolgt ist, und gegenüber den Darstellungen von Palleske, Hoffmeister, Goedeke [1]) u. a. die besprochenen Begebenheiten folgendermassen chronologisch zu ordnen:

13. Dec. 1781. Wredows Artikel „An den Verfasser des Schauspiels: Die Räuber" in den Hamb. A.-C.-Nachr.

13. Jan. 1782. Schiller in Mannheim zur ersten Aufführung der „Räuber".

Ende April. Am Steins „Apologie für Bünden", mit Abdruck derjenigen Wredows, im „Sammler". Dann Uebersendung desselben an Schiller durch einen Bündner, welcher längere Zeit auf eine Antwort wartet.

Mitte Mai. Gedicht auf Rieger.

20. bis Ende Mai. Der Herzog in Wien.

26.—28. Mai.[2]) Schiller zum zweiten Male in Mannheim und in den „Räubern".

können, auch wenn die Darstellung des Briefes richtig sei und Walter also wirklich der Angeber gewesen; denn dieser habe wahrscheinlich den „Sammler" gleich im April gelesen und dann sofort die Apologie dem Herzog hinterbracht. Aber dagegen streitet wiederum das „schon damals" des Briefes. Und gesetzt auch, Walter habe wirklich die Apologie sofort nach erscheinen gelesen (er schreibt dem Freunde nur, er habe alsbald nach Lesung seiner, d. h. der ihm überschickten, Apologie sie dem Herzog in die Hände gespielt, und auf solche Versicherungen ist bei ihm überhaupt nicht viel zu geben), so brauchte doch wol auch ein Charakter wie Walter noch eines äussern Anstosses zu einer Denunciation an höchster Stelle; die betreffende Aufforderung ist aber von seinem Bündnerischen Correspondenten erst nach Ablauf einer geraumen Wartezeit ergangen. — Es ist an dem Briefe alles in Ordnung und alles bezeichnend; nur darf man ihn nicht mit Palleske als an Am Stein gerichtet ausgeben.

1) Wenigstens theilweise: vgl. Grundriss I, 921. 1013.

2) Bei Döring ist der eine der betreffenden Briefe unrichtig vom 25. März datiert. Schiller reiste am 25. Mai ab, nachdem er Vormittags an Hoven und Tags zuvor an Dalberg geschrieben.

Bis 4. Juni. Grippe; dann Brief an Dalberg, Plan zu gütlichem loskommen.

Gegen Ende Juni. 14 Tage Arrest wegen der ausgeplauderten Reise und Verbot des Verkehrs mit dem „Ausland". Der „Bündner" überschickt Waltern die Apologien und bittet ihn, von Schiller die Erklärung zu verlangen. Denunciation Walters.

Anfang oder Mitte Juli. Citation Schillers vor den Herzog und (mündliches) Schreibverbot.

15. Juli. Briefliche Bitte an Dalberg um Beschleunigung der Uebersiedelung ebendeswegen.

1. Sept. Abgewiesene Bittschrift Schillers an den Herzog um Aufhebung des (vielleicht inzwischen schriftlich ihm zugegangenen) Schreibverbots.

2. Sept. Walter berichtet dem „Bündner" den vorläufigen Erfolg seiner Angeberei; die gewünschte Erklärung Schillers hofft er später zu erhalten.

12. Sept. (1. Sept. alten Stils). Mittheilung und Antrag des Bundeslandammanns in Chur, betreffend den Handel mit dem württembergischen Arzte. Beschluss, die Naturalisierung Am Steins und Wredows zur Volksabstimmung zu bringen.

22. Sept. Schillers Flucht.

7. Oct. Walters Bericht hiervon an den „Bündner"; er spricht den Wunsch nach dem Landrecht aus.

Mitte Oct. Berichterstattung des „Bündners" im „Sammler" mit Abdruck von Walters erstem Briefe.

20. (9.) Dec. Ausschreibung der Volksabstimmung über Am Stein und Wredow.

21. (10.) März 1783. Beschluss der Bündner Congressualversammlung, den beiden ihre Tags zuvor constatierte Aufnahme anzuzeigen, Waltern aber eventuell ein Dankschreiben zugehen zu lassen.

Wir haben die folgenreichste Wendung in Schillers Jugendleben auf ihre Gründe zurück- und in ihrer Entwickelung vorgeführt. Unsere Ergebnisse sind folgende:

I. Der unbesonnene und leichtfertige Ausfall auf Graubünden ist veranlasst durch die dem Volksurtheile zur Last fallenden Uebertreibungen und Generalisierungen wirklicher Zustände und Vorgänge, sowie durch die Unkenntniss und die feindseligen Vorurtheile, welche in Schwaben bezüglich der rätischen Republik herrschten.

II. Der Sturm gegen den Dichter ward erregt durch den wolberechtigten Eifer Wredows und Am Steins, durch den hitzigen Uebereifer des „Bündners“, der aber nicht mit Am Stein zu identificieren ist, und durch den schadenfrohen und — wenigstens hinterher — eigennützigen Diensteifer Walters.

III. Die Katastrophe dieses Conflictes fällt, gemäss dem glaubwürdigen Berichte Walters, in die Zeit nach der Mannheimer Reise, wahrscheinlich in den Juli, und ist die unmittelbare Veranlassung des Schreibverbots, welches den Dichter, nach einem vergeblichen Versuch, eine Milderung desselben zu erwirken, zur Flucht trieb.

Das historische Gesammturtheil über unsern Handel wird künftig, was die Vertheidiger Bündens, mit Ausnahme Walters, anbetrifft, ein milderes, jedesfalls weniger gereiztes als bisher sein müssen und namentlich nicht Am Stein für die bei Walter und durch Walter gethanen Schritte verantwortlich machen dürfen. Dabei wird endlich auch das Aergerniss in Rechnung zu ziehen sein, welches die „Räuber“ überhaupt, und zwar nicht in Graubünden allein, erregten. In denselben Tagen, in denen Schiller sein Vaterland verliess, verbot der Magistrat der Stadt Leipzig die weitere Aufführung der „Räuber“, weil durch sie angeblich eine Menge Diebstähle an der Messe veranlasst worden waren. Aeusserungen wie die einer deutschen Zeitschrift, die noch 1795 Schiller als verkappten Jacobiner bezeichnete, dessen „Räuber“ den Zündstoff zu dem Völkerbrand in Frankreich geliefert hätten, oder jenes Fürsten, welcher nach Eckermann bekannte: wenn er Gott gewesen und vorausgesehen, dass in der zu bildenden Welt die Räuber würden geschrieben werden, er hätte die Welt nicht erschaffen! sind Symptome ähnlicher Art wie der Sturm im Glase Wasser, den wir dargestellt haben. Wäre das Werk nicht überhaupt ein so gänzlich

neues, ungewohntes und ungeahntes gewesen, es hätte nicht so viel — auch in Bünden nicht — zu reden gegeben. Man stiess sich an dem ganzen Löwen und mäkelte an der einzelnen Klaue. Die Abwehr der Bündner ist nicht bloss ein Zeugniss warmen und oft hitzigen Eifers für die Heimat, sondern auch eine Aeusserung der Reaction, welche das unbegriffene grosse und gewaltige von jeher erregt hat.

Von dem Intriganten des ganzen Dramas aber konnte der Dichter ähnlich wie Joseph sagen: „Ihr gedachtet es böse zu machen, aber —" der Genius, der dem kräftigen Menschen innewohnt und ihn den Weg zur freien Entfaltung seiner Persönlichkeit führt, hat es gut gemacht.

Denn für Schiller selbst war die durch den Bündner Handel veranlasste gewaltsame Losreissung von den engen und moralisch bedenklichen Verhältnissen in Stuttgart der entscheidendste Moment seines Jugendlebens; sie war ihm der Ritterschlag, durch welchen die Muse ihre Jünger zu den Kämpfen, Leiden und Siegen auf der grössern Arena des Lebens einweiht.

Beilagen.

I.

Am Steins Anmerkungen zu dem Artikel Wredows.
„Sammler" 1782, S. 126 ff.
(Vgl. Boas II, 274: „plumpe und gehässige Randglossen.")

„zu dem weit um sich wurzelnden Pöbel" [1])

1) Bezieht sich auf die Vorrede, so wie die oben ausgezeichneten Stellen.

„den Schauplatz zu ihren Schandthaten auswärts suchen müssen" [2])

2) Natürlicher Weise ist der Fall viel seltener, als anderswo, daß Bündtner aus ihrem Vaterland fliehen müßen, oder nicht wieder in dasselbe zurückkehren dürfen. Eine Ursache, das Soldatenpreßen, das oft fremde Länder mit so vielen Flüchtlingen überschwemmt, fällt ganz weg. Die glückliche politische Freiheit versichert dem niedrigsten Einwohner einen verhältnismäßigen Wohlstand, den ihm keine Gewalt rauben kann. Es ist bald kein Bündtner ohne eigene Besitzung. An Arbeit ist kein Mangel, und sie wird wol bezalt. Das Land ernährt daher eine Menge Fremder, und wer weist, ob nicht selbst viele Landsleute des unhöflichen Herrn Verfassers?

„ich kenne in Deutschland wenige Provinzen . . ., in welchen nicht mehr . . . Straßenräubereien vorfallen sollten, als in diesem Lande.“ [3])

3) Der Verfasser dieser Anmerkungen ist kein Bündner, aber ein mehr als zwölfjähriger Aufenthalt in diesem Lande sollte ihm Zutrauen erwerben, er habe es kennen gelernt. Der eingeborne Bündner ist zu nichts weniger, als zum gewaltsamen Diebstal weder aufgelegt, noch genötiget, so daß der Fall gewiß äusserst selten ist, besonders in Vergleichung mit manchem andern Lande, wenn ein eigentlicher Bündner unter so genannten Gaunern ertapt wird. Wenn noch Diebstäle im Lande vorkommen, so sind solche von fremdem Gesindel begangen, das sich freilich oft im Lande eine Zeit lang unerkannt aufhalten kann, weil die Polizei eben nicht streng ist. Doch das geschieht eben so häufig in andern Ländern, und zwar mit einheimischem Gesindel. Fremde Gauner, die sich in Bündten aufgehalten haben, und wenn sie nachher anderswo eingezogen werden, sich aus Bündten herschreiben, muß man ja nicht mit Bündnern verwechslen. Selbst die Geburt und der Ansitz im Lande macht Niemand zum Bündner, dieses Recht wird nur ererbt. Wer der Nation ein Laster aufbürdet, das von Fremden, die unter ihr leben, oder gelebt haben, begangen ist, welches hier der Fall seyn könnte, handelt höchst ungerecht. Was würde der Herr Verfasser sagen, wenn man ihm um seiner lebendigen treffenden Konterfeien willen, die doch durch sein Gehirn gegangen sind, ein Sp—b—ngenie zuschreiben wollte?

„Dennoch gehen viele Jahre hin, ohne daß man bei den günstigsten Umständen von einer einzigen Beraubung hört.“ [4])

4) Wie oft hört man aus andern Ländern, daß Postwagen angegriffen und geplündert worden, bei uns ist es beinahe ohne Beispiel, und dennoch geht ein Hauptpaß durch das Land nach Italien. Die Bündner selbst sind auch so sicher, daß in Berggegenden, die vom Paße abliegen, bei Nachtzeit nicht einmal die Hausthüren gesperret werden.

„vielleicht schien Ihnen diese Handlungsart das Betragen von Gaunern und Spitzbuben zu seyn.“ [5])

5) Es mag sich in diesem Stücke die Sache verhalten wie sie immer will, so hat sie kein Verhältniß zu des Verf. Beschuldigung, und die Anspielung, wenn sie auch schon Grund hätte, wäre immer die höchste Impertinenz deren sich ein Partikular gegen ein Land schuldig machen könnte. Oder wer sagt ihm, daß diese Art zu denken und zu handeln unter den Gliedern der Regierung allgemein, nur herrschend sey? Und wenn von einzelnen die Rede ist, wo ist ein Land, das so von dem Vorwurf eines Spitzbubenklima frei bliebe? Auch des Hrn. Verf. nicht, es müßte denn etwa im Monde seyn. Im übrigen, man glaub es oder nicht, diese anscheinende po-

litische Unordnung hat so wenig Einfluß in das gemeine Leben des Bürgers, daß ein Bündner dabei, wenn er nur will, dennoch ruhiger und glücklicher leben kann, als kein Unterthan in einem Fürstenstaat.

„Das . . . in Ansehung seiner Sittlichkeit, unter die letzten des christlichen Erdbodens gehört.“ [6])

6) Nicht schlechter und nicht besser, als der Pöbel in andern italiänischen Staaten. Auch ist das Veltlin eben so wenig ein Athen der heutigen Gauner. Rauben ist gerade der Fehler jenes Volkes nicht. Hat der Verf. von Banditen im Veltlin etwas gehört, so hätte er bei mehr Nachfrage erfahren können, daß diese Banditen keine Veltliner sind. In andern italiänischen Staaten sind sie wohl häufiger; das kann er allenfalls in den Reisebeschreibern erfahren.

„in der er sich harte, gewöhnlich übertriebene Urtheile erlaubt.“ [7])

7) Verzeihen Sie mir, mein Herr, diese Verwechslung wäre für einen Dramaturgisten auch gar zu — spashaft.

„wenn Sie nicht etwa für gut finden, es für eine Fabel zu halten. —“ [8])

8) Vor allem aus unterrichte sich künftig der Herr Verfasser erst, ob man auch wirklich krank sey, ehe er einem seine drastischen Bißen schlingen läst, sonst wundere er sich nicht, wenn man sie ihm wieder unverdaut zurück giebt.

II.

Brief Walters vom 2. Sept., nach Armbruster („Schwäb. Mus.“ I, 227 f.), mit den Varianten bei dem „Bündner“ („Sammler“ 1782, S. 331).

Ludwigsburg den 2. September 1782.

— — Der Comedienschreiber (Schiller) ist ein Zögling unsrer Akademie.[1]) Ich hatte nicht sobald ihre Apologie vor Bündten gelesen,[2]) so machte ich so gleich Anstalt, daß es auch mein Souverän *) bekam.[3]) Dieser verabscheute das Betragen sehr, ließ solchen[4]) vor sich ruffen, weschte solchen über die Maßen[5]), bedeutete ihm bey der grösten Ungnad, Niemals mehr weder Comedien noch sonst was[6]) zu schreiben! sondern allein bey seiner Medizin[7]) zu bleiben. Hier hat es[8]) niemals Beyfall gefunden, deßwegen hat er solche vor die[9]) Mannheimer Bühne suchen einzurich-

*) Wäre Herr Garteninspektor Walter nicht — Herr Garteninspektor Walter gewesen, so hätt' er diese Privatsache als Privatsache behandelt, & Sch. wäre noch unser! Aber der gute Mann wollte am Verfasser der Räuber zum Ritter, & wie wir nachher hören werden — Bündtnerbürger, Republikaner! werden — vermuthlich weil er nicht ahnete, daß seine Handlung von der Fackel der Publicität gelegentlich dürfte beleuchtet werden! Der Einsender.

ten [10]), hat aber zur Strafe schon damals 14 Tage im Arrest sizen [11]) müssen. *) Er kann zwar [12]) nicht läugnen, daß er einen Brief aus Bündten erhalten, schämet sich aber, daß er so mit seinen Räubern angelauffen, so, daß weiter dermalen aus Ihme nichts heraus zu bringen, und da er nicht nur die Apologie selbsten zu lesen bekommen, sondern Ich solche überall ausgebreitet, so weiß er, daß dieses Ihm von Mir gespielt worden, & ich muß also noch etwas warten, ehe ich eine weitere Erklärung bekommen kann. [13])

---

*) Leider sind alle diese Fakta nur allzuwahr. Kyrie Eleison!

1) „Sammler" fährt hier fort: hat einen Graubündner, Namens C**, zum Aufseher gehabt, mit dem er unzufrieden ist, und um sich an diesem zu rächen, greift der Thor die ganze Nation an (Der geneigte Leser wird nichts verlieren, wenn man den Geschlechtsnamen C** nicht ausschreibt).

2) die Apologie von ihnen erhalten,

3) daß sie mein Souverain zu sehen bekam.

4) den Verfasser der Räuber

5) ruffen, gab ihm die ernstlichsten Verweise,

6) sonst so was

7) seinem Fache

8) hier (in dem Vaterlande des Verfassers) hat sein Stück

9) bei der

10) anzubringen gesucht,

11) Strafe in — — — — sitzen

12) „zwar" fehlt.

13) aber mit seinen Räubern so angeloffen zu seyn — — da nicht nur er die Apologie zu lesen bekommen, sondern solche hier überal ausgebreitet ist — — Ich muß also noch etwas zuwarten, u. s. w. (Das übrige fehlt.)

III.

Brief Walters an den „Bündner" vom 7. October 1782 („Schwäb. Museum" I, 228).

Ludwigsburg 7. October 1782.

Mich freuet der Beyfall Ihres regierenden Bundeshaupts. Mein Verfahren mit dem bekannten Comedienschreiber hat noch die Satisfaktion vor Bündten vor etlichen Tagen ganz vollkommen gemacht. Der Verfaßer der Räuber hat sich einfallen lassen (vielleicht Originale wo ander zu seinen Comedien zu suchen, weil es ihme so hart mit Bündten gieng) eine unbestimmte Reise zu unternehmen, kurz zu sagen, er ist desertirt & hat damit vollends jedermänniglich gezeigt, wer er ist. Ohngeachtet nicht das geringste Interesse die Triebfeder dieser Handlung war, da Ich mit Vergnü-

gen gern Jedermann so viel meine Kräfte es zulassen, diene so machte mir es doch ein großes Vergnügen, wenn mich eine Hochlöbliche Standes Versammlung zu einem Bündner (Bürger) annehmen würde!

IV.

Protokolle der Bündner Standesversammlung (des „Bundestags").

Mscr. im Archiv des Regierungsgebäudes zu Chur.

1782.

A.

1/12 7bris ... Sodann zeigten Ihro Weißheit der regierende Herr Bundeslandᵃ̲ an: daß dem Verneimmen nach von einem württembergischen Artzt in einem herausgegebenen Schauspihl der Bündner Stamm auf die verletzlichste weise, zu öffentlicher Beschimpfung der Einwohner unseres Freystaats, mißhandlet worden; Worauf der Herr Doctor Amstein und Herr Praeceptor Wredoff solches auf die bündigste Weise vertheidigten; ob diesen Herren vom Lob. Stand aus nicht billich eine Erkäntlichkeit gebühre.

Alß ward darüber erkennt: auf die ehrsame Gemeinden auszuschreiben, ob sie obige 2. Herren in die Zahl der gefreyten Bündtner annehmen, und mit diesem Titul begünstigen wollen, jedoch daß dises einem jeglichen Bund in seinen Rechten gäntzlich ohnnachtheilig seye; und da dieses von den Gemeinden nicht beliebt wurde (= würde), solle ihnen eine anständige denckmüntz, deren Werth Ihro Weißheiten denen Herren Häubteren überlaßen ist, zugestellet werden. [Siehe das mehrere im Abscheid pag. 1198.]

B.

9/20 xbris. („Abscheid" oder Ausschreibung an die Gemeinden.) Bei diesem Anlas (da ein Canonicus Bianchi „in Gnaden alß Unterthan angenommen" wird) sollen wir nicht aus acht setzen, unseren insonders hochgeehrten Herren, getreuen lieben Bunds-Genoßen pflichtmäßig jene berühmte Arth einzuberichten, womit Herr Doctor Amstein und Herr Wredoff sich um unser gemeines Wesen verdient gemacht.

Die dem ersten dieser beiden Herren, gebürtig aus der Schweitz, und der sich schon seit einicher Zeit in Zizers hauß häblich niedergelaßen, beywohnende besondern Einsichten in der Artzneykunst, sind in unserm Freystaat allzuwohl bekandt, als daß wir nothwendig hätten, ihne in diesem vortheilhafften Gesichtspunkt darzustellen.

Die Kentnüße deß anderen, deß Herrn Wredofs, nemlich in Erziehung der Jugend, davon er schon Beyspihle an Mitgliedern unseres Landes zu Tage gelegt, und noch gegenwärtig die Stelle eines

Hofmeisters bey drey derselben in Hamburg bekleidet, haben ihme schon längstens die Achtung derjenigen, welche solche näher einzusenden, Gelegenheit gehabt, erworben.

Während seinem Auffenthalt in besagter Stadt hat eine dem Vernemmen nach von einem württembergischen Artzt im Druck herausgekommene Schrifft, worin der Bündtner Nahme auf die vermeßenste weise geschändet worden, seinen Eifer vor die Ehre deßelben entzündet.

Er übernahm daher aus eigenem Triebe ohne die mindeste an ihne gethane Zumuthung, durch eine ebenfalls zum Druck beförderte Gegenschrifft die Verwegenheit des Verfaßers der ersteren auf die bündigste Arth der unpartheyischen Welt vor Augen zu legen, und ihne einer verläumderischen Anklage zu bezüchtigen.

Was hätte wohl der eifrigst gesinte Bündtner mehr thun können? hätte wohl selbst einer, in deßen Adern Bündtnerbluth wallet, seine Liebe vor die angegriffene Unschuld, seinen gerechten Unwillen gegen den Verläumder, seinen Muth, die Ehre eines gantzen Volcks zu rächen, beßer auszeichnen können, alß es Herr Wredoff in besagter Widerlegung gethan!

Ein so edelmüthiges Betragen von seiten eines Frömden gegen eine Nation, die er während seinem kurtzen Aufenthalte in unserer Mitte auf eine vortheilhaftere Arth zu kennen Gelegenheit gehabt, verdient sie nicht unsere lebhaffteste Dankbarkeit? Solten wir gleichgültig seyn bey dem Anblick einer Handlung, welche die Rettung deß Ruhms aller derer, so sich mit dem Bündtner Nammen schmücken, gantz allein zum Gegenstand hat.

Diese nemlichen Triebfedern waren es, so gedachten Herrn Doctor Amstein aufgeforderet, das Beyspihl seines Freundes — durch eine weitere Ausführung der von diesem in ermeldter Gegenschrifft angeführten Gründen nachzuahmen. Er that dieses mit dem Anstand und der Ueberzeugung, die seiner Feder gantz eigen ist, und die das von Herrn Wredoff angefangene Werck der Beschämung deß Gegners zur Vollziehung brachte.

Niemand, deme diese Wiederlegung zu Gesichte gekommen, wird es in Abrede seyn, und man darff es nicht in Zweifel ziehen, wenn man weiß, daß das dadurch dem Gegner abgenöthigte Stillschweigen die erwünschte Würckung davon gewesen.

In Rucksicht dieser Umständen hat das presidierende Haubt unserer letzten Standsversammlung Seiner dem Vatterland schuldigen Pflicht angemeßen zu seyn erachtet, die Anfrage an Sie zu stellen; ob man nicht vor gut fände, erwehnten beyden Herren ein Kennzeichen der allgemeinen Danckbarkeit vor ihre Bemühung abzugeben? Eine Anfrage die von allen Mitgliederen derselben einmütbiglich bejahet, und mit durchgängigem Beyfall aufgenommen worden; und wer würde wohl, insonders hochgeehrte Herren, ge-

treue, liebe Bunds-Genossen, wer von uns würde wohl sich selbst so verkleineren wollen, daß er mit kaltem Blute seinen eigenen Nammen mit dem Ausdruck geschändet sehen wurde: Gehe du [so heißts in berührter Schrifft] ins Graubündtnerland, das ist das rechte Clima der Spitzbuben; das ist das Athen der heutigen Gauner.[1])

Wurde der nicht sich deß Nammens eines Bündtners unwürdig machen, der bey dem Anblick eines so verwegenen Ausdrucks fühllos bliebe.

Wir sind überzeuget, daß ein jedes Glied unseres Freystaats, daß Ihr alle unsere insonders Hochgeehrte Herren, getreue, liebe Bunds-Genossen Eueren gerechten Abscheu über solchen zügellosen Ausdruck vereinigen werdet; und wie solten wir dahero zweiflen, daß Ihr nicht gleiche Gesinnungen mit uns ernehren werdet; daß die beyden Vertheydiger unseres verletzten Nammens eines öffentlichen Zeichens der Belohnung würdig seyen; ja wir haben kein Bedenken Euch zu eröffnen, daß unseres Bedunckens keine angemeßenere alß die Uebertragung der — Bündtner Rechte auf Sie, jedoch daß solches einem jeglichen Bund ohnnachtheilig seyn solle, auszufündigen wäre.

Welche angenehme Folgen dürffen wir unß von einer solchen Probe deß öffentlichen Danks versprechen; nicht nur erwehnte beyde Herren wurden sich dadurch je länger je mehr aufgeforderet sehen, sich die Aufrechthaltung und den Wohlstand eines Volks, das ihren Muth so großmüthig belohnt, angelegen seyn zu laßen, sondern auch auswärtige wurden darinn Anlaß finden, deßen Ruhm, so es mit Entschloßenheit auf die Nachkommen fortzupflantzen sucht, zu schätzen.

Diese Beweggründe sind es, die uns verleiten, Euch diesen Antrag zu eröffnen, und wir haben die zuversichtliche Hoffnung, daß Ihr solche mit Euerem Beyfall in das werck setzen werdet.

(Der „Recapitulationspunct" lautete nach Sprecher:

„Was Euch in Absicht auf die dem Herrn Dr. Amstein und Herrn Wredoff zu äußernde Erkenntlichkeit zu bestimmen beliebe.

Ob Ihr nämlich in solcher Betrachtung, dieselbigen nach dem bundstäglichen Dekret zu begünstigen und sie als freie Bündner zu erklären geruhen wolltet.")

---

1) Die ungenaue Citierung zeigt, dass dem Schreiber, und wol auch seiner Behörde, die „Räuber" nicht im Original vorgelegen haben.

1783.

C.

Anno Coram et ut ante
den 9/20 Merz.

Wurde das Resultat aufzunemmen fortgesezt, nemlich über den vierten Punkten, die Anerkennung des HH. Doctor Amstein, und Vredof als freye Bündtner, betreffende; und hat sich ergeben, daß dieselben fast einhellig nach Bundstäglichem Decret hierinnfahls begünstiget worden.

10/21. Merz.

Betreffend die von denen ehrs. Räth und Gemd. beliebte Anerkennung des H. Doctor Am Stein und H. Vredof, wurde erkennt, daß diesen Herren durch den Actuarium in einem höflichen Schreiben die Anzeige anvon gemacht, auch auf jeweiliges Dero Ansuchen Ihnen ein förmliches Patent hierüber ausgefertiget werden solle, kürzlichen dasjenige enthaltend, was der Verlauf der Sache gewesen.

Nicht weniger wurde auch beliebt, wann durch ein Original Schreiben dasjenige, was der H. Inspector Walter gemeldet haben soll, daß in Betr. des Doctor Schielers als Authoren der Comedie wegen denen Räuber vorgegangen seyn solle, sich besteifen und erhärten wurde, daß sodann durch den Actuarium ebenfahls in einem höflichen Schreiben von Seiten des Stands dem H. Inspector Walter gedanket werden solle.

D.

A° Coram et ut ante

den 21. Aprill / 2. May.

. . . . Anno et Die coram et ut ante. Post Meridiem.

Ferner ist durch den Actuarium an den H. Doctor Amstein und H. Vredof wegen ihrer Anerkennung als freye Bündtner zufolg dem Decret des L. großen Congreß folgendes Schreiben abgelaßen worden.

Hochedelgebohrner Herr!

Die vorzüglichsten Verdienste und Eigenschafften, welche Euer Hochedelgebohrnen bereits von Jahren her die allgemeine Hochschätzung billichster maßen erworben; besonders aber die Bemühung, welche Wohlselbe auf die edelmüthigste Weiße, ohne die geringste Aufforderung übernommen, die unverschämteste Verleumdung, die zum Nachtheil der Ehre unserer Nation leichtsinnigst, und boßhafftester Dingen in der Welt zu verbreiten gewagt worden, zu wiederlegen, hat Ihro Wht. das dazumahlen würdigst praesidierende Ehrenhaubt bewogen solches der im abgewichenen Jahr abgehalte-

nen allgemeinen Standesversammlung zu eröffnen, von hochwelcher dann beliebt worden, nach dem eignesten Vortrag denen ehrs. Räthen und Gemeinden, als der hohen Landessuperioritaet solches nicht nur anzuzeigen, sondern denenselben zugleich die Weiße vorzuschlagen, Euer Hochedelgebohren vor eine so schöne Handlung Dero hohes Wohlgefallen und Erkanntlichkeit zu bethätigen u. s. w.

E.

Anno coram et ut ante

den 4/15 May.

Wurde ein Danksagungschreiben von dem H. Vredof über seine Anerkennung als freyer Bündtner abgelesen; so sich im Abscheid à pag. 410 befindet.

Und mithin erkennt: daß zumahlen in Rücksicht auf solches von dem H. Vredof sowohl, als von einer anderen ansehnlichen Person sehnlichst gewünscht werde, daß dieses Schreiben per extensum auf die ehrs. Räth und Gemeinden bei dem ersten Anlaß der gewöhnlichen Abscheide ausgeschrieben werden möchte, mann allso, weilen solches ohnehin mehr nicht als einen Bogen zu betragen komme, in solchem Fall es zu bewilligen keinen Anstand nemme.

F.

9/20 May.

(Aus dem Danksagungsschreiben Am Steins.)

„... Die Handlung, welche die Veranlaßung zu dieser für mich und meine Kinder wahrhafft wohlthätige Aeußerung gegeben hat, scheinet mir zu wenig verdienstlich, als daß ich dafür eine solche Belohnung mir zuzueignen wagen könnte, ich betrachte sie allso bloß als eine Wirkung der Landesväterlichen Huld und Milde von Euer Weißheiten und Gnaden, und des schmeichelhafftesten Beyfalls der würdigen Rhätischen Nation, deren Ehre und Glückseligkeit, ich gestehe es, längst der Gegenstand meiner Wünsche, und meiner geringen Bemühungen gewesen ist..."

(Dann erwähnt Am Stein der Oekonomischen Gesellschaft, die er künftig zum Dank noch eifriger zu heben sich bestreben werde, und seiner Kinder, denen diese Aufmerksamkeit ein Sporn zu patriotischer Tugend sein solle.

Auch dieß wird in „substanzielem Auszug" auszuschreiben beschlossen. Vgl. S. 409. 396, 4°.)

G.

29 Juni/10 Juli.

(Aus dem Danksagungsschreiben Wredows.)

„... Diese Betrachtungen allein schon müssen mich mit dem tiefesten innigsten Gefühl der Dankbarkeit beleben; und nun noch

die Ueberzeugung, daß mein geringer Versuch, einen schändlichen Angriff auf die Ehre von Bündten öffentlich zu rügen, mit der mir dafür gewordenen Belohnung so wenig im Verhältniß steht, daß ich diese letztere vielmehr als lautere Gnade ansehen muß..."

(Hierauf Beschluss, jedem von beiden eine Patent-Urkunde auszufertigen, die S. 413 folgt:)

„...Daß gedachte ehrsame Räth und Gemeinden aus billichen Betrachtungen dem Tit. H. Joh. G. Amstein, seinen jetz lebenden und künftigen Kindern und Erben (in der andern aber mit der Abänderung dem H. Christian Carl Vredof, und seinen etwanigen künftigen Kindern und Erben[1])) das Indigenat und Landrecht gemeiner dreyer Bündten als ein freywilliges renumeratorisches (so!) Geschenk gegeben, gestattet und mitgetheilt haben, allso und dergestallten, daß...."

(Es folgen die Rechte der neuen Bündner und sodann weiterhin S. 428, 440, bezeichnender Weise, ein Circularschreiben „wegen dem Strolchen Gesindel".)

Bern, im September 1882.

---

1) Ob solche Rechtsnachfolger gegenwärtig leben und ihr heute hundertjähriges Bündner Bürgerrecht geltend machen könnten, ist uns unbekannt.

Zu Schiller.

Von

LUDWIG GEIGER.

Zwei Briefe Schillers an Bertuch habe ich in der „Deutschen Revue“, Berlin 1. Oct. 1880 (S. 9—14), veröffentlicht. Der erste Brief vom 22. Oct. 1788 enthält eine Bitte um Geld, die von dem vermögenden und wolwollenden Geschäftsmanne alsbald erfüllt wurde, und mancherlei litterarische und geschäftliche Anfragen und Anerbieten, die in der Folgezeit nur zum Theil wieder aufgenommen und ausgeführt wurden. Der zweite vom 4. Juni 1804 behandelt den seltsamen Versuch des in Bern lebenden Dr. Höpfner, Schiller wegen seines „Tell“ eine besondere Ovation seiten der Schweiz zu verschaffen, einen Versuch, auf den Schiller eingegangen wäre, wenn er nicht durch Cotta über den Urheber jener geplanten Verherrlichung sehr ungünstige Nachrichten erhalten hätte.

Beide Briefe stammten aus dem an wichtigen ungedruckten Briefen reichen Froriepschen Archive in Weimar, das ich mit gütiger Erlaubniss der Besitzer zu meinen Studien benutzen durfte. Diese Briefe sind aber nicht die einzigen Zeugnisse von den Beziehungen Bertuchs zu Schiller; ein Correspondent des erstern namentlich lenkt die Aufmerksamkeit des Buchhändlers auf den Dichter: es ist G. J. Göschen. Man darf ihn, diesen Mann von Geist und Herz, einen der intelligentesten Buchhändler jener Zeit, als den ansehen, welcher Bertuchs Beziehungen zu Schiller festigte. Durch den folgenden Brief begründete er zwar nicht die Bekanntschaft beider — spricht er doch in ihm sogar schon von einer Freundschaft — aber er erweckte doch lebhafteres Interesse für den Dichter, der sich rüstete nach Weimar überzusiedeln. Göschen schreibt

(Leipzig 28. Febr. 1786) „...Und nun ein Wort von der beykommenden Thalia 2. Heft. Sie sind ein Freund Schillers, Ihnen kann ich also ein Wort von der Lage dieses Mannes sagen. Sein ganzes Einkommen nimmt er einzig aus der Thalia, er hat also der Sorgen genug. Er strebt darnach, nur soviel zu gewinnen, daß er die Medizin mit Eifer studiren kann. Können Sie, theuerster Freund, so unterstützen Sie ihn durch eine Anzeige im Merkur, welche das Publikum für sein Journal einnimmt und es auf diese Weise eine Quelle des würklichen Verdienstes wird. Oft hat er sich bitter gegen mich beklagt, daß man dem ersten Heft nirgends eine Kritik gegönnet hat. Tadel wäre ihm willkommen gewesen, aber die bloßen trocknen Anzeigen des Inhalts, ohne ein Wort über Werth und Unwerth haben ihm sehr wehe gethan. 'Ich bin mir bewußt, daß ich mit Anstrengung des Geistes arbeite,' hat er oft geklagt, 'ich fühle, daß ich nicht unter den Tross von jungen Schmierern gehöre, aber wie behandelt man mich!' — Ich habe mit Schillern ein halbes Jahr auf einer Stube gewohnt und er hat mir die zärtlichste Achtung und Freundschaft eingeflößt. Es ist mir sein sanftes Betragen und die sanfte Stimmung seiner Seele im geselligen Cirkel, verglichen mit den Produkten seines Geistes ein großes Räthsel. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie nachgebend und dankbar er gegen jede Critik ist, wie sehr er an seiner moralischen Vollkommenheit arbeitet, und wieviel Hang er zum anhaltenden Denken hat. Er wußte, daß Moritz ihn hämisch in der Berliner Zeitung recensirt hatte, demohngeachtet empfing er Moritz, bey seinem Hiersein mit einer Achtung und mit so gefälliger Zuvorkommenheit, daß ihn Moritz, beim Weggehn, in seine Arme schloß und ihm ewige Freundschaft versicherte. Dieser Schiller hat mich und den jungen Huber, künftigen Legationssekretär in Madrid, den Oberconsistorialrath Körner, anjetzt in Dresden, Jünger, den Dichter, oft mit dem größten Ernst, mit hinreißender Beredsamkeit, mit Thränen in den Augen ermuntert, ja alle unsere Kräfte, ein Jeder in seinem Fache, anzuwenden, um Menschen zu werden, die die Welt einmal ungern verlieren möchte. Wir alle haben ihm viel zu verdanken; und in der Stunde des Todes werd ich mich seiner

mit Freude erinnern. Verzeihen Sie der Freundschaft, wenn sie zuviel geplaudert hat und lassen Sie nichts von dem Allen, vorzüglich nichts von der Lage seiner Finanzen bekannt werden, denn er ist in diesem Punkt äußerst delikat".

Dieser Brief, ein schönes Zeugniss für den rühmenden sowol als den gerühmten, bedarf nur sehr geringer Erläuterung. Der Göschen-Schillersche Freundschaftsbund, der durch Schillers Verbindung mit Cotta zwar erschüttert, aber nie völlig vernichtet wurde, ist bekannt genug; auch über den damals mit Schiller eng verbundenen Körner und Huber ist keine weitere Mittheilung nöthig. Der Lustspieldichter Jünger (1759—1795) gehörte zu dem Schiller in Leipzig so herzlich und anmuthig bewillkommnenden Kreise, gieng aber bald aus Leipzig fort und verschwand seitdem fast gänzlich aus der Schar der Genossen, so dass selbst in dem Schiller-Körnerschen Briefwechsel sein Name so gut wie gar nicht genannt wird. Die von Göschen gemachten Bemerkungen über Moritz stehen in einigem Widerspruch mit Schillers Aeusserungen (an Körner 1789), in denen eine gewisse Antipathie gegen Moritz ersichtlich ist.

Auf den eben mitgetheilten Brief muss Göschen eine freundliche Antwort von Bertuch erhalten haben, denn er schreibt (11. März 1786): „Für den Antheil an Schillers Schicksal meinen herzlichen Dank. Er wird bald aus der Ideenwelt zurückkommen, wozu guter Anschein da ist". Als dann Schiller nach Weimar übergesiedelt und mit Bertuch persönlich bekannt geworden war, bildet er einige Male den Gegenstand des Gesprächs der Freunde. Göschen schreibt, auf eine uns unbekannte Aeusserung Bertuchs eingehend, (5. Sept. 1787): „Ich glaube nicht, daß Schiller Pläne auf Weimarische Dienste macht. Er wird, glaube ich, eine Zeit lang bei Ihnen privatisiren. Mir kam es vor, als wenn ihn irgend eine Bekanntschaft dahin zöge. Gott gebe ihm übrigens Neigung zu einem Amt oder zu einem Herrn, welcher ihn ohne Amt bezahlt". Sodann (19. Jan. 1788): „Mit tausend Freuden bring ich Ihnen den Carlos mit. Ich darf mirs kaum nachsehn, daß ich Ihnen solchen noch nicht gesandt habe. Könnten Sie etwas dazu beitragen, daß Schiller sich gleich an die Fortsetzung

der Thalia macht, so verdienen Sie sich einen Gotteslohn von mir. Ich habe so lange darauf gehofft, das Publikum quält mich so. Gern brächt' ich es auf Ostern... Unser Schiller ist also nun Wielands; ich glaube, es wird gut für ihn sein, aber er ist nicht dazu gemacht, lange an einem Faden zu spinnen. Er wird gewiß mit aller Anstrengung über die Geschichte sein; allein es darf ihn nur eine andere Muse reizen und husch wird er sie allein lassen. So glaube ich den guten Schiller zu kennen. Sein Genius leite ihn zu seinem Glück". Und endlich bei Gelegenheit von Schillers Reise nach seinem Vaterlande, die die Anknüpfung mit Cotta und damit die Lösung oder wenigstens Lockerung des freundschaftlichen Verhältnisses zu Göschen zur Folge hatte, (10. September 1793): „Schiller ist ein Poet. Ich hoffe doch, er soll wieder zu uns kommen. Er hat zu angenehme und gebildete Freundschaften und Bekanntschaften in Thüringen, welche er in Schwaben vermissen muß und die ihm doch Bedürfniß sind".

Trotz der nahen Verbindung nun, die Bertuch mit den Jenaern unterhielt, denen Schiller während der folgenden Jahre angehörte, trotz dem spätern jahrelangen zusammenleben beider Männer in derselben Stadt entstand zwischen ihnen keine herzliche Gemeinsamkeit. Während aus Bertuchs Nachlass sehr zahlreiche und neben manchem unbedeutendem Klatsch auch sehr werthvolle Mittheilungen über Goethe gewonnen werden konnten (vergl. Goethe-Jahrbuch II, S. 374—415), sind die Nachrichten über Schiller weit weniger zahlreich und weniger gewichtig. Schiller spöttelte gern über Bertuch: vergl. ausser der von mir a. a. O. angeführten Stelle auch die Aeusserung über Bertuchs Plan, ihn zu verheiraten (27. Nov. 1788, an Lotte, Fielitz I, 143). Dagegen bewies sich Bertuch gegen den von ihm wirklich verehrten Dichter immer freundschaftlich und theilnehmend. Er war es, der, wie Schiller Anfang 1789 seinem Körner meldet, ihm einen Verleger, „der solvendo ist und über den er ganz zu disponiren hat", zum Verlage seiner historischen Memoiren verschaffte. — Dieser Verleger war Joh. Mich. Mauke in Jena, der damals mit Bertuch in enger Geschäftsverbindung stand. Der zwischen Buchhändler und Autor geschlossene Vertrag vom 17. Febr. 1789

ist bei Urlichs, Briefe an Schiller, S. 67 f. abgedruckt; Schiller machte schon am 25. Febr. Körner genaue Mittheilung darüber. Indessen die Folge lehrte, dass der Vertrag nicht so vortheilhaft für Schiller war, als dieser anfänglich dachte. Ueber die Beziehungen zwischen Mauke und Schiller lässt sich, da beide an demselben Orte lebten, wenig schliessen; in Schillers Geschäftsbriefen (S. 60 f.) wird von Mauke nur einmal gesagt, dass er von Jena fortgegangen sei, ohne Dispositionen für den Verlag getroffen zu haben; in den Briefen an Körner und Lotte, den wesentlichsten Quellen für jene Tage, ist von Mauke kaum die Rede.

Um so willkommener werden vielleicht die folgenden Auszüge aus Maukes Briefen an Bertuch sein, Herzensergiessungen, in denen freilich der ängstliche Geschäftsmann ausschliesslich das Wort führt. Am 6. Jan. 1790 schreibt Mauke, nachdem er seinem „Gevatter" mitgetheilt, er habe Lust, Kants „einzeln herausgegebene Abhandlungen und Schriften, die er wieder sehr rühmen gehört," in einem Bande zu veröffentlichen: „Gestern war ich bey dem Hn. Prof. Schiller, denn er schickte mir ein Billet und verlangte Geld auf den 2. Band; ich habe ihm wieder, wie beyliegende Quittung zeiget, 51 Thlr. bezahlt und er wünscht balde wieder soviel. Auch sagt er, daß er mit dem bestimmten Honorar, pro Bogen 1 Carld'or nicht auskommen könnte, weil seine Mitarbeiter noch fast mehr verlangten und er also seine Arbeit umsonst thun müßte. Das Format wäre zu groß und zu compres, es ginge zuviel auf 1 Bogen. Er hätte, wie er mir sagte, auch schon deswegen mit Ihnen gesprochen und wir müßten darüber einig werden. Ich habe aber vor mir noch nichts gewilliget und nahm immer nur Ausflüchte. Ueberhaupt merk ich, daß der Hr. Prof. vieles Geld braucht. Er that mir auch zugleich einen neuen Vorschlag, nämlich er will seine ganze Abhandlung über seine Vorlesungen herausgeben, welche bereits im Mste. schon fertig liegen, doch aber unter $1/2$ Jahr noch nicht könnten gedrucket werden. Da verlangt er aber gleich die Hälfte des Honorars im Voraus und er will mir das Mspt. zum Unterpfande geben. Er will dieses schriftlich aufsetzen und alles entwerfen und mir zur Ueberlegung zuschicken, da

Sie es denn auch gleich haben sollen. Ich weiß aber nicht, ob das auch rathsam ist, überhaupt habe ich das Geld nicht im Voraus wegzugeben".

Dieser gereizte Ton kehrt häufig wieder und wird um so gereizter, als auch Reinhold in Jena ähnliche Forderungen wie Schiller stellt. So heisst es (22. und 30. October 1790): „Schiller und Reinhold habe ich beide bezahlen müssen, denn die warten gleich aufs Geld; ersterer hat sich sogar unter meiner Abwesenheit 16 Stück Carld'or von der Exped. der Allg. Lit. auf meine Rechnung auszahlen lassen, und 8 Carld'or mußte ich ihm auch noch auszahlen, also hat er 24 von mir erhalten... Gleichwohl hat er mich mit dem Manuscript so lange aufgehalten, daß dieser Theil nicht zur Messe fertig ist. Ich wünsche, daß ich Ihnen bald spreche, um mehreres von diesem und jenem zu reden".

Und bald ist des Biedermanns Geduld zu Ende. Denn — und das ist Maukes letzte Aeusserung über Schiller: nicht lange darauf wurde die Art von Compagniegeschäft, welche Mauke mit Bertuch hatte, gelöst, und zwar nicht in sehr harmonischer Weise — wenige Wochen später (24. Dec. 1790) schreibt der erzürnte: „Zugleich lege ich hier ein Billet von Hofrath Schiller bei. Er verlangt wieder 16 Carlins, wie Sie ersehen werden. Ich bin aber außer Stande gesetzt und meine Cassa ist in diesen Tagen so leer geworden, daß ich seinem Gesuche nicht dienen kann, sondern brauche selbsten sehr nothwendig Geld".

Diese Mittheilungen Maukes enthalten, wie man sieht, mancherlei interessantes; namentlich das Anerbieten Schillers in dem ersterwähnten Briefe ist wichtig genug. Bei einem so gereizten Tone indessen, wie ihn Mauke an seinen verbündeten (Körner meinte sogar, 28. Mai 1790, Bertuch sei der eigentliche Verleger, und Mauke gebe nur den Namen her) anschlägt, konnte von einer gedeihlichen Verbindung mit dem säumigen und geldbedürftigen Schriftsteller keine Rede sein.

Anzeigen aus der Goethe-Litteratur.

1. Goethes Briefe u. s. w. Bearbeitet von Fr. Strehlke. 14. bis 18. Lieferung.

Diese Lieferungen bringen wiederum mehrere bisher ungekannte Nachrichten von Briefen Goethes, und zwar: an Schmeller (Daten mehrerer Briefe und einen anscheinend vollständig), an Schnauss (vom 9. Mai 1786), an Adele Schopenhauer (Datum und z. Th. auszugsweise Briefinhalt), an Schukowsky (vollständig den von Hirzel nur mit dem Anfange gegebenen Brief), an Walter Scott (Stellen aus dem Original des Briefs vom 12. Januar 1827), an Frl. Seebald (Datum und Anfang eines Briefs), an Ph. Seidel (Datum und Anfang von vier Briefen, die im Goethe-Jahrbuch IV, 198, 200 u. 227 f. offenbar irrig als an Bertuch gerichtet stehen, worüber weiteres unten S. 465), an Graf Friedrich zu Stolberg (Brief vom 5. December 1788), an Friedr. Sigism. Voigt (Datum und Anfang von drei Briefen), an Joh. Heinr. Voss (Brief vom 20. März 1804) und das Datum eines Briefs, der nach Strehlkes Vermuthung an den aus der „Campagne in Frankreich" bekannten Kämmerer Joh. Konr. Wagner gerichtet ist.

Nachzutragen sind dagegen Briefe: an Julius Heinrich Gottlieb Schlegel (Neuer Nekrolog der Deutschen XVIII, 15), an Schnauss (Grenzboten 1878 Nr. 45 u. 49), an v. Schreibers (Goethe-Jahrbuch II, 287 f. verglichen mit Arch. f. Litt.-Gesch. XI, 155), an Frau v. Stein (Stelle aus Brief vom 11. September 1786, abgedruckt in Riemers „Mittheilungen" II, 211, ingleichen sämmtliche in der „Italienischen Reise" abgedruckten Briefe, die wenigstens z. Th. als an Fr. v. Stein gerichtet kenntlich sind, endlich Brief vom 17. Juni 1826 aus Goethe-Jahrbuch IV, 183), an Karl Unzelmann (Catalogue d'une collection de lettres autographes &c. ayant appartenu à Mr. de Reichel. 1865), an Fr. Sigism. Voigt (die in H. C. Robinsons Diary, Reminiscences and Correspondence cap. XXXVII mitgetheilte Stelle aus Brief vom 9. Januar 1831), an Heinrich Voss (vom 10. October 1804, erwähnt im Archiv für Litt.-Gesch. XI, 115), an Vulpius (vom 6. April 1804, Saxonia, III. Jahrg. S. 99) und an Weller (Wissenschaftl. Beil. d. Leipz. Zeitung 1880, Nr. 76, S. 450).

Die ebenfalls vermisste Zuschrift an das Schöffengericht zu Frankfurt a. M. (vgl. Kriegk, Deutsche Kulturbilder S. 256 f.) findet sich wol unter anderem Stichwort, da in dieser Beziehung Strehlke mitunter nicht so einreiht, wie man erwarten sollte. So habe ich (oben S. 156) ein Schreiben Goethes an den Magistrat von Nürnberg als übersehen angemerkt, das allerdings nicht übersehen war, aber nicht unter dem Stichwort „Nürnberg", sondern unter „Magistrat" aufgeführt ist. Nach diesem Verfahren müssten z. B. die Briefe an Voss unter P — Professor — stehen.

An Personalien wären zu ergänzen: Hofräthin Schütz, Anna Henriette, geb. Danovius, vermählt 1778, gest. 1823; — Karl v. Stein: Gottlob Karl Friedrich Wilhelm Frh. v. St., geb. 8. März 1795, grossherzogl. Mecklenburg-Schwerinischer Oberlanddrost und Kammerherr, gest. zu Grosskochberg am 4. Mai 1837; Stromeyer, irrig nach Pasqué Karl genannt, hiess Johann Heinrich, geb. zu Rottleberode am 20. Juli 1779, grossherzogl. Weimarischer Kammersänger und Rath, gest. zu Weimar am 11. November 1844 (nicht 1845); des Buchhändlers Wagner in Neustadt a. d. O. Vornamen waren Johann Karl Gottfried.

Zu berichtigen ist: S. 149 bei Brief vom 21. September 1811 lies D 4 statt A 4; der Brief an Charlotte v. Schiller vom 14. August 1812 war zugleich an Frau v. Wolzogen gerichtet und ist gedruckt im „Literarischen Nachlass der Fr. v. Wolzogen" I, 437 f.; der Brief an Schinkel wäre ebensowenig, als z. B. die Briefe an Horn, aufzuführen gewesen, da von demselben weder Datum noch eine Stelle daraus gegeben werden konnte, dann aber, wenn alle Adressaten von Briefen Goethes genannt werden sollten, noch eine grosse Anzahl von Namen aufzuführen gewesen wäre; der Brief an Schlichtegroll ist vom 30., nicht vom 31. Januar 1812 datiert; ein Brief an Trebra ist am 20. October 1818, nicht 1810, geschrieben; die Briefe „an Christian Gottlob v. Voigt (Vater)" vom 23. December 1792 und vom 12. März 1793 sind keinesfalls an Voigt, vielleicht an Minister Frhr. v. Fritsch gerichtet; der Anfang des Briefs an Christiane Vulpius vom 30. September 1806 steht auch unter den Briefen an Christiane v. Goethe unterm 30. September 1808: mit ersterem Datum geben den Brief Richard und Robert Keil, mit letzterem H. Uhde.

Dagegen gibt mir Strehlke auch Anlass, mich selbst zu berichtigen. In der Besprechung über den II. Band des Goethe-Jahrbuchs glaubte ich einige Briefe Goethes an einen der drei Aerzte Stark als an den jüngeren Johann Christian St. gerichtet bezeichnen zu sollen (Arch. f. Litt.-Gesch. XI, 153 f.); Strehlkes Zuweisung derselben an Karl Wilhelm St. ist jedoch als das richtige anzuerkennen.

2. Die Goethe-Bildnisse biographisch-kunstgeschichtlich dargestellt von Dr. Hermann Rollett. Mit 78 Holzschnitten, 8 Radierungen von Wm. Unger und 2 Heliogravuren. Wien 1883, Wilhelm Braumüller.

Das Werk, dessen einzelne Hefte wir schon kurz angezeigt haben, ist nunmehr zu Ende geführt. Ausserordentlicher Dank gebührt dem Verfasser, dass er sich von dem schwierigen Unternehmen, diese unbetretene Bahn zu beschreiten, nicht hat abschrecken lassen. Wenn er auch bei Sammlern und Forschern bereitwillige Förderung gefunden hat, so konnte er demungeachtet nur mit unsäglichen Mühen das Material zu seiner Arbeit zusammenbringen. Grossen Dank darf aber auch die k. k. Hof- und Universitätsbuchhandlung von Braumüller zu Wien in Anspruch nehmen, welche die Mittel zur Herausgabe bot und das würdige Werk würdig ausstattete.

Schon durch die verschiedene Art der Herstellung der Bildnisse ist zu erkennen gegeben, dass man auf alle gleiche Sorgfalt zu verwenden nicht für nöthig gehalten hat, und mit Recht: wenn alle Bildnisse so vorzüglich hätten wiedergegeben werden wollen, wie namentlich die von W. Unger radierten, so würde der Preis des Werkes ein für sehr viele Goethe-Verehrer unerschwinglicher geworden sein. Die hervorragendsten Goethe-Bildnisse sind trefflich dargestellt; unter den übrigen sind manche reine Zerrbilder, so dass es bedauerliche Verschwendung gewesen sein würde, auf ihre Wiedergabe besondere Sorgfalt zu verwenden. Man überzeugt sich bei Musterung dieser Bildnisse, dass es eines genialen Künstlers bedurfte, um Goethes Antlitz nachzubilden.

Beschrieben sind aus 79 Lebensjahren 110 Originalbildnisse Goethes, demnach 22 ohne Abbildung. Leider sind manche Bildnisse nicht zur Entnahme einer Copie zur Verfügung gestellt worden; ob dies auch hinsichtlich der S. 16 in Note 1 erwähnten Zeichnung von Raabe der Fall war, oder ob Rollett sich um diese nicht bemüht hat, ist nicht deutlich. Das Bild von Kaaz (S. 118), dessen Verbleib bisher nicht zu ermitteln war, hat der unermüdliche Zarncke wieder ausgespürt, der auch im IV. Bande des Goethe-Jahrbuchs gründliche Untersuchungen über zwei Jugendportraits von Goethe angestellt hat. Auf Rietschels Statuen in Weimar und in Dresden scheint mir insofern nicht derjenige Nachdruck gelegt zu sein, den sie abgesehen von ihrem künstlerischen Werthe verdienen, als Rietschel Goethe persönlich gekannt hat. Er selbst erzählt von einem zweimaligen Besuche bei Goethe, 1827 und 1829 (E. Rietschel von A. Oppermann S. 84 f. und 97 f.), und Goethe gedenkt seiner im Briefe an Zelter vom 19. Juli 1829, sowie auch Lewes (The Life and Works of Goethe book the VII, chapt. 5) Aeusserungen Goethes über Rietschel mittheilt. Im Rietschel-Museum

zu Dresden befindet sich noch überdies ein unausgeführt gebliebener Entwurf zu der Statue am Dresdner Theater.

Es kann nicht fehlen, dass an einem Werke, welches neue Bahnen eröffnet, sich auszusetzen findet, zumal wenn der Verfasser in verschiedenartigen Fächern bewandert, also, wie hier, Kunst- und Litteraturkenner sein muss; Irrthümer in den ersten Heften hat Rollett, alsbald darauf aufmerksam gemacht, am Schlusse des Werkes in einem Nachtrage berichtigt. Der kritische Litterator wird aber bedenklich finden, dass Rollett sich in Betreff des Aussehens des jugendlichen Goethe auf das Zeugniss von Lewes und von Diezmann zu beziehen scheint (S. 3 f.), oder dass inmitten der Schilderungen von Goethes Persönlichkeit Beschreibungen seiner Anzüge eingeschoben sind (S. 4), oder dass die Schilderung von Goethes äusserer Erscheinung nicht genug von der Charakteristik seines Wesens geschieden wird (S. 3 ff.). Doch das sind Kleinigkeiten und sie betreffen auch nur die Einleitung; wir würden sie gar nicht berührt haben, wenn wir nicht dadurch zeigen wollten, wie genau wir das Werk geprüft, dass also auch unser bewunderndes Lob keine bequeme Oberflächlichkeit ist. Zu einzelnen Bildnissen bemerken wir folgendes:

Das Original der unter Nr. V aufgeführten, angeblich von Oeser gefertigten Zeichnung ist zuverlässig kein Goethe-Bild. Ich habe vor zwanzig Jahren die nicht fertig gewordene alte Platte gekannt, aus deren Abdruck Wegner den Einfall gehabt hat, ein Goethe-Bildniss herzustellen; er hätte ebensogut einen beliebigen anderen Menschen aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts daraus machen können.

Die unter Nr. XV beschriebene Denkmünze ist wol 1778 geprägt worden; denn nur sie kann gemeint sein, wenn Merck unterm 28. Mai 1778 an Wieland schreibt: „Neulich hat ihn (Goethe) ein Kerl in Gold und Silber ausgeprägt". (Im neuen Reich 1877 Nr. 22 S. 851.)

Wenn schon Rolletts Zweifel, ob der Orden, den Goethe auf dem Schattenriss Nr. LVIII S. 138 (vergl. S. 193) trägt, die Ehrenlegion sei, insofern Berechtigung hat, als dort das Ordenszeichen ein sechseckiger Stern ist, so steht doch ausser Zweifel, dass es dieser Orden sein soll, da er der einzige war, von dem Goethe nur das Ritterkreuz besass. Der Schattenriss gehört wol dem Jahre 1808, spätestens 1809 an.

Schliesslich gedenke ich noch einer offenbar nach Stieler gezeichneten Darstellung Goethes in ganzer Figur als Illustration zu Hauffs „Memoiren des Satans" im Taschenbuch „Vergissmeinnicht" von 1830. Von diesem Bilde sagte mir der verstorbene Buchhändler Keil, der Gründer der „Gartenlaube", der als junger Mensch Goethe sehr oft in seiner Behausung gesehen hatte, dass dasselbe

Goethes ganze Erscheinung am treusten wiedergebe. Das Blatt, 97 mm hoch und 70 mm breit, trägt die Unterschrift: „Stahlstich v. F. Fleischmann. | .... da kommt Göthe — die Thüre gieng auf, — er kam. | M. d. S. I. B. 17t. Cap.“ Goethe ist darauf in Frack mit Stern, Kniehosen und Schuhen dargestellt.

Nochmals: Rollett kann mit berechtigtem Stolze auf seine prächtige Arbeit zurückblicken.

3. Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von Ludwig Geiger. Vierter Band. Frankfurt a/M. Literarische Anstalt Rütten & Loening 1883 (VI u. 478 S. 8⁰).

Nach der Seitenzahl bemessen zeigt dieser Band zwar eine geringe Zunahme gegen den 1. und den vorjährigen, dagegen einen nicht unerheblichen Rückgang gegen den 2. Band, welcher 536 Seiten enthielt (und dabei billiger war). Die Anordnung des Inhalts ist die des letzten Bandes.

Unter „I. Abhandlungen und Forschungen“ erfreut uns 1. Friedrich Vischer durch „Kleine Beiträge zur Charakteristik Goethes“, und zwar: „I. Einiges über Vers und Sprache“, worin Goethe gegen den Vorwurf des Mangels an Correctheit in Schutz genommen und gezeigt wird, dass die Incorrectheiten in Versmass und Reim durch Schönheiten aufgewogen werden, die wenigstens zum guten Theil bei grösserer Strenge der Versbildung verloren gehen würden. Vischer nimmt einige Beispiele durch, an denen er versucht, wie Goethe, um correct zu sein, hätte anders sagen können, und findet, dass dies allemal nur auf Kosten des Ausdrucks hätte geschehen können. Dieses Verfahren dürfte aber nicht richtig sein. Man muthet ja keinem anderen zu, es besser zu machen, als Goethe selbst; von ihm nur verlangt man, dass er einem Gedanken — nicht bloss einer einzelnen Verszeile — einen andern Ausdruck hätte geben sollen, um correct zu sein, und von diesem Standpuncte aus, d. h. wenn man namentlich einmal die Forderung ausschliesslich reiner Reime in der deutschen Dichtung als berechtigt zugesteht, bleibt Goethe incorrect. Diese Forderung darf man indessen nicht schlechthin anerkennen, wie ich in den „Goethe-Forschungen“ S. 396 ff. entwickelt habe, weil sie der Natur der deutschen Sprache widerspricht und daher der deutschen Dichtung eine Fessel anlegt, wie sie keine andere Cultursprache belastet, sodass mit dieser Fessel die deutsche Dichtung an Gehalt gegen alle anderen zurückgedrängt werden würde. In einer Besprechung meiner „Reimstudie“ habe ich zwar gelesen: Die Forderung reiner Reime im Deutschen sei ein gebotner Fortschritt. Das ist wieder einmal, womit so manchmal schlechte Sachen vertheidigt werden, die mechanische Anwendung eines Schlagwortes. Unter culturgeschichtlich nothwendigem Fortschritt kann doch nur ein solcher verstanden werden, welcher einer-

seits aus dem Geiste einer Einrichtung hervorgeht, anderseits aber gleichen Schritt hält mit zusammenhängenden Einrichtungen. Die Verzierung der Renaissancebauten in Rococostil war auch in den Augen jener Zeit ein Fortschritt, und wenn ein Kalmückenfürst sich 1815 in Paris mit französischen eleganten Zimmermöbeln versah, so konnte er sich auch brüsten, den Fortschritten der Westeuropäer zu huldigen. Allein Rococoschnörkel reinen Renaissancebauten anzuhängen fällt niemandem mehr ein, und die Jurte jenes Kalmückenfürsten sah nach wenigen Jahren mit ihren Glanztrümmern jämmerlicher aus als die kalmückisch gebliebenen.

Die Forderung, im Neuhochdeutschen ausschliesslich reine Reime zu gebrauchen, ist nun gleichfalls aus dem naturgemässen Boden, aus dem Bau unserer Sprache, nicht hervorgewachsen; sie ist von aussen herangezogen und zunächst von der romanischen Dichtung ausgegangen, in deren Sprachen, wie ich in der „Reimstudie“ im einzelnen nachgewiesen habe, sich in Fülle Reime darbieten, die durch den Sprachbau gegeben sind und uns ganz fehlen. Durch diesen Mangel im Deutschen macht sich, namentlich in grösseren gereimten Dichtungen, eine Uebermacht des Reimes über den Inhalt in einer Weise geltend, die es unmöglich erscheinen lässt, dass bei sprachwidriger Verschärfung der Reimforderungen sich Gehalt und Sprachform decken, sodass Classicität in deutscher Dichtung alsdann geradezu ausgeschlossen sein würde. Es macht beim lesen deutscher Gedichte einen an unfreiwillige Komik streifenden Eindruck, dass man z. B., wenn eine Zeile auf „Herz“ oder „Schmerz“ oder „Scherz“ endigt, in neun von zehn Fällen erwarten kann, eines der beiden andern Worte im Reim zu finden; oder dass man aller Augenblicke in Gedichten das Bestreben herausfühlt, insbesondere bei mehrfachem Reim, bald dem Inhalt derselben eine gewisse Wendung zu geben, bald ihn durch gezwungene Zusätze zu erweitern, nur um das anbringen von Worten zu ermöglichen, welche der geringen Zahl vielreimiger angehören. Das störende dagegen, welches manche im vorkommen unreiner Reime finden, ist keineswegs naiv und selbstverständlich; so lange aber sich noch Dichter aus Selbsterhaltungstrieb ängstlich an ihren einzigen Ruhm, an die Reinheit des Reimes klammern, so lange noch Kritiker — pardon! Recensenten — die Bequemlichkeit des aufstechens von angeblichen Reimfehlern sich nicht entgehen lassen wollen, so lange wird den viellesenden Menschen bei einem unreinen Reim immer einfallen: der gerühmte Dichter X wird keinen solchen Reim gebrauchen; oder: das Litteraturblatt Y wird diesen Reim nicht ungestraft durchlassen. Also: man vertheidige Goethe nicht gegen den Vorwurf der Incorrectheit, indem man eine Ausnahmestellung für ihn beansprucht, sondern indem man nachweist, dass er das rechte erkannt und geübt habe.

Vischers Beitrag „II. Sinnlichkeit, Bitterkeit, Vernunft“ stellt in verständniss- und geistvoller Plauderei fest, dass die Sinnlichkeit in Goethes Dichtungen aus der naiven Hingabe seiner ganzen Natur an dieselben zu erklären, also keineswegs mit Wielands gesuchter Lüsternheit zu verwechseln sei, und dass ihn vor solchen Ausartungen seine Vernunft ebenso bewahrt habe, wie vor dem überwuchern jener Bitterkeit, die ihn bei seinen scharfen, untäuschbaren Blicken in das teuflische der Menschennatur wiederholt überkommen habe.

Die im III. Bande des Jahrbuchs S. 159 ff. (nicht S. 77 ff., wie im Inhaltsverzeichniss steht) begonnene Abhandlung von W. Scherer „Ueber die Anordnung Goethescher Schriften“ wird fortgesetzt. Dort besprach der Verfasser die Ordnung der einzelnen Werke in den Gesammtausgaben, hier betrachtet er die Ordnung der „Vermischten Gedichte“ in der ersten gesammelten Ausgabe derselben im 8. Bande seiner bei Göschen erschienenen Schriften (1789). Scherer entwickelt, wie die „Erste Sammlung“ dieser Gedichte so angeordnet ist, dass sie ein Liebeleben, „einen Roman“ darstellt. Von diesem Standpuncte aus geht er die einzelnen Gedichte durch, schöne Bemerkungen über Entstehungszeit und Veranlassung einflechtend. Er wiederholt dabei den Hinweis Lichtenbergers (Etudes sur les poésies lyriques de Goethe 2. ed. S. 46 ff.), dass das „Mailied“ sich in „Dichtung und Wahrheit“ prosaisch wiederfindet und da auf Friederike bezogen wird, was auch ich schon 1869 und 1870 (Zu Goethes Gedichten S. 14) gethan habe. An derselben Stelle (S. 14 bis 17) habe ich auch schon ausführlich begründet, dass das Gedicht „An Lottchen“ nur an Lotte Jacobi gerichtet gewesen sein könne; deshalb ist es nicht ganz genau, wenn Scherer (S. 57) bloss sagt, dass „man annimmt“, es sei so, zumal von Loeper noch neue Beweise dafür beigebracht hat (Goethes Werke. Hempel. 2. Ausg. I. Bd. S. 304 f.). — „Jägers Abendlied“ will Scherer nicht ursprünglich auf Lili beziehen, hauptsächlich darum, weil in der ersten Fassung die Hindeutung auf ein vorangegangenes Liebesverhältniss fehle. Das scheint aber doch nicht der Fall zu sein; zwar findet sie sich nicht, wie in der neuen Fassung in Vers 12, in Vers 7 ist sie indessen entschieden von Anfang an vorhanden gewesen; denn wenn es da heisst: „Und ach! mein schnell verrauschend Bild — Stellt sich dir's nicht einmal?“, so liegt darin allerdings ein bitterer Vorwurf für Lili, die das Bild des liebenden, der ein dauerndes Bündniss gehofft hatte, nach einer, wenn auch mehrmonatigen, doch immerhin dem erhofften gegenüber kurzen Verbindung hat schnell vorüberrauschen lassen. Diesen Ausdruck hat dieselbe Bitterkeit eingegeben, welche in dem nächstfolgenden Liede „An den Mond“ in die Worte ausbricht: „Fliesse, fliesse lieber Fluss — .... So verrauschte Scherz und Kuss — Und

die Treue so". Gewiss sind diese beiden Gedichte — „Jägers Abendlied" und „An den Mond" — in der Absicht umgedichtet und die Spuren der zufälligen Entstehung verwischt worden, um sie dem von Scherer vermutheten Liebesroman in Liedern einzufügen. Der Gedanke Scherers erweist sich so fruchtbar, dass damit allein sich die Umdichtung des zweiten Liedes erklären lässt, deren Gründe bisher mir wenigstens z. Th. räthselhaft waren. In der ersten Fassung von 1778 schliesst sich das Lied den mehreren von Goethe an, welche die zauberische Anziehungskraft des Wassers verklären; wie ihn in dem Gedichte „Rettung" der Ruf eines holden Mädchens vom ertränken abzieht, so hier die Lockung der Freundschaft. In der neuen Fassung von 1789 kommt nur der Gegensatz zwischen der Sehnsucht nach verlornem Liebesglück und dem Genuss sicherer Freundschaft zum Ausdruck. Da nunmehr die Liebe als vergangen betrachtet wird, musste „der Liebsten Auge", das sich in der ersten Fassung ganz anmuthig mild über das Geschick des liebenden breitet, in jetziger Fassung dem nichts destoweniger an seinem Platze unerwarteten „Freundes Auge" weichen.

3. Hermann Hüffer, „Zu Goethes Campagne in Frankreich", weist die Treue von Goethes Darstellung nach, berichtigt Kleinigkeiten und stellt mehrere Persönlichkeiten fest, die in der „Campagne" entweder gar nicht mit Namen aufgeführt oder zwar genannt, aber sonst nicht gekannt sind. Hierzu waren dem Verfasser z. Th. ungedruckte Briefe des damaligen Cabinetssecretärs des Königs von Preussen Lombard an seine Gattin förderlich. Hüffer merkt die Stellen an, an denen Lombard, ohne dass er genannt würde, von Goethe erwähnt wird, bezeichnet näher den abenteuerlichen Grothaus (S. 85 f.), berichtigt die Erzählung von der Gefangennahme des angeblichen Postmeisters Drouet (S. 89 ff.), sowie die verwechselten Namen der Hauptquartiere des Königs Friedrich Wilhelm II. und des Herzogs von Braunschweig (S. 92), nennt den Lieutenant v. Puttkammer als denjenigen, der Goethes Vermittlung beim Prinzen Louis Ferdinand wegen dessen ungestümen vorwärtsdringens in Anspruch nahm (S. 94), und erzählt endlich näheres über die dabei auch namhaft gemachten Damen von Verdun, welche die festliche Begrüssung des preussischen Königs auf dem Schaffot büssten (S. 103 ff.) u. a. Hüffer verspricht Fortsetzung seines sehr werthvollen Commentars zu Goethes „Campagne in Frankreich".

4. C. A. H. Burkhardt, „Goethes Werke auf der Weimarer Bühne 1775—1817", bringt Vorstudien zu einer langersehnten vollständigen Geschichte genannter Bühne mit Rücksicht auf Goethes Thätigkeit. Burkhardt verzeichnet sämmtliche Aufführungen des fürstlichen Liebhabertheaters, soweit Nachrichten darüber zu erlangen gewesen sind, sowie die Darstellungen Goethescher Bühnenstücke aus den Zeiten Bellomos und des Hoftheaters. Da bis 1783

nicht allein die wirklich dramatischen Darstellungen, sondern auch die für Hoffeste veranstalteten Ballette und Maskenzüge aufgezählt werden, so hätte man gewünscht, die Uebersicht dieser Aufführungen bis zum 18. December 1818 fortgesetzt zu sehen. Sollte übrigens aus den Hoffourrierbüchern nicht noch manches für die verdienstliche Arbeit entnommen werden können, und wären es nur die häufig noch zweifelhaften Aufführungstage?

5. „Erich Schmidt, Zur Vorgeschichte des Goetheschen Faust.“ Auch diese Vorgeschichtsbeiträge sind eine Fortsetzung aus dem vorigen Bande des Goethe-Jahrbuchs. Hier erhalten wir Nachricht von Johann Valentin Andreäs lateinischem Allegorieschauspiel Turbo sive moleste et frustra per cuncta divagans ingenium (1616), worin der Held, gleich Faust, Befriedigung seines unbestimmten Dranges auf verschiedenen Wegen sucht, jedoch — im Gegensatz zu Faust — zuletzt erst auf Magie verfällt. Manche Stellen klingen merkwürdig an Goethes „Faust“ an.

6. Fr. Zarncke, „Goethes Jugendportraits“, kommt nach einer mit der ihm eignen Rastlosigkeit im forschen und Schärfe im Urtheil unternommenen Untersuchung zu dem Ergebniss, dass eine der den jungen Goethe darstellenden Zeichnungen, die bisher Lavatern zugeschrieben wurden, vom Maler Schmoll herrührt (sie ist dem Jahrbuch als Titelbild beigefügt), während er als Entstehungszeit eines in Lavaters Nachlass zu Wien befindlichen Oelgemäldes eine frühere als die bisher angenommene nachgewiesen hat, sodass dasselbe das älteste bekannte Gemälde von Goethe sein würde.

Unter „II. Neue Mittheilungen“ stehen voran „1) Einunddreissig Briefe von Goethe“, und zwar an Graf Friedrich zu Stolberg, Professor Hufeland, Christiane Vulpius, Hofmechanicus Körner (6, eigentlich 7), Heinrich Meyer (4), Baumeister Catel, Baron Otterstedt, Spediteur Münderloh, Baron Rennenkampf (2), Dr. Heidler (3, eigentlich 4), Staatsrath Schukowsky, General Klinger, Frau v. Stein, Graf Cicognara, Factor Reichel (Nr. 23 und 29), Consul Mylius, Capellmeister Hummel, Dr. Morgenstern und an einen unbekannten.

Zu den bei manchen Briefen dürftigen Erläuterungen ist folgendes nachzutragen.

Die in dem Briefe an Hufeland vom 24. Juli 1794 erwähnte Schrift war zweifelsohne die damals erschienene, viel Aufsehen erregende, bis 1796 drei Auflagen erlebende Flugschrift des Meiningischen Regierungsraths Franz Josias v. Hendrich: „Freimüthige Betrachtungen über die wichtigsten Angelegenheiten Deutschlands. Germania, 1794“.

Der Brief an Christiane Vulpius vom 30. September 1806 ist bereits gedruckt in „Goethe, Weimar und Jena im Jahr 1806 u. s. w. herausgegeben von Keil“ S. 13. Vergl. oben S. 456.

Der in dem Briefe an Meyer vom 7. März 1814 genannte M. Stimmel, der auch in Goethes Brief an Minister v. Voigt vom 12. Mai dess. J. vorkommt, war Buch- und Kunsthändler in Leipzig. Er war in die Untersuchung des Pfarrers Tinius wegen Raubmords verwickelt. Vgl. „Der neue Pitaval" IV. Th. S. 168 ff., woselbst er mit „Magister St..." bezeichnet ist.

Ueber Otterstedt ist zu vergleichen: „Goethes Briefe u. s. w. von Strehlke" unter diesem Namen, sowie Arch. f. Litt.-Gesch. XII, 156. — Der Brief an Münderloh vom 6. Decbr. 1819 ist schon, aber unvollständig, in „Goethes Briefen u. s. w. hersg. von Strehlke" abgedruckt, wobei der Adressat als in Braunschweig wohnend angegeben ist; indessen dürfte Münderloh & Comp. in Weimar gemeint sein, wol derselbe „hiesige Handelsmann", den Goethe im Briefe an Willemer vom 17. April 1821 „Münderholz" nennt. — Der in dem Briefe an Rennenkampf vom 10. April 1820 erwähnte König ist der von Württemberg. — Das in dem Briefe an Dr. Heidler vom 9. Aug. 1820 erwähnte „wohlgedachte Heft" des Dr. Ziegler waren dessen „Bemerkungen über Marienbad in Böhmen. Regensburg, 1820". — Mit dem „Thioli" im Briefe an Baron Rennenkampf vom 2. Juni 1823 ist Stephan Teoli gemeint. — Die Schaumünze, von der im Briefe an Meyer vom 24. Juni 1825 die Rede, ist die von Brandt in Berlin auf das Jubilaeum des Grossherzogs geprägte. — Das an Schorn zurückgesandte Bild ist Leybolds Charos. — Der am Schlusse desselben Briefs gedachte Sänger ist der Bassist Hauser.

Ueber die in dem Briefe an Meyer vom 30. September 1827 beregte Sendung Liebers' nach Dresden ist näheres zu ersehen aus „Goethe und Dresden" S. 132 f. — In derselben Schrift S. 78 habe ich das Bild von Carus, welches dem bewundernden Blicke die ganze Romantik ausdrückt, auf ein Gemälde aus dem Jahre 1823 beziehen zu sollen geglaubt; nach dem jetzt erst im Goethe-Jahrbuch vollständig vorliegenden Briefe an Meyer vom 30. Sept. 1827 erweist sich das als Irrthum. Ueber das hier gemeinte Gemälde sagt Carus selbst in seinen Aufzeichnungen, deren Mittheilung ich der freundschaftlichen Güte seines Sohnes, des Herrn Hofrath Dr. Carus, verdanke, folgendes: „Im August 1827 habe ich an Staatsrath v. Joukowsky, den Erzieher des Kronprinzen Alexander von Russland, ein Bild verkauft, worauf im Vordergrunde eine Jünglingsgestalt, welche im frühen Morgengrauen im Morgenlande dem geheimnissvollen Sterne mit Gottergebenheit und Vertrauen entgegenblickt. Umgeben von Lilien, zunächst vor einem Riff schroffer Felsen und darüber hinaus blickend auf eine weite, vom erstehenden Tage leicht erleuchtete Ferne tritt die Gestalt eines ritterlichen Jünglings, auf den Kreuzgriff seines Schwertes gestützt, allmählich dunkel und wirksam hervor". — Im folgenden Monate besuchte

Schukowsky Goethe in Weimar, wie im Jahrbuch S. 178 zu lesen, und durch ihn lernte Goethe das Bild kennen.

„2) Goethes Briefe an Bertuch. Mitgeth. von L. Geiger." Dass die Briefe 1, 2 und 4 an Bertuch gerichtet seien, scheint mehr als zweifelhaft. Das wiederaufgeben einer Duzbrüderschaft ist zwar denkbar, aber Goethe kann unmöglich Bertuch abwechselnd bald „Du" bald „Sie" angeredet haben, wie in den Briefen 2, 3 und 4 geschieht. Diezel hat auch den 2. und 4. jener Briefe, in Frorieps Archiv befindlich, als an Philipp Seidel gerichtet aufgeführt, an den wol ausser diesen noch der 1., wie der 32. und 33. Brief und gleichfalls der von Diezmann in „Goethe und die lustige Zeit in Weimar" S. 165 f. veröffentlichte, auch angeblich an Bertuch gerichtete, geschrieben sind. — Geigers Anmerkungen verbinden die Briefe zu einer sachgemässen und erwünschten Darstellung der gesammten Beziehungen Bertuchs zu Goethe. — Zu bemerken ist, dass unter den „Zinkischen Kupferstichen" (S. 215) die von Adrian Zingg zu verstehen sind. — Das Billet an Seidel Nr. 33 (S. 227 f.) ist vom 2. März 1779, das vorhergehende vom 7. desselben Monats. Das Paket aus Gera kam von dem pseudonymen Kraft. — S. 202 steht falsch „Neunheiligen" statt „Neunheilingen".

„3) Nachträge zu Goethes Correspondenzen. Im Auftrage der v. Goetheschen Familie herausgegeben von F. Th. Bratranek. III. Charlotte v. Schiller, sowie ein Brief Körners an Schiller und ein Brief von Ernst v. Schiller an Goethe. — IV. Christian Gottfried Körner." Die Briefe der Frau v. Schiller sind zwar an sich von keiner grossen Bedeutung, sie sind aber, soweit sie bei Lebzeiten ihres Gatten geschrieben sind, eine Ergänzung des Goethe-Schillerschen Briefwechsels, da Schiller häufig bei Krankheiten oder sonstigen Abhaltungen seine Frau beauftragt hat, für ihn zu correspondieren. Man könnte vermuthen, dass diese Briefe z. Th. diejenigen Lücken ausfüllen, in denen bisher Briefe Schillers in seinem Briefwechsel mit Goethe vermisst wurden; dies ist jedoch nicht der Fall. Die Briefe Goethes an Frau v. Schiller standen bekanntlich zuerst in „Charlotte von Schiller und ihre Freunde" (II, 234 ff.) und sind in der 4. Auflage des „Briefwechsels zwischen Schiller und Goethe" mit Ergänzungen wieder abgedruckt. — Im Briefe der Schiller vom 16. September 1817 findet sich eine sehr beachtenswerthe Stelle, aus der hervorgeht, dass Goethes Aufsatz über seine erste Bekanntschaft mit Schiller hinsichtlich des anfangs fremden gegenüberstehens beider Dichter ganz treu ist und die schon im Arch. f. Litt.-Gesch. XI, 149 ff. zurückgewiesene Verdächtigung der Zuverlässigkeit Goethes, wie sie sich im Goethe-Jahrbuch II, 168 ff. breit machte, völlig willkürlich war. Die Stelle lautet: „Da ich eigentlich Schiller gleich in den ersten Tagen unsres Sehens mit innigem Antheil betrachtete, so wunderte ich mich oft,

dass Sie so entfernt von ihm waren, weil ich fühlte, dass alles Grosse und Gute sich verwandt ist. Auf der andern Seite fühlte ich lebhafter jetzt als ehmals, warum Sie erst in spätern Zeiten sich nähern konnten". — Unter den Briefen der Schiller findet sich auch ein im Briefwechsel zwischen Schiller und Körner fehlender Brief des letzteren vom 28. October 1796.

Unter IV stehen vier Briefe Körners an Goethe und drei Goethes an Körner als willkommene Vervollständigung unsrer Kenntniss über den Verkehr dieser beiden. Namentlich ist es von Werth, hierbei zu erfahren, dass nach dem Zerwürfniss von 1813 doch wieder ein Verhältniss angeknüpft worden ist, während man bisher Ursache hatte mit jenem Jahre alle Beziehungen Körners zu Goethe als abgebrochen anzusehen. (Vergl. „Goethe und Dresden" S. 18.) Es war Körner, der 1821 von Löbichau aus, also wahrscheinlich auf zureden der Goethen befreundeten Herzogin von Kurland und ihres Kreises, nach achtjähriger Entfremdung wieder an Goethe schreibt, der dann in der Antwort sagt: „Eine seltsam wilde Zeit hat die Menschen schon getrennt, auseinander gehalten, wo nicht geschieden; daher sei es uns höchst erfreulich, was überzeugt, dass alles Edle, Wohlverknüpfte und Verbundene über die Zeiten hinausreicht und über das Geschick, das, nachdem es lange verwirrt, doch wieder herstellen muss".

„4) Aus handschriftlichen Quellen Notizen über Goethe. Mitgetheilt von G. v. Loeper, L. Nohl, J. Schiller, B. Seuffert." Auszüge aus Briefen und Aufzeichnungen, selbstverständlich von verschiedenem Werthe, aber keine werthlosen. Darunter haben sich ein par bereits gedruckte eingeschlichen, und zwar die Mittheilungen von Böttiger unter 5 (S. 321—324), die 1857 im „Morgenblatte" standen, sowie der Brief der Frau Schopenhauer unter 12 (S. 327 f.), den „Westermanns Illustrirte Monatshefte" 1868 brachten.

Unter „III. Miscellen, Chronik, Bibliographie" beginnen „1) Miscellen" mit drei kleineren neuen Mittheilungen, und zwar zunächst dem Abdruck einer Handschrift des „Prologs zu den neusten Offenbarungen Gottes", deren räthselhaftes Verhältniss zum ersten Drucke erörtert und eine Andeutung über den Anlass zu der Bibelübersetzungs-Scene im „Faust" I hinzugefügt wird. — Hiernächst folgt die Disposition zu zwei Stellen des „Faust" II und endlich eine Aufzeichnung über die geologischen Verhältnisse an der Kobesmühle bei Karlsbad nach Goethes Handschriften.

Unter 4 gibt Schröer eine Erklärung zum „Doppelreich" in „Faust" II (V. 1942 f. seiner Zählung), und weist M. v. Waldberg auf Anklänge an Volkslieder in „Faust" II hin. — Unter 5 lässt J. Crüger unverständige Aeusserungen Bodmers über „Iphigenie" abdrucken. (Crüger scheint übrigens des Glaubens zu sein, dass die

im XI. Theile der Hempelschen Goethe-Ausgabe abgedruckte Prosa-redaction der „Iphigenie" die einzige gedruckte ist.) — Unter 6 macht Schröer bemerklich, dass die von Schöll wiederholte Nachricht über Veränderungen, die beim Entwurfe des veröffentlichten Bildes zum „Neusten aus Plundersweilern" vorgenommen worden sind, mit dem bekannten Briefe Jacobis an Heinse über Verspottung Klopstocks und Cramers in diesem Bänkelsängerliede übereinstimme. — Unter 7 theilt Seuffert Böttigers Beschreibung des am 30. Januar 1798 veranstalteten Maskenzugs mit. — Unter 8 erklärt v. Waldberg sehr hübsch das „Emmaus" im „Diner zu Koblenz" als Wortspiel mit „Ems". — Unter 9 polemisiert G. Hauff gegen Düntzers allerdings unmögliche Erklärung des Diwânspruches: „Ihr lieben Leute bleibt dabei etc." — Unter 10 bestätigt v. Loeper aus Goethes Tagebuch nach Eckermanns Abschrift, dass der Plan eines historisch-religiösen Volksbuchs und einer Liedersammlung nicht ins Jahr 1807, in welchem er in den „Annalen" erwähnt wird, sondern ins Jahr 1808 gehört, wie ich auch in der Erläuterung zu Abs. 686 (Hempels Goethe-Ausg.) annahm. — Unter 11 vermuthet Werner, dass in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" von 1773 sich noch Arbeiten von Goethe finden, worin er wol unbedingt Recht hat; nicht zweifellos scheint aber zu sein, dass Goethe die Recension der Oper „Der Töpfer" von André verfasst habe, da wenigstens deren Uebereinstimmung mit Goethes Urtheil im Briefe an die Fahlmer vom 23. Nov. 1773 sich ungezwungen dadurch erklärt, dass er das Urtheil der schon am 2. Nov. gedruckten Recension zu dem seinigen gemacht hat. Letztere erscheint mir nicht Goethisch; auch glaube ich nicht, dass Goethe die Beurtheilung eines Musikwerkes unternommen habe. — Unter 12 liefert J. Friedländer Berichtigungen und Erläuterungen zur „Italienischen Reise". Er sucht auch den Namen des „lockren Prinzesschens" zu ergründen, scheint aber die m. W. noch nicht bestrittene Vermuthung im Arch. f. Litt.-Gesch. VII, 536 nicht zu kennen, wonach eine Fürstin Belmonte darunter zu verstehen ist. — Unter 13 bringt Schröer Bemerkungen zu Stellen im „Werther" und einem Briefe an Frau v. La Roche, sowie unter 14 den Nachweis von Anlehnungen Goethes an Günther. — Unter 15 erörtert Hauff, ob Goethe Todesstrafen geneigt gewesen sei. — Unter 16 lässt Werner ein Gedicht abdrucken, in welchem Namen aus „Hanswursts Hochzeit" vorkommen. Ueber den Namen Urschel kann auch „Dichtung und Wahrheit" im XI. Buch (Hempels Ausg. III, 18) sowie das Zigeunerlied im „Götz" verglichen werden. — Unter 17 theilt Schröer ein Gedicht an Oeser, von seinen Schülern 1767 dargebracht, mit, als dessen Verfasser er gewiss mit Recht Clodius vermuthet; unter 17 stellt ebenderselbe Varianten des Gedichts „Zu Heidelberg" von Frau v. Willemer zusammen. — Am Schluss der Miscellen stehen

einige „Berichtigungen und Ergänzungen zu Band III" von F. Frensdorff.

Die folgende „Chronik" enthält manches, was nur entfernt oder gar keine Beziehung zur Goethe-Litteratur hat.

In der „Bibliographie" ist Vollständigkeit nach allen Richtungen hin kaum möglich, auch wol nicht erstrebt, ausgenommen in dem Abschnitt „I. Schriften. A. Ungedrucktes." Nachträgliches hierzu, aber unbedeutendes, werden meine „Nachträge zu Hirzels Verzeichniss einer Goethe-Bibliothek" zu ersehen geben, die seit einigen Jahren im 4. Hefte jedes Bandes des Archivs f. Litt.-G. erscheinen. — Unter „D. Einzelschriften und Erläuterungen" fehlt z. B. mein in Nr. 17 und 18 der „Wissenschaftl. Beil. der Leipz. Zeitung" (26. Febr. und 2. März 1882) abgedruckter Aufsatz „Zum II. Theil des Faust", worin mehrere neue Forschungsergebnisse niedergelegt sind, auf welche auch schon anderwärts Bezug genommen worden ist.

Im Abschnitt „II. Biographisches", und zwar unter „B. Biographische Einzelheiten" ist vor allem zu vermissen:

„Goethe in Venedig. — Zweiter Aufenthalt, Frühling 1790. Der Rath Giovanni Gaetta aus Sachsen. Die Herzogin-Mutter Amalie. — Von Hermann v. Löhner." (Hamburger Nachrichten Nr. 7. Hamburg, Montag den 9. Januar 1882. Abendausgabe.)

„Auch ein Beitrag zur Goethe-Litteratur. Von Erich Schmidt." Plauderei über die Erzählungen von Frommanns Köchin Henriette Hunger, die Goethe bisweilen zu bedienen hatte. (Neue Freie Presse. Morgenblatt Nr. 6576. Wien, Freitag den 15. Dec. 1882.)

Zwei Register über Personen und über Goethes Werke und Leben schliessen den reichhaltigen Band.

4) Goethes Iphigenie auf Tauris. In vierfacher Gestalt herausgegeben von Jacob Baechtold. Freiburg i. B. und Tübingen 1883. Akad. Verlagsbuchh. von Mohr (P. Siebeck).

Die Zusammenstellung der verschiedenen Redactionen der „Iphigenia" in Einem Bande ist — im Gegensatz zu der im ersten Hefte angezeigten der mehreren Bearbeitungen des „Götz" — in jeder Hinsicht sachgemäss; denn da jenes Schauspiel keine gründliche Umarbeitung erfahren hat wie „Götz", so kann man hier durchgängig nicht nur Auftritt für Auftritt, sondern sogar Stelle für Stelle neben einander vergleichen. Die gegenwärtige Veröffentlichung ist aber auch insofern werthvoller als die des dreifachen „Götz", als darin eine Redaction zum ersten Male vollständig abgedruckt ist.

Von der ersten Prosafassung der „Iphigenie" (1779) sind zwei Handschriften bekannt, deren eine mit der Strassburger Bibliothek 1870 verbrannt ist, zuvor jedoch von Herrn v. Loeper abgeschrieben worden war und in Hempels Goethe-Ausgabe veröffentlicht wurde.

Die fast nur in wenigen Wortformen abgeänderte zweite Fassung (1780) behauptet dadurch einen selbständigen Rang, dass sie in Verse abgetheilt ist, obwol diese Verse mangels durchgeführter Metrik und wegen durchgängiger Verschiedenheit der Länge der einzelnen Zeilen nichts anderes sind als die rhythmische Prosa der ersten Fassung. Es sind nicht einmal überall da, wo es hätte geschehen können, durch auswerfen oder einschieben des stummen e und dergleichen, richtig jambische Verse hergestellt. — Die Handschrift, welche diese Abtheilung in unregelmässige Verse zeigt, befindet sich in Dessau und ist merkwürdiger Weise bisher noch nicht vollständig abgedruckt worden; einzelne Stücke standen 1785 in Armbrusters „Schwäbischem Museum" und sind daraus wiederholt, aber nicht immer vollständig abgedruckt worden. Die Handschrift ist nachlässig: es fehlen mehrmals einzelne Worte und am Ende des zweiten Acts ein längeres Stück, das daher auch gegenwärtigem Drucke abgeht.

Eine dritte Fassung hat an einigen Stellen eine Umarbeitung erfahren; von ihr sind mehrere Handschriften vorhanden oder doch vorhanden gewesen, von denen drei durch Baechtold unmittelbar, die eine, jetzt unzugänglich, nach Düntzers Abdruck benutzt worden sind.

Die vierte und letzte, in regelmässige fünffüssige Jamben und dabei durchaus in edlere Sprache gebrachte Fassung entstand 1786 in Italien; sie ist nach dem ersten Drucke 1787 gegeben. Während aber beim Abdrucke der früheren Fassungen die Abweichungen der verschiedenen Handschriften und Drucke am Fusse jeder Seite verzeichnet worden, sind beim Abdrucke der letzten Gestalt der „Iphigenie" die Aenderungen der späteren Ausgaben bis zu der letzter Hand nicht beigefügt; es hätte dies der wünschenswerthen Vollständigkeit halber mit Leichtigkeit geschehen können.

In der Einleitung theilt Baechtold in ihrer Beschränktheit ergetzliche Urtheile Armbrusters über die „Iphigenie" aus dem J. 1782 mit, denen von Bodmer im Goethe-Jahrbuch (IV, 153 f.) entsprechend.

Hoffen wir, dass die Verlagshandlung in die Lage gesetzt ist, Baechtolds willkommene historisch-kritische Goethe-Ausgabe fortzusetzen.

5) Iphigenia auf Tauris. Von D. A. Hagemann. Herausgegeben von P. Hagemann 1883. Riga, Schnackenburg. Leipzig, G. Brauns.

Diese Schrift bildet das 2. Heft der im Verlage der genannten Firmen erscheinenden „Vorträge für die gebildete Welt". Wahrhaft gebildete müssen jedoch Goethes Iphigenie, die ja keine besonderen Schwierigkeiten bietet, so zu lesen verstehen, dass ihnen dieser Vor-

trag — worin S. 39—63 der Gang des Dramas halb in den Versen des Originals, halb in Prosaauszug wiedergegeben wird — schlechterdings nichts belehrendes bringen kann. Auch die Geschichte der Entstehung und Umarbeitung der Iphigenie S. 1—20 dürfte jedem gebildeten, der sich überhaupt um Litteratur kümmert, bekannt sein; die Vergleichungen mit der griechischen Sage von Iphigenie und den darauf gegründeten antiken Dramen finden sich in vielen leicht zugänglichen Schriften, und bieten ebensowenig etwas neues wie das ganze Heft.

6) Goethes Erkenntnissprincip. Von Adolf Harpf. Separatabdruck aus den philosophischen Monatsheften 1883, I und II. Bonn, Druck von P. Neusser (39 S. 8°).

Es ist dies die Arbeit eines Neulings in der Goethe-Litteratur, der aber, Pallas vergleichbar, schon vollständig gerüstet ins Dasein springt. Diese Schrift setzt sich nichts geringeres zum Ziele als die geistige Organisation darzulegen, aus welcher sich Goethes dichten und denken erklären lässt. In ihren Grundlagen bringt dieselbe zwar nichts wesentlich neues, allein abgesehen davon, dass sie die Auffassung mancher Autoritäten berichtigt, so ist doch mit dieser Gründlichkeit und in diesem Zusammenhange Goethes Natur uns noch nicht entwickelt worden.

Harpf bemerkt zur Einleitung, dass man bisher, wenn Goethes Philosophie behandelt worden, gewöhnlich nach dem Seinsgrunde, von welchem Goethe bei seinem gemuthmassten philosophischen Systeme ausgegangen sei, gesucht, solchen aber niemals zu finden vermocht habe, weil Goethe gar nicht darauf ausgegangen sei, ein solches System zu gründen oder sich einem bestehenden anzuschliessen. Um in Goethes philosophische Weltanschauung Einsicht zu gewinnen, habe man nach seinem Erkenntnissprincip zu suchen — zu fragen: Was ist erkennen bei Goethe? Dadurch erlange man Aufschluss über seine Philosophie, soweit sie auf wissenschaftlicher Grundlage beruhe; über den Seinsgrund der Dinge könnten überhaupt nur Glaube, Meinung, Gefühl, Ansicht herrschen. Unter Ablehnung der Annahme, dass Goethe Realist sei, bezeichnet ihn Harpf als Relativisten: die Relativität zwischen dem gegebenen Objecte der Aussenwelt einerseits und dem rein subjectiven, aesthetisch gearteten Begriffscomplexe in Goethe anderseits sei das durchgreifende Grundprincip in seinem Erkenntnissprocesse. Dasselbe sei in allen geistigen Bestrebungen des Dichters thätig gewesen; seine künstlerische Individualität erkenne die Wirklichkeit an, gestalte sie aber sofort im erkennen selbst harmonisch.

Diese seine Erkenntnissform hat Goethe selbst insbesondere in den Sprüchen in Prosa (Nr. 711, 717, 864, 866, 878, 935 u. 936 nach v. Loepers Zählung im 19. Theile der Hempelschen Goethe-

Ausgabe), sowie in Briefen und Gesprächen deutlich verrathen; er erklärt namentlich in Spruch 864 die Ursache seines Gegensatzes gegen Newtons Optik selbst mittelbar dadurch, dass er den Menschen als den vollkommensten physischen Apparat gegenüber den mechanischen Apparaten bezeichnet; er hielt mit Protagoras den Menschen für das Mass aller Dinge, ist aber weit entfernt, die Wirklichkeit mit Schelling und Hegel aus der Idee zu construieren, da er sie vielmehr aus der Erfahrung ableitet. Damit drängt sich aber freilich immer die Individualität ein, und nur ein so rein gestimmtes Subject wie Goethe konnte dabei vor mehreren Abwegen bewahrt bleiben. Durch dieses Erkenntnissprincip sind auch Goethes Ansichten über Musik bedingt.

Im II. Abschnitt, „Der mittelbare Ausdruck von Goethes Denkprincip", weist Harpf letzteres zunächst in Goethes Dichtung, namentlich in „Faust" und „Wilhelm Meister" nach; darin ist durchgeführt: „die Selbstbethätigung führt allein zur praktischen Glückseligkeit". Der Aufsatz von 1793, „Der Versuch als Vermittler von Object und Subject", beruht ebenfalls auf Goethes allgemeiner Welterkenntniss und führt in sie ein.

In einem Nachtrag berührt Harpf den schwebenden Streit über Goethes Verhältniss zum Darwinismus, indem er bemerkt, dass es unfruchtbar sei, Goethes Forschungen nach deren Inhalt zu prüfen; Goethes Bedeutung liege auf formalem Gebiete. Dass aber hierin zugleich die Lösung der Frage liege, ob Goethes naturwissenschaftliche Forschungen wissenschaftlichen Werth haben, kann dem Verfasser nicht zugegeben werden.

Harpfs Schriftchen ist jedesfalls ein sehr anregendes.

7) Goethe als Naturforscher und Herr Du Bois Reymond als sein Kritiker. Eine Antikritik von Dr. S. Kalischer. Berlin 1883. Verlag von Gustav Hempel (Bernstein und Frank).

Die berüchtigte Rectoratsrede des Professor Du Bois Reymond hat eine Unzahl Entgegnungen hervorgerufen: entrüstete, spottende, litterarische und naturwissenschaftliche. Die vorliegende Schrift gibt sich schon ihrem Titel nach als zur letzten Gattung gehörig. Kalischer war wol wie kein anderer berufen, Du Bois Reymond nach der naturwissenschaftlichen Richtung hin zu antworten, da er Goethes in dieses Gebiet fallende Schriften in Hempels Goethe-Ausgabe (Band 33 — 36) mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben und dabei sich in ihren Geist und ihren Gehalt tüchtig hineingearbeitet hat. Betrachtet man Du Bois Reymonds Rede nur sachlich, so verdient sie keine ernsthafte Widerlegung: sie liest sich wie ein schlechter Witz. Auch dass sie einer geistig hochstehenden

Zuhörerschaft bei feierlichem Anlass geboten wurde, war nur eine Beleidigung für diese, zu deren Sühne sie selbst Schritte thun mochte. Aber der mehrgenannte Professor hat auf naturwissenschaftlichem Gebiete selbst einen bedeutenden Namen, der die Leser seiner Rede täuschen kann, und deshalb lassen persönliche Gründe das entgegentreten sachgemäss erscheinen. Ja, Du Bois Reymond steht als Naturforscher so hoch, dass man geradezu nicht annehmen darf, er habe im Ernste so unzutreffend über Goethe geurtheilt, als in seiner Rede zu vernehmen ist; man ist verpflichtet zu suchen, was er andres damit gemeint haben möge, als der plane Wortsinn ergibt. Und da muss man denn zu der Ueberzeugung gelangen, dass er Skandal habe erregen wollen, um die gründlichsten Widerlegungen der nur fingierten Goethe-Schmähungen zu Goethes grösserem Ruhme hervorzurufen. Er brachte — um an Ungeheuerlichkeit nicht überboten werden zu können und tendenziöse Goethe-Lästerer im voraus mundtodt zu machen — das für einen Gelehrten schwere Opfer seiner Persönlichkeit insoweit dar, dass er z. B. versichert, vor Darwin selbst schon heimlicher Darwinianer gewesen zu sein; dass er uns glauben macht, die Leistungen Voltaires und Eulers zu verwechseln; dass er sich stellt, Dinge, über die er urtheilt, nur halb oder gar nicht gelesen zu haben, und dergleichen mehr, wodurch er sich prostituiert haben würde, wenn man nicht seinen Mann besser kännte und wüsste, dass er uns nur zum besten hat. Kalischer nimmt jedoch die Sache ernst und musste die Sache ernst nehmen, damit der von Du Bois Reymond so uneigennützig verfolgte Zweck erreicht werde, und so hat derselbe in glänzender Weise Goethes von den weittragendsten Folgen begleitete Verdienste um die Naturwissenschaften gründlich erforscht und dargelegt.

Du Bois Reymond spendet Goethen gelegentlich Anerkennung wegen seines Fleisses und glücklichen Blickes, den er bei Entdeckung des Zwischenkiefers beim Menschen und der Wirbeltheorie des Schädels bewiesen habe; Kalischer setzt dagegen S. 9 auseinander, dass jene Eigenschaften nicht genügt haben würden, das Ziel zu erreichen, und dass sogar die von Goethe gemachte Entdeckung von Fachmännern mit berühmtem Namen nicht begriffen worden sei, dass es also der Genialität bedurfte, um diese Entdeckung nicht nur überhaupt zu machen, sondern insbesondere sie von Goethes weitem Gesichtspuncte aus zu betrachten. Mit letzterem hat Goethe die Führung in der heutigen Naturwissenschaft übernommen, die sich zur Aufgabe macht, die durchgehende Einheitlichkeit der Natur zu erweisen. Insofern ist Goethe auch Vorläufer Darwins, von dessen Selectionstheorie ihm sogar schon eine Ahnung beiwohnte (S. 13 f.) und wobei seine Priorität sicherer ist als die von Du Bois Reymond beanspruchte. Dies begründet ausser aus den von Kalischer angeführten Gründen Hugo Spitzer (Ausland, 1877, Nr. 11)

durch Hinweis auf den Aufsatz „Anschauende Urtheilskraft". Darauf, dass Goethe bereits die in der Geognosie jetzt massgebenden Ansichten Lyells s. Z. ausgesprochen hat, habe ich bereits 1877 hingewiesen (Goethe und das sächsische Erzgebirge S. 177 f.).

8) Ein verfehlter und ein gelungener Besuch bei Goethe 1819 und 1827 von Dr. G. Parthey. Zweiter unveränderter Abdruck. Berlin 1883. Nicolaische Verlagsbuchhandlung.

Der 1872 in Rom verstorbene Mitbesitzer der vorgenannten Buchhandlung, Hofrath Parthey, vertheilte 1862 als Handschrift für Freunde ein Schriftchen, in welchem er in anmuthiger Weise von zwei Besuchen bei Goethe erzählte. Den ersten unternahm er als Student, traf aber den Dichter nicht an. Dagegen befand er sich 1827 an Goethes Geburtstage in Weimar und unter den glückwünschenden in dem Hause des gefeierten, als diesem der König Ludwig I. von Bayern persönlich das Grosskreuz seines Hausordens überbrachte.

Partheys Schrift erhielt auch einen Platz in Hirzels Verzeichniss einer Goethe-Bibliothek durch Abdruck eines Briefes von Goethe an Parthey; auch erfuhr man zuerst durch dieselbe, dass der in die Werke aufgenommene Vierzeiler „Marienbad 1823" („Du hattest längst mir's angethan") an Partheys Schwester Lilli gerichtet war.

Von diesem Privatdrucke liegt nunmehr ein öffentlicher als eine willkommene Gabe vor. Wir hätten gewünscht, dass auch ein anderes, 1871 als Handschrift für Freunde gedrucktes Schriftchen mit veröffentlicht worden wäre, das den Titel führt: „Jugenderinnerungen von Gustav Parthey". Dasselbe enthält gleichfalls Mittheilungen über Goethe.

Berichtigung.

Es widerfährt mir neuerdings manchmal, dass ich meinem Gedächtniss jetzt noch so viel zutraue, als ich es früher konnte, mich aber darin täusche. Dies ist auch zu meinem grossen Bedauern der Fall gewesen, indem ich oben S. 161 bei Besprechung des I. Bandes von Goethes durch Herrn v. Loeper herausgegebenen Gedichten ausgestellt habe, dass der Druck des „Bundesliedes" in „Goethes goldnem Jubeltag" nicht angeführt sei; ich verwechselte dabei unbegreiflicher Weise dieses Gedicht mit „Dem Passavant- und Schüblerischen Brautpaare".

Sodann bin ich darauf aufmerksam gemacht worden, dass nicht Taylor zuerst, wie ich S. 165 glaubte annehmen zu dürfen, sondern schon Düntzer in Hamiltons Contes de féeries das Vorbild der Gespräche der Hofleute in „Faust" II bei Erscheinung der Helena gefunden habe. Herrn Professor Düntzer bitte ich daher um Verzeihung.

Miscellen.

1.

Ich komme, ich weiss nicht von wo.

Im VIII. Bande dieses „Archivs“ S. 133 hat Ph. Kohlmann über einen alten Spruch gehandelt, dem Heinrich von Kleist besonderen Werth beigelegt hat und der als Hausinschrift in der Form, welche Kleist bekannt geworden ist, lautete:

> Ich komme, ich weiss nicht von wo.
> Ich bin, ich weiss nicht was.
> Ich fahre, ich weiss nicht wohin.
> Mich wundert, dass ich so fröhlich bin.

Bereits Luther kannte denselben Spruch, wenn schon in abweichender Fassung, und trat in bemerkenswerther Weise von seinem christlichen Standpuncte aus der ihm zu Grunde liegenden Gesinnung entgegen. In seiner Auslegung des 14. Capitels St. Johannis (Luthers Werke Erlanger Ausgabe Bd. 49) legt er in der längeren Ausführung, mit welcher er dessen 5. und 6. Vers erläutert, Christus die Worte in den Mund (a. a. O. S. 54): „Darumb sehet zu . . . daß ihr nicht also zappelt und zaget, wie die, so von mir Nichts wissen, und ihren Reim führen:

> Ich lebe, und weiß nicht wie lange.
> Ich sterbe, und weiß nicht wenn.
> Ich fahre, und weiß nicht wohin.
> Mich wundert, daß ich fröhlich bin.“

„Ein Christ soll,“ so meint Luther, „nur getrost diesen Reim umbkehren, und also sagen:

> Ich lebe, und weiß wohl wie lang.
> Ich sterbe, und weiß wohl wie und wenn,

(nämlich alle Tag und Stunden fur der Welt).

> Ich fahre, und weiß wohl wohin.
> Mich wundert, daß ich noch traurig bin.“

(Vgl. Wander, Sprichwörter-Lexikon Bd. 2. Leipz. 1870. 8⁰. Sp. 1849.)

2.

Pasquillus Novus der Husseer.

Zu den zahlreichen Flugblättern, welche in der Zeit des Schmalkaldischen Krieges entstanden sind, gehört auch die folgende Schrift:

Pasquillus Nouus | der Hussеer. | Welcher wil wissen was da sey | Hertzog Moritzen heüchеley | Vnd wie er spilet der vntrew | Der leß mich das gedicht ist new. | o. O. u. J. 9 Bll. 4°.

ein in Prosa abgefasstes Gespräch zwischen Pasquillus und Romanus, das gegen Ende des J. 1546 entstanden zu sein scheint* und sich, wie schon aus den mitgetheilten, dem Titel beigefügten Versen zu ersehen, besonders gegen den Herzog Moritz von Sachsen richtet.

Was mich veranlasst, diese, in Strobels neuen Beyträgen zur Litteratur besonders des sechzehenten Jahrhunderts Bd. 4 St. 2 (Nürnberg und Altdorf 1793. 8°) S. 163—190 neu abgedruckte Schrift zu erwähnen, ist die Absicht, auf eine eigenthümliche Erscheinung aufmerksam zu machen, welche in dem Druck der Originalausgabe, wenigstens in dem Druck des mir vorliegenden, der Dresdner Bibliothek gehörigen Exemplars, hervortritt. Nämlich auf der Rückseite von Bl. A iij und auf der Vorderseite von Bl. A iiij, an einer Stelle des Gespräches, wo von Moritz die Rede ist und insbesondere seine Unterhandlungen in Prag besprochen werden (bei Strobel S. 169 Z. 7 v. u. bis S. 171 Z. 13 v. u.), sind die Texteswortе so gedruckt, dass abweichend von der Einrichtung des Druckes in den übrigen Theilen der Schrift der Raum in auffälliger Weise geradezu verschwendet ist: während auf allen übrigen Seiten die Namen der beiden Unterredner Pasquillus und Romanus in den Textzeilen stehen, erscheinen sie auf den beiden angeführten Seiten als Ueberschriften; während die Rückseite von Bl. A iiij mit 32 Zeilen gefüllt ist, enthält die Vorderseite desselben Blattes deren nur 23, darunter vier, welche von Ueberschriften gebildet sind, und die Rückseite des vorhergehenden Blattes nur 22, darunter ebenfalls vier, welche von Ueberschriften gebildet sind.

Man erkennt hieraus, dass der Druck der Originalausgabe des Gespräches, nachdem er im Satz bereits vollendet war, nachträglich durch Auslassungen verändert worden ist.

Ob diese Auslassungen, welche aller Wahrscheinlichkeit nach aus der Absicht hervorgiengen, den Zorn der mächtigen nicht allzu sehr zu reizen, vom Verfasser selbst im letzten Augenblicke in Folge besserer Einsicht beschlossen wurden, oder ob, wenn dies nicht der Fall, die Bedenken einer fremden Person sie veranlasst haben, können wir natürlich nicht wissen; doch dürfte an sich das letztere für das wahrscheinlichere zu gelten haben. In beiden Fällen ist es möglich, in dem Falle, wenn erst durch eine fremde Person die Streichung anstössiger Stellen veranlasst wurde, sogar wahrscheinlich, dass Exemplare der Schrift abgedruckt und ausgegeben worden sind, bevor diese anstössigen Stellen aus dem Satze entfernt waren.

* Bl. A ij'. „Reyt gen Zwickaw, so neüwlich [6. Nov. 1546] Herzog Moritz zu Sachsen dem Churfürsten hat eyngenommen."

Dann aber ist die Bitte wol statthaft, dass diejenigen, denen Exemplare der Originalausgabe zugänglich sind, diese darauf hin prüfen mögen, ob sich in ihnen auf den oben angeführten beiden Seiten dieselbe Zahl der Zeilen wie im Dresdner Exemplar oder eine vollständigere Fassung darbietet. Der Abdruck bei Strobel stimmt mit dem Texte des Dresdner Exemplars überein.

3.

Liber Emto Salamonis.

Unter den aus der Gräflich Brühlschen Bibliothek stammenden Handschriften der Kgl. öffentl. Bibliothek zu Dresden war bis jetzt unter der Nummer „N 89" — die alte Signatur ist „Br.[ühl] CCXXXII" —, vermuthlich, weil man es als besonders werthvolle typographische Seltenheit angesehen hatte, ein gedrucktes Quartbändchen aufbewahrt worden, betitelt „Liber Emto Salamonis de principibus et regibus daemoniorum qui cogi possunt divina virtute. Venetiis 1500". Noch Falkenstein, der das Büchelchen auf S. 413 seiner „Beschreibung der Kgl. öffentl. Bibliothek zu Dresden", aber irrthümlich als 1560 anstatt 1500 gedruckt aufführt, mag es wol für werthvoll gehalten haben; der Herr Herausgeber des „Archivs" war jedoch anderer Meinung, glaubte sogar, dass eine Fälschung vorliegen könne, — und er sollte Recht haben: der Liber Emto Salamonis ist ein Kunstproduct, für dessen Erwerbung jedoch Graf Brühl vermuthlich einen recht hohen Preis gezahlt haben wird.

Sonderbar musste jedem aufmerksamen Beschauer erscheinen, dass die 6 Blätter des Textes oben und unten fast bis an die Schrift beschnitten sind, dass die Ueberschrift der ersten Seite desselben, abweichend von dem Titelblatte, welches eher an eine Schrift des 17. als an eine solche des 16. Jahrhunderts erinnert, „Incipit Liber Empto Salomonis" lautet, dass von der ganzen ersten Seite sich einzig und allein diese vier Worte der Ueberschrift auf der leeren Rückseite des Titelblattes durch abfärben abgedruckt haben, dass oberhalb dieser Ueberschrift und halb von ihr jetzt verdeckt, ursprünglich andere Worte gestanden haben, von denen noch ein schwacher Schein deutlich zu sehen ist, und dass endlich auf dem Titelblatte im Druckjahr aus der Zahl 1500 mit Tinte 1560 gemacht worden ist. Vergebens suchte ich diese räthselhafte Incunabel in Eberts Bibliographischem Lexikon; vielleicht hat auch er sich durch die Ziffer 6, welche mittels eines Federstrichs aus der gedruckt vorhandenen 0 gemacht ist, täuschen lassen, so dass er das Buch gar nicht als Incunabel ansah, vielleicht aber hat schon er die Eigenschaft desselben erkannt, oder ist wenigstens über dieselbe im Zweifel gewesen. Auch andere Hilfsmittel gaben mir keinerlei Aus-

kunft, nur eine interessante Anführung des Gegenstandes meiner Forschungen fand ich in Grässes „Trésor des livres rares" T. 4 S. 198. An dieser Stelle liest man nämlich: „Liber Emto Salomonis [anstatt Salamonis] de principibus et regibus Daemoniorum qui regi [anstatt cogi] possunt divina virtute. Venetiis 1560 [anstatt 1500] in 4^{0}. 7 ff. à 40 [anstatt 46] l. p. p. y compris le titre etc. etc. Un ex. de ce livret rariss. se trouve à la bibliothèque royale de Dresde". Grässe hatte Recht, von „livret rarissime" zu sprechen, denn es ist nicht anzunehmen, dass es einem Fälscher noch einmal oder gar mehreremale hätte gelingen sollen, eine solche Metamorphose glücklich vorzunehmen, wie er sie in unserm Falle mit einem Ausschnitte aus einem Buche vorgenommen hat.

Fortgesetztes betrachten zeigte mir, dass das Titelblatt nur vorgeklebt und noch dazu kluger Weise um den Rücken des Textes gelegt, dass auf mehreren Textseiten neben den daselbst zu lesenden Signaturenzahlen 2, 3, 4 vorsichtig radiert und dass die Rückseite des letzten Blattes überklebt war. Hielt ich dasselbe gegen das Licht, so sah ich Druck durchscheinen und entdeckte, nachdem ich das Blatt eingeweicht, dass die Rückseite des letzten Blattes den Anfang des alphabetischen Registers eines Werkes trug, das den vorkommenden Zahlen nach über 900 Spalten oder Seiten stark sein musste. Ich fand auch, dass die erste Seite = Spalte 913—914 eines Werkes war. Vergeblich suchte ich danach in verschiedenen Abtheilungen der Bibliothek, bis mir das Glück folgendes Buch in die Hände spielte: „Ioannis Wieri de praestigiis daemoniorum & incantationibus ac veneficiis Libri sex, postrema editione quinta aucti & recogniti. Accessit Liber apologeticus, et Pseudomonarchia daemonum. Basileae ex officina Oporiniana. 1577." Jetzt war der Schleier gelüftet. Der Wortlaut des Titels und der der Ueberschrift der ersten Seite war aus Wiers kurzer Vorrede zur „Pseudomonarchia daemonum" entnommen, das beschneiden der Blätter hatte vorgenommen werden müssen, um die ursprünglichen Worte der Ueberschrift und die Seitenzahlen zu entfernen, die Signaturen Nn, Nn 2, Nn 3, Nn 4, Oo und Oo 2 hatte man ausradieren müssen bis auf 2, 3, 4, um eine eigene Blattzählung herzustellen, und schliesslich hatte der Buchmacher auf keine andere Weise sich von der lästigen Rückseite des letzten Blattes zu befreien gewusst, als dass er sie einfach überklebte.

Was nun die Schrift selbst betrifft, so gibt uns ihr Verfasser, über dessen Leben und Zusammenhang mit der Geisterwelt man u. a. Jöchers Gelehrtenlexikon Th. 4, Sp. 1592 f. vergleichen möge, in der Vorrede derselben = Spalte 911—912 des obengenannten Werkes „De praestigiis" die beste Auskunft, wie folgt: „Ne Sathanicae factionis monopolium usque adeo porro delitescat, hanc Daemonum Pseudomonarchiam ex Acharonticorum Vasallorum archivo subtra-

ctam, in hujus Operis de Daemonum praestigijs calce annectere volui, ... Ne autem curiosulus aliquis ... hoc stulticiae argumentum temere imitari audeat, voces hinc inde praetermisi studio, ut universa delinquendi occasio praecideretur. Inscribitur vero a maleferiato hoc hominum genere, Officium spirituum, vel Liber officiorum spirituum seu, Liber dictus Empto Salomonis, de principibus et regibus daemoniorum, qui cogi possunt divina virtute et humana. At mihi nuncupabitur Pseudomonarchia Daemonum."

Dresden. Paul Emil Richter.

4.
Ein Gedicht Goethes vervollständigt.

Wer sich mit Goethe genauer beschäftigt hat, weiss, wie flüchtig die Redaction der ersten Ausgabe der Gedichte gemacht ist. Schon 1849 hatte ich nachgewiesen, dass die Sammlung, die Himburg veranstaltet hatte, dabei zu Grunde gelegt wurde und dadurch das Gedicht Jacobis „Im Sommer" unter die Goetheschen gerathen ist. Gleichzeitig wies ich nach, dass Goethes Mitarbeiter die von Himburg nicht aufgenommenen Gedichte, die zuerst in Jacobis Iris erschienen waren, nicht der Originalausgabe jener Zeitschrift, sondern dem fehlerhaften Nachdruck derselben entlehnte. Als die Gedichte dann für Unger zusammengestellt wurden, liess Goethe auch die aus Wilhelm Meisters Lehrjahren ausschreiben, wobei dann eine vereinzelt stehende Strophe, die der Harfner singt, übersehen wurde und bis heute den Platz, der ihr gebührt, noch nicht wieder erlangt hat. Es ist die im ersten Capitel des 4. Buches, mit der die beiden im 13. Cap. des 2. Buches erst ihren Abschluss finden. Das ganze Gedicht, ein Seitenstück zum Monolog der Iphigenie im fünften Auftritt des vierten Aufzuges, lautet demnach:

Wer nie sein Brod mit Thränen ass,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend sass,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte.

Ihr führt ins Leben uns hinein,
Ihr lasst den Armen schuldig werden,
Dann überlasst ihr ihn der Pein; —
Denn jede Schuld rächt sich auf Erden.

Ihm färbt der Morgensonne Licht
Den reinen Horizont mit Flammen,
Und über seinem schuld'gen Haupte bricht
Das schöne Bild der ganzen Welt zusammen.

Karl Goedeke.

5.

Zu Goethes Briefen an Frau von Stein und zu Archiv XII 159.

In der Fielitzischen Ausgabe dieser Briefe heisst es Band 1 S. 292: „ich wünsche offt den Packat und immer ihn zu solviren", wozu Fielitz S. 482 anmerkt: „'Pagat' ist ein Trumpf im Tarockspiel; solvieren steht im Mscr., die erste Ausg. las: *sa*lvieren; welches von beiden der technische Ausdruck des Spiels ist, weiss ich nicht". Dazu bemerkt Freih. v. Biedermann, Arch. XII 159: „'Pagat' ist wol nicht genau als Trumpf im Tarok erklärt; er ist vielmehr nur die höchste stechende Karte in diesem Spiele". Beiden gegenüber kann ich als Süddeutscher, gleich Schöll, der das bei uns noch öfters gespielte Tarokspiel von Tübingen her gekannt haben wird, das richtige constatieren. Von den 21 „Tarok"-Karten, die in diesem Spiel die stehende Rolle der Trumpffarbe haben, ist 21 die höchste, 1 die niederste, und diese niederste heisst auch „Pakat". Wird 1 gestochen („gefasst"), so zählt dies der stechenden Partie 5 Points plus; wird sie „fein", d. h. mit dem letzten Stich, „gefasst", 10 Points. Es handelt sich also für den Besitzer des „Pakat" darum, diese Karte nicht vom Gegner übertrumpfen zu lassen; glückt es ihm gar, „fein zu machen", d. h. mit seinem Pakat den letzten Stich zu machen, so bekommt er 10 Points vor. Goethe wünscht also, Charlotte möchte den Pakat stets „*sa*lvieren"; „*so*lvieren" gibt gar keinen Sinn, und so hatte Schöll mit seiner Conjectur völlig Recht. Hermann Fischer.

6.

Nochmals „zu Goethes Italienischer Reise".

Im XI. Bande dieser Zeitschrift, S. 448 f., sucht Johann Jakob Baebler nachzuweisen, dass Heinrich Düntzer den Sinn des Goetheschen Satzes: „wie lange hat es gedauert, bis wir unsere Waisenhäuser aufthaten und den armen Kindern diese so nothwendige Welterziehung verschafften" (Bd. XXIV S. 99 Hempel) falsch gedeutet habe. Man thut etwas auf, um dem innerhalb oder ausserhalb befindlichen Raum zu geben, die Oeffnung zu passieren: Düntzer setzt voraus, Goethe sage, man habe die Waisenhäuser zum eintreten, Baebler seinerseits, zum austreten aufgethan. Der letztere Interpret trifft ohne Zweifel die Meinung Goethes, was aus der Parallelstelle in „Dichtung und Wahrheit" (Hempelsche Ausg. Bd. XX S. 22) sich ergibt. Dort steht nämlich in unzweideutiger Fassung: „... Zu gleicher Zeit liess man die armen verbleichten Waisenkinder

aus ihren Mauern ins Freie; denn man sollte erst später auf den Gedanken gerathen, dass man solche verlassene Creaturen, die sich einst durch die Welt durchzuhelfen genöthigt sind, früh mit der Welt in Verbindung bringen, anstatt sie auf eine traurige Weise zu hegen, sie lieber gleich zum Dienen und Dulden gewöhnen müsse und alle Ursache habe, sie von Kindesbeinen an sowol physisch als moralisch zu kräftigen".

Aarau. Jakob Keller.

7.

I. Zu Vossens Luise.

Zu der Geschichte von den drei todten, die an die Pforte des Himmels kommen, von St. Peter aber erst eingelassen werden, als sie singen: „wir glauben all' an einen Gott" (Luise V. 428 ff.), scheint die Quelle bis jetzt unbekannt zu sein. Vossens Vorlage war offenbar die nachstehende Erzählung, die sich findet im Vademecum für lustige Leute, Berlin, Mylius, Bd. VII (1777) S. 52:

Die Kirchenvereinigung.

Ein Katholik kam an die Thüre des Himmels und wollte eingelassen seyn. Auf Befragen, wer er wäre? antwortete er dem heiligen Petrus: Ein Katholik. — So? erwiderte dieser: einer von den Strohköpfen, die Heu frässen, wenn der Pabst es haben wollte? Du kannst noch warten. — Der Candidat des Himmelreichs setzte sich also auf die lange Expectantenbank vor der Thüre. — Bald darauf kam ein anderer, und auf die Frage, wer er wäre, folgte die Antwort: ein Kalvinist. — So? sagte Petrus, einer von den Grübelköpfen, die lieber gar nichts glaubten! Immer wart noch ein wenig! — Der Candidat setzte sich auf die nehmliche Expectantenbank, dem ersten zur Seite. — Den Augenblick nachher kam ein Dritter, und antwortete dem heiligen Petrus, der abermals sein Wer da? rief: ein Lutheraner. — So? sagte Petrus, einer von den Dickköpfen, die weder Fisch noch Fleisch sind? Fasse dich in Geduld; du hast ja Gesellschaft. — Auch dieser setzte sich auf die nehmliche Bank zu den beyden andern Candidaten. — Da endlich allen dreyen die Zeit lang ward, wurden sie unter einander eins, den christlichen Glauben zu singen, und stimmten einmüthig an: Wir glauben all an einen Gott. In eben dem Augenblick eröfnete Petrus die Thüre. — O, sagte er, wenn ihr alle an Einen Gott glaubt, so kommt auch alle in einen Himmel.

II. Zu Hauff's „Memoiren des Satans".

Im 13. Capitel der Memoiren erzählt der ewige Jude, wie er einmal das Gespräch zweier Damen belauschte, die ganz kaltblütig

die von der einen Dame begangenen Mordthaten besprachen. Der ewige Jude eilte auf die Polizeidirection und theilte seine Entdeckung mit. Die Mörderin wird in ihrem Hause aufgesucht und gesteht lächelnd die Verbrechen, die sie begieng, indem sie so und so viele Personen vom Leben zum Tode brachte — als Schriftstellerin, in ihren Erzählungen. Die Quelle für diesen Zug oder wenigstens eine derselben sehr nahestehende Fassung findet sich in dem ebengenannten Vademecum Bd. VI 223:

Missverstand.

Scuderi und seine Schwester kehrten auf der Reise in einem Wirthshause ein, und beide sollten in einem Zimmer schlafen. Mademoiselle Scuderi war damals eben mit dem Trauerspiel Cyrus beschäftigt, und ihr Bruder fiel beim Schlafengehen auf die Frage, was sie zuletzt mit dem Manald anfangen wollte, der eine Hauptrolle in diesem Stück hat. Nach langem Streiten wurden sie einig, dass er sollte ermordet werden. Dies hörten einige Kaufleute, die in der Nebenstube schliefen, und hielten es für ihre Schuldigkeit, die Obrigkeit davon zu benachrichtigen, dass in dem Wirthshause ein Paar Personen logierten, die mit dem Morde einer vornehmen Person, vielleicht gar eines Prinzen, umgingen. Man zog hierauf beide in Verhaft, und sie hatten viele Mühe, sich zu rechtfertigen.

Dass das Vademecum einen ziemlichen Theil des Materials für Hebels Hausfreunderzählungen geliefert hat, werde ich an anderer Stelle nachweisen.

Heidelberg, 1. Dec. 1882. Otto Behaghel.

8.

Zu Uhlands Klein Roland.

Der Zug, wie Roland an die Tafel des Königs tritt und zugreift, um für seine Mutter zu sorgen, hat ein Vorbild in einer Scene in Shakespeares „As you like it". Hier thut Orlando für seinen alten Diener Adam, was dort sein Namensvetter für seine Mutter thut — nur dass er, vermöge seiner grössern Wehrhaftigkeit, nicht ganz so weit wie dieser zu gehen braucht. Statt gleich zuzugreifen, gebietet er nur mit gezogenem Schwerte drohend dem herzoglichen Mahle Einhalt, bis er selber und seine Bedürfnisse befriedigt, d. h. bis für seinen, dem Hungertode nahen, treuen Gefährten gesorgt wäre. In beiden Fällen wird die Ungebühr des Benehmens dem preiswürdigen Motive zu gute gehalten und verziehen. Und wie dort der Eindringling sich schliesslich als des Königs eigener Neffe erweist, so tritt er auch hier zum Schlusse als Schwiegersohn in ein näheres Verhältniss zum Herzoge. Wenn es endlich bei Uhland heisst:

„Du trittst in die goldene Halle
Wie in den grünen Wald“,

so ist bei Shakespeare der Schauplatz wirklich der grüne (Ardennen-) Wald.

Siegm. Levy.

9.

In Heines Schöpfungsliedern

(X S. 50 ff. der Ausg. von 1876) muss zu ihrem vollen Verständnisse manches zwischen den Zeilen gelesen werden: recht auffälliger Weise finden sich darin Antworten, zu denen die Fragen fehlen. Die Schöpfungslieder behandeln den Stoff des ersten Capitels der Genesis, also einen Gegenstand, der in Miltons „Verlornem Paradiese“ eine weitere Ausführung gefunden hat. In der That sind sie durch einen Monolog Satans in dieser Dichtung suggeriert worden, in welchem sie denn auch ihre Ergänzung finden.

Die Schöpfungslieder enthalten bekanntlich u. a. Repliken des Schöpfers auf kritische Bemerkungen von Seiten Satans, so z. B. Nr. 2 die Antwort auf Satans Bemerkung in Nr. 1, dass der Herr, als er nach der Sonne die Sterne geschaffen u. s. w., sich selber copiert habe und hinter sich selber zurückgeblieben sei; ganz ähnlich meint Miltons Satan Parad. lost IX 144, Gott habe, um die durch seinen (Satans) Abfall gelichteten Engelscharen wieder zu completieren, Menschen wol nur deshalb geschaffen, weil ihm die Kraft zur Hervorbringung von mehr Engeln versagt hätte:

to repair his numbers thus impaired,
Whether such virtue spent of old now failed
More angels to create . . . .

Dass diese spöttische Bemerkung des Heineschen Satans dem Miltonschen entlehnt sein muss, ergibt sich zur Evidenz daraus, dass eine andere Bemerkung desselben von ähnlicher Art, worauf Heine den Schöpfer in Nr. 4 erwidern lässt, in den Schöpfungsl. unausgesprochen bleibt und nur in dem Monologe Satans im Par. lost sich findet. Hier sagt nämlich dieser IX 135 ff.*: „Mir wird der Ruhm gehören, an einem Tage das vernichtet zu haben, zu dessen Hervorbringung er, den man den allmächtigen nennt, ganzer sechs Tage und Nächte bedurfte, zu dessen Entwurf er aber wer weiss wie viel Zeit gebraucht hatte.“ Darauf lässt nun Heine den

* To me shall be the glory sole among
Th' infernal Powers, in one day to have marred
What he, Almighty styled, six nights and days
Continued making, and who knows how long
Before had been contriving.

Schöpfer in Nr. 4, die Thatsache selbst vollständig zugebend, folgendermassen antworten:

> Kaum hatt' ich die Welt zu schaffen begonnen,
> In einer Woche war's abgethan.
> Doch hatt' ich vorher tief ausgesonnen
> Jahrtausend lang den Schöpfungsplan.
> Das Schaffen selbst ist eitel Bewegung,
> Das stümpert sich leicht in kurzer Frist;
> Jedoch der Plan, die Ueberlegung,
> Das zeigt erst, wer ein Künstler ist.

Auch in Nr. 7: „Warum ich eigentlich erschuf die Welt . . .“ antwortet der Schöpfer auf falsche Hypothesen, die Miltons Satan in dem angeführten Monologe macht („Vielleicht um sich an mir zu rächen und die durch mich gelichteten Scharen seiner Verehrer wieder zu vervollständigen“:

> to be avenged
> And to repair his numbers thus impaired . . .),

während bei Heine ein Anlass zu dieser Erklärung gar nicht ersichtlich ist.

Zwischen Miltons Satan, dem es an Humor gänzlich fehlt, und dem Heines, der reichlich damit ausgestattet, ist freilich als Mittelglied Mephisto einzuschalten, der bekanntlich an dem „alten Herrn“ die Bereitwilligkeit zu rühmen hat, womit derselbe auf seine kritischen Einwendungen eingeht. So „menschlich“, wie der alte Herr mit Mephisto, spricht denn auch der Heinesche Schöpfer mit Satan.

Siegm. Levy.

10.

Zum Aufenthalt der Neuberin in St. Petersburg.

Herr Berth. Litzmann meint in seiner oben S. 316 ff. abgedruckten Mittheilung, über dem Aufenthalt der Neuberischen Truppe in St. Petersburg schwebe „bekanntlich“ ein gewisses Dunkel, und es werde wol nie ganz aufgeklärt werden, was eigentlich dort vorgefallen, ob und von welcher Seite gegen die deutsche Truppe intriguiert worden. Nun schwebt aber über dieser Sache nicht das mindeste Dunkel, und ich habe sie, klar wie sie ist, bereits 1881 im 8. Heft des Journals „Unsere Zeit“ in meinem Aufsatz über „das geistige Leben der St. Petersburger Deutschen“ in genügender Ausführlichkeit dargestellt. Ich gestatte mir, zur Klärung der Thatsachen und zur Berichtigung der Litzmannschen Miscelle hier das wesentliche aus der älteren Abhandlung zu wiederholen. Nach dem aussterben des Mannesstammes aus dem Hause Románow hatte im Jahre 1730 Anna Joánnowna, Tochter Joann V, verwittwete Herzogin von Kurland, den russischen Thron bestiegen. Sie hatte

keine Kinder und ernannte kurz vor ihrem Tode den eben geborenen Sohn ihrer Nichte, der Herzogin Anna Leopóldowna von Braunschweig, die mit ihrem Gemahl am russischen Hofe lebte, als Joann VI zum Thronfolger. Die Kaiserin Anna Joánnowna hatte an ihrem Hofe nur Ballet und italienische Oper. Da diese ihr keine hinreichende Unterhaltung gewährten und sie des Französischen nicht mächtig war, äusserte sie den Wunsch — wie ihre Vorgänger von Peter dem Grossen an — eine deutsche Komoedie in der Residenz zu haben. Der damalige sächsische Gesandte, Graf Lynar, beeilte sich dem Verlangen der Kaiserin zu entsprechen und verschrieb aus Leipzig die Neuberin mit ihrer Gesellschaft, welche 1739 in St. Petersburg anlangte. Die erfreute Zarin befahl sofort die deutschen Komoedianten als Hofschauspieler mit guter Gage anzustellen. Von den Darstellern der Truppe, die sich allgemeinen Beifall erwarben, werden in jener Zeit die Neuberin, Fräulein Büchner und die Herren Neuber, Koch und Fabrizius genannt. Die Gesellschaft gab, mit der italienischen Oper abwechselnd, deutsche Lustspiele und Possen, die so gut dargestellt wurden, dass sie zu den Hauptbelustigungen der Kaiserin gehörten, die allmählich für die italienische Oper erkaltete. Letztere aber hatte einen leidenschaftlichen Protector in dem Grafen Löwenwolde, dem erklärten Liebling der Herzogin Anna Leopóldowna von Braunschweig. Als dieser die Gleichgiltigkeit der Kaiserin für die italienische Oper bemerkte, intriguierte er mit aller Macht und allen Mitteln gegen die deutschen Schauspieler, aber ohne den geringsten Erfolg, so lange Anna Joánnowna lebte. Die Vergeblichkeit seiner Cabalen kann den Hass des Grafen Löwenwolde nur vermehrt haben; die deutsche Truppe mag sich auch vielleicht in der Gunst der Kaiserin zu sicher gefühlt, in ihren Aeusserungen den erbitterten Gegner nicht geschont und ihn persönlich gekränkt und gereizt haben. Die Verhältnisse standen immerhin günstig genug für die Neuberin und hätten noch lange so fortdauern können — wenn nicht die Kaiserin am 28. October 1740 gestorben wäre. Die von ihr eingesetzte Regentschaft Birons währte nur drei Wochen. Derselbe wurde gestürzt, und Anna Leopóldowna, als Vormünderin ihres Sohnes, des Thronfolgers Joann VI, trat an seine Stelle als Regentin des russischen Reichs. Damit wurde ihr Günstling, Graf Loewenwolde, allmächtig und konnte nun seinem Hass gegen die deutschen Schauspieler nach Belieben freien Lauf lassen. Er verfolgte sie mit einer so grausamen Rücksichtslosigkeit, dass man voraussetzen muss, er sei in der That persönlich von ihnen beleidigt worden. Graf Lynar, der sächsische Gesandte, konnte ihnen kaum den geringfügigsten Schutz gewähren. Sie mussten Russland verlassen, ohne selbst ihren rückständigen Gehalt aus dem Hofcomptoir empfangen zu haben. Das ist der einfache Verlauf dieser Angelegenheit.

Heidelberg. Friedrich Meyer von Waldeck.

Zu Fischarts Bildergedichten.[1])

Von

CAMILLUS WENDELER.

Zu I.

Die Grille Krottestisch Mül.

Der jetzt im Berliner Kupferstichcabinet befindliche, ehemals dem Generalpostmeister von Nagler gehörige Holzschnittbogen von 1577, von dessen Existenz allein Vilmar — wahrscheinlich durch Mittheilungen des Herrn Professor Julius Zacher aus Meusebachschen Papieren — sichere Kunde hatte[2]), durfte nicht als Repraesentant einer ersten oder gar einzigen Auflage gelten, wie im Archiv VII, 316 des weitern ausgeführt ist. Vielleicht muss man aber sogar zwei frühere Ausgaben des Blattes ansetzen. Die kgl. Bibliothek in Berlin erwarb nämlich vor einiger Zeit auf meine Veranlassung aus dem Antiquariate von A. Cohn in Berlin (CXXV. Katalog. Berlin 1879 S. 17 Nr. 204[d]) in dankenswerther Weise ein schönes sauberes Folioblatt mit 53 Reimzeilen, unter denen

---

1) S. Archiv für Litt.-Gesch. VII, 305 ff.

2) S. Fischartstudien, Halle 1879, S. 232, Ersch und Gruber LI, 185, 23 und dazu Göttinger gel. Anzeigen 1854, S. 1358. Den Wortlaut des Textes kannte Vilmar anscheinend allerdings nicht, wol weil Meusebachs Aufzeichnungen nur eine bibliographische Beschreibung mit der Angabe, der Text bestehe aus 90 Reimzeilen, enthielten, das Blatt selbst aber auf dem Museum bei den v. Naglerschen „Holzschnitten unbekannter Meister“ nicht lag. Erst als ich fand, dass Passavant den anonymen Holzschnitt Tobias Stimmer zutheilte, war der Aufbewahrungsort gegeben. Oder hatte Herr von Nagler die Abschrift gestattet? Am 29. Dec. 1849 spricht Z. in einem Briefe an Frau v. Meusebach von einer solchen, die er mit einem „Verzeichniss von Fischarts Namen“ und einer „Aufzählung von Fischarts Werken“ aus Meusebachs Papieren Professor Vilmar senden wollte.

die im Gargantua von 1575 Bl. A 2ª angeführten (Archiv VII, 316) fehlen. Ob ferner der eben dort genannte Titel „Römische Mül“ hier abgeschnitten ist, etwa als Ueberschrift, bleibt vorläufig dahingestellt — solange das Exemplar der kgl. Bibliothek als unicum zu betrachten ist. Dasselbe beginnt:

Gleich wie das Korn ist, so gibts Meel,
Am Korn ist hie der gröste fehl,
Sp. 2:] Wie es bezeugt hie disse Prob
Die dann zwar nit ist wenig grob.

[Holzschnitt.]

Darunter in drei Spalten die Verse:

DAs Korn, das Meel, der Müller, Knecht,
Das reimet sich noch alles recht
Das Korn sich nach dem Müller art
Der Müller brauchts Meel vngespart
An seine statt, das es nit feur. 5
So komens einander fein zů steur,
Doch wundert michs Meel so sehr nit
Als ebens Korn das man auffschütt,
Das wiewol es ist zimlich alt,
Dannoch kein besser Meel nit falt. 10
Ich glaub wers lang gelegen noch
Es wer ein mal außgflogen doch
So kompts noch zeittlich auff die Můl
Das man sein falsche art da fůl.
Das ander hat alles sein bescheid, 15
Das so vil seltzam Meel hie leyt,
Das macht das Korn ist mancherley,
Wie kan das meel sein einerley?
Sp. 2:] Wie meint jhr erst das můßte sein,
Die Sprewer wann die kem herein? 20
Solchs denck ein jeder selbst mit fůg
Das Korn kent man am Meel genůg
Ich red es noch auß haß noch huld,
Es ist noch steins noch Müllers schuldt,
Das so vbel das Meel geraht, 25
Sonder am Korn da ist der schad,
Man mal das Meel mit allem fleiß,
So bleibt es Malum wie es heißt,
Es hifflt (l. hilfft) an Pfaffen vnd den München
Weder das Maaln, noch das Tünchen 30
Das Korn ist bőß von art allein,

Vnnd daß das aller ergst mag sein,
So kan man solches verbessern nit,
Man kan jhr nimmer werden quitt.
Bleibt frommen leuten, nur zů trutz, 35
Allein der Teuffel mach es jm nutz.
Sp. 3:] Der schickts in dweite welt hinweg,
All ort vnd winckel er vol steckt.
Dann wa er nitt hinkomen mag,
Da finden die platz allen tag, 40
Das macht dis gschmeiß hatt sich verkleid
In einen schein der heiligkeit,
Vnd seind doch reissend wölff jnwendig,
Das jn billich ist zůstendig.
Das so vnser Herr Christus spricht, 45
Da er es nent ein Ottergzicht,
Welche nun er mit hab gemeint,
Auß disen gsellen hie wol scheint.
Drumb man vnbillich nit dem flucht,
Der erstlich hatt geseet die frucht, 50
Weil er all vnglück thet erwecken,
Wolt das ers in dem leib hett stecken,
So kemen wir mal ab des schrecken.

Die Verse stehen im Original, wie oben im Abdruck, unter einander.

Wir haben hier allem Anschein nach den ersten Entwurf der Grillenmühle, der in seiner Skizzenhaftigkeit an den ersten Flôhhaz von 1573 erinnert. Gerade wie dort „erneuerte“ [1]) hier der Dichter seine Vorlage bei der zweiten Auflage, weil ihm die ursprüngliche Fassung nicht mehr genügte, vielleicht auch weil er dem Stoffe inzwischen neue Bezüge abgewonnen. Ausgestalteter ist die Recension B auf alle Fälle, an eine Verkürzung späteren Datums, wie etwa beim kleinern Kuttenstreite, darf nicht gedacht werden: 15, 16 gab Anlass zur Umreimung in B 19, 20, auch zeigt sich der Holzstock in unserm Bogen noch unbeschädigt. Dann lassen die überschiessenden Verse sich nur als Zusätze erklären: V. 9—12 hinter A 8. Der dürftige Inhalt von A 23—28 [2]), 31—48,

1) S. Braunes Neudrucke Nr. 5, Vorwort S. VIII. Vgl. Practic 1574 Bl. A 8b von der zweiten Bearbeitung der „Practic Grosmûter“: „man sie jtzt erneuern mus Vnd ganz neu kleiden auf von fûs“.

2) Das Wortspiel in V. 27, 28 ist jedoch echt Fischartisch!

47—53 hat in B 27—48, 51—58, 67—90 eine Ergänzung und Verdeutlichung erfahren, so dass er eigentlich erst jetzt für den Zweck, dem er dienen soll, für die Erklärung des Holzschnittes, brauchbar wurde. Endlich mangeln der Recension A alle Bezüge auf den Frater Johannes Nasus, die in B dem Holzschnitte nachträglich aufgenöthigt werden, wol weil Fischart diesem inzwischen wieder „etwas schenken“ wollte.

Dass dieser Holzschnitt selbst in der „Narrenmühle“ Balthasar Jenichens von 1569 sein nächstes Vorbild hat — eine Thatsache, welche mir die Urheberschaft T. Stimmers zweifelhaft erscheinen lässt — wurde im Archiv VII, 318 ff. ausgeführt. Uebrigens blieben dort — wol nach Prov. Salomonis 27, 22[1]) — die Narren auch in abgemalenem Zustande Narren, während sie hier als Ungeziefer enthülst werden, — in dem Holzschnitte des Hieronymus Resch aber als menschliche Fratzen mit Thierhäuptern herauskommen. Diese in der Grillenmühle offenbar unter Benutzung Breughelscher Motive zur Anschauung gebrachte Anlehnung an die Vorstellungen der Apokalypse 16, 13 (Archiv a. a. O. 325) könnte vielleicht für den Künstler durch eine Stelle der Vorrede Marbachs zu Fischarts Fides Jesu et Jesuitarum (Strassburg, Bernh. Jobin 1573) Bl.)(3 veranlasst sein: — rectissime eos (sc. fratres societatis Jesu) D. Johannes in Apocalipsi descripserit: mentionem faciens trium spirituum immundorum qui ex ore Draconis bestiæ et Pseudoprophetæ in modum ranarum procedunt etc. Die Vorrede ist datiert: „Argent. Cal. Sept.: anno 1573“. Indessen scheint mir die Druckeinrichtung des Berliner Blatts dieser ersten „Römischen Mül“ noch auf ein früheres Datum zu weisen.

Zu VI.
Faztrazprif.

Die Hoffnung, welche mich bei Beginn dieses Aufsatzes leitete, dass die mir fehlenden Einzelblätter Fischarts nunmehr

1) S. Archiv f. Litt.-Gesch. VII, 319. Vgl. Nasus, von Fr. J. Nasen Esel 1574 Bl. 3b: „Wann man einen Narren gar in ainen mörder stieß, spricht Salomon, so bleibt jm doch sein narrheit vberig“.

von andern mit leichter Mühe aus mir unbekannt oder unerreichbar gebliebenem Material hervorgezogen werden möchten, hat sich leider nicht erfüllt. Auch directe Anfragen bei einzelnen Kunstforschern und Sammlern blieben ohne Ergebniss, zum Theil gar ohne Antwort. Um so mehr war ich freudig überrascht, kürzlich hier im Archiv XI, 342 ff. „Fischarts Tratzfatzbrief" behandelt zu finden — freilich nur so lange, als ich über die ersten Zeilen nicht hinausgelesen. Der gelehrte Verfasser des Grundrisses hat sich in letzter Zeit offenbar mehrfach über Fischarts ungenaue Citiermethode, insbesondere bei Selbstcitaten geärgert, die ja allerdings nach heutigen fortgeschrittenen Begriffen für höchst „unwissenschaftlich" gelten muss: denn der Humorist citiert meistens aus dem Gedächtniss, oder — wo es sich nicht um die eignen vielgelesenen und daher vielgedruckten Schriften handelt — nach liederlich geführten und liederlich geschriebenen Collectaneen; ja sucht ausserdem in vielen Fällen auch noch mit Bewusstsein Räthsel zu schaffen.[1]) Kann also bei Fischart der Commentator nicht darauf rechnen, überall den Wortlaut eines Citats wiederzufinden, muss er sich vielmehr oft schon bei dem Nachweise beruhigen, dass der Inhalt der angezogenen oder aufgespürten Quelle, wenn auch in anderer Fassung, wirklich vorliegt und etwaige Abweichungen davon im Zusammenhange des Textes hier oder dort[2]) ihre Erklärung finden, — wird

1) Beispiele dieser Art habe ich in meinen ersten Aufsätzen zur Fischart-Litteratur hier im Archiv (z. B. VI, 491 ff.) und in der Zeitschrift für deutsches Alterthum schon vor Jahren angeführt.

2) Ich erinnere hier an die Stelle der XV Bücher vom Feldbau, 1587 (auch schon in der Ausgabe von 1579, aber nicht mit dem directen Hinweis auf das Glückh. Schiff), welche Goedeke zugestandener Massen vorschwebte, als er im GR. S. 391 zu Nr. 28 bemerkte: „Fischart selbst führt Verse aus seinem Gedichte an, die in den bekannten Drucken nicht stehen". Vgl. Göttinger gel. Anzeigen 1880, S. 350. Nur die beiden ersten Verse entstammen dem Glückhaften Schiff (47, 48), während die sich anschliessenden weitern vier über die Luft von Fischart mit Rücksicht auf den Zusammenhang des Capitels „wie etlicher massen der vngesund oder zerstört Lufft mag gebessert werden" erst hier hinzu gedichtet wurden. S. Jac. Baechtold, Das gl. Schiff von Zürich 1880, S. 21 und dazu Göttinger gel. Anzeigen 1881, S. 1152. Dass mir diese Anführung bei Abfassung der Note in Meusebachs

er selbst Irrthümer seines Autors nicht selten in Kleinigkeiten aufdecken; so darf er demselben doch nicht zutrauen, dass

Fischartstudien S. 257 sehr wol bekannt war, erhellt dort aus dem Citate S. 246 und hier im Archiv VII, 372, sowie aus Herrn Baechtolds Bemerkung a. a. O. Anm. 5. Meine Auffassung der ihm im Octbr. 1879 als „schwerlich gemeint" bezeichneten Stelle steht im Text. — Uebrigens sind auch die jetzt zur Erläuterung der Citiermethode Fischarts von Goedeke beigebrachten Beispiele nicht gerade günstig gewählt, wenigstens nicht für den beabsichtigten Zweck.

Bei der Anführung Garg. 1575 Bl. H 7b ff. „mit der Practic [des trinkens] behelfe er sich ein wenig und wie der Practic Grosmuter schreibt mit der Glasprächsi" ist natürlich nicht an die dort 1574 Bl. H 1b erwähnten zerbrochenen Fensterscheiben gedacht; sondern an die Trinkglaspraxis der guten Schlucker, welche sich auch für Entstehung immer neuer Praktiken zuträglich erweist. „Heut, heisst es 1574 Bl. A 3b, ein jder Lůginsland, Mesner, Vrenmacher, kälberarzt, Calenderboß vnd Cisioianusfingler, bei dem schatten eins glases mit weins solche kan stimpeln, vnd durch ein dreieckend Kuchenfester ... verzukt werden". Nach Bl. A 7b wäre dieses „kandagruelinisch büchlein" für diejenigen bestimmt, welche gern inn die predig gehen, da man die gläser schwenkt". Die Fischart 1575 vorschwebende Stelle ist zweifellos der Eingang der Practic von 1574 Bl. A 2a: „Dem gönstigen Leser ... Volgemeinter grůs vnd wunsch alles heilens, sammt der glasprachsi zuvor: im Namen des liben Doctor F. Rabelaisco. **M. G. F. J.**" (Ueber Rabelais' Trinklust s. Garg. 1575 Bl.)(5a.) Der Zusatz im Garg. 1582 Bl. J 6a resumiert eine andere Stelle der Practic in ähnlicher Weise, wie 1575 „Glasprachsi" die von der Praktikschreiberei beim Glase Wein: nämlich die allerdings wenig saubere über die Wirkungen „des durchbrüchigen neuen Mosts" Bl. C 1a ff. „In Weinländern, lesen wir Bl. C 1b, wird das Bauchgerümpel mit einer wüsten influenz den durchbruch bringen etc.: doch seit gewarnet ... vnd seit nicht zu fråch etc.: dan Lindel (vgl. D 6a: Liendel dumshirn) meint sich mit eim f—zlein zů erschnaufen, vnd lis es gar in die hosen laufen". Für das Verständniss von „einlaszbruchy" vnd „glasprachsi" wären ferner zu berücksichtigen die Wortspiele: „Pruchnastikaz" (A 1a), „gepruchtizirt durch den mistalten Prachtdikanten (d. i. Prach die Kanten?) Weinhold Meinblut, der den Sternen im Glas sahe" (B 1b), „man zalet damals nach Raumkannischer vnd Gipwischer zifer" (B 1a) u. dgl. m.

Was die zweite von Goedeke herbeigezogene Stelle des Podagrammischen Trostbüchleins 1577 Bl. B 6b angeht, so reproducieren dort die ersten drei Verszeilen doch ziemlich wörtlich — mindestens aber dem Sinne nach — den Inhalt der „fantastengreulichen Argumentation" von Gargantua 1575 Bl. H 8a (1590 S. 159): letztere stellt, ausgehend von

dieser ihn absichtlich hinters Licht führt oder im Kernpuncte der Sache sich zu irren vermag. In unserm Falle: dass er in seinem Citat über den Faztrazprif von einem Esel spricht und — den Floh meint.

Durchmustern wir nämlich alle auf den „Faztrazprif" bezüglichen, früher im Archiv bereits sämmtlich behandelten Stellen, so ergibt sich, dass — genau besehen — nur eine einzige (Pract. 1574 Bl. E 7[b] in dem Abschnitte „Was bei gansreichung dises MarsMartins sei für zů nåmen oder sich zů schåmen: auch wie zů erkennen seien seine bråmen") Anhaltspuncte über den Inhalt desselben darbietet, während alle andern, insbesondere auch die von Goedeke (XI, 342) an die Spitze gestellte Pract. 1574 Bl. 16[b] [d. i. B 8[b]] nur allenfalls deutlich machen können, was ein „Traz vnd Fazbrif" oder „Faztrazprif"[1]) an sich etwa ist. Ich bitte den berühmten Litterarhistoriker, dessen Aufstellungen in Fragen der Fischart-Litteratur ich zu meinem lebhaften Bedauern vielfach bekämpfen muss, gütigst den Wortlaut a. a. O. noch einmal ins

---

Rabelais' Worten „En sec jamais l'ame ne habite", genau wie das Trostbüchlein, den feuchten Zustand der Seele als den zu erstrebenden, als den ihr zuträglichsten hin; eben so bekennen beide, dass diese dem h. Augustin entlehnte (s. Oeuvres de Rabelais p. Esmangart et Eloi Johannean I, 128) und den Trinkern sehr genehme Lehre im allgemeinen Widerspruch finde und vielmehr das Gegentheil derselben für richtig gelte. Die im Trostbüchlein dann hieran geknüpfte Betrachtung: „folglich müsse der Leib vollbringen, was die Seele erstrebe", fehlt allerdings im Gargantua, sie erweist sich aber im Zusammenhange des Trostbüchleins als dort hinzugedichtet: „Galenus darauf gedeitet hat, inn dem Buch Quod animi mores corporis temperaturam sequantur" etc. Die Stelle ist also in ihrem überschiessenden Rest ähnlich zu beurtheilen, wie oben die Anführung des Glückhaften Schiffs in den XV Büchern vom Feldbau. Nur darin ist Verschiedenheit anzuerkennen, dass im Trostbüchlein gereimt erscheint, was im Gargantua Prosa war. Das klangfrohe Antithesenspiel des Fischartischen Stils führte eben wie von selbst zu einer Art Reimprosa und liebte es, besonders in den späteren Werken, sich auch äusserlich in diesem Gewande zu zeigen, d. h. die Verse abzusetzen; im Gargantua und in der Practic lässt sich diese Thatsache weniger beobachten, obwol die Binnenreime auch dort offen zu Tage liegen.

1) Ich ziehe diese Titelform vor, weil Fischart das Werkchen so im Gargantua 1575 Bl. A 4[a] nennt.

Auge zu fassen. Im Abschnitt „Vom Sommer“ schreibt Fischart Bl. B 8[b]: „Kurzum die Weiber werden zů diser Jarzeit ein grose vnrů anrichten, dan sie werden alle Weibliche miltigkeit vergessen, vnd mit den blosen weren oder messern, die schwarze Reuter ... scheichen: O jr Flöh weichen, eh sie euch beseichen: dan sie haben neulich im Flöhazbüchlein, vom FlöCanzler ein Neue freiheit ausgebracht, euch Maulkörb an zů legen, vnd zän aus zůbrechen, heißt sich das nicht greulich rechen? Aber dise straf verursacht, das die Flöh den Weibern fast über die knie steigen: Vnd weder schůch noch hosenbendel for vm erlaubnus fragen: Jr libe gevattern, kein nüzlicher Büchlein ist für euch nie ausgangen, auch nicht Albertus Magnus, als der Flôhaz Weibertraz, darinn finden jr den schaz, wie man die Flöh faz vnd kraz: dasselbige ist euer Traz vnd Fazbrif, den jr alzeit inn warmer gestalt, solt vnder dem linken arm tragen, so kan euch kein vngeheur plagen.“

Steht hiernach unter allen Umständen fest, dass das zweite Satzglied des im GR. S. 388 zu Nr. 8 (Flôhhaz) zu sehr gekürzten[1]) Citats „der Flöhaz Weibertraz, der Traz vnd Fazbrif“ keineswegs als epexegetische Apposition auf das erste zu beziehen ist; so darf anderseits ebensowenig (wie XI, 343 geschehen) aus der Thatsache, dass der Flôhaz Weibertraz hier der Weiber Traz vnd Fazbrif genannt ist, durch conversio simplex geschlossen werden, folglich ist „dér“ Trazfazbrif „eben nichts anders als der Flöhhatz“. Da ein Trazfazbrif an sich sehr wol auch andern Individuen (Männern etc.) zugedacht sein kann und nicht gerade immer auf die Flohleiden der Menschheit zugespitzt zu sein braucht, sich also Subjects- und Praedicatsbegriff hier dem ganzen Umfange nach nicht decken, so würde Fischart mit der alten scholastischen Regel antworten: a particulari ad universale non valet consequentia. Aber noch mehr: im Verlaufe seiner Deduction lässt Goedeke auch die sonstigen thatsächlichen Angaben der von ihm benutzten Stelle vollständig unberücksichtigt.

1) Es müsste mindestens dort heissen: „Flöhaz Weibertraz, der Weiber [d. i. der zum Nutzen der Weiber gegen die Flöhe gerichtete] Traz vnd Fazbrif“.

Während dort in der Practic von 1574 ausdrücklich von dem den lieben flohgeplagten Gevattern so nützlichen „Büchlein", von dem „Flôhazbüchlein" mit der vom FlohCanzler eben ausgebrachten neuen Freiheit des Zånausbrechens etc.[1]) die Rede ist, also zweifellos auf den auch mit dem zweiten Theil, der „Verantwortung der Weiber auff die klag des FlöhBürstleins, sampt Vrtheil vnnd vertrag dvrch den Flöh-Cantzler", ausgestatteten und uns erhaltenen Flöhhaz von 1573 in Buchform hingewiesen ist; lesen wir hier gegen Ende XI, 344 plötzlich von einem solchen als Einblattdruck und ohne den zweiten Theil.

„In Form eines [Rocken-] Briefes wird der erste Abschnitt des Flöhhatzes zuerst erschienen sein, in welchem der Floh seine und der seinen Misshandlung klagt. Was dort umständlich ausgeführt ist, wird in der Stelle der Praktik [Bl. E 7^b?] nur in einigen Worten, deren keines speciell im Flöhhatz vorzukommen braucht, angedeutet etc. Die bis jetzt als älteste bekannte Buchausgabe von 1573, ... ist sicher [?!] nicht der erste Druck, da der zweite Theil, ... wesentlich eine Wiederholung des ersten, auf Selbstnachahmung hinweist und diese durch den Beifall veranlasst sein mag, den der Fatztratzbrief gefunden."

Ich glaube, es liegt vor aller Augen, dass die hier vorgetragene Hypothese von der Existenz einer Flohklage in Form eines Rockenbriefes im Texte der Practic eine Begründung nicht findet, und überhaupt nur möglich erscheint, wenn man den Worten Fischarts bei den Selbstcitaten eigentlich gar keinen Werth mehr zuerkennt.

In Bezug auf die angeregte Frage, ob wir noch eine Ausgabe des Flôhhazes vor 1573 in der vermutheten Form anzusetzen haben, kann ich hier nur kurz bemerken, dass dafür die von Goedeke geltend gemachten Wiederholungen im zweiten Theile sich einfach durch die Eigenschaft desselben als Klagebeantwortung sowie aus der ganzen Unfertigkeit der

1) In dem „Flöh Vrtheil, das vertragsweis zugericht ist", Flôhhaz 1573 V. 1912 ff., heisst es Bl. E 1^a (V. 1931): „Zän besichtigen ... den Verbrecher .. züchtigen Vnd oder jhm die Zän außklemmen" etc. Ueber das Gebiss-anlegen s. V. 1243 ff.

zu schnell auf den Markt gebrachten Dichtung erklären. Wie Fischart bei zweiter Ausgabe seine Arbeiten ausgestaltete, lehrt der Gargantua von 1582, die Practic von 1574, der Flôhhaz von 1577. Dass er nach diesen Beispielen einen ihm sympathischen, seiner eigenthümlichen Begabung zusagenden Stoff ebenso „unausgeführt", wie das erste Mal — vielleicht durch besondere Umstände veranlasst[1]) — in die Presse zu liefern vermochte, scheint mir undenkbar.

Und was ist denn an dem ersten Theil des Druckes von 1573, das für gesonderte oder gar mit Bildern ausgestattete Existenz desselben etwa in dürftigerer Fassung als hier sprechen könnte? Zwei alte abgebrauchte Formen der Satire sind trotz aller Magerkeit der Ausführung durch einander gewürfelt — die der Klage und des Gesprächs —, keine ist festgehalten oder gar folgerichtig entwickelt; am wenigsten aber kommt die Klage zu ihrem Recht, wenn man etwa von der fortlaufenden Columnenüberschrift absieht. Nahe gelegt waren beide dem Humoristen durch Dichtungen des Hans Sachs, die Flohklage insbesondere durch dessen Wolfsklage (v. Kellers H. Sachs III, 554—560), weniger durch die auf Hans Schnepperer genant Rosenplüt zurückgehende Dichtung Heinrich Schmiers, wie ich schon vor Jahren (1873 in Wagners Archiv I, 419. 415 ff.) des breitern nachgewiesen habe. Von H. Sachs ist das in der Recension A des Flôhhazes so wenig ausgenutzte Motiv der Anrufung des Jupiter entlehnt, vgl. Flôhhaz 1573 V. 9 und v. Keller a. a. O. 554, 23. Dass aber die in dieser Ausgabe nicht über die ersten 10 Verspare hinausgehende[2]) Flohklage zum Jupiter für Fischart gar der

1) Charakteristisch ist die der Noth des fertigwerdens zur Messe entstammende Bemerkung am Ende des Gargantua von 1575: „Himit sei dis genug...: es fålt noch ain Rhäterschrift, die will ich einpringen in nåchster schrift.... End das God wend!"

2) V. 9—20; von da an wird die Klage zu einer an den theilnahmevollen Sommergesellen gerichteten Erzählung aller erlittenen Unbill. (Anders in B: dort reicht die Klage zum Jupiter von 77—416, 2397—2452; Jupiter wird V. 99. 129. 169. 319. 391. 2397. 2425. 2447 direct angeredet.) Vergleichsmomente ergibt H. Sachsens Wolfsklage bei v. Keller 554, 14 ff. 20. 23—29. 555, 21. 22. 31 ff. 558, 11 ff. 37 ff. 559, 3. 4. 19. 20. Angeführt ist diese Wolfsklage in der „Ursach

Hauptanlass, der Ausgangspunct gewesen sei, wird niemand behaupten, der das in der Dresdener Bibliothek erhaltene Vorbild des zweiten Theils, den lange gesuchten, jetzt im Recueil de poésies Françoises des XVe et XVIe siècles, par A. de Montaiglon et J. de Rotschild T. x (Paris 1875) S. 61—70 veröffentlichten „Procès des Femmes et des Pulces“ näher verglichen hat. Seitdem ich durch die Güte des Herrn Professor E. Förstemann das Original (4 Bll. kl. 8, s. l. et a., vielleicht: Lyon, Pierre de Tours c. 1540?[1]) kennen lernte, wusste ich, woher Fischart den Anstoss zu seiner Dichtung von dem Process der Flöh mit den Weibern empfangen hatte. Konnte man früher dem Juristen Fischart die Entscheidung für diese Form des zweiten Theils wol zutrauen; so hat jetzt selbst der Flöhcanzler, für den man in Thomas Murners „Cantzler der Geuchmatten“ einen ältern Bruder vermuthen durfte, in dem „Frère Mineur“ des französischen Dichters einen ähnlichen Concurrenten aufzuweisen. Der materielle Inhalt der Entscheidung ist oft wörtlich herübergenommen, auch die Flohrecepte fehlen nicht; nur die Frau selbst führte Fischart nicht redend ein.

der Flöhschlacht“, Neudruck S. 67, 78—82, mit den Versen bei v. Keller 555, 26—28. 33. Völlig unhaltbar ist eine von W. A. L. Philopsyllus (d. i. W. Marshall: s. Zarnckes Lit. Centralbl. 1878, Sp. 461) in seiner Monographie „Der Floh“, Weimar, Huschke 1880, S. 128 aufgestellte Hypothese über die Existenz eines Floh-Jupiter-Epos gegenüber dieser Anlehnung Fischarts an H. Sachs; wenn meine Bemerkung über das etwas sonderbare Selbstlob Fischarts in der „Vrsach der Flöhschlacht“ dieselbe veranlasst haben sollte; so möchte ich bitten, Fischarts Verse a. a. O. S. 69 V. 142 ff. im Zusammenhange anzusehen: „Deßgleichen (wie das alte Flöhenlied) můß ich loben sehr Hie des Flohs klag zum JuPiter, Der seim Sommergsellen der Mucken klagt wie man jn gar wől vertrucken“ u. s. w. Unverkennbar nimmt dabei Fischart Bezug auf den im Buche abgedruckten ersten Theil. Vgl. S. 1: „Flohs klag... in eim gespräch mit der Mucken“ u. s. w. (In B Bl. A 3^{a}: „Erneuerte Floh klag“ u. s. w.) V. 5: „Sich... mein Gsell der Floh“, sagt die Muck u. dgl. m., besonders in der zweiten Bearbeitung (V. 73. 423. 439. 593. 755 u. s. w.). Aehnlich anerkennend spricht Fischart kurz vorher von dem „Eulenreimer“ V. 67, d. h. von seinem Eulenspiegel.

1) In einem kostbaren Sammelbande der Dresdener Bibliothek Lit. ital. B. 217^{m}. Der Druck ist ohne Custoden und Signaturen, ohne Blattzählung und Interpunction.

Damit wird hoffentlich der Gedanke an eine Fischartische Flohklage, wäre es auch in Gestalt eines Rockenbriefs, beseitigt sein. Sie tauchte überhaupt wol nur auf, um dem Einwande zu begegnen, dass wenn Flôhhaz und Faztrazbrif identisch seien, nicht recht verständlich erscheine, weshalb Fischart beide gesondert an der bekannten Stelle des Gargantua (1575 Bl. A 4ᵃ, 1590 S. 30 — an letzterer durch zwischengeschobene Titel weit getrennt) unter seinen Werken anführt.

Um nun endlich auf den Faztrazbrif selbst zu kommen, dessen einstige Existenz zuerst Meusebach mit der Zeitbestimmung „1574 oder kurz zuvor erschienen" in der Allg. Hall. Literaturzeitung 1829 I, 443 behauptet hat; so wird die im Archiv VII, 373 ff. eingehend behandelte Stelle mit allen ihren Thatsachen[1]) sich durch die Bemerkung, „sie sei nur eine Beziehung auf den Flôhhaz in der freien Art, wie Fischart seine Schriften mehrfach citiere", niemals beseitigen lassen. Ausführlich hat der Humorist von Bl. E 4ᵃ an alle Gesellschaftsclassen aufgezählt, welche in Mars ihren Patron zu verehren haben; alsdann schildert er (von Bl. E 6ᵇ—8ᵇ) in seiner outrierten Manier die Charaktereigenheiten des Hauptrepraesentanten der Gattung, das Marskind *κατ' ἐξοχήν*. Die hervorstechenden „Brämen" dieses „Mistaxischen Knäbelbartbeissers"[2]) sind Weinlust, Neigung zu Gewaltthat und unüberlegtem Wagniss, ferner Schmäh- und Streitsucht ohne Gerechtigkeitsgefühl, Blutdurst. „Sie sind zû erkennen an dem hohen, weiten, offenen, eingebissenen Drüssel, breiten Rübenzänen, rotem feurigen krausen har, dann kraus ist grausam, spizmâusigem schelmenschelben gesicht, langen stirnen vnd zinken, sein häuptken tût jm gern we, dan er mag übel schlafen, wie auch schaffen." Sein Zeichen sei der Wider und Scorpion, nach echter Landsknechtsart würde er selbst

---

1) Der dort bei der Revision stehen gebliebene Druckfehler „plaget" für „klaget" ist bereits in den Fischartstudien, Halle 1879, S. 268 verbessert.

2) Tautologische Häufung, wie Fischart sie liebt, von *μύσταξ*, dor. s. v. a. *μάσταξ*.

im Himmel fluchen.[1]) Aber geistig beschränkt sei er, und nur zu bald ruiniere ihn seine Weibstollheit, auch „stoße jm der gähe trecknahe[2]) zorn das herz ab“. Daran schliesst sich unmittelbar die für unsern Faztrazbrif wichtige Mahnung:

Ich rat jr gåuchzornige stisen euch an den gesellen, der **hinden** am Trazfazbrif seinen geschrundenen Wolfgerittenen, Rettichgeplozten Ars klaget. Dann eilen bringt dem Esel die fäulen, vnd dem Ars die beilen. Derhalben hindennach u. s. w.!

Frage ich mich, welche Thatsachen denn eigentlich hier auch nur ganz von fern her mit den im ersten Theile des Flôhhazes geschilderten Erlebnissen „des entronnenen Flohs“ in Parallele gesetzt werden können, so bieten sich etwa folgende: die blinde Gier des in unmässigem Liebesbedürfniss sich selbst — finanziell, körperlich, geistig — „hinrichtenden“ Mars-Jüngers wäre zu vergleichen mit der doch sehr harmlosen Vorliebe des unerfahrnen Flöhbürstleins für junges Weiberfleisch und süsses Blut, der bei unbedeutendem Anlass hell-

---

1) „Wie die Landsknecht vor des Peters Himel beten“: s. Kirchhoff, Wendunmuth ed. Oesterley I, 136 Nr. 108. Vgl. V, 39.

2) Die alte Medicin brachte den Zorn in ursächlichen Zusammenhang mit verhärteter „Däuungsmaterie“: ich brauche hierzu nur auf die Commentatoren zum I. und IV. Capitel der Schola Salernitana zu verweisen, s. z. B. Conservandae sanitatis praecepta etc. per Joann. Curionem Francf. Chr. Egenolf 1559. 8°. Bl. 3 ff. 5. 21b ff. Eobani Hessi De tvenda bona valetudine... Comment. a Ioanne Placotomo etc. ebd. 1564. 8°. Bl. 31 ff. Beide Bücher in meinem Besitz. Fischart ist diese Vorstellung ganz geläufig: „wann der vnwillen im Hafen zu vil will sieden, brüteln vnnd grollen, so hebt sie [die gute Frau dem Ehemanne] den deckel abt, schafft jhm lufft, gibt jhm ehe ein linds Erbsenbrůlein ein, welchs jhm den nahegelegenen harten Treck weiche“ Garg. 1590 S. 130; „wann... er zornig, rasend, hirnprünstig, treckaufstőßig, vnsinnig, grimmig“ u. s. w. Ebd. 212. „Maulhenkolische, Treckschlindige vnfläter“, Pract. 1574 Bl. D 3a. „Ligt jm der treck nah (sc. dem Saturn), das jm der gefressen stein aufstoßt“, ebd. D 5a. Diese Ursache der Thorheit wurde natürlich auch personificiert, s. z. B. Garg. 1590 S. 24: „du Gåuchhornigs vnd weichzornigs Haußvergessen Mann vnd Weibsvolk, sampt allem... Gesindlein, denen der roh gefressen Narr aufstoset“, unter Anlehnung an Murners Mülle von Schwindelßheym. S[t]raßb. M. Hüpfuff 1515. 4°. Bl. B 8b.

auflodernde Jähzorn[1]) des „hechelbartigen Kunden“ mit der bei Vater und Mutter sich Raths erholenden, auch in allen Kampfesscenen der Flohschlacht immer bewährten Bedachtsamkeit des kleinen schwarzen Thiers! Wer wird aber das im Ernst wollen? Und wie wollte man sich selbst beim besten Willen den durch Raphanidosis u. s. w. misshandelten Floh, da dieser Gesell doch hinten am Trazfazbrif zu sehen sein muss, in noch so vergrössertem Massstab bildlich vorgestellt denken? Ganz besonders aber: wo bliebe der Esel? Bei einer

1) Bereits R. Hildebrand hat im D. Wtb. IV, 1 Sp. 1538 „gäuchzornig“, wie ich früher bei meinen Darlegungen im Archiv VII, 373 und 374 übersehen, als „Umdeutung von gähzornig nach der Form gächzornig, von Gauch Narr“ erklärt. Indessen ist wol zu beachten, dass Fischart die kurz zuvor an der Stelle der Practic und wol auch im Faztrazbrif behandelten Eigenschaften der buhlerischen Narrheit und des cholerischen Zorns in einem praegnanten Ausdruck zusammenfassen wollte. Daher sind auch beide Theile dieses Doppelbegriffs in Fischartischem Sprachgebrauch, wie früher versucht wurde, ihrem Umfange nach für volles Verständniss zu praecisieren. Der Gauchzorn ist hier durchaus nicht in dem zahmen Sinne gemeint, wie etwa Gargantua 1590 S. 237: „Gauch ein guter Mann, der die Frembde Schuh bei seiner Frawen Bett vor zorn zerschneidet“; auch nicht in Murners Sinn, der in der Geuchmat (Basel, A. Petri 1519. 4°) „Grym zornig geuch“ Bl. e 3^b und noch einmal Bl. C 4^b ff. als solche beschreibt, die bei Weibern sitzend gern als Eisenfresser gelten möchten; sondern eher in dem des Artikels 22 Bl. f 3^b ff.: „Vnuerdreglich geuch. So bald ein gouch hört, das man etwas vndöglichs oder neben dem weg von syner geuchin redt,... sol er... sagen was sy reden von ir das sy erstuncken vnd erlogen u. s. w. wo sy nit ir rede vnterlassen, so wel er die rechten grollen sagen, das schopf den galgen rüren müß, vnd bett gott wer sy jm nit gyn, das es jm syn hertz ab stoß. Dann gedenckt yeder man, der tüffel ryb sich an den gouch“ u. s. w. Dieser Gauch ist Fischart der „leidige“ Vogel, den man jeder Zeit hören und sehen kann (Pract. 1574 C 3^a); der „einfaltige“ (a. a. O. A 5^b), der gern zu allen Fenstern „einsteigen“ möchte (F 4^b), aber von den in der „Gauchschul“ abgerichteten Bulen an der „Gauchnasen“ umgeführt wird (F 4^b); die „löblich geselschaft, die aus dem Haus beißt [der Xantippe: Garg. 1590 S. 549] rauch“ (F 2^b), die als Frauenknechte „jnen doch thůn selten recht“ (F 2^b), obwol sie „eiferig“, d. h. eifersüchtig, und „von gähem zorn“, geplagt werden, „darnach man nicht vil fragt“ (F 1^a). — Ueber gach mhd. gâhe „Jähzorn“ s. D. Wtb. IV, 1 Sp. 1127, 2. Gähzorn a. a. O. 1152. Eiferer a. a. O. III, 89. Eifer s. v. a. Zorn a. a. O. 88, 4.

Metamorphose müsste er, der graue unentbehrliche Freund, sein Prototyp in dem hochspringenden Reitthier des Anführerflohs (Flöhhaz 1573 V. 269 ff.) finden.

Ich denke: allen diesen Ungeheuerlichkeiten ist zu entgehen, wenn wir uns genau an Fischarts Worte halten und in seinem leider immer noch zu suchenden Faztrazbrif nach Anleitung des von mir Archiv VII, 374. 376 ff. erwähnten Lindenerschen Fabricats oder eines ältern ähnlichen[1]) ein scherzhaftes e contrario[2])- Mandat zu Gunsten nervöser Weibernarren vermuthen, dessen unten stehender Holzschnitt oder Kupferstich zugleich ein bekanntes deutsches Sprichwort vom Esel bildlich verwerthet.

Ich will hier gleich sagen, dass ich ein allen Andeutungen der vielberührten Practicstelle genau entsprechendes Blatt des 16. Jahrhunderts im Sommer 1882 gefunden habe, welches ich für den Trazfazbrief der Practic halten würde, wenn nicht Fischart im Gargantua von 1575 Bl. A 4ª unter „seines gespunst Büchertiteln, die uns wunderlich Krabatisch in den Oren lauten", eben jenen „Faztrazprif" als ihm angehörig bezeichnete. So sehe ich in meinem dem Kgl. Kupferstichcabinet in München gehörigen anonymen, aber unzweifelhaft aus dem 16. Jahrhundert stammenden Kupferstich einen Vorläufer des Fischartischen Werkleins; derselbe erfuhr in diesem vielleicht eine ähnliche Ausgestaltung, wie B. Jenichens Narrenmühle in Fischarts „Römischer Mül".

WER . NICHT . VEXIERN . KAN . LEIDEN,
MVS . VFF . DEM . ESEL . REIDEN.

steht als Ueberschrift noch auf der Platte, aber — wie es scheint — dem fertigen Abzuge später aufgedruckt. In der Mitte des nicht zu grossen Querfolioblattes der Esel, ein glattes schönes Thier nach rechts schreitend — das Haupt ergebungsvoll gesenkt, mit eisenbeschlagenen Hufen und tadel-

---

1) S. den Anhang zu dieser Numer.

2) Fischart würde sagen: ein „Mandat im Widerspiel". Vgl. Flöhhaz 1573 (Halle 1877) S. 67 V. 63 ff.: „Caspar Scheit Der best Reimist zů vnser zeit Hat er nicht schön im widerspiel Erhebt die Grobianer viel"?

losen Beinen. Fast auf den hintern Hüften desselben sitzt ein zorniger Kerl, die geballte linke Faust hoch erhebend; mit der rechten stösst er, voll blinder Wuth und sich weit vorbeugend, den Dolch in einen grossen Kuchen. Letztern praesentiert der dem zornigen zugewandte Eselführer mit der linken Hand auf metallener Schüssel. Ein zweiter Mann, ebenso wie der Führer des Esels in breitkrämpigem Federhut, hängt mit den Beinen in verkehrter Stellung auf dem Halse des Thiers, dem Stosse des rasenden nach hinterwärts ausweichend; mit der linken Hand fasst er diesem in die Halskrause, die rechte hält eine Scheere, mittels deren er sich eben anschickt dem Gegner das Haupthaar zu stutzen. Quer vor zwischen den Füssen der beiden auf dem Esel ringenden steckt in einem Sack, dessen jenseitige Hälfte unter dem Bauche des Esels sichtbar wird, ein vierter baarhäuptiger Gesell, in sitzender Stellung zusammengepresst, wie es scheint: sein Mund ist zum schreien weit geöffnet, schmerzgequält greift er mit der rechten Hand in das Haar des Vorderkopfes, die linke streckt er mit Geste der Verzweiflung weit von sich.

Links in schöner, baumüberragter Weinlaube drei Landsknechte (?), zwei weitere — davon der eine in Pluderhosen — sind davor in Streit gerathen: der mit dem bauschigen Unterkleide will den andern vorwärts schleppen, während dieser sich tapfer wehrend nach einem der sitzen gebliebenen in Schlapphüten greift; vielleicht um sich fest zu halten. An der Erde steht eine Flasche in einem Kühlbecken, auf dem Tische Käse und Rettich (oder Brot?), ein Messer und ein Becher.

Dem Blatte mangelt jede Chiffre des Stechers und Autors; die Tracht der dargestellten Personen gehört durchaus in das 16. Jahrhundert — alle haben insbesondere den bekannten weissen Puffenkragen, mit dem uns z. B. auch Fischarts Bildniss überliefert ist. Unter dem Kupferstich stehen noch auf der Platte folgende Verse in vier Spalten:

Der mit dem Esel spricht:

Mein Esel der muß sein gerüst
Eim iedem der bald zornig ist.
Ey lieber, denckt nur selber hier
Waß zeicht ir doch daß arme Thier!

Sp. 2:] Wilstu dich stellen so zorniglich, 5
So nimb den Butterweck für dich!
Mit dem kompstu leicht vber ein,
Er ist fein weich vnd hat kein Bein.

Der auffm Esel spricht:

Sp. 3:] Wiltu ein zorniger Reitter sein,
So scher ich dir ein Blatten fein.[1]) 10

Der im Sack spricht:

Groß hochmut thut man an mir vbn,
Dann ich bin gar in Sack getribn.

Sp. 4:] Die Zechgesellen sprechen:

Sihe, Verstehstu auch gar kein Schimpff,
Vnd hebst so an ein Vnglimpff:
Komb, komb! laß vnß nur nit lang schwetzn, 15
Muß dich auch auff den Esel setzen!

Im vorstehenden Abdruck habe ich allein den Druckfehler in V. 15 nur aus „nnr" und sonst die Interpunction gebessert, welche im Original fast durchweg aus dem bekannten Endpunkte der Reime gebildet wird. Mit der Reproduction des Blattes konnte ich dem Herrn Herausgeber nicht wieder beschwerlich fallen,

1) Blatten scheren, d. h. hier wol als „Narren" kennzeichnen oder gar als „sinnverrückten Thoren". Im allgemeinen ist das abgeschnittene Hauptbaar Symbol der Unfreiheit: J. Grimm RA. 146. 147. 239; insbesondere werden Gefangene (RA. 240) und Knechte (RA. 284. 339) geschoren. Dann gilt es als entehrend, wird als Strafe verhängt (RA. 702. 703); die Schimpflichkeit der letztern machte die später beliebte Aetzung der geschorenen Stelle zu einer dauernden (Kriegk, D. Bürgerthum im MA. [I] S. 254). Auch wahnsinnige, die sich geringer Fürsorge zu erfreuen hatten (Kriegk a. a. O. II, 53 ff.), scheint man geschoren zu haben, vielleicht um sie als solche in der Oeffentlichkeit kenntlich zu machen. Dafür sprechen die von J. Grimm im D. Wtb. I, 1562 unter „bescheren, 1" und von Lexer a. a. O. VII, 377 unter „narrenplatte" beigebrachten Stellen: vgl. Schiller u. Lübben Mnd. Wtb. IV, 77^b: „me vynt vele dwase, al synd se nycht gescharen"; S. Franck, Sprichwörter 1541, I, 88^a: „Es sind nit all narren beschoren"; bei Schmeller II^2, 451 die Stelle aus des Teufels Netz 371, 11684: „(Ettlich) sind nit toren geboren Und ... doch umb das hopt beschorn". Hier sehen wir schon die übertragene Bedeutung, wie wenn z. B. Nasus in Fr. Joh. Nasen Esel 1570 Bl. 32^b zu Nigrinus sagt: „Ey die scher muß ich zu dir brauchen, dir dein grobe Narrenzotten beschneiden".

wol aber werde ich auf Verlangen eine Photographie zur Ansicht mittheilen; desgleichen soll die kgl. Bibliothek in Berlin einen Abzug erhalten.

Das hier zu Grunde liegende Sprichwort, welches mir bei allen meinen Nachforschungen über Fischarts Faztrazbrif gewissermassen als Leitstern gedient hat, lässt sich — als anscheinend specifisch deutsches[1]) — weit rückwärts verfolgen:

unrehtiu gæhe schaden tuot:
reht gebite diu ist guot.
sich vergâht als schiere ein man
als er sich versûmen kan.
swem gâch ist zallen zîten
der sol den (einen: BHZdhi) esel rîten

Freidanck 116, 19—26.

Wilh. Grimm zieht dazu in der Vorrede zu seiner ersten Ausgabe von 1834 S. XCVIII bereits Winsbeke MS. 2, 253^b an, in Haupts Ausgabe (Leipzig 1845) 33, 6—10:

wilt du ze gæhes muotes sîn
 ân allen rat und unverswigen,
sô kumt dir gar daz sprichwort wol,
daz muotes al ze gæher man
 vil trægen esel rîten sol.

Der alsdann von Schmeller, Bayerisches Wörterbuch I^2, 159 beigebrachte Nachweis aus Konrad von Megenberg (Buch der Natur, ed. F. Pfeiffer, Stuttgart 1861, S. 286) zeigt eine für uns nicht unwichtige Anwendung des Sprichworts auf den zänkischen Ehemann: „Diu slang ... ist ... gar sänftig gegen irm weib, sam der grôz Basilius und Ambrosius sprechent etc. Nu merk, eifrær, wie liep dû dein frawen habst, diu weder weis noch werk dir ze dank nümmer mag volpringen.

1) Bei Reinsberg-Düringsfeld, Sprichwörter der germanischen und romanischen Sprachen I, Leipzig 1872, S. 422 ff. finde ich es nicht, ebenso wenig in Friedr. Brinkmanns Metapherstudien über den Esel in Herrigs Archiv 54 (1875) S. 155 ff. Das aus diesen Aufsätzen im Archiv entstandene Buch „Metapherstudien" desselben Verfassers besitzt die Berliner Bibliothek leider nicht. Ueber die ältesten deutschen Anführungen des Sprichwortes s. J. V. Zingerle, Die deutschen Sprichwörter im MA. Wien 1864, S. 76 ff. s. v. „Jäh". Mhd. Wtb. I, 447^b. J. Grimm, D. Wtb. III, 1146, i.

siht si über sich, si ist ain kapferinn, under sich ein maudrerinn, sweigt si, si ist ain stümminn, rett si, si ist ain klafferinn. dû lesterst si mit worten und mit werken, ê dû die wârheit vindest. nim dir der weil: gæher man schol esel reiten".

Den ursprünglichen Sinn dieses seit dem 16. Jahrhundert reichlicher[1]) zu belegenden Sprichworts erläutert ausführlich das von A. Schönbach in Wagners Archiv I, 1874 unter dem Titel „Meister Rennaus" (l. Reuaus) herausgegebene lehrhafte Gedicht des 15. Jahrhunderts, in dem Abschnitte vom Zorn:

> Der zorn lernt zörnlich schelten,
> Und auch fluch mit fluchen gelten etc.
> Swester, bruder, vater, mutter,
> Noch kein freunt ist so gutter,
> Des man schon zu der frist,
> Wenn der mensch recht zornig ist.
> Darum ist das sprichwort weiten:
> Gecher man sol esel reiten.
> Das wirt gesprochen umb das
> Das der esel ist treg und laß:
> Dieweil ein iecher darauf saß
> Seines zorn er vergaß.
>
> a. a. O. 25, V. 247 ff. 265—274.

Zarncke hat dasselbe bereits ähnlich zu Brants Narrenschiff 35, 1 im Commentar S. 370 erklärt, wenn ich recht verstehe: indessen passt diese Auffassung dort nicht zu V. 1, sondern nur zu V. 34:

> Der wiß man dût gemach allzyt
> Eyn gäher, billich esel rytt.

1) Haupt verweist a. a. O. S. 60 auf Agricolas Sprichwörter Nr. 322 (750 Sprichwörtter, Hagenaw 1537, Bl. 197): „niemandt leichtlich vnd vmb geringer vrsach willen zürnen soll, auff das man sein nit spotte mit rechte, dann ... wer zûuil gāch ist zû vnzeitten, derselb soll eittel Esel reitten". Belege aus H. Sachs s. bei R. Köhler, Vier Dialoge von H. S., Weimar 1858, zu 23, 22 S. 90. Pauli, Schimpf und Ernst, ed. Oesterley, Stuttg. 1866, S. 168 im Abschnitt „von gehe des zorns": „Kein werck mag die yl erleiden ... Darumb gehe lüt solten esel reiten". Bei G. Henisch, Teutsche Sprach vnd Weißheit, August. Vindel. 1616, stehen viele Sprichwörter vom Esel, u. a. S. 938: „Ein geher Mann soll Esel reiten, die gehen langsamb"; S. 944: „Wer zu gech ist zu vnzeiten, der soll Esel reiten, die gehen gemach".

Wie an den frühern Stellen, so wird in diesem Schlussverse des Capitels „von luchtlich zyrnen“ das Esel-reiten jähzornigen als gutes Mittel empfohlen, ihrerseits auf dem langsamen Thiere Geduld zu lernen. In dem Verse 35, 1 und 2 dagegen:

> Der narr den esel allzyt ryt,
> Wer vil zürnt do man nüt vmb gyt[1])

sowie in der zu dem Holzschnitte gehörigen Ueberschrift:

> Wer stäts jm esel hat die sporen
> Der juckt jm dick biß vff die oren:
> Bald zürnen stat wol zů eym doren.

ist Esel-reiten s. v. a. plötzlich, aber erfolglos zürnen, letzteres als Zustand eines auf den Esel gesetzten Narren gefasst, und keineswegs empfohlen.[2])

Der beigegebene Holzschnitt, welcher auch zum 64. Capitel „von den bösen wiben“ wieder erscheint, macht diese Bedeutung vollkommen klar: ein aufgeregter Mann in Narrentracht ist seinem Esel beim anspornen bis auf die Ohren „gejuckt“; er bringt ihn aber nicht vorwärts, denn mit beiden Händen hat die Frau den Schwanz des Esels erfasst und lässt sich nachschleifen. Ein Hündchen bellt vorn, eine Schnecke kriecht nebenher. Das eheliche Drama, welches den Mann als gefoppten seiner Frau erscheinen lässt — daher war der Holzschnitt zunächst wol für Capitel 64 bestimmt[3]) — gipfelt in der Veranschaulichung der erfolglosen Thätigkeit jähen Zorns.

---

1) Vgl. Fischarts Practic 1574 Bl. F 1ª: „Sie sind mit gähem zorn geplagt, wiwol man nicht vil darnach fragt“.

2) Die von Locher an den Rand gesetzte Glosse „Debet homo lentum vehemens equitare iumentum“ schlägt hier in das Gegentheil um, welches J. Wegelers Philosophia patrum, Confluent. 1877, unter Nr. 1713 belegt: „Debet homo lentum vehemens vitare iumentum“. Vgl. dort Nr. 1711: „Non asini lenti vectura valet vehementi“ und Nr. 1712: „Festinans tardo non se comittit asello“. Mone, Anzeiger VII, 506: „Si fueris vehemens, asinum conscendere vites, Non asini lenti vectura valet vehementi“.

3) In Doctor murners narrenbeschwerung, Straßburg, M. Hupfuff, 1512, 4° ist derselbe Bl. t 7ᵇ zum Abschnitt „Der peters kopff“ (s. Goedekes Ausgabe, Leipzig 1879, S. 242 Nr. 85) gebraucht. Verwandt mit ihm dürfte der von Drugulin, H. Bilderatlas I, 102 Nr. 2567 angeführte „Fraw Seltenfrieds Eselreuter 1619“ sein.

Und diese Metapher kann man seit Brant öfter wieder finden, nicht nur auf den Mann angewandt: „Die fraw was gleich in dem harnisch, vnd saß gleich vff dem esel, vnd sprach zů dem man, du mörder“ etc. J. Pauli, Schimpf und Ernst 1522, ed. Oesterley, Stuttg. 1866, S. 256. — Geiler in Nic. Hönigers Welt Spiegel, Basel 1574, Bl. 130 im Abschnitt „von Zürn narren, Gehköpff Narren, Esels narren“: „Darumb sol man sich fürsehen, das nicht ein jeder vmb ein geringe vrsach auff den Esel sitze, dann es gumpet der Esel offtmals, vnnd wirfft manchen, das er nicht mehr reiten kan“. Burkh. Waldis, Esopus 1548, ed. Kurz I, 411, 7 ff.: „etlich sein, die darnach streben, Das sie zu vnlust vrsach geben, ... Wie solchs gemeyn ist vndern Weiben, Welch fleissiglich das redlin treiben, Mutwilliglich jr Männer hetzen, Vnd teglich auff den Esel setzen“ etc. Ebenda I, 42, 91: „Der jm nicht rathen leßt bey zeyten, Muß hinden nach den Esel rheiten“. Vgl. Henisch a. a. O. 943. Zimmerische Chronik (c. 1566), ed. Barack I², 606, 35 ff.: „Sie wurdend alle spotten mein ..: Der wort der tribents also vil Und brächten mich zu dem zil, Das ich meiner Sinn vergaß Und ganz uf dem esel saß. Die ding die wollt ich alle rechen, Baide mit hawen vnd mit stechen, Als noch ist solcher lüten sitt“ etc. Ebd. IV², 76: „mit kainem fatzwerk oder gespai hat er höcher ufbracht oder zu mererm zorn bewegt mögen werden, derhalben ... pracht er den doctor dermasen uf den esel, das er malignirt vom disch lief“ u. s. w. Ebd. IV², 81: „ob er doch gar zu eim narren welle werden, ob nit spüre, das er vexiert und umtriben werde. Damit er den gueten doctor also uf das langoret thier gesetzt, das er menigclichen getrewet“ u. s. w. Weitere Belege aus H. Sachs, Ringwald, Luther, Grimmelshausen s. bei J. Grimm, D. Wtb. III, 1146, g, bei Schmeller a. a. O. I², 159 (auch ohne Esel, nur „reiten“ in dieser Bedeutung: a. a. O. II², 179, 5; Schiller und Lübben, Mittelniederd. Wtb. III, 480ᵃ; Kiliani Dufflaei Etymologicum Teuton. Linguae op. Potteri, Amsteldami 1605, S. 436ᵃ: „ryden adag. Agitari ira: In fermento iacere: irasci, commoueri acri bile, exagitari“), bei Henisch 1606 a. a. O. 938: „Er reit einen bösen Esel, ein gecken Pferd,

das ist, er ist vberherret, vbermannt, überweibt ...[1]) Erzürnen, arma sumere. Sihe vnter: Proverb. dapffer Leuth. [S. 942: Dapffer Leut lassen sich nit auf den Esel bringen, aber wann sie einmal darauff kommen, so sind sie nit leichtlich wider herunder zu bringen, ist geredt vom Krieg anzufangen.] Der sich bald auff den Esel setzen lest, qui facile irritatur: homo verbo irritabilis. Ein hefftig vnd vngehalten Mann, Soll sich auff den Esel nicht setzen lan. Festinans nimium vir, non ascendat asellum.[2]) Geitzige[3]) reiten auch zuweil den Esel", bei K. v. Stieler, Teutscher Sprachschatz, Nürnberg 1691. 4°, S. 389: „Sich vom Pferde auf den Esel setzen ... a melioribus ad pejora. Er reitet den Esel, equitat asinum, i. e. facile irritatur" u. s. w.

Fragt man nun, wie das „reiten" oder „sitzen auf dem Esel" im deutschen Sprachgebrauch des 16. und 17. Jahrhunderts zur Bezeichnung plötzlich ausbrechender Zornesleidenschaft, insbesondere zu der des masslosen erregtseins bei geringem Anlass werden konnte; so ist dieser Tropus meiner Ansicht nach doch nur erklärlich, wenn im Scherz oder Ernst der Gebrauch bestand, jähzornige nach Anleitung des alten Sprichwortes in Wirklichkeit zur Abkühlung und Strafe auf das sanftmüthige und dumme Vieh zu setzen. Es genügt nicht, wie etwa bei der eben von Stieler angezogenen Redensart „vom Pferd auf den Esel kommen" oder der analogen französischen „monter sur l'âne", den Esel kurzweg als Reitthier der armen zu bezeichnen[4]), demgemäss seine Benutzung zum reiten als Anzeichen dürftig gewordener Verhältnisse, im übertragenen Sinne aber als ein herunterkommen in physischer und geistiger Hinsicht zu erklären, etwa wie den

1) Vgl. S. Franck, Sprichwörter, Franckf. Chr. Egenolph (1541), II, 74[a] ff.: „Malo asino uehitur. (Vgl. Euch. Eyring II, 405.) Er reit einen bösen esel, ein geck pferd. Er ist doctor, sie meyster. Er ist meyster wann sie nit daheym ist etc. Er ist vberherret, vbermannt, vberweibt".

2) Vgl. Gartneri Proverbialia Dicteria etc. 1578, S. 56[b] sub v. „Ira", fast wörtlich.

3) B. Waldis a. a. O. II, 150, V. 61 ff.: „auch zu zeiten, Die Geitzigen den Esel reithen".

4) S. Fr. Brinkmanns Auseinandersetzungen a. a. O. 165 ff.

verwandten Ausdruck „auf den Hund kommen“. An sich ist der Esel keineswegs das Reitthier armer oder arm gewordener Leute, denn diese gehen gewöhnlich zu Fuss; auch nicht einmal ein verachtetes, mindestens nicht in Gebirgsgegenden oder im Süden[1]); wol aber musste derselbe oder ein ihm äusserlich nachgebildetes Geräth seit alter Zeit unsern Vorfahren dazu dienen, beschimpfende Strafen ins Werk zu setzen. Warum nun nicht solche im Scherz oder Ernst an jähzornigen zu vollziehende, wie unser Vexierbrief bildlich zeigt?

Die harmloseste Strafe der Art ist der Schulesel, „ein höltzerner Esell vff einem prett geschnitten oder gemalt“, welchen dem straffällig gewordenen Schüler „post finitam lectionem ... zu wahrer disciplin zu reiten vfferlegt“ wurde. Ich verweise hier auf Kriegks Deutsches Bürgerthum im Mittelalter N. F. Frankf. 1871, S. 105 und die dort S. 363, 90 angeführte Litteratur. Uebrigens verschonte man auch Fürstenkinder damit nicht, denn von Herzog Ulrichs von Württemberg Erziehung wird in der Zimmerischen Chronik II², S. 574 erzählt: „Sein präceptor ... hat sich ainer vngewonlichen zucht oder straff gegen seinen discipeln beflissen, dann so ainer zu zeiten, es sei in der lehr oder moribus, was verschult, hat er im ain krum, ungeformts holz, so der essel genennt worden, angehenkt, welches er nit allain in irem gemach oder lernstuben, sonder auch in der türnitz oder hofstuben vor iederman antragen [müeßen], welches so vil dester schimpflicher“ u. s. w.

Entehrender war der sogenannte Soldatenesel, in Frankfurt ein mit Blei gedeckter, grau angestrichener grosser hölzerner Esel, auf dem Soldaten und liederliche Weibsleute zu öffentlicher Beschimpfung sitzen mussten, s. Kriegk a. a. O. I, Frankfurt 1868, S. 260 ff. 555. Es wurden den Delinquenten dabei die Hände auf den Rücken gebunden und die Beine mit Gewichten beschwert, Schmeller a. a. O. I², 159 und II², 152, ferner Birlinger, Aus Schwaben II, Wiesbaden 1874, S. 499 ff. Dieser Esel, auch das „hulzen Roß“ genannt, findet sich durch

1) Vgl. Fischarts Practic 1574 Bl. I 4ᵃ: „O wie ser werden die Italianer die Esel trucken!“ I 5ᵃ: „Eselreuter zu Rom“. I 7ᵃ: „Esel im Brisgöu, Schwäbische Eselsgalee auf den Alpen“.

Süd- und Norddeutschland verbreitet, z. B. bedrohten Friedländische Soldaten auch den Greifswalder Magistrat nach Herzog Bogeslavs Denkschrift „Dreyjährige Drancksal des Hertzogsthumbs Pommern", 1631 (s. Baltische Studien XV, 1, Stettin 1853, S. 134) „mit Eselsetzen", um Contributionen schneller beizutreiben. Es scheint, dass er an manchen Orten geradezu als Pranger dienen musste, besonders in Augsburg.

Die schmählichste Form des Eselrittes auf lebendigem Thiere blieb endlich der Frau vorbehalten, die den eigenen Mann geschlagen oder ihm gar die eheliche Treue gebrochen. Jac. Grimm hat darüber in den Deutschen Rechtsalterthümern 2. Ausg. 1854, S. 722, Nr. 6 gehandelt, demnächst wiederholt und besonders über den Eselritt als Strafe für Ehebrecherinnen F. Liebrecht in seinem Sammelwerk „Zur Volkskunde", Heilbronn, Henninger 1879, S. 384 ff. 387. 429. 509. 513; auch O. Gierke in dem interessanten Schriftchen „Der Humor im deutschen Recht", Berlin 1871, S. 52 und 53. Rückwärts mit dem Schwanz in der Hand musste das Weib unter Hohngelächter der Menge den Ort durchziehen: hatte sie den Eheherrn hinterlistig, ohne dass er sich wehren konnte, überfallen, führte der Nachbar — im Darmstädtischen, wo die Herrn von Frankenstein den Esel stellen mussten[1]), der Frankensteiner Bote — den Esel; war der Mann in offener Fehde unterlegen, er selbst zu unauslöschlicher Schande. Uebrigens scheint auch über Ehebrecher männlichen Geschlechts die Strafe des reitens verhängt zu sein (Liebrecht a. a. O. 387), wenn auch nicht auf lebendigem Esel; desgleichen über meineidige und arme Gefangene (Grimm a. a. O. 723).[2])

Die hier dargelegten Thatsachen alter Schuldisciplin und Criminaljustiz machen, meine ich, die Anwendung des Eselritts

1) Diese Pflicht ergab sich aus einem eigenen „Eselslehen", von dem vor einiger Zeit gelegentlich der Wahl des Herrn von Franckenstein zum Vicepraesidenten des Reichstags in den Zeitungen die Rede war. Vgl. J. Grimm a. a. O. u. Weinhold, Die Deutschen Frauen im Mittelalter II², Wien 1882, S. 6.

2) Verschieden hiervon ist die Strafe des Sattel-tragens, Renner 2474 ff.: „Vil... frum sich dunken und schœne: Solte man die nâch ir tugent krœnen, Man sazte in ûf eins esels satel Oder ein gehürne" etc. Die Stelle ist nach RA. S. 718, ε zu beurtheilen.

auf jähzornige sehr wahrscheinlich, besonders aber in scherzhafter Weise, für welche die heitern Eselsfeste der Kirche und das masken- und fratzenfrohe Treiben der Fastnachtzeit mit Eselsbutzen passende Vorbilder bot.

Das Eselsfest der katholischen Kirche, welches je nachdem man Christi Einzug in Jerusalem auf einem Esel oder die Flucht der heiligen Familie nach Aegypten sinnbildlich darstellen wollte, um Weihnachten oder am 14. Juli gefeiert wurde, artete sehr bald zu solcher Possenhaftigkeit aus, dass es eigentlich nur noch durch das ihm innerlich verwandte Narrenfest der Subdiakone an Roheit und verletzender Unkirchlichkeit überboten werden konnte. Der Esel spielte bei dieser Art des Gottesdienstes eine Hauptrolle als der Träger des Heilands und der Gottesmutter, war mit einem Chorhemde bekleidet, wurde in Procession umhergeführt, in der Kirche weltlich angesungen, ja der Messgesang ahmte am Schlusse seine Stimme nach: vgl. Du Cange, Gloss. med. et inf. latinitatis, ed. Henschel III, 255ª s. v. Festum Asinorum, ferner Ebeling-Flögel, Geschichte des Grotesk-Komischen, Leipzig 1862, S. 228 ff. und Wright-Pichot, Histoire de la Caricature, Paris 1875, S. 186 ff. Vergebens eiferten die Concile dagegen — s. Wetzer und Welte, Kirchenlexikon III, 710 ff. —, im Umzug des Palmesels ist das alte, ursprünglich heidnischen Mustern nachgebildete Freudenfest, wenn auch in abgeschwächter Form, bis in unsere Tage erhalten: s. Birlinger, Volksthümliches aus Schwaben II, 75 ff. und Aus Schwaben, N. F. II, 65 ff. Der Palmesel war meist aus Holz[1]), aber nicht durchaus, wie aus einer ergetzlichen Geschichte in Schertz mit der Warheyt. Kurtzweilige Gespräche etc., Franckf. a. M., Chr. Egenolffs Erben 1563, Bl. 53ᵇ: „Einfalt eines Schweitzer Bawern in der Kirchen" hervorgeht. „Wie man am Palmtag den mit dem Palmesel vmbfürt, sahe er daß jedermann mit ästen vnd zweigen zuwarff"; da schlägt er den Esel über den Kopf, „daß er anfahet zu lauffen, wirft den in den treck, der auff jm saß" u. s. w.

1) Die Stadtcasse hatte für sein umherziehen aufzukommen: s. Burmeister in den Jahrb. für Meklenburgische Geschichte III, Schwerin 1838, S. 156. 157.

Für das erscheinen von Eselsbutzen in der Fastnachtsmummerei süddeutscher Städte zeugt endlich Seb. Brant in dem der zweiten Baseler Ausgabe des Narrenschiffs 1495 eingefügten Abschnitt „Von fasnacht narren“ (Zarncke 110ᵃ, 74):

> Die wüst rott, důt den esel tragen,
> Der sie die gantz statt macht umb jagen,
> So ladt man dann zu dantz vnd stechen etc.

Der gelehrte Commentator des Narrenschiffs hat hier, wie er auch selbst S. 466ᵇ anzudeuten scheint, zur Erklärung gewiss mit Unrecht eine Stelle Seb. Francks, Weltbuch 1534, Bl. 13ᵇ (l. 131ᵇ), über den Palmesel angezogen; dieser kann schon deshalb nicht gemeint sein, weil im ganzen Abschnitt 110ᵇ bei Brant nicht von der mit dem Palmsonntag beginnenden Karwoche, sondern von der weit früher liegenden, mit dem Sonntag Estomihi beginnenden ersten Fastenwoche die Rede ist, der Zeit des Fastnachtstreibens. S. Franck unterscheidet a. a. O. 131ᵃ sehr genau: Neüw jar — Heylig drey Künig — Liechtmeß — Faßnacht — Auff diß kumpt die Fast etc. Auff diß kumpt der Palmtag.

Die Beschreibung der Fastnachtbutzen fehlt bei ihm auch nicht. „An disem fest [der Faßnacht], heisst es Bl. CXXXIᵃ, pflegt man vil kurtzweil, spectackel, spil zu halten, mit stechen, thurnieren, tantzen, rockenfart, faßnachtspil. Da verkleyden sich die leut, lauffen wie narren vnd vnsinnigen in der statt vmb, mit mancherley abentheuer vnd fantasei, was sy erdencken mögen, wer ettwas närrisch erdenckt der ist meyster. Da sihet man in seltzamer rüstung seltzame mummerei, die frawen in mannskleydern, vnd die mann in weiblicher waat u. s. w. Die herren haben yhr faßnacht an einem Sontag, dar nach auff den afftermontag die Leyen. In summa man fahet daran an allen mutwill vnd kurtzweil. Etlich lauffen on alle scham aller ding nacken vmb. Etlich kriechen auff allen vieren wie die thier, etlich brütlen narren auß, etlich seind münch, künig etc. auff diß fest, des wol lachens werdt ist. Etlich gehen auff hohen steltzen mit flügeln vnd langen schnäbeln, seind storcken. Etlich Beren, ettlich wild holtzleut, ettlich Teufel, ettlich tragen ein frischen menschen kaht auff einem küssin herumb vnd

weren im der fliegen, wolte Gott sy müßten jhm auch schneitzen vnd credentzen, Ettlich seind Affen, etlich in narren kleydern verbutzet ... Wann yn ein ander ein narren sticht[1]) **vnd Eselor zeygt**, so wöllens zürnen, howen vnd stechen, vnd hie beichten sy willig vnd offentlich vor jederman selbs wer sy seind [— nämlich: Narren vnd Esel] u. s. w.

Bl. CXXXI^b: ...Etliche klagen vnd suchen die faßnacht [auff disen tag der äscherigen mitwoch] mit fackeln vnnd latern bei hellem tag, schreien kläglich wa die Faßnacht hin kummen sey. Etlich tragen ein hering an einer stangen, vnd sagen, Nimmer wirst, hering, mit vil seltzamer abenteur, faßnacht spil, gesang vnd reimen, lauffen aber ettlich gar nackend durch die statt, ettlich hencken ein hauffen buben an sich, vnd singen yhn vor, ettlich werfen nuß auß, etlich fahen einander vnd tragen einander auff stangen in bach, vnd treiben der fantasei onzälich vil.

Den nechsten Suntag darnach gibt man der faßnacht vrlaub, verbutzt vnd verhült sich aber, trincken sich voll, spilen vnd raßlen zuletzt. Als dann folgt die traurig Fast, darinn essen sy viertzig tag kein fleysch" u. s. w.

Unter den hier authentisch beschriebenen Fastnachtbutzen, welche zum Theil bei Fischart ebenso oder noch deutlicher charakterisiert werden[2]), erkennt man unschwer einige noch

1) S. Zeitschrift f. D. Alterthum N. F. IX, 457 Anm. D. Wtb. VII, 359. Vgl. Franck, D. Sprichwörter 1541 II, 58^a: „Nauiges Anticyros. Ede helleborum. Fahr ghen Molnheym vnd laß dir den geck schneiden. Den narren boren, beschweren, gießen, purgiern. Bist mit einem narren besessen, so laß dich beschweren". Ebd. I, 47^b: „Er hat tauben, meußnester, mücken. Er ist mit eim narren besessen. Es sinckt jm das hirn" u. s. w. Ebd. II, 40^a: „Oestro percitus etc. Er ist besengt, besteubt" u. s. w.

2) Vgl. z. B. Gargantua 1590, S. 89 ff. 91: „nackende Mummerei mit eim vberspanten Netz: Brüteln Narrn auß, halten Hans Sachssen Faßnachtspiel: ... da geht man auf hohen steltzen etc., wöllen Storcken sein vnnd scheißen Hackmesserstil: da gibts Wild Holtzleut, tragen einen Treck auff eim küssen herumb: ein Pfeiff drinn etc.: spielen die Schelmenzunfft: ziehen eim stroen Man Kleider an ... tragen jhn auff der Bar daher etc. etc. inn der Faßnachtbutzischen Welt" In meinen „Bilderstudien zu Fischart" gedenke ich hierauf weiter einzugehen.

heute bildlich erhaltene und mit Versen bekannter Dichter ausgestattete; es möchte darum die Vermuthung nicht fehl greifen, welche in dem von Brant angedeuteten Butzen eine Darstellung der bekannten Fabel vom Vater und Sohn, die es mit ihrem Esel niemand recht machen konnten, zur Carnevalszeit sieht:

> dô sprach der vatter: „sun, wol har!
> wir sullen nemen beide war,
> üb wir den esel mügin tragen,
> lâ sehen, waz diu lüte sagen".
> si wurfen bald den esel nider,
> ze samen bunden si sîn glider,
> si hiengen 'n an ein stangen grôz;
> des rîtens in vil sêr verdrôz.

etc. Boners Edelstein, ed. F. Pfeiffer, Leipz. 1844, S. 88, V. 57 ff.[1])

Indessen könnte sehr wol auch das Bild des Esels, wie bei der oben beschriebenen Schulstrafe als Symbol der Dummheit, so hier als das der Fastnachtsnarrheit umhergetragen sein. Denn zweifellos ist, dass die hier in ihren Hauptmomenten dargelegte Bedeutungsentwickelung darauf hinauskommt, eine mit dem geistigen Fehler des Jähzorns behaftete Person bildlich ihrer Menschenwürde zu entkleiden, ihre Verstandeskraft mit der des langohrigen Thiers auf dieselbe Stufe zu stellen[2]).

---

1) Ueber die Verbreitung der Fabel s. Oesterley zu Paulis Schimpf und Ernst S. 539 Nr. 577.

2) „Narren, Hirnlose Esel, ... Gebichte Toren, Gefürnißt Fantasten, denen kein Wetter das subtil Hirn versöret", sagt Fischart in der Practic 1574 F 8[b]. „Eselsköpf vnd vnerfarne tropfen" A 6[b] etc. Die Polemiker des 16. Jahrhunderts „eselten" sich alle Tage, die Argumente der Gegenpartei galten fast immer für Producte geistiger Eselhaftigkeit; die versuchte Widerlegung war natürlich auch ein Erweis dieser Qualität, ein dialektisches „auf den Esel setzen". „Ich mein, der teufel sei in den schûster vernet, er hat mich in harnasch gejagt, und wer ich nit so wol gelert, er het mich auf den esel gesetzt". Der Chorherr bei H. Sachs, vier Dialoge, ed. R. Köhler, Weimar 1858, S. 23, 20 ff. und dazu S. 89. „Ein Meßpfaff zu Rom, in der Beicht, etliche Teutschen mit guten worten fein betrogen, vnd recht auff den Esel gesatzt". Tischreden D. M. Lutheri durch Aurifabern 1576, Bl. 246[a]. „Noch ... läßt sich mein Hosiander auff den Esel setzen" etc. Nasus, 6. Cent. Vortrab 1569 Bl. 8[a]. Vgl. Brinkmann a. a. O. S. 166 ff. Die ganze Scala der Eselsprichwörter erschöpft des

In Bezug auf den übrigen Inhalt des Münchener Blattes kann ich mich kürzer fassen. — Ob der „in den Sack getriebene" Kerl auch über eine an ihm vollzogene Ehebruchsstrafe zu jammern hat, wie der „hinden an Fischarts Trazfazbrif" befindliche Gesell, welcher „seinen geschrundenen Wolfgerittenen, Rettichgeplozten Ars klaget"; wird aus dem beigegebenen Texte nicht klar. Ich möchte glauben, dass diese Ausdeutung des ursprünglich harmloser gemeinten Kupferstichs erst Fischart angehört, zumal auch sonst sich in der Erklärung Bezüge auf die Liebesnarrheit und deren Folgen nicht finden. Hier ist wol nur an eine ähnliche Scherzstrafe gedacht, wie bei dem andern zorneswüthigen:

Groß hochmut thut man an mir vbn,
Dann ich bin gar in Sack getribn.

Ueber die Redensart „in den Sack stossen" hat Zarncke zu NS. 69, 7, S. 410 ausführlich gehandelt, ebenso Schmeller, Bayer. Wtb. II², 220 ff., 360 ff.; werthvolle Ergänzungen s. in Lexers Mhd. Hwtb. II, 563. III, 353. Das zu Grunde liegende Sprichwort lässt sich bereits im 13. Jahrhundert bei Hugo von Langenstein nachweisen (Martina ed. v. Keller, Stuttgart 1856, S. 291, 60):

swer den anderen übermac
der stôzet in in sînen sac.

Unter den Belegen aus dem 15. Jahrhundert hebe ich mit Rücksicht auf unsere Stelle die Anführung bei Meister Altschwert (ed. v. Keller, Stuttg. 1850, S. 53, 20) hervor:

Das tuot der groz übermuot:
Über die er da wol vermac
Die stiez er gern in sinen sack.

Im 16. Jahrhundert wird der Spruch vielfach auf das sociale Missverhältniss des armen zum reichen angewandt: nach Brants Vorgang, der zum 83. Abschnitt des Narrenschiffs „von verachtung armůt" in zweiter Ausgabe einen hierauf bezüglichen Holzschnitt herstellen liess, s. Zarncke a.

G. Nigrinus gereimte Streitschrift „Von Bruder Johann Nasen Esel vnd seinem rechten Tittel" s. a. 4°, und die Antwort „Bericht von Fr. J. Nasen Esel 1570" 8°. Auf dem Titelblatt beider Bücher zeigt ein Holzschnitt den angegriffenen, wie er verkehrt auf dem Esel sitzt und dessen Schwanz in der Hand hält. Vgl. Nasen Bericht Bl. 17ᵇ. 19ᵇ.

a. O., S. 80. In Doctor murners narren bschwerung, Strassburg, Hupfuff 1512, Bl. i 2ᵃ ist derselbe zum Capitel „Die schaff schinden" (Goedeke a. a. O. S. 108 ff.) gesetzt. Agricola, Sybenhundert vnd Fünfftzig Teutscher Sprichwörtter, Hagenau, 1537, Bl. 9ᵇ, benutzt das Sprichwort geradezu zur Umschreibung von „Ius est in armis"[1]): „Gott hin Gott her (sagt die Welt), ich sihe wol wer den andern vermag, der steckt jhn in den sack, Die schwachen vnd armen müssen allzeyt vnten ligen, vnnd die starken vnd reychen ligen oben". Vgl. Wander, D. Sprichwörterlexikon III, 1819 ff. Nr. 249. Indessen bleibt daneben die ursprüngliche Bedeutung lebendig: „Es ist umb diese jar ... ganz unfridlich gewest: wer baß megen, hat die andern in sack geschoben", Zimmerische Chronik, ed. Barack I², S. 227; „die stärkern stosen die schwächern in die säck", Fischarts Practic 1574 Bl. C 5ᵃ. Besonders häufig bei J. Nasus, z. B. 5. Cent. 1570 Bl. 151ᵇ, 403ᵃ; Widereinwarnung 1577 S. 103 u. s. w.

Was Fischart zu seiner Interpretation des Bildes im Sinne einer wenig einleuchtenden Ehebruchsstrafe veranlasste, war neben gewissen Reminiscenzen aus der Lectüre classischer Schriftsteller, insbesondere auch über die *ὀνοβάτις* bei Plutarch[2]) und Stobaeus[3]), anscheinend die Bezeichnung der dem in den

1) Vgl. Nasus, 4. Cent. 1570 Bl. 400ᵇ: „da gehet offt gewalt für recht" und (Wolfh. Spangenbergs) Flohes Zanck bei Kurz II, 144 V. 359 ff.: „die Starcken vertrieben balt Die Schwächern .. mit Gwalt Vnd gieng also Gewalt für Recht".

2) Scripta moralia, Paris., Didot. 1868 I, S. 359 (Quaestiones Graecae c. II): *Τίς ἡ παρὰ Κυμαίοις ὀνοβάτις; Τῶν γυναικῶν τὴν ἐπὶ μοιχείᾳ ληφθεῖσαν ἀγαγόντες εἰς ἀγορὰν, ἐπὶ λίθου τινὸς ἐμφανῆ πᾶσι καθίστασαν· εἶτα οὕτως ἀνεβίβαζον ἐπ' ὄνον, καὶ τὴν πόλιν κύκλῳ περιαχθεῖσαν, ἔδει πάλιν ἐπὶ τὸν αὐτὸν λίθον καταστῆναι καὶ τολοιπὸν ἄτιμον διατελεῖν ὀνοβάτιν προσαγορευομένην. τὸν δὲ λίθον ἀπὸ τούτου οὐ καθαρὸν νομίζοντες ἀφωσιοῦντο.* In der lateinischen Uebersetzung: Parisiis Ap. Gu. Guillard et Th. Belot. 1566 I der Moralia S. 533 (Petro Lucensi interprete), in der des Herm. Cruserius 1573, S. 717 etc.

3) Florilegium, rec. A. Meineke 1855, II, S. 186 (*ΜΔ*, 41: *Ἐκ τῶν Νικολάου περὶ ἐθῶν*): *Πισίδαι ... Ἐὰν δὲ μοιχὸς ἁλῷ, περιάγεται τὴν πόλιν ἐπὶ ὄνου μετὰ τῆς γυναικὸς ἐπ' ἡμέρας τακτάς.* Fischart benutzte natürlich nicht die editio princeps des V. Trincavelli, sondern eine der beiden griechisch-lateinischen Conr. Gesners (Tiguri 1543, Basil. 1549),

Sack gesteckten Gesellen angethanen Gewalt als „Hochmuth". Der Jurist Fischart dachte dabei im Zusammenhange aller für seine Auffassung sprechenden Momente sofort an die engere juristische Bedeutung des Wortes ὕβρις, für thätliche Beleidigung durch Körperschändung (δι' αἰσχρουργίας) und entehrende Schläge (διὰ πληγῶν μετὰ προπηλακισμοῦ), sowie an den nahen Zusammenhang der Klage ὕβρεως mit der Klage μοιχείας bei den Griechen. Ausführlich handeln darüber Meier-Schömann, Der Attische Process, Halle 1824, S. 320 ff. 327 ff. Im deutschen Recht lässt sich meines Wissens eine dem παρατιλμός und der ῥαφανίδωσις verwandte Ehebruchsstrafe (s. auch Weinhold, Die Deutschen Frauen in dem Mittelalter II², Wien 1882, S. 24 ff.) nicht nachweisen, wenn man nicht in dem schon von Tacitus bezeugten stutzen des Haupthaars ein παρατίλλειν[1]) sehen will; wol aber war das

vielleicht auch nur dessen lateinische Uebersetzung (z. B. J. Stobæi Sententiæ a C. Gesnero etc. traductæ, Antverpiæ 1551. 8°, S. 221ᵇ; Parisiis Ap. Mart. Juuenem 1557. 8°, II, S. 615; auch im Baseler Auszug des C. Lycosthenes von 1557 ap. N. Bryling. 8°, S. 281) neben der deutschen des Nürnberger und Augsburger Stattschreibers Georg Frölich, von der Lömnitz: Basel by Joh. Oporino 1551. 2°. Dort steht die Stelle S. 250.

1) Die Gebärde des Haar-ausraufens, welche der in den Sack gesteckte Gesell macht, liess Fischart vielleicht an Stellen bei Aristophanes wie Acharner 31 (ed. Ribbeck 1864, S. 40) denken, wo παρατίλλομαι auf das ausrupfen der Haupthaare im Aerger geht. Ueber das scheren derselben s. oben S. 501 Anm. In der übertragenen Bedeutung des betrügerischen ausplünderns wird „scheren" oft bei Murner auf den dummen Weibernarren angewandt, z. B. in dem Abschnitt „Den gouch berupffen" Geuchmat 1519, Bl. h 3ᵇ ff., wo er von sich, dem Cantzler, spricht Bl. i 1ᵃ: „Sy handt jm selber ouch vor ioren Dermaß berupfft vnd jm geschoren Das nit ein härlyn ist belyben" etc. Und Bl. h 2ᵃ in dem Abschnitt „Den gouch fohen": „(die wyber) für gunst offt geben list Ee das eyn man das mul gewischt, So ist jm genetzt, vnd ouch geschoren, Für lieb macht sy jm esels oren, Das geschahe do menschen esel woren" etc. Hieraus empfängt Licht der Ausdruck in Fischarts Practic 1574, Bl. C 8ᵃ: „Die grösest genezt vnd geschorene torheit" etc. Weitere Belege für die Platte scheren in diesem Sinne bei Schmeller I², 462. II², 451. 452 (auch trucken scheren oder barbieren s. v. a. schinden). Im Wortspiel (kabiskopf = Dummkopf: Hildebrand, D. Wtb. V, 10) mit caput bei N. Manuel die Redensarten: „üch den kabis beschniden" (Bächtold 60, 742) und „Den kabis berupfen" (a. a. O. 302, 18).

Leben ertappter Ehebrecher sowie ihre Beschimpfung dem gekränkten Ehemann gestattet. S. Weinhold a. a. O. 25—28. J. Grimm RA. 450. 679. 742. 743 und die vorhin für den Eselritt beigebrachten Stellen. Fischart gestaltete also hier in seiner Weise an der Hand griechischer Gewährsmänner die nicht gerade sehr gedankenreiche Schöpfung eines unbekannten Kupferstechers aus, indem er die von diesem dargestellten Thatsachen — auch den in den Sack gesteckten Kerl[1]) — herübernahm und zu begründen versuchte. Bei der *ῥαφανίδωσις* schöpfte er wol aus Aristophanes[2]); wenn er aber nach der oft berührten Anführung in der Practic seinen Esel von eilen „Fäulen"[3]) bekommen lässt und den einen der Reiter

1) Der Kupferstecher wollte mit dieser Figur vielleicht die sprichwörtliche Redensart „in den Sack stecken oder stossen" für besiegen zur Anschauung bringen. Die an Eltern- und Kindermördern, diebischen und liederlichen Personen, Hexen u. s. w. vollzogene Strafe des „seckens", d. h. des ertränkens in einem Sack (Grimm RA. 696 Nr. 14; Lexer II, 563 und 842; ein schauriges Beispiel in Paulis Schimpf und Ernst, ed. Oesterley S. 94 Nr. 130) liegt doch zu weit ab.

2) Im Gargantua führt er den ihm geistesverwandten Komiker wiederholt an. Die nächstliegende Stelle ist Nubes 1083 (ed. Teuffel 1863, S. 142): „*τί δ', ἢν ῥαφανιδωθῇ πιθόμενός σοι τέφρᾳ τε τιλθῇ;*" etc. Ich verweise dazu auf die Commentatoren, auf Paulys Encyklop. I, 77 und Beckers Charikles, ed. Göll III (1878) S. 395, Meier-Schömann, a. a. O. S. 328 Anm. 8. Aristophanes dürfte Fischart in der mit Scholien ausgestatteten Ausgabe: Basel, Froben 1547 Fol. vorgelegen haben. In des Andr. Divus lateinischer Uebersetzung (Basil. Andr. Cratander 1539. 8°) lautet der Vers S. 90: „Quid autem si raphanizetur persuasus tibi, cinereque evellatur" etc. Vgl. Ploutos (Aristophanes ed. Meineke II, S. 298) V. 168: „*ὁ δ' ἁλούς γε μοιχὸς διὰ σέ που παρατίλλεται*". Auch die Rede des Lysias de Eratosthenis adulteri nece, welche ein so anschauliches Bild der hier in Betracht kommenden Zustände entwirft, lag damals bereits vor (1522. 4° u. ö.), sogar in lateinischer Uebersetzung des Francicus Marcoduranus (Colon., Jac. Soter): s. Hoffmanns Bibliogr. Lexikon II², 574.

3) Practic 1574, Bl. E 7ᵇ: fäulen: beilen. „Feüle, Feulung. Putredo, Caries, Marcor", Jos. Maaler, Die teutsch Spraach 1561, Bl. 134ᶜ. Vgl. Megenberg, ed. Pfeiffer S. 424, 17: „benimt dem mund sein faulen vnd sein unsauberkait". J. Grimm belegt im D. Wtb. III, 1373 „die feuln in hendn", Lexer im Hwtb. III, 377 als Krankheit. Es könnte hier also eine eiternde Hautentzündung, wie „Wolf", gemeint sein (Wolf: s. hier im Archiv VII, 374 Anm. „Der Wolff, Ein abgeriben

„Beilen“ — der Hintere desselben war nicht nur „rettichgeplozt“, sondern auch „geschrunden“ und „wolfgeritten“ —, so scheint er auch die Motive des Kupferstichs in seinem Blatte noch vermehrt zu haben. Vielleicht wieder unter Anlehnung an eine classische Stelle. Mir ist dabei eine in Lucians Schrift „über das Lebensende des Peregrinus“ — ed. Bekker II, S. 93: 48, 9; Wieland, Lucians Werke III, 49 — geschilderte Situation eingefallen, welche unserm Humoristen bei seinen mannigfaltigen Uebersetzerstudien vielleicht nicht unbekannt blieb:

Τὸ γὰρ τῆς φύσεως τοῦτο πλάσμα καὶ δημιούργημα, ὁ τοῦ Πολυκλείτου κανών, ἐπεὶ εἰς ἄνδρας τελεῖν ἤρξατο, ἐν Ἀρμενίᾳ μοιχεύων ἁλοὺς μάλα πολλὰς πληγὰς ἔλαβε, καὶ τέλος κατὰ τοῦ τέγους ἁλόμενος διέφυγε, ῥαφανῖδι τὴν πυγὴν βεβυσμένος. (In der Uebersetzung des Vincentius Obsopoeus, Luciani opera omnia a Graeco sermone in Latinum conuersa, Parisiis Impr. Michael Vascosanus sibi et Iohanni Roigny M. D. XLVI. 2°. S. 326 und Lugduni, Apud Ioannem Frellonium 1549. 2°. S. 767: „— non parum multa suscepit verbera. Denique vero per tectum exiliens et elapsus, fuga salutem redemit, raphano oppletas nates auferens.[1])

Dass Fischart sich nach Vollendung des Eulenspiegel reimensweis, seit Ostern 1572 (Fischartstudien S. 187), viel-

---

fål im gesåß. Såch Arßwolff“, Maaler S. 503[d]. „Der Arßwolff, Ein abgeriben fål oder auffgeribne haut im gesåß, als wenn einer ein mager roß on ein sattel ritet. Intertrigo“, a. a. O. S. 31[a]. „Blattern an den fersen vnd Wölf zwischen den beinen“, Pract. 1574, G 1[a]). Indessen deutet der Binnenreim vielleicht auf feil s. v. a. fehl, macula: s. J. Grimm a. a. O. III, 1418 ff., 1421; Schmeller I[2], 702; Dietz, Wörterbuch zu Luther I, 645; Stalder, Schweiz. Idiotikon I, 362: Fehl, Pockenart. Dann wäre bei dem Esel etwa an ein Ueberbein zu denken, das er bei ungewohnter Eile bekommen; vgl. (Greg. Zechendorfers) Zwey ... Bücher von allerley gebrechen etc, Eger, H. Burger, 1571. 2°. I Bl. 101[a]: „an den fordern Hufen, da der horn anfengt ... etliche steinichte harte peulen, Pützel vnd vberbeyn wachsen, vnd vorvrsachen das ein Thier daran hincken mus etc. sonderlich So dieselb auff hartten wegen lang gegangen“ etc.

1) Reitzius verweist in seiner Ausgabe (1743) III, 331 auf Hesych, den Fischart für seine Onomastica II (Fischartstudien S. 216 ff.) sicherlich oft nachgeschlagen hat.

leicht im Auftrage seines Schwagers, aber auch „neben seiner weil, für lust vnd übung" mit der Verdeutschung griechischer Schriftsteller, zum Theil nach lateinischen Uebertragungen abgab, wissen wir aus Jobins Vorrede zum Philosophischen Ehezuchtbüchlein, d. d. Letare 1578,)(3ª (Fischartstudien S. 233). Dort ist von Plutarch die Rede, den er „vor vir oder fünf Jaren — also etwa 1573 — ... vorhabens, mit der zeit desselbigen nützliche Opuscula alle zu vertolmetschen", angefangen, im bewussten Gegensatz zu der lateinischen Uebersetzerthätigkeit seiner Zeit, die sich damals besonders auch auf Plutarch geworfen. Ich erinnere hier nur an die grosse vielbändige griechisch-lateinische Ausgabe des Heinrich Stephanus von 1572 (Plutarchi Chaeronensis quae exstant opera. Cum Latina interpretatione. Ex vetustis codicibus plurima nunc primum emendata sunt, ut ex Henrici Stephani Annotationibus intelliges; quibus et suam quorundam libellorum interpretationem adjunxit. Vorrede d. d. Cal. Jan. M. D. LXXII. 8⁰) und an den unflätigen Doppelfolianten der bei Thomas Gwarin in Basel 1573 erschienenen Uebersetzung „Interprete Hermanno Cruserio J. C. Atque Illustrissimi Ducis Clivensis et Juliacensis Consiliario". In dem Gedicht „Vrsach der Flöh schlacht", am Flöhhaz von 1573, das im Winter von 1572 zu 1573 entstanden ist (Neudruck S. IV Anm.), wird S. 66 V. 27 bereits des Lucian gedacht, „Ders Schmarotzen entschuldigt hat ... und auch die Muck herfür gestrichen". Im Ehezuchtbüchlein von 1578 steht Bl. E 5ª — M 8ª zwischen den beiden Plutarchischen Tractaten ein „Zusaz aus noch viler anderer Erleuchten vnd Hochgelehrter Personen Bücheren", welcher Lesefrüchte aus griechischen Schriftstellern, insbesondere aus dem oft genannten, aber noch öfter stillschweigend excerpierten Florilegium des Johannes Stobaeus enthält u. s. w. Ich denke, es wird aus allem diesen nur zu deutlich, woher Fischart die im Faztrazbrief aufgewandte Kenntniss antiker Ehebruchsverhältnisse hat.

Weshalb er dann später seine griechisch-lateinischen Studien nicht fortsetzte und auch das angefangene Werk der ihm kaum je sehr angenehmen Plutarch-Uebersetzung „anderer nötiger geschäfft halben nicht vollfüren mögen" (Jobin

a. a. O.)(3b), will ich den Freunden Fischarts hier zum Schluss verrathen: er hatte sich endlich wieder einmal mit Ernst seinem juristischen Berufe zugewandt und arbeitete auf ein Amt hin, das ihm freilich noch lange nicht zu Theil werden sollte.

Ein „Verzeichnus der Kayserlichen Kammergerichts Verwandten Personen Sambt den Practicanten aus irem (!) Matricull durch Augustin Bachman den Pedellen extrahiert den 22. Julij Ao etc. [15]79“[1]) enthält unter der Ueberschrift:

„Volgen nuhn was für Practicanten, Solicitatores vnd Partheyen von Anno [15]77 bis dahero Ao etc. [15]79 Inscribirt wordenn“ die Eintragung:

„... Anno Domini
1578.

u. a.

D: Jōes Huldenwich (!) Varenbüler
18. Aprilis

— — —

D: Johannes Mentzerius
3 Junij.“

Das Original der alten Matrikel ist weder in Speier noch in Wetzlar vorhanden; trotzdem wird an der Identität dieses Doctor Johannes Mentzerius mit unserm Humoristen kaum zu zweifeln sein. Vielleicht stand derselbe zu der in Speier, wie es scheint, ziemlich verbreiteten und angesessenen Familie Mentzer in irgend welcher verwandtschaftlichen Beziehung.[2])

Das oben S. 499 erwähnte ältere Scherzmandat gegen Neckerei, von dessen Existenz ich seit Jahren aus R. von Retbergs kritischem Verzeichniss der Kupferstiche und Holzschnitte A. Dürers, München, Ackermann 1871, wusste — es wird da-

1) Fascikel, rückwärts so bezeichnet, im Archiv der Stadt Speier Nr. [197].

2) Die Erörterung der hier in Frage kommenden Thatsachen muss einem besondern Aufsatze vorbehalten bleiben, welcher mancherlei neues Material zur Lebensgeschichte Fischarts und seiner Familie im Zusammenhange vorführen und u. a. auch die Beziehungen desselben zur Familie Hohenfels — s. hier im Archiv X, 423 — vollkommen aufhellen wird.

selbst unter den nichtbeglaubigten Blättern aus Dürers Werkstatt oder Schule S. 114 Nr. 16 mit der Bemerkung „Aeusserst selten" aufgeführt — wies mir kürzlich Herr Dr. von Seidlitz unter den Beständen des kgl. Kupferstichcabinets in Berlin nach.[1]) Es ist ein Folioblatt in Typendruck mit folgendem Text:

„WIr die aller gewaltigisten vnd berümbtesten Herrn, Rath vnd Bürger | des vnfletigen Gerichts, von Orlient biß zu Nidergang der Sonnen | von Mittag biß nach Mitternacht, vnd zu allen zeiten, Summer. vnd winter mehrer des reichs in schlauraffen, Cacedonien vnd schlam|pampen vnd Narragonia etc. Empiettend allen vnd Itlichen vnsers | Reichs zugwanten, Geistlichen vnd weltlichen, was wirden gradts | oder stants vnd wesens die sind, vnsern gunst vnd alles guts, Lieber ge|threwer, Es ist vns Jezt offtermalen, durch glaubwirdig personen an-|zeigt, Wie das sich offt vnd dick begebe bey den geselschafften, schlafftrün|cken vnd andern orten, das einer den andern thut vexieren, Stumpfie|ren, verspotten vnd verachten, daruon aber vil vnwillens, haders, zanck | vneinigkeit entstadt, Derhalben es mancher nit leiden noch ertragen [mag], | vnd gleich auf den Esel sizt. Dieweil vns auß Oberkeit das vnd an|ders von wegen vnsers ampts vnd gepiets solches zu fürkummen ge-|büren wil vnd billich schuldig sind, Auch das von denen, so dann das vexiern gantz nit dulden noch leiden mögen, kein vneinigkeit noch weit|er vnrath daraus erwachsen möcht, Vnd das auch dem Müller sein | frum willig thier, wöllichs sunst vil vberflüssiger arbeit seck tragen vnd | mit vilerley müe beladen, auch von eigner natur nit also schnel vnnd | bhend ist, das es einem Jglichen dörffe oder müsse auffhupffen.[2]) So ha|ben wir höchlich vnd zu fürdrung mehr vnfrydens bedacht vnd vermes|sen disen fürzukommen, vnd etliche

---

1) Ich will nicht unterlassen diesem Herrn, sowie dem Herrn Director Dr. Lippmann für freundliche Förderung meiner Bilderstudien zu Fischart hier öffentlich zu danken. Der wolgeordnete Zustand des Cabinets erleichterte übrigens auch sonst meine Arbeit nicht unwesentlich.

2) Vgl. Brants NS., ed. Zarncke S. 76 Nr. 78, den Holzschnitt und dazu die Ueberschrift sowie V. 7 ff., 29 ff.

brif[1]) vnd Mandat Im truck lassen | aus gen. Also welcher derselben Briffen einen oder mehr hat vnd bey Jm tregt, das nümand den selben weiter darüber sol vexirn vnd vmb | treiben anders dann mit worten. Vnnd so Jemands anders [ve]rfaren | wü[r]de, der sol mit der höchsten straf vnd pein vnsers Reichs vnnd ge-|pits gestraft werden, Damit habe sich ein Jder vor schaden zuuerhü-|ten, Geben in vnser Stad Narrago In Ciribiria gelegen auf dem | schnaderberg, myt Vnserem auffgetruckten Secret den 42. truncken | vnsers Regyments am 36 Tag Weynmonetts, Zwyschend Pfyn|sten vnnd Eslyngen."

Darunter in Gestalt eines grossen Siegelabdrucks der Dürersche Holzschnitt Bartsch 135[2]) von sehr abgenutztem Stocke, vielleicht auch ein Nachschnitt desselben.

Rechts vor einem knorrigen Baumstamm in waldiger Gegend sitzt ein Landsknecht in inniger Umarmung mit seinem Mädchen. Links daneben steht ein anderer Landsknecht, dem Par den Becher entgegen streckend: er spottet wol über die etwas bedenkliche Situation. Im Hintergrunde liegt eine zweite Dirne auf der Erde; sie erhebt aufhorchend den Kopf.

Unter dem Bilde liest man:

„Wer peen vnd S[t]raf wil vermeyden
Der vexier mich nit, ych kans nitt leiden."

VII.

Gorgoneum caput.

Im dritten Bande seiner Dichtungen J. Fischarts hat H. Kurz unter Nr. XV und XVI zwei Fassungen dieses gegen

1) Vgl. Archiv VII, 374 ff. und Schmeller I², 350 ff.: Brief s. v. a. Urkunde. „Sie hat vil älter Brif dan du", Pract. 1574 A 8ᵇ; „Brif-fälscher, falsch Sigelgraber", a. a. O. E 5ᵇ; „So felscht ich auch kein brieff vnd sigel", H. Sachs, ed. v. Keller III, 556, 12. Die Briefmaler sind zunächst die Illuminatores der Handschriften (Schmeller a. a. O. 351), demnächst malen sie Wappen-, Liebes- und Gebetsbriefe (Wattenbach, Schriftwesen im MA. 1871, S. 315), endlich tuschen sie Holzschnitte, Kartenblätter, Rockenbilder u. dgl. aus. Ueber Kunkelbriefe s. Archiv VII, 344 Anm. †.

2) Das kgl. Kupferstichcabinet besitzt das Blatt in schönem Abdruck, ebenso den Nachstich Lambert Hopfers (Bartsch 28) von der Gegenseite, beide ohne Text. Vgl. Jos. Heller, Albrecht Dürer II, 2, Bamberg 1827, S. 683 Nr. 1898 und 1899. Rettberg a. a. O.

den Römischen Papst eifernden Flugblattes mitgetheilt. Bei der Beschreibung setzt er S. XXVI, unter irriger Berufung auf Goedekes GR. S. 391, das an Ueberschrift und Holzschnitt defecte Original der kürzern Fassung in der Wickschen Sammlung auf der Züricher Stadtbibliothek in das Jahr 1577. Hiergegen hat zuerst J. Bächtold im Glückhaften Schiff von Zürich (1880) S. 47 Zweifel erhoben mit der Begründung, dass das von Kurz benutzte Exemplar unter Wicks Collectaneen des Jahres 1576 eingeklebt sei. So wenig ich diesem Umstande hier, wie a. a. O. S. 20 Anm. 5 für die Datierung der Ausgabe A des Glückhaften Schiffs, irgendwelche Beweiskraft zuzuerkennen vermag; so sehr bin ich meinerseits von einem früheren Druckjahr des Züricher Blatts überzeugt. Fischart gedenkt nämlich des Gorgoneum caput, wie bereits Meusebach, Fischartstudien, Halle 1879, S. 224 unter 4 nachgewiesen hat, schon in der Practic von 1574, Bl. D 6ᵃ:

„Sie [sc. die schöne Liendel dumshirn] haben ein Pommerisch Storkennest für ein bart, wie der Italianisch gemalt baurman ein holzbürsten, vnd wie der **Römisch Gorgonskopf** ein kin von einer Schnaulzenkannnen“.

Die mehr versteckten Anführungen im Gargantua von 1575 Bl. A 2ᵇ können die Identität des Holzschnittes nur bestätigen: „Kändlinmäuler mit glockenhüten, . . . beprillet vnd schulsack behenkt Esel auf stelzen“.

Indessen wäre es irrig, in dem bis jetzt allein bekannten Exemplar der kürzern Fassung die editio princeps zu vermuthen. Dasselbe ist vielmehr ein verkürzter Nachdruck, oder (falls derselbe Holzschnitt — kein Nachschnitt — vorliegen sollte) die zweite Ausgabe der ersten Erklärung des Holzschnittes. Die richtige Editio princeps des Gorgoneum caput, welche Goedeke bei seiner Beschreibung im GR. S. 391 Nr. 23 in dem früher Meusebachschen Exemplar vor Augen hatte — ein zweites schöneres befindet sich im Herzoglichen Museum zu Braunschweig[1]) — hat 87

1) Dieses kam direct aus Strassburg; der Erwerber hat rechts neben den Holzschnitt geschrieben: „Ferd. Al: H. z. B. v. L. [d. h. Ferdinand Albrecht Herzog zu Braunschweig und Lüneburg: s. Allg. Deutsche Biographie VI, 679 ff.] Strasburg Im 1669 iahre. Vor 18 rttr. 420 Stück“.

erklärende Verszeilen, und weicht von dem 81-zeiligen Züricher Blatt äusserlich etwa so ab, wie der Druck A von dem Druck B des Glückhaften Schiffes, nur dass jener auch noch die Fischart eigenthümliche Orthographie erkennen lässt.

Für die Priorität der 6 Zeilen mehr enthaltenden Erklärung entscheide ich mich u. a. deshalb, weil Auslassungen aus einem fertigen Gedicht im allgemeinen leichter bewirkt werden können als Zusätze zu einem solchen, ohne Umarbeitungen voraufgehender oder nachfolgender Verse zu veranlassen. Erst in der auf 150 Verse gebrachten Bearbeitung von 1577 liegt eine eigentliche Umarbeitung vor.

Ich glaube unter diesen Umständen nichts übriges zu thun, wenn ich hier die Recension A[1] wortgetreu zum Abdruck bringe.

Die Ueberschrift des Folioblattes lautete in beiden mir bekannten Exemplaren:[1])

GORGONEVM CAPVT.

Ein new seltzam Meerwunder auß den Newen erfundenen Inseln, von ettlichen | Jesuitern an jre gůte günner geschickt. |

Gleich wie der Heilig ist, Also steht er gerüst.

Darunter in schönem, oval ausgeschnittenen Passepartoutrahmen, durch dessen Oeffnungen Thiere hindurchsehen, die phantastische Figur des zusammengesetzten Papstbildes, en profil nach rechts sehend.[2])

Links oben in der Oeffnung des Rahmens ein bebrilltes Eselhaupt, das über ein Buch hinweg schaut. Rechts oben ein Wolfskopf mit Bischofsmütze, im Rachen ein Schaf haltend. Links unten eine Gans, im Schnabel den Rosenkranz. Rechts unten ein hockendes Schwein, auf dem Kopfe die viereckige Jesuitenmütze und mit dem Rüssel das Rauchfass schwingend. Letzteres besteht aus einer Laterne, in der menschliche Excremente Duft ausströmen.

Das Brustbild des Papstes ist aus allerlei Heilthumskram zusammen gesetzt: auf der Brust liegt ihm ein Sacramentshäuschen, auf dem Rücken ein Buch, dessen sichtbarer

1) Die Inschrift der Stimmerschen Originalzeichnung lautete ebenso: s. Fischartstudien S. 222.

2) Die Beschreibung bei Kurz S. XXVI ff. Nr. XVI ist total missglückt.

Deckel das Wappen des Papstes zeigt — die gekreuzten Schlüssel mit Barfüssercorden verknüpft. Das Gesicht aus Tellern, Trinkgefässen und Schalen gebildet, die Unterlippe durch das in der Practic erwähnte „Schnaulzenkänlein“, die Nase durch einen Häringskopf; an der Stelle des Ohrs ein Ablassbrief mit Kapselsiegel, als Auge ein Kelch mit Hostie. Auf dem Haupt eine Glocke, an der Kerzen und Rauchnäpfchen dampfen. Als Glockeninschrift liest man, zum Theil verdeckt, in zwei Reihen:

SAN[CT] PETTE[R]
ANO DO[M]INJ MD II[1]).

Der Text darunter in drei Spalten:

Hüt euch das niemandt nit erschreck,
Tret wenig auff ein seitt hinweg,
Auff das eim nit ettwas gescheh
Wann er diß Thier zů nach beseh
Das jn der Gorgons kopff hie mitt 5
In einen stein verwandel nitt,
Vnd seiner sinnen gar beraubt,
Es hatt solch art Medusæ haupt,
Vnd die groß Hůr von Babylon
Wies Sanct Johan abmalet schon 10
Das sie die König åff vnd geck,
Die armen aber poch, vnd schreck,
Das die fürnemsten auff der Erden
Von jrem gifft all truncken werden,
Drumb wol auffsehen hår gehört, 15
Das ein diß Thier hie nit bedört
Weils die fürnemsten in den Landen
Zu Narren hat gemacht vnd schanden,
Vnd heut noch jhren vil auch närrt
Das jederman sich schier drumb zerrt, 20
Vnd wöllen es erheben sehr,
Dieweil es etwas weitt kompt hår,
Vnd ist mit solchem ding bekleid
Welchs man sonst helt für heiligkeit.
Ich aber nitt mitt jnnen stell, 25
Das Thier komm hår gleich wa es wöll,

1) Es sollte wol hier nur eine Jahreszahl überhaupt angedeutet werden; die II ist undeutlich sichtbar als Rest einer auf dem Glockenrande weiter laufenden Inschrift.

Vnd sag darfür: O wee dem Land,
Da diß Thier hat die vberhand,
Dann was kan es sein jmmer nutz,
Sp. 2:] Weils vilmehr sicht gleich einem Butz, 30
Als einem Menschen, ja dem Teuffel,
Vnd duncket mich on allen zweiffel
Das es sey eine frucht vnd som
Von dem beschreyten Schalck von Rom,
Dann es sich jm vergleicht sehr wol, 35
Wie ich jn sah gemalt ein mol.
Vnnd wann es einer sicht von ferr,
Er solt drauff schweren das ers wer,
Dann man erkennt es an dem Krom
Das es můß kommen her von Rom. 40
Der Teuffel jm gwiss sehr nachtracht,
Das er so vil Creutz an sich macht.
Vnd wie solt mir doch diß gefallen?
Welchs so geflicket ist von allem,
Von vilen stücken nur gezettelt 45
Allenthalb zůsammen gspettelt.
Solch flickwerck hat doch kein bestand,
Ist gleich als ob man bawt auff Sandt,
Fürnemlich mich daruon abschreckt
Das er sich vol handtierung steckt, 50
Drumb kan ich sein kein gnad nit han,
Man halt nichts auff ein lumpen man
Der jedem in sein handtwerck greifft,
Vnd allenthalb herumbher schweifft,
Wie diser thut vnd hatt gethan, 55
Was hatt er nur für rüstung an?
Für einen Gauckler er besteht,
Vnd ein Zanbrecher wie es geht.
Sp. 3:] Dann was für vorrhat meint jhr doch,
Das er in seinem Faß hab noch? 60
Was meint jhr das er noch verberg,
Zwar dbest Triackers vnd lattwerg,
Als gsegnet wasser, brot vnd wein,
Oel, saltz, schmår, wachs vnd Todtenbein,
Ja auch die Erden von den Todten, 65
Ich mein der könn die leut brothen.
Ein gremp er in der Fasten ist
Von Eyer, Butter, Fleisch vnd Fisch,
Vnd das nit ist, verkaufft er auch,
Als Glockenthon, Fegfewr vnd Rauch, 70
Das ist mir je visierlich waar,

Vnd das noch ist das seltzamst gar,
So vndersteht er sich auch heut
Zů zwingen, tringen noch die leut,
Das sie auch můssen jm abkauffen, 75
Vnd jm darumb erst lang nach lauffen.
O nur mit dissem Krāmer fortt,
Der anfāngt vnd gibt kein gůt wort,
Es ist mit jm fürwar groß zeitt,
Noch wōllens mercken nit die leut, 80
Dann was meint jhr das er anfieng,
Wann jm der boß erst auch angieng?
Kein Teuffel kōnt mit jm nahr kommen,
Der jn dann gar hat eingenommen:
Betrogen will doch sein die Welt, 85
Wol dem der sich darnach nit helt,
Vnd dem solch flickwerck nit gefelt.

Auch hier stehen die Verse im Original unter einander, wie immer bei den frühesten Dichtungen Fischarts aus den Jahren 1570 und 1571.[1])

Die Recension A^2 des Gorgoneum caput befindet sich, wie gesagt, bei Kurz III, S. 114 ff. als Nr. XV. Aus A^1 fehlen hier die Verse 45, 46 und 51—55; für 55 als Ersatz in A^2 V. 49. Leicht geändert ist im Reime nur an einer Stelle: V. 3, 4 gescheh: beseh in A^2 geschicht: besicht. Die Schreibung verwilderte in A^2. Eine Collation des Kurzischen Abdrucks mit dem Züricher Original verdanke ich der Gefälligkeit des Herrn Bibliothekar Dr. F. Staub in Zürich. Danach wäre in V. 8 ein zu tilgen, im übrigen aber nur V. 19 jhren, V. 35 wol zu schreiben. Die Interpunction hat Kurz nach modernen Principien geregelt. Diesem Züricher Blatte, dem bis jetzt bekannten einzigen Exemplar der Recension A^2 in Mscr. F, 25, S. 193 der Stadtbibliothek, fehlt der ganze obere Theil des Holzschnittes. Sichtbar blieb nur noch ein Rest der Einrahmung, links mit der Gans, rechts mit dem Schwein. Der Text, in 3 Spalten zu je 27 Zeilen gedruckt, soll nach

1) Vgl. Kurz, Fischarts Dichtungen II, S. XIII der Vorrede. Der Eulenspiegel reimensweis, 1572 erschienen, der Flōhhaz von 1573, die Gedichte der Practic von 1574 u. s. w. rücken je die zweite Zeile ein; der später von Fischart festgehaltene Modus der Versabsetzung, nach welchem immer die 3. und 4. Zeile zurücktritt, dürfte zuerst im Gargantua von 1575 durchgeführt sein.

Kurz II, S. XXVI Nr. 15 sammt dem Holzschnitte „in schmaler Holzschnitteinfassung“ stehen, welche den beiden mir bekannten Exemplaren der Recension A[1] fehlt.

Die Recension B des Gorgoneum caput mit erweiterter Erklärung und der Datierung 1577 hat Kurz III, S. 117 ff. als Nr. 16 nach ziemlich correcter Abschrift des Herrn Secretär Jochens von dem früher Meusebachschen Exemplar (Goedeke GR. S. 391 Nr. 24) abdrucken lassen. S. 118, V. 23 ist natürlich „Nun“ statt „Run“ zu lesen, Spalte 4 der Erklärung beginnt mit V. 115. Auf Sp. 3, von V. 77 an, sind irrthümlich im Original die Verspare umgekehrt eingerückt. Ausser der kgl. Bibliothek besitzt auch das kgl. Kupferstichcabinet in Berlin ein schönes Exemplar dieses dort seit Passavant[1]) Tobias Stimmer zugeschriebenen Holzschnittes mit 150-zeiliger Erklärung.

Zwei unbekannte spätere Nachstiche des Stimmerschen Holzschnittes mit holländischem Text fand ich endlich vor Jahren im Herzoglichen Museum zu Braunschweig; dass ich dieselben jetzt hier näher beschreiben kann, verdanke ich der ausgezeichneten Gefälligkeit des Herrn Inspector J. Wessely. Das erste Blatt in Folio, obwol etwas kleinern Formats als das Fischartische, zeigt das ganze Bild von der Gegenseite: der zusammengesetzte Papstkopf sieht also nach links; im Rahmen sind hier Esel und Gans rechts, Wolf und Schwein links. Die einzelnen Theile des alten Holzschnittes sind etwas vereinfacht, jedoch wenig verändert. An dem Glockenhute liest man jetzt die Inschrift:

Anno 1670.
PETER .. MARIA.

Darüber, jedoch noch innerhalb der Rundung wie bei der zweiten Recension (B):

GORGONEVM CAPVT

Unter dem Bilde:

AFBEELDING
van den
NIEUWEN PAUS.

---

1) Vgl. auch Andresen, Deutscher Peintre-Graveur III, S. 47 Nr. 101.

Hier zieht gy 't rechte beelt des nieuwen Paus van Romen,
Met hun die in syn sleep ter Biecht en Misse komen,
Daer by syn Vasten-kost, syn Stool, en (met een woort)
Al wat tot oeffening van synen dienst gehoort.
Verwacht geen beeltenis dat naerder zou gelycken, 5
Maer eert dit in 't geheym met dickwils te bekycken.
Zyt statig als gy 't ziet, en lacht 'er doch niet om,
Want kop en kleet is vol van s' Vaders Heyligdom.
Na de Copye Gedruckt tot Romen.

Der zweite Nachstich variiert den ersten, im einzelnen weiter abweichend. Der Papstkopf und mit ihm die ganze bildliche Darstellung ist wieder umgedreht; äusserlich betrachtet gleicht also dieses Querfolioblatt kleinsten Formats dem Holzschnitt des ursprünglichen mehr als das eben besprochene. Aber die Theile desselben sind oft umgeformt, haben auch Numern erhalten, welche in dem rechts danebenstehenden Text wieder erscheinen. Die Eckfiguren zeigen ausserdem Spruchbänder mit Nebenschriften.

Um von dem Glockenhute anzufangen, so hat dieser hier auf dem untern Rande die Künstlerinschrift:

GALLVS ME FECIT. MDCCVI.

Zu beiden Seiten des Kreuzes auf der Glockenspitze, jedoch noch innerhalb der Rundung des Rahmens, liest man:

Dit kruis is 't beste teken ||
oms Duivels magt te breken |
Door Hopman belsebul ||
Geschied dit aape spul. |

De wareld hooger staat als dees' geweide klok ||
't Is om de Coddigheid in spyt van's Paussen kok |.

TE VEREOR, CÆSARRA ||
CABO[1]) ET FOEDERA SEPTEM |

Rechts quer:

CLEMENS ESTO ||
ALBANE[2]) PATER, BONA FOEDERA SERVA.

---

1) D. h. doch wol: ich werde Dich zum Caesar ausrufen?? Oder: Te vereor, Caesar, racabo etc.? Raccare s. rancare, nach Papias: Stertere, flatum per nares emittere et sonare, s. Du Cange, ed. Henschel V, 583. 573b.

2) Johann Franz Graf von Albani, geb. 22. Juli 1649, bestieg als Clemens XI. am 23. Novbr. 1700 den päpstlichen Thron.

Unter dem Eselshaupt:

Een Ezel door een Bul voor geld geleerd gemaekt
Leest zyn getyen, dat koks krauwel daar van braekt.

Bei der Gans:

De geus van Holland wil aan 't Romse kransie tellen,
Hoe lange jaren t' nog de Paus sal konne stellen.

Bei dem das Schaf fressenden Wolf:

Dees Bisschop is een kok en herder van zyn schapen:
Braad har als kok, vreetz' op als wolf als al zyn papen.

Bei dem Schwein:

Der papen soberheid mag met de varkens pralen,
Dog Hollands Coddig volk haar weelde sal bepalen.

Unter der Laterne, in einer Reihe:

De Paap, van Kers[t]nachts Miswyn sat,
Treft door dit slonsje 't rechte pad.

Darüber:

Men salse met nagtslonsjes soeken,
Die Clemens bulle wille vloeken.

Auf dem Kupferstich, am Bande der Stola in zwei Zeilen:

[I]k zweer by myn sool en dese stool
  myn hulp te bien den Saxen pool,
om K[e]ysers hart wat te versachten,
  als d' Hollandse vereende machten.

Rechts neben dem Kupferstich:

Die Niewe
ROOMSE KERK TROPHEE.

Verklaaring van de nevenstaande Figuur.

Wanneer men Clemens ziet dus Coddig opgesmukt,
Denk met wat reden hy't Coddig Geloof verdrukt.
1 Zyn Hollands' haring neus begint het vet t' ontdruipen[1]),
Zyn haring braad hier niet, zyn kok van heen moet sluipen:
Die hier by t' Vagevuur zyn pot niet kooken kan, 5
t' Word coddig uitgespist van 't volk in's Paussen ban.
2 Zyn mond de Miskan maakt dien Afgods dienaar dronke[n]:
Hy zwelgd het alles in, voor t' volk word niets geschonken.
3 Zyn oog de Meel-god ziet een lighaam, daar 't niet is,
Hy maakt het door syn stem: wat dunckt u, is dat Mis? 10
4 De Miskelk komt daar by. 5 de Zegels aan (6) de Bulle,
7 Het Mislyk Boek gelykt na Joodse Talmuts prullen,

1) Die namhaft gemachten Dinge sind sämmtlich auf dem Kupferstich zu sehen, auch dieser Tropfen.

Met (8) Peters Sleutels, en (9) Drie dubble goude kroon.
10 't Ciborie[1]) voor zyn bors[t], 11 't Patêne voor zyn koon,
12 Het toomtuig aan zyn hals, voor d'ezels om te reiden, 15
13 De viss[ch]en, om zich in de vasten te beleiden
(Als schoon zyn dis ook is van lekker vlees voor zien),
Al heiligkeid die hy, vor klein geld, aan komt bien:
Maar boven al zyn klok kan ons ten hemel luyen,
Vytluyen 't Coddig volk, doch 't kan haar weinig bruyen. 20
Een Patriarch voor Paus de Keyser licht steld aan,
Daar Hollands Roomse Kerk met regt kan onder staan.
14 Zyn klokmuts draagt ook nog (15) weyquasten, (16) wasseligte,
17 De Pater noster, omt onnosel volk te stichten,
18 Ave Maria en (19) sint Peter bid voor ons, 25
20 Licht lampen geeft men u, zo niet gy krygt de bons,
21 Sint Jacobs schulpen, en 22 zyn staven voor het leste:
Duid's Munniks Pelgrimschap uit d' Hollandse geweste.

op de VII Pauslyke Sacramenten.

I Door 't Doopsel werpt de Paus quan[t]suis de Duivel uit,
Die in hem zelf gestaag door trotsheid hoger spruit. 30
II De Waereld speeld de baas met kappen te vervormen,
Van alle kanten wil men Babels Hoer bestormen.
III Vw Altaars voddekram een schouspel is gelyk,
't is al Mis, bid genâ van Holland en van 't Ryk —
van 't laatste geeft gy blyk.
IV Veel narren Biegten u, doch mogt men u eens hooren, 35
Men merkte u leet van 't Ryk en Holland te verstoren.
V Gy Munniken, nu tot de reis uw laersen smeerd,
Voor 't Heilig olisel u d' oli dus ontbeerd.
VI Het Priesterschap gelykt na 't oudgebruik der Joden,
Vol by geloovigheid, ook Heidens van methode. 40
VII Het beste Sacrament van dese ist d' heilige Echt,
Doch d' Heil'ge Vader mist die zelf dat's duivels slecht.

op vader Clemens XI.

Het coddig volk wil hem dit Huisraad al ontfuss'len,[2])
Doch vader Clemens denkt: rebellen, loop wat huss'len![2])
Hy donderd tegen haar met Ban en Bullen uit,
En mind de Munnikskap, die danst naar zyne fluit.

Antwoord op 't bovenstaande.

Wat legt gy, Clemens, met u Bullen hier te knoeje[n],
Wyl Hollands voordeel meest gelegen is in koeyen?
Die ziet gy liever met twee voeten als met vier —
Van d' eerste uw buidel groeyd behalven uw plaisier.

---

1) Coborie Dr. 2) L. ontfutselen: hutselen.

Das Flugblatt tritt für Kaiser Joseph I., der seit 1705 regierte, in humoristischer Weise ein: die Jahreszahl 1705 wird in jedem der beiden lateinischen Hexameter hervorgehoben.

Ueber Papst Clemens XI. und seinen Conflict mit dem Hause Oesterreich s. Wetzer und Welte, Kirchenlexikon II (1848), S. 608 ff. (III², S. 492 ff.)

Bei den obigen Abdrücken ist die Interpunction durchweg gebessert; meine sonstigen Ergänzungen stehen in eckigen Klammern.

Für die Entstehung des (Fischartischen) Gorgoneum caput verweist Champfleury in seiner sonst wenig ausgibigen Histoire de la Caricature sous la Réforme etc., Paris, E. Dentu [1880], S. 74, ohne anscheinend mehr als den kahlen Holzschnitt zu kennen[1]), auf eine Stelle in Mary Lafons Pasquino et Marforio, Histoire satirique des papes, traduite etc., Paris, Dentu 1861 (Deuxième édition Paris, A. Lacroix 1876, S. 180?), welche dem PASQVILLVS | ECSTATICVS NON | ILLE PRIOR, SED TO-|TVS PLANE ALTER AV-|ctus et expolitus: cum aliquot aliis sanctis | pariter et lepidis Dialogis. | Cælij Secundi Curionis. | . . . GENEVAE PER | JOAN. GIRARDVM. | M. D. XLIIII. 8°[2]) entnommen zu sein scheint. Pasquillus, der in verzücktem Zustande den päpstlichen Himmel durchforscht hat, schildert S. 36 dem Marforius Baumaterial und Fundamente desselben in folgender Weise: „Cuculla, rosaria, globuli preculares, detonsi crines, barbæ, vela vestalium, nodosi funes, zonæ scorteae, calcei lignei. Ad hæc pisces, oua, caseus, heluela, mitræ, pilei partim rubri, partim atri, caprinæ pelles, bullæ, candelæ, varii libelli, et huiusmodi alia innumeralia, immixto oleo, atque bombice. Ex hoc fun-

1) Der S. 75 in Nachbildung gegebene Holzschnitt ist ihm „malheureusement sans date et sans signature". Das Buch erschöpft nicht von fern her den vorhandenen Reichthum, vielleicht deshalb, weil der Verfasser des Deutschen nicht mächtig war und sich mit Uebersetzungen behelfen musste. Mindestens erscheinen die wenigen deutschen Worte in seltsamer Verstümmelung, s. S. 46, 48, 83 u. s. w.

2) Exemplar der kgl. Bibliothek in Berlin, an Dg 1160. Der bei Böcking, Index bibl. Huttenianus (Opera I) S. 95* unter 55, 2 beschriebene Druck, ebenfalls in Berlin = Dg 1132 8°, enthält gleich zu Anfang die Vorlage Curios.

damento quatuor extabant muri, qui totam ciuitatem ambibant, et quatuor erant portæ, quarum prima dicebatur superstitio, secunda ignorantia, tertia hypocrisis, quarta superbia. Hæc igitur diuturna esse non posse vides, nam et fundamenta ipsa iam scrobibus, et cuniculis penetrata sunt, et tota reliqua exædificatio nihil solidum, nihilque firmum habet" etc.

Es wäre allerdings nicht unwahrscheinlich, dass diese oder eine ähnliche Stelle den Anstoss zum „Gorgoneum caput" gegeben, zumal uns noch öfter eine Kenntniss der Pasquilllitteratur, insbesondere der in den Pasquillorum Tomi duo, ELEVTHEROPOLI MDXLIIII. 8° (Böcking a. a. O. 55, 1), zusammengefassten, entgegentreten wird. Die letztern reproducieren S. 427 ff. den PASQVILLVS EX-|taticus et Marphorius unmittelbar aus der lateinischen Editio princeps (s. hier S. 531, 2) in wenig überarbeiteter Form.[1]) Die oben erwähnte Stelle lautet hier S. 458: „M. Narra nobis quæso materiem. P. Erant cuculla, rosaria, uestes sordidæ, detonsi crines, uela uestalium, mille uestium, mille calceorum, mille rituum formæ. ad hæc putres pisces, mitræ coronæ triplices, et uarij libelli, quæ omnia tophis erant et calce commixta et hæc erat basis fundamentorum. quae ut non facile diffueret (nam erat mollis materia) retinebatur à quadruplici simul insurgente muro. primus murus dicebatur Superstitio, secundus Persuasio, tertius Ignorantia, quartus Hypocrisis" etc.

1) Das Original dürfte aber italienisch, nicht lateinisch gewesen sein (wie Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung II^5, S. 690 behauptet): denn derselben Vorlage, nicht der erweiternden Bearbeitung des Caelius Secundus Curio folgt die schon aus dem Jahre 1543 stammende deutsche Uebersetzung. Dieses sehr seltene Buch (in der kgl. Bibliothek in Berlin = Dg 1140. 8°) „Der ver-|zucket Pasqui-|nus, | Auß Welscher | sprach inn das | Teutsch ge-|bracht. | M. D. XLIII.", Bogen A—K 7^b, K 8^a: Errata, der Titel in schöner Einfassung, auf welcher links die Jahreszahl 1516 steht — spricht sehr deutlich für die italienische Fassung. Unsere Stelle Bl. D 1^b: „Kappen, Rosenkräntz, abgeschorn harlöck, Weyler der Nunnen, tausenterlay form der klaider, tausenterlay schůch, so uil gattung der baretter, so mehrlay farben: Bey disen erstunckne fischlen, kreutlen, zemůs, Notlen, Bischoffs hüt, drifache Kronen, mehrlay bücher, vnd dergleichen sachen: Welliche ding alle mitt dem kalck vnd dufftstainen vermischt" u. s. w.

Nicolais Exemplar von „Lessings Leben“.

Von

RICHARD MARIA WERNER.

Bekanntlich erschien „In der Vossischen Buchhandlung“ zu Berlin im Jahre 1793 das dreibändige Werk: „Gotthold Ephraim Lessings Leben, nebst seinem noch übrigen litterarischen Nachlasse. Herausgegeben von K. G. Lessing“. Mit wenig Pietät schrieb der jüngere Lessing über seinen grossen Bruder und in einem so pretiösen Stil, geistreichelnd und witzelnd, dass er noch den heutigen Leser ungeduldig macht. Man hat das Gefühl, ihm sei weder die Bedeutung, noch das Wesen seines Bruders klar geworden, und er halte sich im Grunde für ebenso wichtig, wenn nicht für wichtiger.

Es war natürlich, dass diese Publication die Entrüstung von Lessings alten Freunden erregte, so besonders von Nicolai. Es hat sich sein Exemplar erhalten, in welches er jedesfalls bei der ersten Lectüre flüchtig und ärgerlich mancherlei Bemerkungen eintrug. Oftmals lehnt er nur mit derbem Worte die Behauptungen des Verfassers ab; so schreibt er S. 118 zu dem Satze: „Allein man heisst das in der honetten Sprache: spekuliren“, indem er die durchschossenen Worte unterstreicht, bloss ein „Platt“ dazu; ebenso ist S. 123 der Absatz von „Dieser musste sich gleich hinsetzen, und einen Brief an Lessingen schreiben“ bis „wir können also den philosophischen Dichter ... in seinem nicht ganz saubern Schlafrocke der praktischen Moral, nicht überraschen“ mit „Ganz platt“ und auf S. 133 der Absatz von „Aber von diesen herrlichen Brelocken“ bis „Ein Philosoph thut nichts ohne Ursache“ mit „Erstaunend platt“ charakterisiert. S. 197 steht bei dem Satze „Hutchesons Sittenlehre der Vernunft ... gründet

sich bloss auf das innerliche Gefühl": „Seltsame Schiefheit" und bei dem späteren: „Und was hätte ein komischer Dichter wohl mehr zu studiren, als die Sittenlehre": „Absurd!" S. 253 nennt Nicolai den Witz „Verkleidungen auf dem Theater waren niemals Lessings Geschmack; noch weniger ausser dem Theater" mit Recht: „Kindisch" und macht S. 302 bei dem Scherze „Er, der so viele Sprichwörter wusste, hatte das ganz gewöhnliche vergessen: Aller Anfang ist schwer" seinem Gefühle Luft mit einem: „O Lessing junior". Und in diesem Stile geht es fort: „Kindisch" S. 311. 317, „ungereimt" S. 320, „Wie absurd" S. 347 („Unsere Aufklärer hingegen wollen die politische Lage verrücken"), „schielend" S. 392, „Kindische Vermuthung" S. 400, „Seltsame Vermuthung" S. 403, „Welches dumme Witzeln" S. 422 („dieses war wohl eine Mitursache, dass er der Theologie so viel Zeit schenkte, als wolle er wirklicher Doktor der Theologie werden"), „Plattes Geschwätz" S. 435 („vielleicht hätte er ein so genanntes grosses bürgerliches Glück gemacht; doch vielleicht auch nicht"). S. 264 begnügt er sich bei der Behauptung „Herr von Brenkenhof... wählte sich Lessingen zu seinem Gesellschafter, und zog sogar zu ihm. Sie wurden einander zu gut.." mit einem vielsagenden: „Hm!"

Nur an sehr wenigen Stellen gibt Nicolai seine Zustimmung ausdrücklich zu erkennen. So heisst es S. 216 bei der Anm. *) „Die damaligen Münzunternehmer hätten ihn [Mendelssohn] nehmlich zu ihrem Disponenten machen wollen, und ihm ein sehr grosses jährliches Gehalt angeboten": „Das ist wohl wahr", und S. 237 gesteht Nicolai zu, Lessings Dramen „hatten alle noch etwas von der Studirstube": „Das ist wahr." S. 413 unterstreicht er die Worte „das ist eine unrichtige Vorstellung des kranken Moses" einmal und zweimal und notiert: „Ach nur zu wahr!"

Sonst setzt er an den Rand allerlei Berichtigungen und Vermuthungen, welche interessant genug sind, um publiciert werden zu dürfen, gleichsam als Parallele zu den Notizen aus seinem Handexemplar des „Werther" (vgl. Düntzer in diesem „Archiv" Bd. 10, S. 385—392). Manches davon hat Nicolai für seine Anmerkungen zum Briefwechsel verwerthet. Wie

diese Bücher beweisen auch sonst die Bände von Nicolais grossentheils noch vorhandener Bibliothek seine aufmerksame Lectüre. Leider gestattet seine überaus flüchtige und unleserliche Schrift an einigen Stellen die Entzifferung selbst dem mit seinen Eigenheiten vertrauten nicht. Das im folgenden durchschossen gedruckte hat Nicolai unterstrichen und mit Randglossen versehen. Nur diese sind angeführt, während die zahlreichen NB unberücksichtigt geblieben sind.

S. 57 f. Brückner, der immer viele Achtung und Freundschaft für Lessingen hatte ... versicherte mit vieler Aufrichtigkeit, dass er Lessingen oft bey den schwierigsten Rollen zu Rathe gezogen..

> N: Was? Brückner war viel jünger als Lessing und gieng erst 1752 oder 53 aufs Theater nach Lpz., da Koch schon die Bühne hatte.

S. 80 f. Dass, wie Mylius ... ihm vielleicht geschrieben haben mochte, in Berlin für ihn bessere Aussichten und mehr Gelegenheiten zur Schriftstellerey wären ...

> Mylius brachte ihn nach Berlin.

S. 98. Nun sey er gar in dem freygeistischen Berlin, scheine da bleiben zu wollen, wo man an heiligen Abenden und ersten Feyertagen Komödien und Opern spiele...

> Damals war ja noch wenigstens keine deutsche Comödie.

S. 103. Er würde unter der Wahl, entweder in Berlin dürftig zu leben, oder nach der Eltern Willen zu studiren, der sich alsdann auch etwas positiver und unbiegsamer geäussert hätte, gewiss eine Mittelstrasse getroffen haben.

> Wenn doch L. von dem schwiege was geschehen seyn würde. Es sind verba praetereaque nihil.

Um alle seine theatralischen und poetischen wäre es aber wohl geschehen gewesen.

> Wie toll!

Sein Geist, der sich in so mancherley Arten von Beschäftigung finden konnte, würde sich gar bald in den theologischen Labyrinthen verloren haben.

> Ja das sah ihm ähnlich! Eher in Litteratur und Bücherkunde.

S. 117. Die Veranlassung dazu war, dass Voltaire einen Deutschen Uebersetzer zu jenen Memorialen suchte, die er gegen den Juden Hirsch, mit dem er in den bekannten Proçess verwickelt war, für das Kammergericht verfertigte.

Ist gewiss nicht wahr.

S. 122 f. Es hiess damals, Voltaire hätte mit seinem Buchdrucker Henning schon eine Deutsche Uebersetzung verabredet ...

Ist gantz unrichtig. Ein Lehrbursche von Henning hatte an Genf (den Sekr. Fredensdorffs) ein Setzer Expl. gegeben, der es für Nicolai übersetzte.

S. 138. Warum gieng aber Lessing so unvermuthet von Berlin nach Wittenberg? — Wahrlich nicht aus Furcht vor Voltairen ...

Gewiss aus dieser Furcht und wegen der Epigramme.

S. 145. Uebersetzte er es bloss, um sich im Spanischen zu üben und seinen dringendsten Bedürfnissen dadurch abzuhelfen?

Freylich!

S. 155. Lessing übernahm den gelehrten Artikel darin [in der Vossischen Zeitung].

Falsch. wenn das wohl kaum schon 51.

S. 162. Das Beste aus schlechten Büchern. Einen ziemlichen Vorrath dazu hatte der letztere [Mendelssohn] schon gesammelt; allein, es fand sich kein Verleger, weil man glaubte ... das gebe ein unendliches Werk.

ganz falsch. Es ist nie ein Bogen gedruckt.

„In meinen jüngern Jahren wollte ich eine periodische Schrift, unter dem Titel: Das Beste aus schlechten Büchern ... herausgeben."

Diese Idee war viel später.

S. 163. Aber eine so kahle und geschmacklose [war „Gnissel"], dass Lessing nichts Boshafteres thun konnte, als sie zu Berlin nachzudrucken, und gratis austheilen zu lassen.

Das hat er nicht gethan, aber die Posse von Lieberkühn liess er lange nachher austheilen.

S. 166 f. Die Freundschaft, welche Lessing 1754 mit Moses Mendelssohn*) und Herrn Nikolai stiftete ...

Ich lernte Lessing kurz vor seiner Abreise kennen. Moses kannte ich zwar, aber im Dec. 1755 noch nicht genau (S. Briefwechsel. M. S. 31). Erst im Sommer 56 lernte ich ihn genauer kennen (S. S. 56 des Briefwechsel).

Anm. *). Die erste Bekanntschaft mit ihm soll durch das Schachspiel entstanden seyn.

Ist gewiss falsch. Durch D. Gumperz u. Beentober [?] philos. Disp.

S. 169 ... ein so gelehrter und genauer Beobachter [wie Nicolai] vergass gewiss nicht, das Vorzüglichste davon [den „gelehrten Disputen"] aufzuschreiben.

Warum nicht gar.

Lessing kannte schon gelehrtere und gebildetere Juden, als Moses Mendelssohn damals war...

Wer wären die gewesen? kein einziger gebildeter jüdischer Kaufmann war damals da. Gumperz der junge Artzt war nur vom weiten mit Lessing bekannt.

S. 170. Die erste Frucht von Lessings und Moses Mendelssohns gesellschaftlichen Studiren ist wohl die Schrift: Pope ein Metaphysiker.

Studiren? Die Frucht ihres Studiums war ihre eigene Bildung.

S. 172. Premontval, Sulzer, König, Süssmilch, Kirnberger und viele andere verdiente Männer gewehrten ihm oft lehrreiche Unterredungen ...

K. gar nicht [auch wohl Sulzer kaum (gestrichen)] s. auch unter [?] Moses Brief dass L. Kirnberger kennen sollte.

S. 173. Den Plan zu seiner Miss Sara wollte er gern ... ausarbeiten.

Nicht den Plan. Der war lange fertig; sondern die Ausführung.

... und sprach keine lebendige Seele, ausser einen einzigen Bekannten, den Faktor der dasigen Vossischen Buchhandlung...

Bekannten? Er logirte da.

S. 190. Dabey begieng er die Unvorsichtigkeit, dass er seinen Freund, den Major Kleist, und noch einige andere Officiere in diese Tischgesellschaft brachte.

Ist wohl eine Fabel. Kleist war sehr zurückhaltend.

S. 192. Lessing, der mit ihm [Kleist] schon als Hauptmann bei dem Prinz-Heinrichschen Regimente freundschaftlichen Umgang gehabt...

ist falsch. Er hatte Ewald v. Kl. nur einmahl bey mir gefunden und einen Abend in Berlin zugebracht. Vielleicht war Kleist verdrüsslich, dass Lessing ihn in Potsdam nicht besucht hatte.

S. 198. Wer sollte aber wohl glauben, dass er auch ein Gebetbuch übersetzt habe? Im Grunde freylich nur vier bis fünf Bogen davon...

Es ist kein Gebetbuch, sondern ein oft critisches Buch.

S. 200. Die Bibliothek der schönen Wissenschaften.. war eine gemeinschaftliche Unternehmung von Lessing, Moses Mendelssohn und Herrn Nikolai..

Lessing hatte keinen Antheil an der Unternehmung.

.. Das Honorarium, das sie sich dafür ausgemacht, verwendeten sie auf einen Preis ...

ich allein.

S. 201. Lessing regulirte den Druck.

corrigirte.

S. 202. Er machte aber alle sieben Tage nur sieben Zeilen; erweiterte unaufhörlich seinen Plan, und strich unaufhörlich etwas ... wieder aus.

Alles erlogen.

S. 203. Schade, dass sich auch von diesem Plane*) nichts vorgefunden...

und doch soll er gedruckt seyn.

[Zur Anmerkung*):] Was der jüngere Lessing meint, steht in der Neuen Ausgabe des Briefwechsels, im 28. Theile von Lessings Schrifften p. 256 seq.

Aber die Nachlässigkeit des jüngeren Lessings, die sich in dem Leben seines Bruders so offt in ganz falschen Nachrichten zeigt, ist hier doch beynahe allzuarg. Denn der Plan wovon die Rede ist, ist nicht von einer Vir-

ginia, sondern vom Codrus. Und doch gibt sich der Pinsel Lessing der Jüngere hier das Ansehen, als könne er s. Bruders Plan u. Moses Beurtheilung wieder beurtheilen.

S. 206. Warum sie alle drey die Bibliothek der schönen Wissenschaften mit dem vierten Bande aufgegeben, scheint nicht bekannt worden zu seyn.

ganz falsch. Ich übernahm meine Handlung, Lessing bewog HE. Weisse die Bibl. fortzusetzen.

S. 208. Der königliche Dichter — nein, Gott bewahre! der Generalfiscal glaubte ex officio der Frechheit eines bloss geduldeten kleinen Juden ... Einhalt thun zu müssen..

Warum nicht gar. Justi hatte eine Anklage eingegeben.

... Wer Verse macht, schiebt Kegel; und wer Kegel schiebt, er sey wer er wolle, König oder Bauer, muss sich gefallen lassen, dass der Kegeljunge sagt, wie er schiebt.

Falsch! Von Cramer [?] sagte es Moses.

Das Gleichniss gefiel, und man erstaunte ob der Bescheidenheit der Poesie und Philosophie.

Nichts weg[?].

... O gute Zeit, wenn die Geschäftsleute noch das Auslachen scheuen!

Absurd! davon war nicht die Rede.

Eine gelehrte oder philosophische Uneinigkeit dem Kammergerichte zur Schlichtung zu übergeben war damals nicht Mode.

Ja wohl! Dem Fiskus war schon aufgetragen die Klage einzugeben.

S. 213. Lessingen machte freylich die Sache [die Wahl zum Ehrenmitgliede der Berliner Akademie] keine Freude, weil es hiess: man habe ihn auf sein Ansuchen aufgenommen.

Diess war bey der Jenaischen deutschen Gesellschaft.

S. 215. Lessing sey nach Breslau gegangen, ohne seinen vertrauten Berlinischen Freunden ein Wort davon zu sagen..

Das kann ja nicht seyn. Die Münzjuden [?] wusten es.

S. 223. Seine Spielsucht bestand aus der ganz simpeln Ursache, dass er aus grösseren Uebeln das kleinste wählen wollte.

L. spielte schon vorher in Berlin.

S. 225. Sein General habe ihm sogar sein hohes Spielen vorgehalten.

Hier hätte Moses Dedikation sollen angeführt werden s. p. 233.

S. 233. Anm. Zueignungsschrift an einen seltsamen Menschen.

Hier hätte aus Lichtwehr diess Wort sollen erklärt werden.[1])

S. 234. Anm. Er hat seine Geissel Andern übergeben.. Die Litt. Briefe.

S. 243 ... war gesonnen, einige Scenen aus Noels Satan zu nützen.

Was ist das?

S. 244. Er fieng an Verse zu machen, und zwar komische Erzählungen, worunter auch die war: Der oben wird für dich sorgen..

Ich besitze sie, sie sind aber viel älter.

S. 268. Herr Legationsrath Bode hatte damals daselbst einen Buchhandel und eine Buchdruckerey, und suchte dazu einen Compagnon, weil er mit einem Russischen Officier auf Reisen gehen wollte.

Ist nicht wahr.

S. 269. ... um Privilegium und Censurfreyheit für die Dramaturgie ..

Diess erhellet nicht aus dem Conclusum des RHR. [Reichshofrathes].

S. 283. Lippert ... machte ihm seine dankbare Gegenverbeugung ...

Lippert eine Verbeugung!! Dieser grobe aber grundehrliche Mann —

S. 288. Klotz war über den Verleger der [antiquarischen] Briefe, Herrn Nikolai, so aufgebracht, dass er ihm in einem

1) Gemeint ist die Fabel von Lichtwehr über die Spieler mit der Ueberschrift: „Die seltsamen Menschen". Hier sei erwähnt, dass ich die Anekdote von „Lessing und Mendelssohn" aus dem 6. Stücke der Litteratur- und Völkerkunde citiert finde in der Litteratur- und Theater-Zeitung 1783, S. 135 ff.

Briefe alle Freundschaft aufkündigte, und ihn zu verklagen drohte.

Das war so viel ich mich erinnere schon früher.

An Verklagen war nicht gedacht.

S. 289. [Zu der obern Hälfte der Seite über Nicolais Streit mit Klotz bemerkt Nicolai:]

Diess gehört gar nicht zu Lessings Leben.

... Herr Nikolai wartete mit dem gedruckten Verzeichniss der Klotzischen Recensionen in der allgemeinen Deutschen Bibliothek auf.

Der Schimpfwörter.

... nur dass Klotz aus der Welt gerufen wurde [und das weitere auf dieser Seite bezeichnet Nicolai als:]

Absurd.

S. 291. Anm. Weiter trieb Heinrich VIII. in England, wenn er gnädig war, seinen Eifer wider die Ketzer auch nicht.

Ach Gnade!

Ich sage, wenn er gnädig war; denn mit unter liess er einen doch auch wirklich verbrennen.

So?

S. 294. Er wollte auch eine Monatschrift schreiben, drucken und verlegen. Sie sollte den Titel führen: Deutsches Museum.[1])

Das gehört zu den Entreprisen mit Bode.

S. 303. Er verkaufte deshalb seine Bücher.

So viel ich mich erinnere wurden sie in Berlin schon verkaufft. [Diese Bemerkung ist wieder durchgestrichen.]

S. 308. Zu dieser Zeit machte Lessing noch eine ... Bekanntschaft ... mit ... Herrn Herder.

Wo? In Hannover doch nicht?

S. 320. Dem Bibliothekar mochte diese Betrachtung wohl nicht willkommner seyn, als dem Lustwandler der Kirchhof; aber der Freund erkannte daran seinen Philosophen ...

Lessing verstund seinen Freund besser.

S. 323. Lessing war kaum von Berlin ... zurück, so erhielt der Professor Sulzer einen Auftrag ... sich zu er-

---

1) Für dasselbe war nach Gerstenbergs Briefen an Nicolai der „Ugolino“ bestimmt.

kundigen, ob Lessing wohl Lust hätte, unter vortheilhaften Bedingungen nach Wien zu gehen.

Ich habe nie davon gehört.

S. 326 ... dass Prof. Riedel mit einer sehr ansehnlichen Besoldung nach Wien ... berufen ... dabey die freye Uebung der protestantischen Religion gestattet worden.

Riedel verlohr sein Amt weil er nicht katholisch werden wollte.

S. 327. Man hatte viele andere Gelehrte nach Wien berufen.

Wen?

S. 328. .. die fürchterliche, vielleicht übertriebene Vorstellung, dass man der Gnade des Hofes nicht lange gewiss bleiben könne.

nicht übertrieben.

... Nun hatten sich Lessing und seine Freunde wohl entschlossen für eine so grosse Dame, für die edelste, gerechteste und gutherzigste Regentin die Ceremonien der Römischen Kirche mitzumachen, die doch auch die christliche Kirche ist.

[Nicolai schreibt zum Namen:] Lessing gewiss nicht [und zum folgenden ein grosses:]?

S. 331. Den Vornehmen war der Kammerherr ... [bis] ... Person.

Wo?

S. 335. Die Oberaufsicht dieser Bibliothek hatte der damalige Geheime Rath und Kanzler von Praun.

Kanzler war wohl nicht sein Titel.

S. 352. Was Lessing über Herrn Adelungs Deutsches Lexikon zu dieser Zeit geschrieben.

Nicht über Adlung.

S. 355. Lessingen war dieses freylich willkommner..

Willkommen? Ich zweifle sehr.

S. 357. Da erkundigte man sich unter der Hand, ob er wohl Wolfenbüttel mit Berlin vertauschen,

Wer that das?

und bey der Regie einen Posten annehmen wolle.

Ist gewiss ein Spott[?].

S. 358. Er bat sich ihn bey seinem Vater, dem regierenden Herzog aus, und erhielt auch ohne Schwierigkeit die Genehmigung.

Ist das wohl nicht anders gewesen?

S. 375. Die Oberkuratel der Heidelberger Universität.

Oberkuratel. das kann wohl kaum seyn.

S. 393. [Zu dem Absatz:] bekanntlich verlor Lessing..die Censurfreyheit . . [bemerkt Nicolai polemisch gegen das auf S. 392 gesagte:]

Nun? Und die orthodoxe Theologie wäre tolerant?

S. 406. . . Es war wirklich eine sonderbare Eigenschaft dieses philosophischen Freundes . . .

sonderbar?

S. 412. Den Reichsfiskal wider Lessingen excitiren..

Wie? Ist wohl unfehlbar eine Fabel.

S. 415. Er hielt dafür, es sey um die Moral und die ganze Tugend des Menschen geschehen, wenn die positive Religion in ihrem wahren Lichte betrachtet werde.

Moses? welche Tollheit.

S. 418. Lessings Demüthigung oder Verkleinerung lässt sich dabey nicht recht denken.

Nicht? Wie wenig kennt Lessing jun. die Menschen!

S. 419. Göze mochte sich wohl unter der Hand Mühe gegeben haben, Lessingen in Wien als einen Menschen anzugeben, der . . .

Lächerlich Götze weis gewiss nichts davon.

S. 430. In dem Fall hätte der Teufel eine bessere Acquisition gemacht, als er machen würde, wenn . . .

Das dumme Zeug hat HE. Eschenburg schon in der D. B. [Deutschen Bibliothek] widerlegt.

Damit enden die Notizen in Nicolais Exemplar.

Lemberg, 4. November 1883.

Ueber die Anordnung von Goethes „nachgelassenen Werken“ und der Quartausgabe.

Von

HEINRICH DÜNTZER.

Bei dem völligen Mangel an Nachrichten über das bei der Herstellung der oben bezeichneten Ausgaben eingeschlagene Verfahren sind die Briefe, welche Eckermann darüber an Riemer geschrieben, von ganz besonderem Werthe. Mir sind nur die neun bekannt, welche Hirzels Goethe-Bibliothek besitzt. Das „neueste Verzeichniss“ derselben (vom August 1874) führt sie am Ende der „Handschriften“ an.

Den wichtigsten von allen, den auf die Handschrift des zweiten Theils des „Faust“ bezüglichen vom 21. September 1832, habe ich in dem Aufsatze über den Text des zweiten Theiles des „Faust“ in der „Zeitschrift für deutsche Philologie“ (XV, 451) mitgetheilt. Der zunächst erhaltene vom 8. März 1833 betrifft den siebenten Band der „nachgelassenen Werke“. Der Band enthält „Jugendgedichte“ (eines aus der „Iris“ und fünf Gedichte aus den „Neuen Liedern“), „Lieder für Liebende“ (aus den Singspielen ausgezogen mit Goethes Billigung), „Chinesisch-deutsche Jahres- und Tageszeiten“ (aus dem „Berliner Musenalmanach für das Jahr 1830“), „Vermischte Gedichte“ (aus „Was wir bringen“, den „Wanderjahren“, „Kunst und Alterthum“, dem „Chaos“, Reichardts „musikalischem Almanach“ von 1796, den „deutschen Musenalmanachen“ für 1831 und 1833 und aus Goethes Nachlass), sodann „Original und Nachbildung“ (das Karlsbader Geburtstagslied an Silvie von Ziegesar mit dem darin parodierten von Gregor), „Festgedichte“ (alle, mit Ausnahme eines Gedichtes von Marianne von Willemer und Goethes Erwiderung, bereits gedruckt, meist

auf einzelnen Seiten), „Gedichte zu Bildern" (unter denen mehrere noch unbekannte), 54 „Zuschriften und Erinnerungsblätter" (fast alle aus Goethes Nachlass), „Politica. Einzelne Gedichte, von einigen Xenien begleitet" und eine neue Sammlung „zahmer Xenien" (aus Goethes Papieren gesammelt). Den Schluss bildet „der neue Alcinous", den Goethe dreissig Jahre lang zurückgehalten. Die Anordnung hatte Eckermann übernommen. Dieser schreibt im angeführten Brief, von manchen Seiten sei er behindert worden, die Gedichte früher zu senden. „Was ohne Zweifel sogleich mitgetheilt werden kann, habe ich geheftet, und theils chronologisch theils nach andern Rücksichten geordnet. Was sich noch sonst von diesen Gedichten ohne Ueberschrift fand, habe ich einstweilen zurück und in einen Umschlag zusammen gelegt. Finden Sie darunter eins oder das andere, wovon sie den Namen der Person wissen, an die es gerichtet worden, so bezeichnen Sie nur ein solches Blatt zur Aufnahme in das bereits Geheftete, wo ich denn alles einschalten werde, was Sie noch wünschen. Ich will nun die 'zahmen Xenien' zusammenstellen. Wenn diese nur zwei Bogen geben und wir die Gedichte an Personen auf drei brächten[1]), so hätten wir mit dem halben Bogen 'der neue Alcinous' sodann für den Band genug, wo er dann 15½ Bogen haben würde.[2]) Und es werden bekanntlich nur 15 gewünscht. Reichel[3]) drängt sehr um Manuscript und ich muss denn gleich an den Naturband[4]) gehen." Drei Tage später sandte er Riemer den Rest des Bandes. „Ich denke, es sind kostbare Sachen darin," schreibt er, „und der heitere, himmlische Alcinous schliesst sich nicht unpassend an. Da ich schon sorgfältig vorgearbeitet habe, so werden Sie vielleicht noch diesen Vormittag [mit der Durchsicht und Entscheidung] fertig." Ein Aufenthalt im Druck entstand dadurch,

1) Die ersteren nehmen im Drucke nur 20, die „Zuschriften und Erinnerungsblätter" 56 Seiten ein. Unter die „Politica" waren auch einige Xenien aufgenommen worden.

2) Der Band stieg über 18 Bogen.

3) Der Factor der Cottaischen Buchdruckerei in Augsburg.

4) Den zehnten Band, welcher Aufsätze „zur Naturwissenschaft im Allgemeinen" enthielt.

dass das achte Heft der Handschrift, das 51 Seiten Erinnerungsblätter enthielt, auf dem Wege zur Druckerei verloren gieng. „Was war nun zu thun," schreibt Eckermann am 24. März, „als das Heft nochmals abschreiben zu lassen und zusammenzustellen? Welches nun geschehen ist. Auch habe ich das Ganze einmal durchgesehen. Es kann nun aber doch nicht abgehen, ohne dass es auch Ihre Revue passirt ist, weshalb ich es sende, mit der Bitte, es so bald abzuthun als möglich."

Gern hörte man etwas über den Zustand, in welchem die Herausgeber die Handschrift des vierten Bandes von „Dichtung und Wahrheit" fanden, die wahrscheinlich, wie die des zweiten Theiles des „Faust", sehr fehlerhaft war. Aber es liegt nur noch ein Brief aus dieser Zeit (vom 22. April) vor, in welchem von dem „bedauerlichen Inhalt" eines von Riemer gesandten Kastens, einer missmuthigen Aeusserung Cottas und einer ungünstigen Anzeige, wol der ersten Lieferung der „nachgelassenen Werke", die Rede ist. „Die Frankfurter Anzeige halte ich für zu schlecht," äussert Eckermann, „als dass man mit Ehren darauf eingehen könnte; doch bin ich nicht abgeneigt, öffentlich nach Ihrer Andeutung etwas Sachdienliches zu sagen. Doch wäre ich nicht dafür, sich zu übereilen, sondern noch erst ein paar Stimmen zu hören."

Der nächste Brief fällt fast zwei Jahre später, in eine Zeit, wo Riemer und Eckermann die Quartausgabe vorbereiteten, die damals wol auf vier Bände berechnet war. Zunächst war man mit der Anordnung des das Dramatische enthaltenden Bandes beschäftigt. Am 5. Januar 1835 schreibt Eckermann:

„Zwischen altem Jahr und neuem
Lässt ein himmlisches Geschick
An gewordnem Glück uns freuen,
Freuen auf ein werdend Glück.

Wissen Sie, wie ich mir diese Stelle commentire? Das gewordene Glück sind die 100 R.-Thlr., das werdende aber die 5 Proc., welche uns die Zukunft zu bringen verspricht. Dieses im Scherz! Im Ernst aber lässt sich manches andere Gute dabei denken, und ich halte die Stelle daher von Bedeutung.

Ich wollte Sie schon gestern und vorgestern besuchen, um mit Ihnen über die verschiedene Stärke der Bände zu reden; mein Befinden ist aber seit einiger Zeit, vielleicht wegen zu grosser Anstrengung, wieder etwas wankend, und so zog ich vor in Ruhe meine Gedanken über diesen Fall schriftlich zu entwickeln, wie sie die Anlage enthält. Ich habe es noch gestern Abend dem Herrn Geh. Rath von Müller mitgetheilt, dessen zustimmende Erwiederung ich beilege. Darin, hoffe ich jedoch, werden Sie mit mir einverstanden sein, dass, wenn 'Götter, Helden und Wieland' überall mitgetheilt werden sollen[1]), es an seiner Stelle, nämlich unter den verwegenen dramatischen Jugendarbeiten, geschehen muss, nicht aber unter den Gedichten. Ich wollte, dieser Band wäre erst fort und der Druck im Zuge, so dass wir mit Ruhe an die Gedichte und biographischen Sachen denken und arbeiten könnten. Hoffentlich sind auch Sie nunmehr einverstanden. Sagen Sie mir eine Stunde, wo es Ihnen bequem ist, dass ich Sie besuche. Die 'Aufgeregten' habe ich noch gestern Abend gelesen, und mich daran sehr unterhalten. Obgleich es unvollendet, so sind darin doch einige ganz himmlische Charaktere und Scenen, und es ist mir lieb, dass der Raum uns erlaubt, es aufzunehmen.[2])" Zwei Tage später sandte Eckermann „die auf das sorgfältigste umgearbeitete Anordnung des ersten [meist dramatischen] Bandes zu gefälliger Unterschrift verabredetermassen". Riemer werde, heisst es weiter, „Götter, Helden und Wieland", den „Cophta" und die „Aufgeregten" an ihrer Stelle finden; auch seien „Nausikaa" und „Elpenor" auf seinen Rath heraufgerückt [vor „Iphigenie"], so dass das Antike jetzt zusammen stehe; dazu mache die „natürliche Tochter" nun „einen bessern Uebergang in das Bürgerliche". Es folgte nämlich jetzt „Götz" auf diese, während früher die unvollendeten Stücke „Nausikaa" und „Elpenor" nach ihr kamen. In denselben Band sollten damals noch „Winckel-

1) Die Ausgabe letzter Hand hatte diese Farce im dreiunddreissigsten Bande hinter den Recensionen der Frankfurter gelehrten Anzeigen und der Jenaischen Literaturzeitung und dem „Prometheus" untergebracht.

2) Sie waren schon in der dritten Ausgabe erschienen, aber man hatte geschwankt, ob sie in die neue Sammlung aufzunehmen seien.

mann“ und „Hackert“ kommen, die jedoch später nach den die erste Abtheilung des zweiten Bandes eröffnenden Romanen und Novellen ihren Platz erhielten. Beide Darstellungen erlitten aber jetzt eine Aenderung. Im siebenunddreissigsten Bande der Werke waren aus der von Goethe herausgegebenen Sammlung „Winckelmann und sein Jahrhundert“ zunächst die Widmung und die ganze Vorrede aufgenommen, darauf das Vorwort der „Skizzen zu einer Schilderung Winckelmanns“, endlich der Schluss mit der ersten von Goethe selbst verfassten Skizze gemacht. Das ungehörige dieser Anordnung musste sich bald herausstellen; denn die Vorrede und das Vorwort beziehen sich auf solche Theile der ursprünglichen Sammlung, die ganz weggefallen waren. Hiernach war eine Aenderung dringend geboten. Eckermann hatte die ganze Vorrede und das Vorwort gestrichen. Riemer aber wünschte, das über Briefe Winckelmanns und besonders über die an Berendis, die Angabe der Lebensumstände dieses Freundes und die „Schilderung Winckelmanns“ überschriebenen Bemerkungen aufgenommen, was Eckermann nur zum Theil thun zu können meinte. Dieser schreibt: „Winckelmann habe ich nach Ihrer Anleitung deutlich zu machen gesucht und das Bezeichnete noch aufgenommen. S. 14 [der Ausgabe letzter Hand, der Schluss der Vorrede unter der Ueberschrift „Schilderung Winckelmanns“] ging nicht, weil S. 17 [in der „Einleitung“] fast ganz dasselbige ausgesprochen ist.“ Riemer konnte das nicht leugnen, und so blieb die „Schilderung“ weg. Im Abschnitt „Winckelmanns Briefe an Berendis“ wurde statt des jetzt beziehungslosen „unserer Sammlung“ gesetzt „seiner Briefe an Berendis“. Die vierzigbändige Ausgabe folgte in allem der Quartausgabe, nur setzte sie den Abschnitt „Einleitung“ vor den „Winckelmanns Briefe“ überschriebenen, wo sie die Worte „an Berendis“ strich.

Aehnlich wie mit der Schrift „Winckelmann und sein Jahrhundert“ musste man mit der biographischen Skizze „Philipp Hackert“ verfahren. Die Ausgabe letzter Hand hatte sie unverändert abdrucken lassen, obgleich das vollständig mitgetheilte „Tagebuch einer Reise nach Sicilien von Henry Knight“ keinen Anspruch auf eine Stelle in Goethes Werken

hatte. Riemer und Eckermann waren demnach, selbst wenn keine bestimmte Willensäusserung Goethes ihnen zur Seite stand, vollkommen berechtigt, das Tagebuch wegzulassen. Eckermann wollte nun die ganze „Vorerinnerung" zu den „Nachträgen" streichen, in welcher Goethe sich auch darüber erklärt hatte, weshalb er es der Mühe werth gehalten, jenes zu übersetzen und abzudrucken. Riemer meinte dagegen, der Anfang dieser „Vorerinnerung" müsse beibehalten werden, wobei freilich die schon in diesem sich befindende Erwähnung des Tagebuchs wegfallen musste. Dass Eckermann hierin nachgegeben, zeigt die weitere Aeusserung des Briefes: „Bei 'Hackert' habe ich auf Ihren Wunsch Seite 320 [der Ausgabe letzter Hand] aufgenommen und eine kleine Stelle umgeschrieben." Damit man aber nicht glaube, Eckermann habe mehr als das durchaus nöthige geändert, bemerken wir, dass in der Quartausgabe der Anfang der „Vorerinnerung" (S. 320—321 Z. 21) an passenderer Stelle, unmittelbar vor der Lebensskizze, sich findet, die Veränderungen kaum über das Bedürfniss hinausgehen: es ist in zwei (statt drei) Abtheilungen gesetzt, das Wort enthält mit dem Satze „die zweite aus dem Reisejournal eines Engländers, der mit Hackert Sicilien durchzog" gestrichen, endlich „die zweite eine Anzahl nicht eigentlich zusammenhängender Anekdoten enthält" statt „die dritte aus einer Anzahl nicht eigentlich zusammenhängender Anekdoten besteht"[1]) geschrieben. Freilich hätten das erste „enthält" und „besteht aus" beibehalten werden können. Folgerecht wäre es auch gewesen, wenn man Meyers Aufsatz über Hackerts Kunstcharakter und Hackerts eigene „theoretische Fragmente" weggelassen hätte. Das Verfahren an dieser Stelle dürfte der Annahme, Eckermann und Riemer hätten sich sonst in der Quartausgabe grosse Willkür erlaubt, ja grössere Stellen völlig umgeschrieben, nichts weniger als günstig sein. In der vierzigbändigen Ausgabe wurde in „Hackert" die ganze ursprüngliche Fassung wieder eingeführt, nur die gegen Ende der „Vorerinnerung" gemachte Bemerkung: „Durch ein Versehen heisst er [der Verfasser des Tagebuchs]

1) Wir bemerken hierbei, dass im Drucke der Schrift über Hackert besteht durch ein Versehen fehlte.

in dem Hackertschen Manuscript mit Vornamen Henry, der also nach dem eben angeführten Werke zu berichtigen wäre", ganz gestrichen und einfach der richtige Vorname an den betreffenden Stellen gesetzt.

Eckermann berichtet weiter in demselben Briefe: „Ferner [habe ich] den Aufsatz 'Künstlerische Behandlung landschaftlicher Gegenstände' noch aufgenommen und das von Meyer ausgelassen, auch bei dem 'Nachträglichen zu den Philostraten' das Nöthige bemerkt." Die Zusätze Meyers, wie sie in „Kunst und Alterthum" VI, 3 sich bei dem erstern fanden, sind aber wirklich in die Quartausgabe aufgenommen, nur die ersten bruchstückartigen Bemerkungen Goethes vor „Der Künstler peinliche Art zu denken" weggefallen und durch die Ueberschrift „I. Landschaftliche Malerei" die erste Reihe dieser Aphorismen von der zweiten und von den darauf folgenden Ausführungen unterschieden. Die Herausgeber hatten hier freie Hand, da sie der von Meyer nach Goethes Tod getroffenen Anordnung nicht zu folgen brauchten. Freilich ist der völlige Ausfall der vorangehenden Bemerkungen, die erst von Biedermann wieder in die Werke aufgenommen hat, ein Versehen, wenn sie auch nicht an die Stelle gehören, wohin Meyer sie brachte. Was endlich das „Nachträgliche zu den Philostraten" betrifft, so ist Eckermanns Bemerkung weggefallen; es schliesst sich unmittelbar mit der einfachen Ueberschrift „Nachträge" an, ohne Bezeichnung, dass der Anfang schon im vierten Bande der „nachgelassenen Werke" als „Nachträgliches zu Philostrats Gemälden", das übrige viel früher in „Kunst und Alterthum" II, 3 mit einer jetzt weggefallenen Einleitung ohne Ueberschrift gedruckt war.

Auf die Anordnung des dramatischen Bandes bezieht sich ein weiterer Brief Eckermanns vom 30. Januar 1835. „Herr Musculus[1]) hat mir gesagt, dass Sie den Prolog für das Berliner Theater hinter den Essex zu stellen wünschen. Ich finde dies vollkommen richtig; ich hatte ihn bloss aus dem Grunde so gestellt, weil ich mir ihn als einen Uebergang von dem

1) Der Verfasser des unter Riemers Mitwirkung in diesem Jahre erschienenen „Inhalts- und Namensverzeichnisses" zu der Ausgabe letzter Hand und den „nachgelassenen Werken".

Dramatischen zu den eigentlichen Theaterreden gedacht und ihn deshalb auch früher darunter begriffen hatte. Mieding und Schillers Glocke wünschte ich aus dem Grunde, dass sie am Schluss blieben, weil alle übrigen Prologe und Epiloge sich auf Theater und Theaterstücke beziehen, diese beiden aber zwei Personen zum Gegenstande haben. In solchen Fällen, wo man etwas Höheres bezweckt, kann die chronologische Folge, die überall nie consequent durchzuführen ist, immerhin nachstehen." Aber Riemer bestand auf der streng chronologischen Anordnung auch in den Theaterreden, die er mit dem Gedichte auf Miedings Tod beginnen liess. In Eckermanns Brief heisst es weiter: „Wenn wir den Monolog (Prolog?) von 'Hanswursts Hochzeit' mittheilen wollen, so müssten wir es wohl an der Stelle thun, die Goethe selbst dafür ausersehen hat und wie auch schon früher Ihre Meinung war, nämlich im vierten Bande von 'Wahrheit und Dichtung'[1]) S. 88 über der zweiten Zeile von unten.[2]) Der Theaterzettel ist nicht mittheilbar, und ist ganz gegen Goethes Willen.[3]) Der 'ewige Jude' passte wohl zu den 'Geheimnissen', wie auch früher Ihre Absicht war und wohin ich ihn in Gedanken notirt habe." Die Bruchstücke von „Hanswursts Hochzeit" kamen hinter „Pater Brey" zu stehen, der „ewige Jude" vor die „Geheimnisse" unter der Abtheilung der Gedichte „Religion und Kirche". Aus dem weitern Inhalte des Briefes führen wir noch die Aeusserung an: „Ich sage Ihnen den besten Dank für die thätige Neigung, die Sie dem 'Faust' gewidmet", die sich auf die kritische Sorgfalt bezieht, die Riemer jetzt besonders dem Texte des zweiten Theiles widmete, und nicht ohne Erfolg.[4])

Der letzte der Briefe Eckermanns, an einem Sonntage im August oder Anfangs September 1835 geschrieben,

1) Ueber diese wol mit Goethes Billigung beabsichtigte Umstellung des Titels waren sie einig.

2) Vor dem mit „Im ersten Akt" beginnenden Absatze.

3) Jetzt hat ihn R. M. Werner abdrucken lassen in der „Zeitschrift für deutsches Alterthum" XXVI, 290 f.

4) Ueber die Verbesserungen im ersten Theile vgl. die „Zeitschrift für deutsche Philologie" XIV, 372 f.

X.

G. den 29. März 98.

Unsre Briefe müssen sich gekreuzt haben, m. L. ich füge meinem vorigen jezt nur bei, dass Sie uns zu jeder Zeit willkommen sind, je eher je lieber. Ich denke morgen auf einige Tage nach Leipzig zu fahren und hatte während dem guten Frostwetter schon das Projeckt im Kopfe, Sie zugleich von Jena abzuholen. Können Sie in den allerersten Tagen der Woche von Jena nach Leipzig schreiben, so bestimmen Sie mir doch, so weit es sein kann, dorthin (im Hotel de Bavière) den Tag Ihrer Abreise. Ist der Weg von L. nach J. künftige Woche nicht gar zu schlimm und hält mich der vortrefl. Mahler Gareis aus Dresden, der sich vielleicht mit mir dort trift und dann mit mir herfährt, um hier unser Familiengemälde zu machen, nicht davon ab; so führ' ich das angenehme Project doch gar zu gerne aus, um auch Hufelands alle, denen ich mich herzlich empfele, einige Tage froh zu geniessen. Lotte will für L. W. hier ein Blatt beilegen.

[Dieser unvollständige Brief nimmt die Hälfte eines Octavbogens ein, dessen andere Hälfte fehlt.]

XI.

Leipzig den 4. April 98.

Schon vor Ankunft Ihres Briefes, m. L. hatte mir der Pr. Heinrich aus Jena, der eben hier ankam, den Weg hieher so ungeheuer schlecht beschrieben, dass ich ihn meinen guten Pferden doch nicht zumuthen mochte. Ihr Brief mit der fatalen Nachricht, dass sich [!] die liebe anmuthige Sängerin, die schon allein mich hätte nach J. locken können, eben krank liegt; bestimmt mich nun ganz, in diesem ungünstigen Augenblick die Reise nicht zu machen, und sie lieber dahin zu verschieben, dass ich Sie, m. L. zurück begleite. Lassen Sie das aber so lang als möglich ausgesezt seyn und rücken Sie den Tag der Ankunft in G. nach Vermögen näher. Wir hoffen Sie wohl noch in den Feiertagen bei uns zu sehen. Alles freut sich dazu, bis auf die kleine Sophie, die gar allerliebst ist. Grüssen Sie Hufelands und Schl. herzlich.

Ihr

Reichardt.

Anhang.

Franz Christian Lerse war geboren zu Buchsweiler am 9. Juni 1749, wurde Inspector der Pfeffelschen Militärschule zu Kolmar 1774 und starb am 15. Juni 1800 (vgl. jetzt Erich Schmidt in der Allgem. Deutschen Biographie Bd. 18 S. 431 f.). Eine „Kolmar 13. Jul. 1780" datierte und „Pfeffel. Lerse." unterzeichnete

„Erklärung über die Kriegsschule in Kolmar" ist im Deutschen Museum Bd. 2 Jul. bis Dez. 1780. Leipzig. 8⁰. S. 359 f. abgedruckt.

In C. A. Böttigers handschriftlichen Notizen über Zeitgenossen findet sich die nachfolgende, sein Leben betreffende (von der Mittheilung in Böttigers Literarischen Zuständen und Zeitgenossen Bd. 1 S. 60 f. verschiedene) Aufzeichnung; die Böttigersche Correspondenz bietet im ganzen fünf Briefe von ihm, welche in den Jahren 1797—1799 aus Leipzig und Wien geschrieben sind.

„Lerse, jetzt Hofmeister des Grafen Friese[1]), vormals Associé von Pfeffel bei der Colmarschen Academie, an den er durch Pfeffel in Versailles, bei welchem er sich eine Zeit lang aufhielt, addressirt worden war. In Colmar stiftete er eine gelehrte Gesellschaft, und eine Lesebibliothek, die in kurzer Zeit sehr beträchtlich wurde. Eine Frucht der erstern ist seine anonym erschienene Geschichte der Reformation von Colmar bis 1632 (bei Thurneisen, Basel), die er zu Anfang der Revolution, besonders um seinen Mitbürgern gute Winke zu ertheilen, herausgab und vertheilte. Damals wurde er Commendant der Colmarer Nationalgarde, und war sehr eng mit der Revolution verflochten, las auch schon, um sich zu allen Gefahren zu stählen, den Tacitus.

Erst in Colmar fing er an, indem ein benachbarter Schweizer Edelmann Lentulus einige Münzen gefunden hatte, das Münzstudium zu treiben, kaufte bald alle so genannten Heidenköpfe von den Juden zusammen, studierte Wochenlang an einer verblichenen Münze nach dem Bandure, und ist nun einer der ersten Münzkenner in Deutschland, ein vertrauter Freund Neumanns [Franz Neumanns, des Nachfolgers Eckhels in Wien?] der ihm einst sein Cabinet verkaufen wollte. Er ist dabei auch ein trefflicher Kenner aller bildenden Künste, der Mahlerei, Kupferstecherkunst, wozu er seines talentvollen Zögling vollen Beutel in Bewegung setzt. Im Lyceum (Unger 1797) im ersten Stück steht ein Brief über den Ursprung der deutschen Kunst von ihm, wo man besonders den Mann sieht, der auch die ältesten deutschen Denkmäler genau studierte. Das reiche Colmarer Archiv gab ihm herrlichen Stoff dazu.

Er hat in einem Aufsatz in der Berliner Monatsschrift[2]) den

---

1) Des am 6. Mai 1777 geborenen und als Kunstfreund berühmt gewordenen Grafen Moritz Fries. Die Leipziger Adress-Calender auf die Jahre 1795 bis 1797 (S. 20 u. 58; 20 u. 59; 20 u. 57) führen Franz Christian von Lerse, Pfalz-Zweybrückischen Hofrath (zuerst „Lergé" geschrieben), und gleichzeitig den genannten Grafen als in Leipzig studierend auf.

2) „Bemerkungen über die dem Kaiser Trajanus Decius (im 3. Jahrhundert nach Chr. Geb.) zugeschriebene Verfolgung der Christen": Berlinische Monatsschrift hggb. von Biester Bd. 25 Jänner bis Junius, 1795 S. 478—516.

Briefe von Johann Friedrich Reichardt.

Mitgetheilt von

August Eschen.

In dem Aufsatze über Friedrich August Eschen (Band XI, Heft 4 dieser Zeitschrift, S. 560 ff.) werden die folgenden Briefe des bekannten Reichardt erwähnt, welche er in den Jahren 1797 und 1798 an Eschen schrieb. Sie betreffen vorzugsweise das „Lyceum der schönen Künste“, ein Zerwürfniss mit Fr. Schlegel und eine von Eschen beabsichtigte Uebersetzung des Don Quixote. Einer Wiedergabe derselben an diesem Orte erscheinen sie nicht unwerth, da sie manche interessante Streiflichter auf die damaligen litterarischen Verhältnisse werfen.

I.

Gibichenstein, den 14. März 97.

Empfangen Sie hiebei das zurückverlangte Gedicht mit meinem herzlichen Dank für dessen gütige Mittheilung und mit dem eifrigen Wunsche, es wo möglich noch in diesem Monate oder doch gleich im Anfange des Aprils vollendet wieder zu erhalten. Wird Schlegel noch einige einleitende Worte hinzufügen?

Es würde mich sehr freuen, Sie einige Wochen in meinem Hause zu bewirthen, und werde ich Ihnen von einer Reise, die mir noch nach Bayreuth bevorsteht, bestimmte Nachricht erteilen, so bald mir die Ankunft eines Freundes aus Berlin, der mich dorthin begleiten will, genau bekannt wird. Sagen Sie mir doch unterdes, wann Ihre Ferien angehen, und wie lange sie dauern.

Alles was Sie mir über Voss und dessen treffliche Arbeit für mein Journal geben wollen wird mir sehr willkommen sein. Schlegel wird Ihnen gesagt haben, dass ich mit der Bedingung, dafür zu sorgen, dass Ihnen Ein Carolin für den gedruckten Bogen kl. 8. ausgezahlt werde, sehr gerne einverstanden bin. Sagen Sie doch auch an Frd. Schl. mit meinem besten Gruss, dass ich ihm Kants Brief

schicken würde, sobald ich ihn beantwortet hätte, wozu ich nur den Abdruck der Ankündigung zum neuen Journal erwartete, in welcher ich die Stellen, die ihm nicht bestimmt genug ausgedrückt zu sein schienen, mit mancher andern überflüssigen ganz weggelassen hätte. Man sieht so was erst über Nacht und Tag.

Von dem Befinden unsers lieben theuern Voss hab' ich die beste Nachricht: er arbeitet schon wieder frei und leicht. Im May oder Jun: hoffen wir den lieben Mann mit seinem braven Weibe einige Wochen hier mitten unter uns zu haben.

Verzeihen Sie die Eile dieses Blatts, und sagen Sie mir recht bald ein Wort über die Zeit und Dauer Ihrer Ferien.

Ihr

Reichardt.

II.

G. d. 3. April 97.

Für den gestern erhaltenen Hymnus dank' ich Ihnen recht herzlich. Sie werden es mir aber nicht zurechnen, dass er für das 2. St. des Lyceums bleibt.[1]) Ich hatte U.[nger] mein Wort gegeben, das Mscrpt. zum 1. St. gewis noch im März abzusenden — wie ich auch an Schl. meldete — und so war dieses seit ein paar Tagen bereits abgegangen. Die erste Nr. des 1. Stücks, die ich Ihrem Hymnus zugedacht hatte, ist nun durch Vossens Uebersezung des ovid: Deukalions ausgefüllt, die mir der liebe Mann aus freien Stücken eben sandte, als ich glaubte das Mscpt. schliessen und absenden zu müssen.

Er schreibt mir dabei, dass er gegen die Mitte des Mays über Neubrandenburg und Berlin zu uns zu reisen gedächte. Dass Sie während Ihrer Ferien nicht zu uns kommen können, wie ich so sicher hoffte, thut mir sehr leid. Meine Reise soll hoffentlich nicht über 14 Tage dauern.

Grüssen Sie Schlegel.

Ihr

Reichardt.

III.

G. d. 30. Aug. 97.

Schon seit einigen Wochen wollt' ich Ihnen schreiben, m. l. E., aber ich wollt' Ihnen auch gerne etwas angenehmes schreiben, und dazu sezte mich weder Unger noch ein andrer Buchhändler bisher in den Stand. U. lehnte den Antrag wegen der Uebersezung

---

1) Lyceum der schönen Künste, Bd. 1, Th. 2. Berlin, bei Johann Friedrich Unger, 1797. 8°. S. 3—29: „Hymnus an den Hermes“, unterz. „Fridr. Aug. Eschen“.

ab, weil er schon für Ein Jahr mehr übernommen, als er leisten könnte; auch glaubte er nicht, dass man sich eben von dem engl. Werke[1]) in Deutschl: viel zu versprechen hätte. Von einem andern Buchhändler erwart' ich noch die Antwort.

Mit Einsendung des Voss: Herkules kam zu sich pät, um ihn gleich auf Ihren Hymnus folgen zu lassen. Man hatte bereits an dem Aufsaz über das Berl. Theat. zu drucken angefangen: ob nun noch in diesem zweiten St. ein schicklicher Raum dafür sich finden wird, weis ich noch nicht. Ist dieses aber, so nehm' ich gerne und mit Dank Ihren zweiten Hymnus für das 3. St. an, sonst müsst' es zum 4. bleiben. Für dieses 3. St., das aber dem 2. bald folgen soll,[2]) muss ich dann auch Ihren kritischen Aufsaz versparen. Schl.'s Aufsaz über Less.[ing] nimmt weit mehr Raum ein, als er anfänglich meinte. Bis im Oct. und wo möglich auf der Leipz. M. M. erbitt' ich mir dann Ihr Manscpt. Schön wär' es, wenn Sie es mir dann selbst brächten und einige Wochen mit mir häusl. ruhig hier verlebten. Sie könnten dabei auch sehr ungestört fleissig seyn, und wir könnten so manches für die Zukunft verabreden. Ueberlegen Sie sich, l. E. und sagen Sie mir bald, welche Zeit Ihnen denn wohl am bequemsten dazu wäre, damit ich eine kleine Reise, die mir bevorsteht, aber von mir selbst abhängt, darnach einrichten kann. Ich will Ihnen doch die ersten Bogen von dem 2. St. d. Lyc. beilegen. Vielleicht haben Sie mir über Ihren Hymnus einige Druckfehler zu berichtigen. Könnten Sie doch unsern gemeinschaftlichen Fr. Hufeland bewegen, dass er noch vor der M. M. eine Anzeige v. d. L. in d. a. L. Z. veranstaltete; er darf ja gar nicht alles daran loben. Mag es auch scharfen Tadel geben: immerhin!

Alles grüsst Sie in meinem Hause recht herzlich und wünscht Sie bald hier zu sehen.

Ihr

Reichardt.

IV.

G. d. 8. Sept. 97.

Kommen Sie ja, mein Lieber, so bald die Collegia dort geschlossen sind. Meine Herbstreisen werden sich wohl am Ende auf eine blosse Leipziger Messreise beschränken müssen; die erst in d. Oct. fällt und an welcher Sie mich auch auf keine Weise hindern würden, Sie möchten sie mitmachen oder während des mit den Meinigen hier bleiben wollen.

Für die Ode auf Mant:[3]) dank' ich. Bis jezt haben wir zwar

---

1) Midfords History of Greece.

2) Das „Lyceum" hörte schon mit dem zweiten Stücke zu erscheinen auf.

3) Auf Mantua? Auf die am 3. Febr. 1797 erfolgte Uebergabe der Stadt an die Franzosen unter Bonaparte?

nichts eigentlich Deutsches in Frankr: aufgenommen, sondern all dergl. Eingegangnes zurückgegeben. Indes will ich diese Ode meinem Gehülfen nach Altona, wo er die Redactur besorgt, übersenden und es ihm, der auch das Conventionelle in Rücksicht auf Höfe etc. schärfer beachtet als ich, überlassen, ob wir mit dieser Ode für den Helden unseres Herzens eine Ausnahme machen.[1])

Sprechen Sie ja recht ernstlich und angelegentlich mit Hufeland über die Anzeige des Lyc: geben Sie ihm auch die Probebogen vom 2. St., deren Folge ich Ihnen auch noch senden werde, sobald ich sie von U. erhalte. Es liegt mir sehr viel daran, dass das Lyceum wo möglich vor oder doch während der Messe angezeigt werde.

Ihren Aufsaz und Hymnus bringen Sie mir ja mit und richten Sie sich ja so ein, dass Sie eine Weile bei uns bleiben können. Sie müssen deshalb auch ja nicht durch Reisegesellschaft sich beengen lassen.

Die Anz. von Druckfehlern und Aendrungen schick' ich morgen an U.

Alles grüsst Sie herzlich.

Ihr

Reichardt.

V.

Berlin den 3. Nov. 97.

Sie werden mit voriger Post ein sehr flüchtiges Blatt von mir erhalten haben, m. l. E., das ich an Us Schreibtisch stehend schrieb, um Ihnen nur zu sagen, dass U. von Ihnen die Uebersezung des Donquix. annehmen will, und gerne bald Ihre Bedingungen und die Zeit der Herausgabe, — wenn auch theilweise — wissen möchte. Ich kam mit mein. Vorschl: noch so eben zu rechter Zeit, um Schlegel dafür zu schützen, dass er nicht zu den viel zu übereilt übernommenen und auf nahe Zeit zugesagten Arbeiten auch noch diese unternahm, die er mit Aufsuchung einer span: Grammat. eines span: Lexicons und eines nie gesehenen span: Donquix. anfing. (NB. Muss ich Ihnen einen span: Donquix. besorgen? oder können Sie ihn dort oder aus Eutin leicht erhalten?) Ich sagte Schl. selbst gerade heraus, dass ich U. Ihre Uebersezung angetragen, und er stand um so williger von der tollen Idee ab, da er mir gestehen musste, dass er unter 2 Jahrn wohl nicht drankommen würde. Gegen Ihre Unternehmung äusserte Schl. den einen Zweifel, ob Sie auch wohl leicht reimen könnten, da nach seiner Meinung die vielen Lieder im Donquix. wohl auch in gereimten Versen übersezt werden müssten. Er dachte dazu seinen Bruder zu benuzen.

1) Das Journal „Frankreich“ wurde in Gemeinschaft mit Reichardt von Pt. Poel in Altona herausgegeben. Eine Ode von Eschen ist darin nicht aufgenommen worden.

Forschen Sie doch auch gelegentlich nach, ob nicht viele der Lieder im D. auf alte span: Nationalmelodien gedichtet sind, und wie man denen wohl auf die Spur käme, es wäre nicht übel solche Melodien dem deutschen Donq. beizufügen. Einige zu Liedern, die Ihnen vorzüglich gefielen, wollt' ich dann wohl auch im span: Volksliederton dazu komponirn. Doch das hat noch Zeit. Bis dahin sehn wir uns auch gewis noch in G. Alle meine Lieben hoffen mit mir gar sehr auf Ihre baldige Rückkehr. Wie lange ich noch hier bleibe, kann ich noch nicht bestimmen, da ich die grosse Veränderung abwarten will, und es mit der Krankheit zwar immer mehr zu Ende, aber langsam zu Ende geht. Schreiben Sie mir darum doch ja recht bald und öfter hieher, bis ich Ihnen meine Abreise melde. Schicken Sie mir auch recht viel Mnscrpt. zum 4. St. v. Lyc.: am 3. wird jezt gedruckt, und wenn uns Lerse[1]) Wort hält, ist dazu Mnscrpt. genug vorhanden. Wohl säh' ichs recht gerne, wenn Sie auch den Voss: Allm: für das L. beurteilen. Wie Sies thun werden, muss Voss auch der Tadel recht seyn. Gerne nehm ich beides, (über Herm: und Luise und über beide Musenallm.) im 4. St. auf. Ihre eigne Hymne hätt' ich auch recht gerne dazu; wenn Sie selbst nicht lieber die an den Apoll zuerst gedruckt sehen.

Wenn Sie an Voss schreiben, so sagen Sie ihm, wie unendlich es mich verdrossen hat, Schl: Unverschämtheit im Lyc: zu finden[2]), und wie ernstlich ich an Schl: gleich darüber von B. aus geschrieben habe. Sie können ihm frei dabei sagen, dass der Zug Schlegel um so eher vom Lyc. ganz entfernen würde. Die Ursache, dass es nicht gleich geschieht, kennt er und kennen Sie. Reden Sie Voss doch auch die Grille mit seinem Bilde aus, wir alle finden die Zeichnung so ähnlich, und er kann mir ja keine bessre geben. Sein Bild muss vor den 2. B. des Lyc. Grüssen Sie Hufelands alle recht herzlich und danken Sie ihnen und Schleussn:[3]) sehr.

Ihr

R.

VI.

d. 4. N.

Eben schicken mir meine lieben Gibichensteiner Ihr liebes Blatt aus Jena und für Louise das angenehme Blatt und Geschenk

---

1) Sieh die Anmerkung zum nächsten Briefe.

2) Fr. Schlegel, Kritische Fragmente, im Lyceum 1, 2 S. 164 (= Schlegel, Jugendschriften herausgeg. von Minor Bd. 2 S. 199 Nr. 113): „Voss ist in der Louise ein Homeride: so ist auch Homer in seiner Uebersetzung ein Vosside".

3) Ob Gabriel Jonath. Schleusner, Doctor der Medicin und Privatdocent in Jena, geb. zu Danzig am 6. Jul. 1767, gest. am 9. Octob. 1798 (vgl. J. G. Meusel, Lexikon Bd. 12. Leipz. 1812. 8°. S. 203)?

der zärtlichen Schwestern. L. dankt selbst. Mich freut es herzl., dass es Ihnen allen in unserm lieben Gibichenstein so wohl gefiel. Dass Sie, m. l. E. nun wirklich und schon zu Ostern nach der Schw.[eiz] gehn, thut mir recht wehe, ich hätte Sie so gerne in unserer Nähe behalten. Lassen Sie es nun um so mehr zwischen uns ausgemacht seyn, dass Sie noch einen guten Theil der Zeit vor Ostern bei uns verleben; ich hole Sie dazu gerne von Jena ab, so bald Sie es wollen und ich erst wieder meines lieben wahren Lebens sicher bin, denn so freundlich und erfreulich ich hier auch von der neuen Sonne und seinem lieblichen Monde[1]) (den Ossian so schön weibl: Geschlechts seyn lässt) beschienen werde, so ists zu Hause doch nur zu Hause. Dass mein Haus künftig in Ihrer Seele mit dem Vossischen vereinigt lebt, ist mir ein sehr lieber herziger Gedanke, dessen Tilgung ich eben so wenig von der Schweiz als von Jena fürchte.

Dass Ihre Jenenser so voll von Schillers Allm: sind, wundert mich nicht; sind wir es doch auch; und müssen wir doch auch an unsern Freund Voss denken, um den seinigen nicht ganz unausstehlich leer zu finden. Nun schicken Sie mir recht bald Ihre Rec: Briefe etc. und verhelfen Sie uns nur dazu, dass uns Freund Hufeland bald die beiden ersten Stücke des Lyc.s recensirt. Das 3. St. soll wohl wichtig werden: ausser dem allen, was Sie und Voss uns gegeben, kommt die Vollendung von Schl.s Lessing[2]) und eine sehr schöne und ansehnliche Fortsetzung von Lerses trefflichem Aufsaz über deutsche Kunst[3]), und eine Vergleichung der vortreffl. Wiener Bildergallerie mit der Dresdner, und noch so manches andre Pikante. Ich muss eiliger schliessen als ich dachte. Nichts mehr. Leben Sie wohl, m. L. und grüssen Sie Hufelands herzlich von mir.

R.

1) Friedrich Wilhelm III. folgte seinem Vater am 16. Nov. 1797 in der Regierung.

2) Vgl. Schlegel, Jugendschriften hggb. von Minor Bd. 2 S. X, 140 ff. und 415 ff.

3) „Bemerkungen über den gegenwärtigen Zustand der Kunst in Deutschland": Lyceum Bd. 1 Th. 1 S. 11—31. [Dass Lerse, Goethes bekannter Freund Franz Christian Lerse, Verfasser dieser im Lyceum ohne Nennung eines Autornamens veröffentlichten „Bemerkungen" war, bestätigen auch die nachfolgenden Worte in einem (im Besitz der Dresdner Bibliothek befindlichen, noch ungedruckten) Briefe Lerses an Böttiger, welcher datiert ist: „Wien den 25. xb. 1797": „Meine Bemerkungen über die Kunst in Deutschland werde ich nächstens fortsetzen, wenn das gantze fertig seyn wird, dencke ich es besonders abdrucken zu lassen". In einem Anhange am Schluss gegenwärtiger Mittheilung habe ich aus Böttigers Papieren einen von diesem niedergeschriebenen kurzen Aufsatz über Lerse abdrucken lassen. S. v. C.]

VII.

Berlin den 18. Nov. 97.

Unger hatte mir soeben einl. Antw. auf Ihren ersten Brief gegeben, als gestern Ihr lieber zweiter Brief ankam, der mir in jeder Rücksicht viel Freude gemacht. Erfüllen Sie ihm und mir alles, was Sie uns so erfreulich zusagen, nach Ihrem besten Vermögen, und es wird uns allen wohl dabei werden. Mir thut die Verbindung mit Ihnen, mein Lieber, jezt um so mehr wohl, da sich Schlegel gegen mich wie ein ganz gemeiner und hähmischer Mensch, gegen Ung: wie ein listiger Gauner benimmt; ich habe mit ihm ganz brechen müssen, um so wo möglich noch meinen Freund U. für einen empfindlichen Verlust zu sichern. Und nun lassen Sie uns des unwürdigen Menschen Nahmen nie wieder gegeneinander nennen. Dass ich ihm Ihre Bekanntschaft danke, ist die einzige angenehme Empfindung, die er bei mir zurücklässt. Herzlich lieb ist es mir und allen meinen Lieben, dass Sie uns vor Ihrer Schweizer Reise noch besuchen wollen, machen Sie sich so früh im Frühjahr als Sie können, dazu frei: ich hole Sie dann gerne ab. Dass Sie Hufeland treiben wollen die Rec. vom Lyc: bald abdrucken zu lassen, freut mich Us wegen sehr. Wenn doch gleich das 2. St. mit dazu genommen würde.[1]) Ich weiss nicht einmal, ob Sie das 2. St. schon erhalten haben, Hufel: doch gewiss? Es ist damit etwas unordentl. zugegangen. Ung. hat auch Ihren zweiten Brief gelesen und darauf mir das Bedenken geäussert, dass ein so splendider Druck wie Wilh. Meister das Werk zu theuer machen, und den Nachdruckern Thür' und Thore eröffnen würde. Uebrigens hat er sich an dem ganzen Inhalt Ihres Briefes wie ein Mann von Sinn gefreut.

Hier haben Sie auch einen Don Quixote, den mir Biester geliehen: ist Ihnen daneben — denn diesen können Sie auf Jahre lang behalten — etwas an einer Orig: span: Ausgabe gelegen, und Sie können diese dort nicht leicht haben, so lassen Sie sich doch Meine, die ich Vossens Jungens schenckte, von E.[utin] kommen. Sie schien mir gut. Von Voss hör' ich immer noch ängstliche Nachrichten: wissen Sie etwas ganz bestimmtes, so theilen Sies mir ja recht bald mit. Sie habens ihnen doch auch geschrieben, dass ich hier im Wirrwarr lebe: denn ich kam seit einigen Wochen nicht dazu einen lieben Brief von der treflichen Frau ganz nach meinem eigenen Herzen beantworten zu können. Sagen Sie ihr dies, und schaffen Sie uns bald Vossens Einwilligung zum Stich seines Bildes. Louise grüsst Sie herzlich mit mir.

Ihr

Reichardt.

---

1) Das erste Stück des Lyceums kam in Num. 416 der „Allgemeinen Literatur-Zeitung“ vom 30. Dec. 1797 zur Anzeige; das zweite Stück ward nicht besprochen.

VIII.

Gibichenstein den 4. Febr. 98.

Eben kehr' ich wieder aus dem Stadt- und Hofgewühle sehr wohl und glücklich zu meinen Lieben zurück und eil' es Ihnen, mein L. zu sagen, damit Sie mir bald, recht bald viel von sich schreiben und viel fürs Lyc. schicken. Sagen Sie mir auch gleich, zu welcher Zeit Sie zu uns zu kommen gedenken, damit mich dazu einrichte Sie zu holen. Mein ganzes Haus grüsst Sie herzlich. Grüssen Sie auch das ganze Hufelandsche Haus recht sehr von uns allen.

Ihr

Reichardt
in Eil.

IX.

G. d. 13. Februar 98.

Kein Wort wusst' ich von Ung: Entschluss, und kann ihn nicht anders als missbilligen. Für Sie glaubt' ich das Beste zu thun, wenn ich ihm mit heutiger Post Ihren Brief an mich mittheilte, und ihm damit schrieb, was ich an seiner Stelle thun würde. Das ist heute geschehen.

Freilich ward an dem dritten Stück des Lyc: schon gedruckt, als ich nach B. kam: während meines Aufenthalts ist aber wenig daran gethan, weil Lerse und Tyck [= Tieck?] nicht Wort hielten, und Schlegel eine offenbare Treulosigkeit beging: während U. und ich auf die Fortsezung seines Lessing stündlich warteten, lässt er uns hinterrücks die Anzeige in die Allg. L. Z. sezen. Unger und ich erfuhren es erst von Gibichenstein aus, wo meine Frau die Zeitung ordentlicher las, als wir dort. Unger hält mich nur noch immer ab ihn öffentlich so zu brandmarken, wie er es verdient, der Elende![1])

Kommen Sie ja so bald Sie können. Alle meine Lieben freuen sich dazu, und tragen mir auf Ihnen dies mit dem herzlichsten Gruss zu sagen.

Die Voss hat mir geschrieben, ich auch geantwortet. Meine Lotte ist der Lotte in J. wirklich eine Antwort schuldig. Sie wollte heute auch schreiben, ich eile aber das Blatt nach H.[alle] zu senden.

Ihr

R.

---

1) Im Intelligenz-Blatt der Allgem. Literatur-Zeitung Numero 163, 16. Dec. 1797, Sp. 1352 liest man:

„Den Lesern des bey Unger in Berlin herauskommenden Lyceums der schönen Künste zeige ich hiedurch an, dass der Beschluss des von mir im 2. Stück angefangenen Aufsatzes über Lessing in diesem Journal nicht erscheinen kann, weil ich mit dem Herausgeber nicht mehr in Verbindung stehe.

Berlin, den 28. Nov. 1797. Fried. Schlegel."

X.

G. den 29. März 98.

Unsre Briefe müssen sich gekreuzt haben, m. L. ich füge meinem vorigen jezt nur bei, dass Sie uns zu jeder Zeit willkommen sind, je eher je lieber. Ich denke morgen auf einige Tage nach Leipzig zu fahren und hatte während dem guten Frostwetter schon das Projeckt im Kopfe, Sie zugleich von Jena abzuholen. Können Sie in den allerersten Tagen der Woche von Jena nach Leipzig schreiben, so bestimmen Sie mir doch, so weit es sein kann, dorthin (im Hotel de Bavière) den Tag Ihrer Abreise. Ist der Weg von L. nach J. künftige Woche nicht gar zu schlimm und hält mich der vortrefl. Mahler Gareis aus Dresden, der sich vielleicht mit mir dort trift und dann mit mir herfährt, um hier unser Familiengemälde zu machen, nicht davon ab; so führ' ich das angenehme Project doch gar zu gerne aus, um auch Hufelands alle, denen ich mich herzlich empfele, einige Tage froh zu geniessen. Lotte will für L. W. hier ein Blatt beilegen.

[Dieser unvollständige Brief nimmt die Hälfte eines Octavbogens ein, dessen andere Hälfte fehlt.]

XI.

Leipzig den 4. April 98.

Schon vor Ankunft Ihres Briefes, m. L. hatte mir der Pr. Heinrich aus Jena, der eben hier ankam, den Weg hieher so ungeheuer schlecht beschrieben, dass ich ihn meinen guten Pferden doch nicht zumuthen mochte. Ihr Brief mit der fatalen Nachricht, dass sich [!] die liebe anmuthige Sängerin, die schon allein mich hätte nach J. locken können, eben krank liegt; bestimmt mich nun ganz, in diesem ungünstigen Augenblick die Reise nicht zu machen, und sie lieber dahin zu verschieben, dass ich Sie, m. L. zurück begleite. Lassen Sie das aber so lang als möglich ausgesezt seyn und rücken Sie den Tag der Ankunft in G. nach Vermögen näher. Wir hoffen Sie wohl noch in den Feiertagen bei uns zu sehen. Alles freut sich dazu, bis auf die kleine Sophie, die gar allerliebst ist. Grüssen Sie Hufelands und Schl. herzlich.

Ihr

Reichardt.

Anhang.

Franz Christian Lerse war geboren zu Buchsweiler am 9. Juni 1749, wurde Inspector der Pfeffelschen Militärschule zu Kolmar 1774 und starb am 15. Juni 1800 (vgl. jetzt Erich Schmidt in der Allgem. Deutschen Biographie Bd. 18 S. 431 f.). Eine „Kolmar 13. Jul. 1780" datierte und „Pfeffel. Lerse." unterzeichnete

„Erklärung über die Kriegsschule in Kolmar" ist im Deutschen Museum Bd. 2 Jul. bis Dez. 1780. Leipzig. 8°. S. 359 f. abgedruckt.

In C. A. Böttigers handschriftlichen Notizen über Zeitgenossen findet sich die nachfolgende, sein Leben betreffende (von der Mittheilung in Böttigers Literarischen Zuständen und Zeitgenossen Bd. 1 S. 60 f. verschiedene) Aufzeichnung; die Böttigersche Correspondenz bietet im ganzen fünf Briefe von ihm, welche in den Jahren 1797—1799 aus Leipzig und Wien geschrieben sind.

„Lerse, jetzt Hofmeister des Grafen Friese[1]), vormals Associé von Pfeffel bei der Colmarschen Academie, an den er durch Pfeffel in Versailles, bei welchem er sich eine Zeit lang aufhielt, addressirt worden war. In Colmar stiftete er eine gelehrte Gesellschaft, und eine Lesebibliothek, die in kurzer Zeit sehr beträchtlich wurde. Eine Frucht der erstern ist seine anonym erschienene Geschichte der Reformation von Colmar bis 1632 (bei Thurneisen, Basel), die er zu Anfang der Revolution, besonders um seinen Mitbürgern gute Winke zu ertheilen, herausgab und vertheilte. Damals wurde er Commendant der Colmarer Nationalgarde, und war sehr eng mit der Revolution verflochten, las auch schon, um sich zu allen Gefahren zu stählen, den Tacitus.

Erst in Colmar fing er an, indem ein benachbarter Schweizer Edelmann Lentulus einige Münzen gefunden hatte, das Münzstudium zu treiben, kaufte bald alle so genannten Heidenköpfe von den Juden zusammen, studierte Wochenlang an einer verblichenen Münze nach dem Bandure, und ist nun einer der ersten Münzkenner in Deutschland, ein vertrauter Freund Neumanns [Franz Neumanns, des Nachfolgers Eckhels in Wien?] der ihm einst sein Cabinet verkaufen wollte. Er ist dabei auch ein trefflicher Kenner aller bildenden Künste, der Mahlerei, Kupferstecherkunst, wozu er seines talentvollen Zögling vollen Beutel in Bewegung setzt. Im Lyceum (Unger 1797) im ersten Stück steht ein Brief über den Ursprung der deutschen Kunst von ihm, wo man besonders den Mann sieht, der auch die ältesten deutschen Denkmäler genau studierte. Das reiche Colmarer Archiv gab ihm herrlichen Stoff dazu.

Er hat in einem Aufsatz in der Berliner Monatsschrift[2]) den

---

1) Des am 6. Mai 1777 geborenen und als Kunstfreund berühmt gewordenen Grafen Moritz Fries. Die Leipziger Adress-Calender auf die Jahre 1795 bis 1797 (S. 20 u. 58; 20 u. 59; 20 u. 57) führen Franz Christian von Lerse, Pfalz-Zweybrückischen Hofrath (zuerst „Lergé" geschrieben), und gleichzeitig den genannten Grafen als in Leipzig studierend auf.

2) „Bemerkungen über die dem Kaiser Trajanus Decius (im 3. Jahrhundert nach Chr. Geb.) zugeschriebene Verfolgung der Christen": Berlinische Monatsschrift hggb. von Biester Bd. 25 Jänner bis Junius, 1795 S. 478—516.

Kaiser Decius wegen der ihm angeschuldigten Christenverfolgung gerechtfertigt, und in einen der neuren Stücke der Bibliothek der schönen Wissenschaften[1]) eine strenge, aber gerechte Censur gegen Sestini für Eck[h]el (dem er sonst nicht ganz gewogen ist) einrücken lassen.

In Strasburg, wo er studierte, war er Zeitgenosse Göthes. *εἶναι ἄριστος, οὐ δοκεῖν θέλει.*"

---

1) In der Biblioth. der sch. W. finde ich keine Recension eines Werkes von Sestini. Das hier in Frage kommende Buch Sestinis ist wol seine „Descriptio Numorum veterum ex Museis Ainslie u. s. w. nec non Animadversiones in Opus Eckhelianum, cui Titulus Doctrina Numorum veterum" (Lips. 1796. 4°), nicht „Classes generales Geographiae numismaticae" (Lips. 1796. 4°), welche letztere Schrift in der „Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek" Bd. 39 St. 2. Kiel, 1798. 8°. S. 453—455 von Kzw. recensiert ist. — Herr Professor Düntzer weist den Herausgeber darauf hin, dass der „wenigen Recensionen" Lerses „über Sestini und Eckhel in unsern besten kritischen Blättern" die Todesnachricht aus Wien vom 17. Juni 1800 im „Teutschen Merkur" 1800 II, 258 gedenkt.

Ein Brief Johann Georg Forsters.

Mitgetheilt von

MAX KOCH.

Die Correspondenz Joh. Gg. Forsters ist zuerst in zwei Bänden (Leipzig 1829) von Therese Huber herausgegeben worden. Stark vermehrt enthielten dann die drei letzten Bände (VII—IX) der „sämmtlichen Schriften“ (Leipzig 1843) den Briefwechsel des eigenartigen Mannes, in dessen Bewunderung so verschieden gesinnte Kritiker wie Friedrich Schlegel (im I. Theile der „Charakteristiken und Kritiken“ Königsberg 1801) und G. G. Gervinus (im VII. Bande von Forsters „sämmtlichen Schriften“) zusammentrafen. Seit dem erscheinen der Gesammtausgabe hat der Briefwechsel durch K. Klein, L. Geiger u. a. vielfache Bereicherung und Ergänzung erfahren. Zu diesen Nachträgen möge nun auch folgender Brief, an den bekannten Strassburger Gelehrten Jeremias Jakob Oberlin gerichtet, kommen. Das Original des Schreibens befindet sich in Oberlins Nachlass, den die Nationalbibliothek zu Paris (All. 192) verwahrt. Weitere Spuren eines Verkehrs zwischen Joh. G. Forster oder dessen Vater und Oberlin sind in dem äusserst umfangreichen Nachlasse nicht aufzufinden. Der einzige vorhandene Brief hingegen enthält mehrere für Forsters Wesen und Charakter ungemein bezeichnende Aeusserungen. Seine Bekanntmachung darf um so mehr berechtigt erscheinen, als der Brief aus einer Zeit stammt, aus der uns bisher fast keine Spuren von Forsters Correspondenz erhalten zu sein scheinen. Der älteste Brief, den die gesammelte Correspondenz der Ausgabe von 1843 aufweist, ist vom 22. October 1778 an den Vater, Reinhold Forster, gerichtet. Ihm geht das Schreiben an Oberlin fast um ein volles Jahr voraus. —

Der Ueberbringer des Briefes ist Karl Heinrich Titius (1744—28. September 1813), der 1768 Professor der Materia medica am medicinisch-chirurgischen Collegium in Dresden, 1776 Inspector des Naturaliencabinets wurde.

Wohlgeborner, hochgeehrter und besonders hochgeschätzter Herr. Eine unbekannte Hand schreibt Ihnen heute diese wenigen, hoffentlich nicht ganz gleichgültigen Zeilen. Geschäfte, Geschäfte und besondre Familien Umstände haben bisher meinen Vater Dr. Johann Reinhold Forster in London abgehalten auf zween Dero sehr werthgeschätzte Schreiben zu antworten, für übersandte Geschenke aus vollem Herzen zu danken, und sich zu Gegendiensten anzubieten. Eine kleine Reise nach Paris hat mir Gelegenheit gegeben, den Riß des Canals so Perry zu Peters des Großen Zeit angefangen mitzunehmen, und Ueberbringer dieses Herr Doctor Titius aus Dresden, Inspector des chursächsischen Naturalienkabinets, mein sehr würdiger Freund erbietet sich solchen mitzunehmen und Euer Wohlgeboren eigenhändig zu überreichen. Ob ich gleich Dero Verdienste nur aus dem Beifall der gelehrten Welt und aus Ihren Schriften kenne ohne die Ehre Ihrer persönlichen Bekanntschaft zu genießen, so getraue ich mir doch Ihnen einen rechtschaffenen Mann, einen geschickten Practicus und einen Gelehrten von ausgebreiteter Kenntniß in der Person des Herrn Dr. Titius vorzustellen, und ihrer Gewogenheit bestens zu empfehlen. Die Gesellschaft der gelehrten in der ganzen Welt muß sich dadurch zu erhalten suchen, daß sich die Mitglieder eifrig beistehen, denn auf Fürsten und Fürstensöhne kann sich die Wissenschaft nicht verlassen, sie muß in sich selbst und ihrer Tugend ihre Befriedigung suchen.

Aufgeschoben ist wie Sie jetzt sehen noch nicht aufgehoben, — und ob wir gleich so lange geschwiegen haben, daß Sie vielleicht Ursach hätten unwillig zu werden, so ist uns doch endlich die Zunge gelöset worden, und wir können in der Folge das versäumte nachholen. Mein Vater hat mir bei meiner Abreise aus London aufgetragen Ihnen seinen aufrichtigsten Empfehl zu machen und zu versprechen, daß Ihnen alle Erläuterung die er geben kann, vollkommen zu Dienste

stehe. Wenn ein redlicher Deutscher etwas verspricht, so hält ers gewiß. Sie mögen also jetzt nur alle die Fragen vorlegen, die Ihnen wegen des Russischen Canal beantwortet werden müssen, und ich habe die Ehre Euer Wohlgeboren einer ausführlichen Antwort zu versichern. Wir sind nicht immer Herr unserer Zeit, sonst wäre dies schon warlich längst geschehen. Mit wahrer Hochachtung verharre

Paris d. 24. Novemb. 1777.

Er. Wohlgebornen

ganz ergebenster Diener

George Forster.

NB. Ich reise heute noch nach London zurück. Meine und Meines Vaters Addreße ist No. 16. Percystreet Rathbonnplace London.

Zwei Briefe
von Georg Forster und Wilhelm von Humboldt.

Dem Herausgeber dieser Zeitschrift ist die Freude zu Theil geworden, nachstehend zwei inhaltsreiche Briefe von Georg Forster und Wilhelm von Humboldt veröffentlichen zu können, deren Originale sich im Besitz Seiner Excellenz des Herrn Staatsministers Dr. von Gerber in Dresden befinden. Beide Briefe sind an den bekannten Staatsmann Chr. Wilh. von Dohm gerichtet und dienen in erwünschter Weise zur Ergänzung älterer Veröffentlichungen insofern, als zwei Briefe Dohms an Forster aus dem Jahre 1792 (in Forsters Briefwechsel herausgeg. von Th. H. Theil 2. Leipz. 1829. 8°. S. 122 ff. und 303 ff.) und ein Brief Humboldts an Dohm vom 4. April 1794 (in Karl von Holteis Dreihundert Briefen Bd. 1. Hannover 1872. 8°. Theil 2 S. 53 ff.) schon früher durch den Druck bekannt geworden sind.

Wenige Bemerkungen genügen, um den Inhalt der mitzutheilenden Briefe zu erläutern.

I.

Das Freundschaftsverhältniss zwischen Dohm und Forster, von dem der erste Brief Zeugniss ablegt, reicht in das Jahr 1779 zurück; in diesem Jahre wirkten die beiden fast gleichaltrigen, damals noch jungen Männer vereint als Professoren am Carolinum zu Cassel. 1790 bei Gelegenheit der Reise, deren Schilderung den Inhalt der berühmten „Ansichten vom Niederrhein“ ausmacht, hatte Forster auch die Reichsstadt Aachen besucht, wo sich damals Dohm vorgekommener Unruhen wegen als Abgesandter des Directoriums des Niederrheinisch-Westfälischen Kreises längere Zeit aufhielt, um die entstandenen Parteizwistigkeiten beizulegen und eine Neuordnung der Verfassungsverhältnisse anzubahnen. Die Beschreibung

seiner Reise, welche Forster bald nach ihrer Beendigung herausgab, bot ihm Anlass die Verdienste, welche sich sein Freund in dieser schwierigen Stellung erworben hatte, öffentlich in folgenden Worten („Ansichten“ Th. 1. Berlin, 1791. IX S. 262 f.) zu rühmen: „In einer Angelegenheit, wo es so leicht möglich ist, sich für die eine oder die andere Partei einnehmen zu lassen, hat die strenge Unparteilichkeit des Herrn von Dohm das völlige Vertrauen beider gewonnen, und sein neuer Plan zur Verbesserung ihrer Constitution, der bis auf den letzten Bogen abgedruckt ist[1]), wird vermuthlich bei ihrem bevorstehenden Vergleiche nicht bloss zum Grunde gelegt, sondern in allen wesentlichen Stücken wirklich angenommen werden“. Ausser in Aachen hatte Forster aber auch in Lüttich[2]) Wirkungen einer von Dohm kurz vorher ausgeübten Thätigkeit wahrgenommen, so dass er denselben auch in dem von dieser Stadt handelnden Abschnitte seiner „Ansichten“ in Verbindung mit dem Minister Grafen Friedrich Ewald von Herzberg und dem General-Lieutenant Martin Ernst von Schlieffen mit Anerkennung erwähnen konnte (Th. 1 S. 340): „Die Namen des Königs von Preussen, des Grafen v. Herzberg, des Generals v. Schlieffen und des Herrn v. Dohm wurden nicht anders als mit einem Ausdruck der Verehrung und Liebe, mit einer Art von Enthusiasmus genannt. Man hatte uns schon in Aachen erzählt, und hier bestätigte es sich, dass der letztere den Umarmungen der Köhlerweiber, welche hier die Pariser Poissarden vorstellen können, mit Noth entgangen sei“.

Mancherlei Hoffnungen knüpfte Forster an die Reise nach Berlin, welche Dohm am 18. April 1791 kurz nach Empfang des hier abgedruckten Briefes antrat. Eine seiner Hoffnungen richtete sich auf Erlangung einer Staatsunterstützung für Herausgabe eines von ihm in Gemeinschaft mit seinem Vater verfassten naturgeschichtlichen Werkes; diese Unterstützung

1) Ch. W. v. Dohm, Entwurf einer verbesserten Constitution der Kaiserlichen freyen Reichsstadt Aachen. Aachen, 1790. 4°.

2) Vgl. Ch. W. v. Dohm, die Lütticher Revolution im Jahr 1789, und das Benehmen Sr. Königl. Majestät von Preussen bey derselben. 1790. Berlin. 8°.

scheint jedoch nicht erwirkt und die Veröffentlichung des Werkes auch später nicht ermöglicht worden zu sein.

Eine Uebersetzung von Duclos, Mémoires secrets sur les règnes de Louis XIV et XV, herrührend „von dem Verfasser des heimlichen Gerichts“, d. i. dem bekannten Ludwig Ferdinand Huber, erschien wirklich bereits 1792, aber nicht, wie man nach dem Inhalte unseres Briefes vermuthen würde, im Verlag von Dohms Schwager, dem Buchhändler Helwing in Duisburg, sondern in der Vossischen Buchhandlung zu Berlin. Helwing, auf dessen Wunsch von Huber die Uebersetzung unternommen worden war, hatte seinen Auftrag zurückgezogen, nachdem ein Theil von Hubers Arbeit im Manuscript schon vollendet war, worauf sich dann Forsters Berliner Verleger Voss bereit finden liess die Uebersetzung in seinem Verlag herauszugeben. Unter den (noch unbenutzten) Briefen Forsters an die Vossische Buchhandlung, welche die Dresdner Bibliothek besitzt, befindet sich auch ein Schreiben vom 15. Mai 1791, worin Forster mit Voss wegen dieses Unternehmens in Unterhandlung tritt und ihm mittheilt, dass Helwing von seinem Abkommen mit Huber deshalb zurückgetreten sei, weil dieser ein nach seiner Meinung zu hohes Honorar gefordert und überdies ein anderer Buchhändler, Ettinger in Gotha, gleichfalls eine Uebersetzung des Duclos angekündigt habe.

Von dem „historischen Kalender“, welchen Forster alljährlich herauszugeben beabsichtigte, erschien nur ein einziger Jahrgang im Jahre 1793 unter dem Titel: „Erinnerungen aus dem Jahr 1790 in historischen Gemälden und Bildnissen von D. Chodowiecki, D. Berger, Cl. Kohl, J. F. Bolt und J. S. Ringck. Von Georg Forster“ (aufs neue abgedruckt in Forsters Kleinen Schriften Th. 6. Berlin, 1797. 8°. S. 1—196). Bevor die „Erinnerungen“ an das Licht traten, wurden wegen deren Veröffentlichung zwischen dem Grafen von Herzberg, Forster und dem Buchhändler Voss einige Briefe gewechselt (vgl. Forsters Briefwechsel herausgeg. von Th. H. Theil 2 S. 197 ff. 222 ff. 311 ff.). Herzberg gewährte dem Unternehmen seine Unterstützung und erklärte sich im August 1792 bereit, die Druckbogen oder auch das Manuscript zu

revidieren. Auch findet man in den biographischen Aufsätzen, welche das Buch enthält, seine Lebensgeschichte.

II.

Wesentliche Züge für die genauere Kenntniss der Beziehungen zwischen Dohm und Wilhelm von Humboldt liefert der bereits erwähnte, an anderer Stelle veröffentlichte Brief Humboldts an Dohm aus dem April 1794. Von allen Männern, die ihn seit dem ersten Anfang einiger Bildung beobachteten, nennt Humboldt darin Dohm den einzigen, zu dem er eigentlich mit Vertrauen über seine Lage und über die Art und die Gründe seines handelns zu reden im Stande sei. Ewig, schreibt er, werde er sich an Dohms letzte Anwesenheit in Berlin erinnern. Als er damals (1791) die Laufbahn der Geschäfte habe verlassen wollen und dies der missbilligenden Unzufriedenheit so vieler Männer, die er sonst innig achte, begegnet sei, habe er bei Dohm allein wahre Würdigung und Billigung der Wahl seiner Lebensart gefunden.

Der nachfolgende Brief, von Humboldt geschrieben, während er mit seiner Familie zu Jena in vertrautem Umgange mit Schiller lebte, beantwortet ein Schreiben Dohms, welches die Bitte enthielt, ihm bezüglich der Wahl eines neuen Wohnortes Rath zu ertheilen. Durch die Annäherung des Krieges genöthigt hatte Dohm Cöln mit den seinigen am 5. October 1794 verlassen; seine Reise war zur Flucht geworden, als die Stadt Düsseldorf, während er sich am folgenden Tage wegen einer Reparatur an seinem Reisewagen in Pempelfort aufhielt, unerwarteter Weise bombardiert wurde; aber ohne Unfall hatte er Elberfeld erreicht und sich von da nach Hagen begeben können, wo er acht Wochen zubrachte und wohin demnach Humboldts aus dem November datierender Brief vermuthlich gerichtet war. Bleibend liess sich Dohm darauf, da ihm Weisungen aus Berlin nur die Wahl zwischen Magdeburg und Halberstadt frei liessen, an letzterem Orte nieder, nachdem er Böttigers Erzählung zufolge[1]) seinen Wohnort fünfmal hatte verändern müssen.

---

1) Literarische Zustände und Zeitgenossen 2. Bd. S. 7.

Seinen Verkehr mit Schiller erwähnt Humboldt, wenn schon mit wenigen Worten, auch in dem hier abgedruckten Briefe. Wie er im Juli 1794 F. A. Wolf davon schreibt[1]): „Wir sind alle Abende zusammen und leben äusserst glücklich mit einander“, so bezeichnet er hier Schiller als denjenigen, der ihn an Jena fessle und der diesem Aufenthaltsorte für ihn seinen besonderen Werth gebe.

Auf seine Recension von Jacobis Woldemar (Jenaische Literatur-Zeitung 1794 Nr. 315—317; Gesammelte Werke Bd. 1 S. 185—214), die Rahel bekanntlich für ein viel genialeres Werk erklärte als den Woldemar, weist Humboldt lediglich in einer kurzen Nachschrift seines Briefes hin ohne irgend welche Bemerkung über sie hinzuzufügen.

I.

Mainz d. 5. April 1791.
resp. d. 16.[2])

Der Inhalt Ihres lieben herzlichen Briefs muß mich entschuldigen, daß ich ihn gleich beantworte, damit meine Antwort Sie noch in *Aachen* finden möge. Zuerst, mein Bester, lassen Sie mich Ihnen danken, daß Sie mir so den ersten Eindruck meines lezten Briefs frisch aus Ihrer Empfindung haben mittheilen wollen. Sie wissen nicht um wie viel fester Sie mich an sich ketten, indem Sie mir sagen, daß Sie anderwärts dieselbe Mitempfindung und Aehnlichkeit der Gesinnungen über das Wichtigste im Leben vermissen. Das Gefühl, einem Andern etwas seyn zu können ist das Göttlichste, deßen ein Mensch fähig ist; ich bin davon durch mein Bedürfnis und durch das, was andere mir wurden, überzeugt. Es ist zwar nicht ganz ohne Ausnahme, aber doch im Allgemeinen wahr, daß man nach 30 Jahren selten neue innige Freundschaften schließt; desto sicherer und bewährter sind indessen die Verbindungen, die sich aus unserer früheren Periode herschreiben. Die innere Independenz oder moralische Vollkommenheit, die jeder auf seinem sehr verschiednen Wege erlangt hat, macht, daß wenn man sich einander wieder mittheilt, der Genuß um vieles erhöht wird, da sich mittlerweile die Seele so sehr bereicherte.

Sie werden in meinen Ansichten finden, wie unser Wiedersehen auf mich gewirkt hat; meine angenehmste Empfindung bey dem Niederschreiben war die, daß ich sagen konnte was Gerechtigkeit

1) Gesammelte Werke Bd. 5 S. 115.
2) Von Dohms Hand.

forderte, ohne von den innigeren Verhältnissen unter uns zu schwatzen, was ich immer für eine Art Entweihung halte, wenn es so geschieht, wie man es in unseren lieben Deutschland wohl zuweilen treibt. Wo ich philosophirt habe, um nicht zu tief ins Kapitel zu kommen, wie z. B. bei Lüttich[1]), werden Sie es wohl merken; doch ist in unsern Zeitläuften das Raisonnement auch nicht ganz überflüßig. Wenn Sie für Lüttich und für Deutschland Gutes in Berlin stiften können, so werde ich einen sehr lebhaften Antheil an Ihrer Freude nehmen. Wir sind nicht auf dem Punkte, wo eine gewaltsame Revolution uns das geringste helfen und nützen könnte, wenn sie auch möglich wäre, was sie doch nicht ist. Allein bessert man nicht in Zeiten, wird den Mängeln der Constitution nicht abgeholfen, so lange alles ruhig ist, so muß endlich der Umschlag doch kommen, spät freylich, aber desto totaler. Ich fürchte nur, daß Preussen, da es die *Dupe* von der Reichenbacher Negociation geworden ist, jezt nichts Gutes wird durchsetzen können. Doch das müssen Sie besser wissen. — Ich danke Ihnen aus treuem Herzen für die gütige Aeußerung, mir in Berlin etwas zu nützen. — Ich fordere und wünsche dort nichts als gute Meynung. Ich habe Ursach zu glauben, daß Herzberg mir nicht gut ist. Können Sie gelegentlich *sond*iren, und etwa, ohne es absichtlich zu thun zu scheinen, ein Wort zu meinem Vortheil einfliessen lassen, so wird es mich sehr freuen. — Für die Wissenschaften geschieht in Preußen nichts außerordentliches. Sonst würde ich sagen, daß man mit etwa 5 bis 800 *Louisdor*, die der König unbedingt hergäbe, den Ruhm erwerben könnte, die so lang in meinem und meines Vaters Pult verschlossenen Beschreibungen der Thiere und Pflanzen des Südmeers, die wir während der Reise verfertigt haben, dem Publikum geschenkt zu haben. Ich würde, wenn etwas von der Art geschehen könnte, rathen, daß alles durch mich gienge. Mein Vater sollte darum nicht zu kurz kommen; ich möchte nur hindern, daß seine Lebhaftigkeit ihm selbst nicht nachtheilig würde. — Unsern vortreflichen Schlieffen sagen Sie, daß ich ihn treu und innig verehre.

Die Uebersetzung von Duclos *Mém. secrets sur les regnes de Louis XIV. et XV.* kann ich zwar nicht übernehmen, weil ich wirklich mit Arbeit auf Jahre hinaus besezt bin; aber ich empfehle dazu einen Mann, deßen Fähigkeit, Styl, Lektüre und tägliche Beschäftigung ihn dazu besser als mich *qualifici*ren, und der besonders in den *Mémoires* jener beiden Regierungen eine seltene Belesenheit hat; Kurz, der so etwas für Deutschland zweckmäßig bearbeiten

1) In dem Abschnitte über Lüttich bringt Forster Dinge zur Sprache wie „Apologie der uneingeschränkten Denk- und Sprechfreiheit", „Definition der Bestimmung des Menschen", „Abweichung des wirklich Existirenden vom hypothetischen Unbedingten" u. s. w.

würde. Er wohnt bey mir im Hause, der sächsische *Chargé d' Affaires* hier, Herr Huber, ein Sohn des Prof. Huber in Leipzig und bereits durch verschiedene Schriften rühmlich bekannt. Ist es Ihrem Herrn Schwager recht, so könnte er eine vorläufige Ankündigung machen, und in die Zeitungen einrücken laßen. Hubern nennen, gienge wegen einer gewißen Pedanterie, die an seinem Hofe noch statt findet, nicht wohl an. Ich will selbst nach Duisburg deshalb schreiben. —

Daß ich diese Arbeit nicht übernehme, muß ich Ihnen noch aus meinen schon in Händen habenden Arbeiten erklären. Zwey Bände Ansichten müssen noch gegen Johannis oder gleich darnach fertig werden. — Sodann habe ich für H. Voss in Berlin einen jährlichen historischen Kalender übernommen. Sie werden lachen! Allein, so wie es mein Plan mit sich bringt, ist nur ein wenig gute Laune nöthig, um dieser Arbeit Eingang und dadurch zugleich, manchen Ideen die es gut ist zu verbreiten, Eingang bey vielen Lesern zu verschaffen. Hier ist der Ort, durch das *ridendo dicere verum* zu wirken. Der eigentliche Stoff des Kalenders sind die Begebenheiten des leztverflossenen Jahrs, also diesmal ein Jahrgemälde von 1790. Sie können denken, daß 24 Bogen Kalenderformat keine diplomatische oder pragmatische Umständlichkeit gestatten. Ich kann immer nur die stärksten Züge brauchen, und wünsche vorzüglich Anecdoten, verborgnere Triebfedern, und solche piquante Sachen benützen zu können. Es wäre zugleich ein Kanal, wodurch man eine gewiße klügere und *concili*irende Ansicht der Sachen befördern könnte. In dieser Rücksicht wäre es mir sehr lieb, wenn der Gr. v. H—zb—g die Sache unterstüzte. Ich bin mir bewußt, daß ich nichts indiscrettes wünsche, und das etwa zu Erhaltende mit der vollkommensten Discretion behandeln würde. Zudem, über Geschehene Dinge läßt sich sprechen, nur nicht über das, was noch geschehen soll. — Ich weiß auch, daß Hr. v. H—g, wenn er dem Unternehmen hold wäre, von dem Schriftsteller nicht mehr fordern würde, als er leisten kann, ohne das einzige wodurch er nützen kann, das Vertrauen des Publikums, einzubüssen. Können Sie, mein gütiger Freund, etwas thun, diese Idee zu begünstigen und meine Arbeit zweckmäßiger und wichtiger zu machen, so verbinden Sie mich Ihnen im höchsten Grade. Eine andere Wirksamkeit bleibt dem Schriftsteller nicht übrig. Wenn Sie mir schreiben und etwas mittheilen wollen, so schicken Sie Ihre Briefe nur an den Buchhändler Voss in Berlin. Die Monatskupfer zu diesem Jahrgang sind schon in der Arbeit; denn sie muß zur Michaelismeße fertig seyn. Wenn es mir glückt, den Geschmack des Publikums mit dieser historischen Kleinigkeit zu treffen, so habe ich jährlich in den Sommermonaten eine angenehme Beschäftigung, die zugleich einträglich ist. — Außer den Arbeiten, die ich Ihnen jezt genannt habe, muß zu Michaelis der

3te Band der Gesch. der Reisen, welche die Errichtung des Pelzhandels an der *NW* Küste von Amerika betreffen[1]), fertig werden, wovon der 1ste und 2te Ostern, auch bey Voss, erscheint. Diesen Winter habe ich schier zu viel übernommen, und dabey nicht auf Krankseyn und auf die Zeit, die manche Recension kostet, gerechnet. Daß Ihnen die von Meiners gefallen hat, ist mir sehr lieb; es ist sehr aufmunternd, so erkannt zu werden![2])

Meine Hausfreunde, Sömmerring und Huber abgerechnet, habe ich keinen Umgang und wünsche keinen. Alles ist hier leer und flach, und schief obendrein; die natürliche Folge der Greuel einer geistlichen Verfassung. — Aber Gegend und Luft sind gut, und daran halte ich mich mit den Meinigen, und diese Einfachheit des Geschmacks, mit einer Theilnahme an allem was Menschen betrift, und einer Empfänglichkeit für sehr verschiedenartige Eindrücke, hält mich. — Ueber Ihr besseres Befinden und die Gesundheit Ihrer theuren Gattin und Ihres lieben Mädchens haben wir uns innig gefreut. Die Reise nach B. wird Ihnen gewis gut thun, da sie in guter Jahrszeit geschieht. Die herzlichsten Grüße und Wünsche von meiner Frau begleiten Sie dahin. Tausend Gutes und Liebes sagen Sie Ihrer vortreflichen Henriette von uns beiden und behalten Sie mich ferner lieb. Wollte der Himmel, ich wüßte, wo ich Ihnen thätig bezeigen könnte, wie treu und unverrückt ich an Ihnen hange. Giebt es eine Gelegenheit, so gebieten Sie über meine Kräfte. Ewig

der Ihrige

Forster.

Das Original besteht aus einem Quartbogen, dessen sämmtliche vier Seiten beschrieben sind.

II.

Jena, 12. 9br. 94.

So eben, theuerster Freund, komme ich von einer kleinen Reise nach Erfurt zurück, und finde Ihren gütigen Brief, für den ich Ihnen um so herzlicher danke, als er mich einer in der That sehr

1) Geschichte der Reisen, die seit Cook an der Nordwest- und Nordost-Küste von Amerika und in dem nördlichsten Amerika selbst von Meares u. s. w. unternommen worden sind. Aus dem Englischen ausgearbeitet von Georg Forster. 3 Bde Berlin, 1791. 4°. In der Vossischen Buchhandlung.

2) Forster hatte, ohne sich zu nennen, das „Göttingische historische Magazin von C. Meiners und L. T. Spittler Bd. 4—7" in der Allgemeinen Literatur-Zeitung 1791 Nr. 7. 8. 8. Jan. Sp. 49 ff. besprochen. Die Recension ist in den „Kleinen Schriften" Th. 5. Berlin, 1796. 8°. S. 381 ff. neu abgedruckt.

großen Sorge entreißt. So oft ich in den letztvergangenen Monaten an die schon geschehenen und noch möglichen Fortschritte des Feindes dachte, beunruhigte mich Ihre Lage auf das lebhafteste. Mit so großem und reinem Sinn für Ruhe und selbstgewählte Thätigkeit, mit so warmer Anhänglichkeit an Ihre Familie, mußten Sie, außer den zerstreuenden Arbeiten Ihres Amtes, noch in einer Gegend wohnen, in welcher Ihrer Sicherheit jeden Tag so augenscheinliche Gefahr drohte. Gottlob, daß Sie es jetzt überstanden haben, und nun einem sichern und ruhigen Wohnorte zueilen. Sehr richtig und treffend sagen Sie am Ende Ihres Briefes, daß oft wunderbare Fügungen dieser Art wohlthätiger wirken, als was wir planmäßig mit Absicht wählen, und wie innig würde ich mich freuen, wenn eine andre, Ihrer eigentlichen Neigung mehr entsprechende Existenz die Folge dieser Unfälle wäre. Ihren Auftrag in Absicht der Wahl eines Wohnorts habe ich so gut ich konnte überlegt. Aber leider besitze ich nicht Localkenntniß genug, um Ihnen eine neue irgend sichre Auskunft zu geben, und kenne auch niemand in jenen Gegenden genau genug, um Ihnen eine solche verschaffen zu können. Die drei Winter, von denen ich einen großen Theil im Hohensteinischen und Mannsfeldischen verlebt habe, habe ich so einsam zugebracht, daß ich nicht aus meinem Dorfe gekommen bin, und da jetzt Gökingk nicht mehr dort, sondern ich weiß nicht einmal ob in Berlin, oder Breslau, oder auf dem Wege dahin ist, so fehlt es mir auch an aller Bekanntschaft dort. Der Einzige, von dem ich allnfalls Auskunft hoffen könnte, ist der Geh. Rath Barkhausen[1]) in Halle. An diesen aber trage ich darum Bedenken zu schreiben, weil ich ihn nur wenig kenne, und ohne Sie zu nennen, keine äußerst sorgfältige Erfüllung meines Wunsches erwarten dürfte. Ueberdieß aber ist dieser, wie er mir wenigstens einmal sagte, seit sehr langer Zeit selbst in freundschaftlichen Verhältnissen mit Ihnen, und so hielte ich es für besser, daß Sie Sich geradezu an ihn wendeten. Darf ich Ihnen indeß meine eigne Ueberzeugung nach allen, was ich von der Gegend, die Sie mir nennen, kenne, sagen; so kann ich mir nicht vorstellen, daß ein andrer Ort als Halberstadt, außer Magdeburg und Halle, die Sie ausdrücklich ausnehmen, nur irgend Ihren Wünschen entsprechen könnte. Auf Landsitze kann ich, da ich keinen einzelnen, der nicht bewohnt oder sonst angenehm wäre, kenne, nicht rechnen. Städte blieben nur etwa Ellrich, Wernigerode, Quedlinburg, Mannsfeld, Rothenburg und andre ganz kleine Nester dieser Art. Die letztern sind durchaus nicht zu wählen. Quedlinburg kenn ich gar nicht. Im Grunde blieben also nur Ellrich und Wernigerode. Beide haben eine schöne Lage, Wernigerode auch gewiß

1) L. W. **Barkhausen**, Geh. Kriegs- und Domainen-Rath, auch Stadt-Praesident in Halle.

schon durch den Grafen, der aber freilich, wenn ich nicht irre, einen Theil des Winters in Halberstadt zubringt, einigen Umgang. Nun weiß ich nicht, ob Sie Wernigerode, da es doch nicht eigentlich Preußisch ist, wählen dürften. Sonst muß in Wernigerode, ob ich gleich nie selbst dort war, wenigstens Ein ganz bewohnbares Haus, das auch einen Garten hat, existirn, das Gökingksche. Weil es doch seyn könnte, daß Sie hierauf reflectirten, so will ich, um allen Zeitverlust zu vermeiden, mit der nächsten Berliner Post an Gökingk schreiben, und ihn, ohne Sie zu nennen, fragen, ob er dieß Haus noch besitzt, oder ob es sonst zu erhalten, und wie es beschaffen ist. Vielleicht kann er mir doch auch einige Nachrichten über andre Orte geben. Seine Antwort theile ich Ihnen alsdann sogleich mit. Im Ganzen aber zweifle ich fast, daß Ihnen ein Aufenthalt in diesen Provinzen wird angenehm seyn können. Mir wenigstens, gestehe ich offenherzig, ist vorzüglich die flache, fast durchgängig einförmige Gegend verhaßt, und ich werde mich schwerlich entschließen, wieder dahin zurück zu kehren. Das Leben auf dem Lande ist mit einer Familie, die nur irgend Kränklichkeiten ausgesetzt ist, im Winter kaum ausführbar. In den Städten sind gewiß einzelne sehr schätzbare Männer, aber der Umgang im Ganzen ist wenigstens in Magdeburg und Halle (und wie sollte Halberstadt leicht besser seyn?) ganz und gar nicht nach meinem Geschmack. Meine Plane sind jetzt sehr ungewiß, und können es, da mein Vermögen nicht ganz unabhängig von der öffentlichen Ruhe ist, noch mehr werden. Ich habe mich, da es mir hier sehr gefällt, fürs erste hier so eingerichtet, daß ich, wenn ich nicht sonst Hindernisse fände, hier einige Jahre bleiben könnte. Auf alle Fälle warte ich auch hier erst eine festere Lage der Dinge ab, ob ich gleich gegen jedermann meinen hiesigen Aufenthalt nur als völlig temporär und zufällig veranlaßt vorstelle, damit es nicht Aufsehn erregt, daß ich nicht im Preußischen wohne. Muß ich aber, ehe ich eine größere Reise unternehmen kann, noch einmal einen andern Wohnort wählen, so ziehe ich ins Baireuthische. Wenigstens ist dort die Gegend schöner, und die Verhältnisse mannigfaltiger. Sollten auch Sie, theuerster Freund, nicht, um so mehr, da ihr jetziger Wohnplatz doch nur temporär seyn wird, Anspach z. B. wählen? Dort hätten Sie an Schlossers einen interessanten, und an Hardenberg und der Gesellschaft, die mit ihm zusammenhängt, einen zerstreuenden Umgang.

Sie wünschen etwas von mir und den Meinigen zu wissen, und ich freue mich, Ihnen sagen zu können, daß wir jetzt sämmtlich recht wohl und vergnügt sind. Meine Frau, die sich Ihnen und Ihrer vortreflichen Gattin mit mir auf das freundschaftlichste empfiehlt, hat mir im May einen außerordentlich starken und gesunden Sohn gebohrn, und die Kinder wachsen zu unsrer Freude recht gedeihlich heran. Nur ich bin diesen ganzen Sommer in der That

ziemlich kränklich gewesen, und dadurch in meinen Arbeiten sehr zurück gesetzt worden. Jetzt geht es indeß wieder besser. Ich hoffe den Winter über recht fleißig zu seyn, und im Sommer besuche ich wahrscheinlich meinen Schwiegervater auf seinem Landgut. Wenigstens thue ich es gewiß, wenn ich Sie in der Gegend weiß. Denn ich könnte mir nicht die so lang und sehnlich erwünschte Freude versagen, Sie und die Ihrigen wiederzusehen. Wie ich Ihnen zuletzt schrieb, glaube ich war Schiller noch nicht hier. Er ist es eigentlich, der mich an Jena, das ich sonst nicht für besser, als andre Städte ausgeben will, so fesselt. Wir wohnen nur wenige Schritte aus einander und ich sehe ihn täglich und sonst fast niemand. Leben Sie recht wohl, theuerster, liebster Freund, und erhalten Sie uns Ihr uns so unendlich theures Andenken. Sobald ich Antwort von Gökingk erhalte, schreibe ich Ihnen wieder.

Ganz Ihr

Humboldt.

Wie sind Sie mit meiner Rec. des Woldemar in der ALZ. zufrieden? Ich wünschte doch Sie läsen sie.

Wohin soll ich meinen nächsten Brief *adressiren*? Ich denke nach *Lemgo*.

Das Original besteht aus einem Quartbogen, dessen sämmtliche vier Seiten beschrieben sind.

Siebente Fortsetzung der Nachträge zu Hirzels „Neuestem Verzeichniss einer Goethe-Bibliothek“.

Von

WOLDEMAR FREIHERRN VON BIEDERMANN.

(Sechste Forts. s. Arch. f. Litt.-Gesch. XI, 543 ff.)

Wenn ich noch immer alte Nachzügler von Drucken Goethischer Schriftstücke vorführe und daher als nachlässiger Sammler erscheinen muss, so tröstet mich, dass ein so anerkannt eifriger Sammler wie Hirzel bis zum Jahre 1874, in welchem sein „Neuestes Verzeichniss“ herauskam, gegen 300 Stücke übersehen hat, die wir in unsern Nachträgen gebracht haben. Je mehr indessen die Goethe-Forschung ins einzelne eindringt, um so öfter werden an wenig beachteten Orten Entdeckungen gemacht werden, die Stoff für unsere Nachträge liefern.

Bei letzteren übergehen wir noch die weiteren Stücke der „Frankfurter gelehrten. Anzeigen vom Jahre 1772“, welche Recensionen von Goethe enthalten; denn obgleich darüber wol kein Zweifel mehr besteht, dass sich in dieser Zeitschrift mehr dergleichen befinden, als bisher angenommen wurde, so gehen doch die Meinungen darüber auseinander, welche Recensionen Goethe zuzuschreiben seien. Zuletzt hat W. Scherer ausführlich darüber gehandelt in der Einleitung zu dem Neudrucke der genannten Anzeigen, der das 7. und 8. Stück der von B. Seuffert herausgegebenen „Deutschen Litteraturdenkmale des 18. Jahrhunderts“ bildet (s. unten S. 622 ff.).

Hiernächst bezeichnet es v. Loeper in seiner Ausgabe von Goethes Gedichten, 2. Auflage (II, 306), als eine ihm gewordene Mittheilung, dass aus dem Jahre

1774

ein Einzeldruck von „Gellerts Monument von Oeser“ vorhanden sei.

1795.

Russ in der 2. Auflage von „Goethe in Karlsbad“ druckt S. 19 ab den Einzeldruck:

Chor, welcher am 21. Juli 1795 bei dem zu Ergötzung der hohen Kur- und Badegäste gegebenen Freiballe gesungen wurde. Von Herrn von Goethe.

1796.

Journal des Luxus und der Moden. Junius 1796. Herausgegeben von Bertuch und Kraus. Weimar im Verlage des Industrie-Comptoirs. 1796. [Wahrscheinlich ist von Goethe S. 307 ff. der Aufsatz „Ueber die Aufführung der Oper: die neuen Arkadier, zu Weimar".]

— — — September 1796 u. s. w. [Der schon nach Bau und Interpunction der Ueberschrift jedesfalls von demselben Verfasser, also ebenso wahrscheinlich von Goethe herrührende Aufsatz S. 478 ff. „Ein paar Worte die Oper: der Königssohn aus Ithaka, betreffend".]

1802.

— — — März 1802 u. s. w. [S. 113 bis 135. Aufsatz über die Kunstausstellung, von Goethe unterzeichnet; s. auch Grenzboten 1883, III, 503.]

1807.

— — — November 1807 u. s. w. [S. 710 bis 719. „Bericht über den Zustand des Herzogl. freien Zeichen-Instituts zu Weimar, die Fortschritte und ausgestellten Arbeiten der Schüler im September 1807" von Goethe nach „Morgenblatt" 1807, S. 1163, Sp. b, Abs. 2.]

Nach den „Goethe-Bildnissen" von H. Rollett:

1826.

Allgemeine Theaterzeitung. Herausgegeben von Ad. Bäuerle, Nr. 33. Wien, 1826. [Brief etwa aus Ende 1825 an einen Schriftsteller in Wien.]

Gesang des Meisters. [Einzeldruck der 1. u. 3. Strophe des „Wanderlieds" aus „Wilh. Meisters Wanderjahren" nebst neuer Schlussstrophe, angeführt in: Goethes Gedichte. Zweiter Theil. Mit Einleitung und Anmerkungen von G. v. Loeper. Zweite Ausgabe. S. 408.]

1830.

A. a. O. S. 455 wird mitgetheilt, dass Vers 17 bis Schluss des Gedichts „Regen und Regenbogen" zu den Facsimile gehört, die Goethe 1830 vertheilte.

1864.

Berichte über die Verhandlungen des Freien Deutschen Hochstiftes u. s. w. Flugblatt 26 und 27. [S. 114. Brief an Schmeller v. 8. Nov. 1829.]

1877.

Preussische Jahrbücher. Herausgegeben von H. v. Treitschke und W. Wehrenpfennig. Neununddreissigster Band. Fünftes Heft, Mai 1877. Inhalt: . . . Karl August und Goethe als Quellenforscher. (Wilhelm Genast.) Seite 516. . . . Berlin, 1877. Druck und Verlag von G. Reimer. [S. 521—531. „Kurze Darstellung einer möglichen Badeanstalt zu Berka“ von Goethe, sowie Brief an Trebra v. 6. Jan. 1813.]

1879.

Alemannia. Zeitschrift für Sprache, Litteratur und Volkskunde des Elsasses, Oberrheins und Schwabens herausgegeben von Dr. Anton Birlinger, Professor an der Universität Bonn. VII. Jargang 2. Heft. Bonn bei Adolf Marcus 1879. [S. 182 ff. Eine Mannheimer Theaterhandschrift des Götz von Berlichingen von G. Wendt.]

1880.

Nach „Goethes Briefen“ von Strehlke nenne ich:

Pariser Leben. Bilder und Skizzen von Ludwig Kalisch. Mainz, Verlag von Viktor v. Zabern. 1880. [S. 85. Empfehlung für den Schauspieler und Bauchredner Vattemare.]

Memoiren aus Grillparzers Kreisen. Abdruck aus den Tagebüchern von Alexander Dedekind. Fünftes Heft. Wien 1880. Spiegelgasse Nr. 21 in Grillparzers Hause. [Brief an Kanzler v. Müller v. 2. Oct. 1826.]

1881.

Das vorige. 3. Auflage. 1881.

Festschrift zu der zweiten Saecularfeier des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums zu Berlin. Veröffentlicht von dem Lehrer-Collegium des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums. Berlin. Weidmannsche Buchhandlung. 1881. [S. 178 u. 184 f. Stellen aus Briefen Goethes an Herder nach den Urschriften.]

1882.

Goethes Briefe. Verzeichniss derselben unter Angabe von Quelle, Ort, Datum und Anfangsworten. Uebersichtlich nach den Empfängern geordnet mit einer kurzen Darstellung des Verhältnisses Goethes zu diesen und unter Mittheilung vieler ungedruckter Briefe Goethes. Bearbeitet von Strehlke. 5. [bis] 10. Lieferung. Berlin 1882. Verlag von Gustav Hempel. (Bernstein und Frank.) [Die darin vorkommenden neuen Briefe sind angeführt in meiner Besprechung des Werkes im Arch. f. L.-G. Mit Lieferung 10 schliesst der I. Band.]

— — — 11. [bis] 13. Lieferung. [Beginn des II. Bandes.]

Goethes Werke. Erster Band. Gedichte. Erster Theil. Mit Einleitung und Anmerkungen von G. von Loeper. Zweite Ausgabe. Berlin, 1882. Verlag von Gustav Hempel. (Bernstein und Frank.) [Bei vielen Gedichten sind die Handschriften Goethes verglichen.]

Goethes Götz von Berlichingen. In dreifacher Gestalt herausgegeben von Jakob Baechtold. [Firmenstempel.] Freiburg i. B. und Tübingen 1882. Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). [Darin ist die Heidelberger Handschrift verglichen.]

Deutsche National-Litteratur. Historisch-kritische Ausgabe. Unter Mitwirkung von ... herausgegeben von Joseph Kürschner. Verlag von W. Spemann in Berlin & Stuttgart. 1. Goethes „Faust“, herausgegeben von Prof. Dr. H. Düntzer. [Facsimile aus d. Valentin- und aus der Brockenscene, letztere mit d. Datum des 8. Febr. 1801.]

Goethe, Weimar und Jena im Jahre 1806. Nach Goethes Privatacten. Am fünfzigjährigen Todestage Goethes herausgegeben von Richard und Robert Keil. Leipzig, Verlag von Edwin Schloemp. 1882. [Briefe Goethes an Riemer — nicht Vulpius —, Christiane Vulpius, Jenaer Freunde, Denon und 3 an Voigt; Widmung an Dentzel; Niederschrift; Aufruf an d. Mitglieder der Mineralogischen Gesellschaft.]

Goethe in den Hauptzügen seines Lebens und Wir-

kens. Gesammelte Abhandlungen von Adolf Schöll. Berlin. Verlag von Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung) 1882. [S. 117. Brief Goethes — an Bertuch? —; S. 309. Epigramm „Philipp II. an Posa"; S. 562. Neudruck des Epigramms auf Knebels Schreibtisch; S. 563. Epigramm „Völligen Unsinn"; S. 564. Bruchst. e. Briefs an Knebel; S. 566. Br. an Knebel aus Venedig.]

Vom rollenden Flügelrade. Skizzen und Bilder von Max Maria von Weber. (Nachgelassenes Werk.) Mit einer biographischen Einleitung von Major Max Jähns. [Stempel mit Umschrift: Verein für deutsche Literatur.] Berlin 1882. A. Hofmann & Comp. [S. 9. Neudruck von Goethes Aenderungen in Stumpffs Gedicht: Der Kampf der Elemente.]

Thomas Carlyle. A history of the first forty years of the life 1795—1835 by James Anthony Froude, M. A. formerly Fellow of Exeter College, Oxford. In two volumes. Vol. I. With portraits and etchings. London Longmans, Green, and Co. 1882. [S. 206, 399—405, 407 und 431. Briefe und Stellen aus Briefen Goethes an Carlyle; S. 405. Neudruck von Widmungsversen.]

— — — Vol. II. [S. 103—108. Briefe an Carlyle.]

Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von Ludwig Geiger. Dritter Band. Frankfurt a/M. Literarische Anstalt Rütten & Loening. 1882. [Erster Druck von 10 Briefen an Silvie v. Ziegesar, 7 Briefen an L. v. Henning nebst 2 Beilagen, 4 Briefen an H. Meyer, 3 Br. an den Kanzler v. Müller, 3 Br. an Klinger, 3 Br. an die Fürstin Galizin, 1 Br. an Overbeck, 1 amtl. Niederschrift, und 1 Stammbuchgedicht nebst Datum für Eichhorn; Neudruck von Briefen an S. v. Ziegesar und den Kanzler von Müller; Berichtigungen zu den gedruckten Briefen an Kirms.]

Zeitschrift für Deutsches Alterthum und Deutsche Litteratur unter Mitwirkung von Karl Müllenhoff und Wilhelm Scherer herausgegeben von Elias Steinmeyer. Neue Folge. Vierzehnten Bandes Drittes Heft. (XXVI.

Band.) Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1882. [S. 290—293. Das vollständige Personenverzeichniss und andres bisher ungedrucktes zu „Hans Wursts Hochzeit", von R. M. Werner mitgetheilt.]

Sonderabdruck aus der Zeitschrift für deutsches alterthum band XXVI. [Besonders paginierter Abdruck des vorigen.]

Das Magazin für die Literatur des In- und Auslandes. Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftstellerverbandes. Begründet im Jahre 1832 von Joseph Lehmann. Herausgeber: Eduard Engel, Berlin W. Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. 51. Jahrgang. Leipzig, den 8. April 1882. Nr. 15. [S. 208. Eintrag ins Album der Körnbachthalmühle; Neudruck des Spruchs: „Der Aberglaube ist die Poesie".]

Morgen-Ausgabe. Berliner Tageblatt. Nr. 137. Berlin, Mittwoch, den 22. März 1882. XI. Jahrgang. [S. 2 f. Brief an Johannes Müller v. 24. Nov. 1829, sowie ungedruckte Bruchstücke des Briefs an Knebel v. 21. Oct. 1806, mitgetheilt von G. Weisstein.]

Deutsche Lesehalle. Sonntagsbeilage zum Berliner Tageblatt. Redigirt von Reinhold Schlingmann. 26. März 1882. Nr. 13. [S. 102. Facsimile e. Stammbucheintrags v. 9. Oct. 1811, mitgeth. v. Weisstein.]

Beilage zur Allgemeinen Zeitung. Nr. 117. Donnerstag, 27. April 1882. Druck und Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg. Verantwortlicher Redacteur: Otto Braun in Augsburg. [S. 1716. Zwei Briefe an Meyer aus October 1806.]

Beilage zur Frankfurter Zeitung Nr. 256. Mittwoch, 13. Septbr. 1882. [Goethes Vollmacht für seine Gattin zu Regelung der mütterlichen Erbschaft.]

Vom Fels zum Meer. Spemanns Illustrirte Zeitschrift für das Deutsche Haus. Stuttgart, Verlag von W. Spemann. 3. Band. 1882. December, Heft 3. [S. 305 f. Br. an Aug. v. Goethe v. 15. Juli 1830.]

August von Goethe. Von K. J. Schröer. [Separatabdruck des vorigen; jener Brief S. 9.]

Nach „Goethes Briefen“ bearbeitet v. F. Strehlke:

Katalog der Autographenauction am 6. Januar 1882 bei Rud. Lepke. [S. 6. Dat. u. Anf. e. Briefs an Frdr. Sigism. Voigt.]

1883.

Goethes Leben von Heinrich Düntzer. Zweite verbesserte Auflage. Mit authentischen Illustrationen: 55 Holzschnitte und 4 Beilagen (facsimilirte Autographien) [u. s. w. wie 1880]. .

Goethes Briefe . . . . . Bearbeitet von F. Strehlke. 14. [bis] 20. Lieferung. [Das neue davon ist in der Besprechung des Werks im A. f. L.-G. angezeigt.]

Goethes Briefe an Frau von Stein. Herausgegeben von Adolf Schöll. Zweite vervollständigte Auflage bearbeitet von Wilhelm Fielitz. Erster Band. Frankfurt a/M. Literarische Anstalt Rütten & Loening. 1883.

Briefe an Ch. de Villers von Benj. Constant — Görres — Goethe — Jac. Grimm — Guizot — F. H. Jacobi — Jean Paul — Klopstock — Schelling — Mad. de Staël — J. H. Voss und vielen Anderen. Auswahl aus dem handschriftlichen Nachlasse des Ch. de Villers herausgegeben von M. Isler. Zweite vermehrte Ausgabe. Hamburg. Otto Meissner. 1883.

Goethes Werke. Zweiter Band. Gedichte. Zweiter Theil. Mit Einleitung und Anmerkungen von G. von Loeper. Zweite Ausgabe. Berlin, 1883. Verlag von Gustav Hempel. (Bernstein und Frank.) [Viele Gedichte sind darin mit den Handschriften verglichen; S. 307. Stelle aus Brief an L. Seidler.]

Goethes Iphigenie auf Tauris. In vierfacher Gestalt herausgegeben von Jakob Baechtold. Freiburg i. B. und Tübingen 1883. Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck). [Die Dessauer Handschrift (in ungleichen Versen) vollständig.]

Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts in Neudrucken herausgegeben von Bernhard Seuffert. 14. Ephemerides und Volkslieder von Goethe.

Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger 1883. [Erster genauer und vollständiger Abdruck.]

Ein verfehlter und ein gelungener Besuch bei Goethe 1819 und 1827 von Dr. G. Parthey. Zweiter unveränderter Abdruck. Berlin 1883. Nicolaische Verlags-Buchhandlung. R. Stricker.

Dr. Ed. Hlawaček: Goethe in Karlsbad. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage von Dr. Viktor Russ. Karlsbad, Leipzig, Wien. Verlag von Hans Feller, k. k. Hofbuchhandlung. 1883. [S. 19. Chorgesang; sowie S. 115. Gedicht an e. Mädchen, angeblich von Goethe.]

Herrn Professor Steinthal zum sechzigsten Geburtstag, am 16. Mai 1883 verehrungsvoll und dankbar Gotthilf Weisstein. [Beiträge zu Maler Müllers Lebensgeschichte. Darin S. 8. Brief; S. 12. Quittung Goethes.]

Ueber Goethes „Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga“. Geschichte des Originaltextes und der Uebersetzungen von Dr. Franz Miklosich, wirkl. Mitgliede der Kais. Akademie der Wissenschaften. Wien, 1883. In Commission bei Carl Gerolds Sohn, Buchhändler der Kais. Akademie der Wissenschaften. [S. 57. Stelle aus Brief an Therese v. Jacob, jedesfalls v. 11. Mai 1824.]

Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von Ludwig Geiger. Vierter Band. Frankfurt a/M. Literarische Anstalt Rütten & Loening. 1883. [Briefe an Friedr. Graf Stolberg, Prof. Hufeland, Christiane Vulpius, Hofmechan. Körner, H. Meyer, Baumstr. Catel, Bar. Otterstedt, Spedit. Münderloh, Bar. Rennenkampf, Dr. Heidler, Schukowsky, Gen. Klinger, Frau v. Stein, Graf Cicognara, Factor Reichel, Consul Mylius, Capellmstr. Hummel, Prof. Morgenstern, einen unbekannten, Phil. Seidel (?), Bertuch, Staatsrath Körner; ferner „Prolog zu d. neuesten Offenbarungen Gottes“ nach einer abweichenden Handschrift, zwei Dispositionen zu Scenen des „Faust“ II, endlich geologische Nachrichten über die Kobesmühle.]

Sonder-Abdruck aus dem Goethe-Jahrbuch. Vierter

Band. 1883. [Besonders paginierter Abdruck d. „Prologs z. d. n. Offenbarungen Gottes“.]

Die Grenzboten. Zeitschrift für Politik, Literatur und Kunst. Nr. 36. Ausgegeben am 30. August 1883. Inhalt .... Kleine Goethiana. Zum 28. August. Seite 499. Leipzig, Fr. Ludw. Herbig (Fr. Wilh. Grunow) 1883. [S. 500 f. 2 Briefe an d. Weygandsche Buchhandlung aus d. J. 1824, mitgeth. v. G. Wustmann.]

Das Magazin für die Literatur des In- und Auslandes. Organ des Allgemeinen Deutschen Schriftsteller-Verbandes. Gegründet 1832 von Joseph Lehmann. Herausgeber: Eduard Engel. Verlag von Wilhelm Friedrich in Leipzig. 52. Jahrgang. Nr. 35. Leipzig, den 1. September 1883. [S. 496. Stammbuchvers Goethes v. 24. Spt. 1766, mitgeth. v. R. Schück.]

Zeitschrift des Harz-Vereins für Geschichte und Alterthumskunde. Herausgegeben von Ed. Jacobs. 16. Jahrgang. 1883. Erste Hälfte. Wernigerode, Selbstverlag des Vereins. 1883. [S. 1—78: s. den nächstfolgenden Titel.]

Ernst Theodor Langer, Bibliothekar in Wolfenbüttel, ein Freund Goethes und Lessings, von Paul Zimmermann. Sonderabdruck aus der Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Alterthumskunde. 16. Jahrgang. 1883. Wolfenbüttel, Verlag von Julius Zwissler. 1883. [S. 7. Widmung der „Neuen Lieder“; S. 10 f. Stammbucheintrag für Langer.]

Felliner Anzeiger. Nr. 39. VII. Jahrgang. Fellin, den 12. Oct. 1883. [Goethes Eintrag in Lenzens Stammbuch nach d. Urschrift, mitgeth. v. Dr. Waldmann.]

XXVIII. Verzeichniss einer werthvollen Sammlung von Autographen und Portraits. Für beigefügte Preise zu haben bei August Spitta, R. Zeunes Antiquarium für Autographen und Portraits in Berlin S., Prinzenstrasse, Nr. 95. — Catalogue d'une excellente collection de lettres autographes et portraits ..... [S. 8. Datum e. Briefs an Duncker, worin K. M. v. Weber genannt wird.]

Oben S. 168 f. findet sich eine Stelle aus einer nicht gedruckten Bearbeitung des „Götz von Berlichingen“.

Vier kritische Gedichte von J. J. Bodmer, herausgegeben von Bächtold in Seufferts Litteraturdenkmalen, Heft 12. 1883.

Für die damalige Zeit ein Specificum Bodmers, diese Gedichte, die seine Litteraturauffassung in Versen wiedergeben. Er hat ihrer im Laufe eines aussergewöhnlich langen Lebens ein gut Theil fertig gebracht, von denen uns der Herausgeber vier der einer Mittheilung würdigsten darbietet. In dem ersten derselben, den Charactern der teutschen Gedichte, ist der Ton jugendlich frisch, thatkräftig, vorwärts weisend; im zweiten, der Drollingerischen Muse, gemessener, dabei doch schwungvoller, Befriedigung athmend; in den beiden letzten, dem Untergang der berühmten Namen und Bodmer nicht verkannt, vergrämt, greisenhaft polternd, mitunter in pure Negation verfallend, mit boshaften und schnöden Witzen. Allerdings, um ein vollständiges Bild des Verhältnisses zu geben, in dem Bodmer zu der jeweiligen Litteraturbewegung Deutschlands, in dem er vor allem zu Klopstock, Wieland, Lessing, Herder, Goethe stand, hätte, wenn der Raum es gestattete, am Ende noch eins oder das andre kleinere Gedicht aus den „Apollinarien" aufgenommen werden können, hätte der „gerechte Momus" nicht ganz unerwähnt bleiben dürfen.

Die Einleitung, die über das kritische Verfahren des Herausgebers Rechenschaft ablegt, ist besonders interessant für das weitaus wichtigste dieser Gedichte, das erste. Zu S. IV ist da zu bemerken, dass auch BCD das Persius-Motto haben. In dem Einleitungstext des Herausgebers wird das erste Gedicht constant der Character genannt, während in seinen Citaten von Brief- und gedruckten Stellen ganz überwiegend von den Characteren die Rede ist. Eine eigenthümliche Discrepanz, die, so untergeordnet eine solche Frage auch sein mag, dennoch besprochen werden muss. Soweit ich in dieser Litteratur bewandert bin, heisst das Gedicht bei Bodmer sowie bei den Zeitgenossen durchgängig die Character; nur einmal (S. VII Z. 17) scheint Bodmer den Singular angewandt zu haben. Die Form Character als Plural kommt in dem Gedicht selber vor, V. 152.

1734, wol im Sommer, hatte Bodmer die Character an Clauder, der die mundartlichen Formen in seinen früher entstandenen und damals entstehenden Werken auszumerzen übernommen hatte, nach

Leipzig gesandt (S. V). Am 8. October dieses Jahres schreibt ihm Clauder darüber einen Brief. Jeder habe den Autorem [sic] sofort errathen. Jeder, der das Gedicht — er nennt es Characteres — gelesen, wünsche, „dass die ermangelnden Bogen bey der Hand seyn möchten, weil dieselben ohnfehlbar die noch übrigen teutschen Poeten, davon in diesen fragmentis nichts gedacht wird, charakterisiren"; er bittet, sie zu schicken. An König nach Dresden sei ein Exemplar gesandt (mit dem Vorgeben, es stamme aus einem Buchladen auf der Messe), ebenso einige nach Hamburg. Gottsched meine, Brockes sei in dem Gedicht zu sehr gelobt worden. „Vielleicht würde er dieses pardonniren, wenn er sich darinnen gefunden hätte. Ich habe ihm aber die Verse, darinnen Ew. Hochedl. sein Portrait machen, nicht vorlesen dürffen, weil er darinnen mit Königen verglichen wird, von dem er doch ein bitterer Feind ist."

In dem noch mannigfach vorhandnen, nach Bächtold ersten, Druck A fehlen nun die berühmten (nachher eingesetzten, schliesslich hohnvoll parodierten) Verse auf Gottsched: so entsteht die Frage, war es A oder ein andrer Druck, den Bodmer nach Leipzig geschickt hatte. Denn ein Druck muss es doch wol sein, was angeblich in einem Buchladen auf der Messe gefunden sein soll. Bächtold entscheidet sich für A, dem die Gottsched-Verse handschriftlich beigelegen hätten; wol nur irrthümlich habe Clauder das Gedicht als Fragmente aufgefasst. Das erste ist compliciert, das zweite unhaltbar. Keiner, der die Character von V. 793 bis zu Ende gelesen, keiner, der auf S. 30 von A mit grossen Buchstaben auf der Mitte der Seite das Wort ENDE und darunter die nicht kleine Schlussvignette gesehen, konnte auch nur einen Augenblick das Büchlein für Fragmente nehmen. Oder soll etwa — denn Brockes Schilderung kennt er noch — Clauder nur bis V. 772 gelesen haben, während er das ganze besass? Denn hatte er A in Händen — dort ist es S. 25, die Seite nach dem Heftfaden des zweiten Bogens! — so musste er wol das ganze besitzen. Ja, selbst angenommen, dass S. 27—30 seinem Exemplare fehlten, wer S. 26 las, konnte schon nicht mehr erwarten, dass auf dem oder den — gleichviel — Schlussbogen die übrigen deutschen Poeten würden behandelt werden.

Kurzum: der Druck, den Clauder vor sich hatte, war nicht A. Will man auch für ihn zwei Bogen ansetzen, so endete der zweite zwischen V. 773—784, vielleicht auch —792; denn nur so konnte die Erwartung auftreten, dass die andren Dichter wirklich charakterisiert werden sollten. Da hat es denn auch gar keine Schwierigkeit, anzunehmen, wie es ja das natürlichste ist, dass die Gottsched-Verse im ersten Druck vorhanden waren. Dass dieser Druck auf der Zürchischen Stadtbibliothek unter den gebundnen und katalogisierten Büchern sich nicht findet, beweist nichts; wer kann sagen, ob er nicht geheftet oder gar in Blättern in dem noch ungeordneten

Bodmerschen Nachlass ruht? Es wird ein nur in wenigen Exemplaren abgezogenes Manuscript für Freunde gewesen sein, gedruckt bei Orell, zu welcher Buchhandlung und Druckerei Bodmer damals noch in engster Beziehung stand. Und nun erklärt sich alles ganz einfach. In Folge der Clauderschen Warnung liess Bodmer in A, das darnach Anfang 1735 gedruckt sein würde, um Gottsched nicht zu beleidigen, die auf ihn bezüglichen Verse aus; überschrieb ihm aber, um ihn nach einer andern Seite hin nicht zu verletzen, am 28. März 1735 (sic, ich habe auf Bernays' Anregung hin das Original angesehen) die sechs Zeilen, die im ersten Druck vor A schon gestanden hatten, mit der Aenderung Opitz st. König, und meldete, dass er sie seinem (inzwischen gedruckten, A) Gedicht nachträglich (er meint handschriftlich) eingefügt habe. Begreiflich genug, dass er A nicht sofort an Gottsched übersandt hat. Und als dieser nun, Anfang 1736, schon nach Empfang des Bodmerschen Briefs, durch den Buchhändler A vor Augen bekam und die ihm überschriebnen Verse vermisste, erwiderte er naturgemäss in einem zwischen Erregung und Wolwollen recht getheilten Tone (S. VII). Wie aus dem Inhalt hervorgeht, führt dieser Brief Gottscheds sein richtiges Datum, 10. Mai 1736.[1]) Trotzdem zeigte er in den Beiträgen IV, 488 (1736) das Gedicht mit kurzen, aber günstigen Worten an.

Bei dem Abdruck des Textes von A, den Bächtold bietet, kann ich mich mit der Interpunction nicht einverstanden erklären, da sie bald genau mit der alten übereinstimmt, bald willkürlich von ihr abweicht. Orthographische Kleinigkeiten, wie ihrer hie und da aufstossen, z. B. V. 648 sein st. seyn, V. 876 Volk st. Volck, übergehe ich. Bedeutender ist folgendes: V. 106 hat A gegen BCD zurück, vgl. V. 851; V. 184 Ende ist besser ein Punct, den ABCD haben; V. 362 steht auch in A rühmlicher; V. 415 ist geschmückt richtig aus geschmücket von A verbessert; V. 567 hat A mannlich; V. 626 und 649 Calypso, was auch BCD haben; V. 761 muss es steckt st. streckt heissen, ein unangenehmer übersehener Druckfehler Bächtolds; V. 772 Ende fehlt gegen die Drucke ein Fragezeichen, dessen Ausfall den Sinn verändert; V. 835 lies das st. daß. Unsorgsamer sind die Anmerkungen gearbeitet. Zur Ueberschrift ist zu bemerken, dass, wo A Teutsch hat, BCD stets Deutsch bieten. Sonst war zu verbessern, resp. nachzutragen: V. 13. ehrfurchtsvollen BD. | 28. der Ausgang CD. | 48. Aberglaube BC. | 60. itzt so BC. | 80. meistens

1) In meiner Abschrift des Briefes heisst es Mai, nicht März. — S. VIII wird 1735 vermuthet. Es ist aber die Rede von zwei Stücken des vierten Bandes der Beiträge, deren eines den gestäupten Leipziger Diogenes enthalte. Dieses, das zweite Stück des Bandes, führt auf dem Titelblatt die Jahreszahl 1736, ist also frühestens im October 1735 erschienen.

auch D. | 84. Anm. mir unverständlich. | 88. anständgem B. | 93. engen Brust B. vgl. mit einer kleinen D. | 113. Wo er D. | 126. Wenn BCD. | 129. Red- und Schreibens-Art CD. | 145. Geist recht B. | 157. Mönchen-Brut BCD. | 169. immassen BC. | 185. bläken D und Druckfehlerverzeichniss zu C, das sich in dem hiesigen Universitätsexemplar findet und einige Anmerkungen entbehrlich macht. | 322. Schlesischen BCD. | 325. dunkeln CD. | 375. solchem B. | 382. unläugbaren BCD. | 403. ihn Druckfehler nach Verzeichniss derselben in der Sammlung critischer, poetischer und andrer geistvollen Schriften Stück IV, S. 97 (1742). | 404. dunkelm CD. | 470. Sie sagen mir CD. | 474. Und mehr D. | 506. geschieht BCD. | 571. andern Plan BCD. | 580. stoket sein D. | 596. Laß Neukirchs CD. der Bühne B. | 669. Calypso CD. | Nach 689 im ersten Zusatzvers Schiffsgeräthe CD. | 701. Geringern BCD. | 714. ruhigerm C Druckfehler laut Verzeichniss C, D hat richtig ruhigem | 751. Natur- und Kunst-Werck BCD. | 787. Lob noch D. | 817. comische ist Druck- oder Sinnfehler laut Verzeichniss C für tragische | 821. greich'schen (!) steht gar nicht in B. | 848. Besonder B. | 880 Zusatzverse. ungebähnter CD. | 884 Zusatz. Ero trotz BCD. | 899 Zusatz. Satzt C. | In 924 Zusatz B soll laut Verzeichniss zur Sammlung ein Fehler stecken, den ich nicht finde. | 952 Zusatz. zarter ist laut Verzeichniss C Setzerlesefehler für starker, gehört nicht in den Text. Ferner laut Verzeichniss C S. 43, Z. 5 lies schmiedeten für schmiereten, S. 45, Z. 22/23. Ystrohm hat.

Das bisher gesagte bezieht sich, mit Ausnahme der beiden letzten Ausstellungen, auf die ersten 38 Seiten des Buches. Meine Zeit erlaubte mir nicht, die übrigen Gedichte mit der gleichen Genauigkeit durchzusehn; so bitte ich um Nachsicht, im Fall mir da einiges entgangen sein sollte. Bei der Drollingerischen Muse ist der Uebelstand, dass ihr erster Druck nicht Bodmersche, sondern Sprengsche Interpunction und Orthographie bietet. Das hat zu einer Reihe von Anmerkungen Anlass gegeben, die nur etwa ein D an Stelle eines T u. s. w. setzen und nie vollständig sein können. Zu berichtigen und ergänzen ist: V. 6. nicht verkehren C. | 10. häßliches C. | 40. Wann C. | 108. den Menschen C. | 138. ungekleidt B, nicht umgekleidt. eingekleidt A also wol Setzerfehler. | 156. Laub gegen ABC statt Land | 169. Erzählung nicht C. | 215. diesem A, diesen BC. | 281 Zusatz. An einer BC. — S. 70 Zusatz nach V. 228 lies 229, zu S. 74 muss gesagt werden, dass die Anm. zu V. 281. 283. 296 in C fehlen. — Hinzufügen will ich, dass der leise Ausfall auf Spreng in C V. 184 ff. sich erklärt aus seiner Entzweiung mit Bodmer, worüber seine Briefe an diesen in Zürich Aufschluss geben.

Im Untergang der berühmten Namen ist zu lesen V. 9 lieb' und undank; V. 175 wol lenket gegen den alten Druck; S. 87, Z. 13 ebenso wol Seelen; S. 87, Z. 31 20) Vor; S. 91, Z. 31 Dore

in des. — In Bodmer nicht verkannt lies V. 14 mißhandelt, hernach die; V. 191 Friedrichs; V. 305 dem Alten. Ausserdem erschwert V. 122 und 134 die von dem alten Druck abweichende, V. 155/156 die mit ihm übereinstimmende Interpunction das Verständniss.

Strassburg im Elsass, den 3. December 1883. Joh. Crüger.

Christian Ludwig Liscow in seiner literarischen Laufbahn. Von Berthold Litzmann. Hamburg und Leipzig, Verlag von Leopold Voss, 1883. XII und 155 Seiten. gr. 8°. 4 Mark 50 Pf.

Litzmanns Studie schliesst sich den früheren Schriften über Liscow von Helbig, Lisch und Classen berichtigend und ergänzend, in jeder Weise aber selbständig an. Der Verfasser verzichtet darauf, das, was in diesen älteren Monographien über Liscows persönliche oder litterarische Verhältnisse bereits beigebracht und erwiesen worden war, zu wiederholen, wäre es auch nur so weit, dass wir ein in sich geschlossenes, künstlerisch abgerundetes und erschöpfendes Lebensbild unseres Satirikers erhielten. Er setzt vielmehr die Kenntniss jener früheren Schriften und somit auch eine allgemeine Kenntniss von Liscows Leben und Werken und von der Zeit, in der er lebte, voraus und begnügt sich, uns zu den einzelnen Stationen seiner schriftstellerischen Laufbahn zu führen und auf jeder derselben uns mitzutheilen, was er uns wirklich neues zu sagen weiss. Vortheile und Nachtheile dieses Verfahrens liegen auf der Hand. Litzmanns Buch macht ebenso wenig die früheren Arbeiten über Liscow überflüssig wie eine künftige Monographie, welche die Ergebnisse der ganzen bisherigen Forschung zu einer auch der Form nach kunstvollen Darstellung seines gesammten Lebens und Wirkens zusammenfassen müsste. Litzmanns Schrift ist keine abschliessende Arbeit und wird sogar vielleicht gerade durch ihre Vorzüge die Ursache werden, dass wir nicht so bald ein solches Werk bekommen; es sei denn, dass sich jemand zu diesem Unternehmen entschliesse auch auf die Gefahr hin, selbst nur wenig neues mehr beizubringen. Anderseits aber werden wir nunmehr durch Litzmanns Buch auf Schritt und Tritt angeregt und belehrt. Auch wo er nicht umhin kann, eine früher bereits bekannte Thatsache noch einmal zu erwähnen, versteht er sie in ein neues, helleres Licht zu setzen. Helbig z. B. bemerkt S. 9 seines Büchleins einfach referierend über Liscows erste, gegen Manzel gerichtete Schrift: „Die Ironie, die in seinen späteren Schriften vorherrscht, tritt schon hier in einzelnen Stellen deutlich hervor. Und dasselbe ist in der ganzen Abhandlung der Fall, wie z. B. wenn er gegen die Absurdität Manzels . . .

Folgendes sagt" etc. Litzmann (S. 9 f.) verfolgt diese Beobachtung im einzelnen weiter, erkennt dabei, dass Liscow im Eingang seiner „Anmerkungen" über Manzels Abriss eines neuen Naturrechts durchaus an eine rein sachliche Widerlegung denkt, dass sich im Verlauf der Arbeit aber die ironischen Wendungen häufen und die Neigung des Autors immer unverhohlener zu Tage tritt, der Geschichte eine lächerliche Seite abzugewinnen und vor allem die Person des Gegners in einem komischen Lichte erscheinen zu lassen. So gelangt er zu dem Schlusse, der Verfasser der „Anmerkungen" mache den Eindruck „eines Anfängers, der, ohne sich selbst darüber klar zu sein, im Schreiben erst diejenige Form für die Wiedergabe seiner Gedanken findet, welche seiner Individualität am meisten entspricht". Ein weiteres Beispiel. Lisch erzählt (S. 24 f.) die durch Liscows Grossneffen Coch überlieferte Anekdote von jener Disputation an der Rostocker Universität, die für unsern Satiriker der Anlass wurde, dass er das theologische Studium mit dem juristischen vertauschte; er beschränkt sich dabei aber darauf, einen chronologischen Irrthum Cochs zu berichtigen. Litzmann (S. 2 ff.) hingegen sucht die Wahrscheinlichkeit dieser Anekdote aus Liscows Charakter und aus dem Geist seiner späteren Schriften zu begründen und setzt eine bezeichnende Stelle derselben (neue Vorrede zu den „Anmerkungen" gegen Manzel von 1739) in directe Beziehung zu dem Vorgang an der Rostocker Hochschule.

Auf doppelte Weise gelangte Litzmann zu den zahlreichen neuen Ergebnissen seiner Forschung. Zunächst indem er das bereits gedruckte Material genauer und scharfsinniger ausnützte als seine Vorgänger. Hier waren theilweise Liscows eigne Schriften, theilweise sein Briefwechsel mit den Brüdern Hagedorn, dessen Publication in der „neuen Irene" von 1806 Helbig wie Lisch übersehen hatten, die Quellen seiner Darstellung. Dann aber gewann Litzmann durch die Einsicht in handschriftliche Sammlungen mannigfache und reiche Aufschlüsse. Gottscheds von Danzel keineswegs erschöpfter Briefwechsel, den die Leipziger Universitätsbibliothek aufbewahrt, und verschiedene Sammlungen der Correspondenz Friedrich v. Hagedorns in Hamburg standen ihm zu Gebote und wurden von ihm mit gewissenhaftem Fleiss und kritischem Scharfblick durchforscht. Durch vollständigen, wörtlichen Abdruck bisher unbekannter Schriftstücke aus diesen Manuscripten hat Litzmann zwar sein Buch nicht sonderlich belastet. Sieht man ab von einigen wenigen Briefen Liscows und seines Bruders an Gottsched, die im Anhang mitgetheilt werden, so bemerkt man, dass mit Recht im allgemeinen nur die Resultate jener handschriftlichen Studien, nicht aber das handschriftliche Material selbst in Litzmanns Buche veröffentlicht sind. Die bedeutenderen Briefe der Hagedornischen Correspondenz denkt der Verfasser „noch im Laufe des nächsten Jahres" besonders im

Zusammenhang herauszugeben. Und gewiss wird er sich durch die ohne Zweifel interessante und lehrreiche Publication allerseits Dank erwerben.

Zu einer andern Arbeit, die er gleichfalls für die nächste Zeit ankündigt, einer kritischen Ausgabe der Schriften Liscows, sind in dem vorliegenden Buche bereits beträchtliche Vorstudien geboten. Gründlich ist die Entstehung, Reihenfolge, äussere und innere Geschichte verschiedener von seinen Satiren untersucht, die Echtheit mehrerer Schriften oder Zeitungsaufsätze und Recensionen, die ihm zugeschoben werden, geprüft; andere Artikel hinwiederum aus Wochenblättern, die bisher weniger beachtet wurden, sind als vermuthliches Eigenthum seines Geistes hervorgehoben.

Während so Litzmann einerseits einer historisch-kritischen Ausgabe vorarbeitet, so sucht er anderseits die litterarische Stellung, die Liscow im Kreise seiner Zeitgenossen wie in der Geschichte unseres Geisteslebens überhaupt einnimmt, gerechter, als dies bis jetzt geschah, zu würdigen. Er trifft die richtige Mitte zwischen der Ueberschätzung der früheren Forscher und der Unterschätzung, von der Danzels Urtheil nicht ganz frei ist. Liscow ist keine Epoche machende Erscheinung; ihm fehlt die Initiative, und ihm fehlt nicht der Muth, aber die Lust, auch mit Geistern höheren Ranges anzubinden, sich an grosse, seines Talents würdige Aufgaben zu wagen. Er ist auch „kein Satirendichter, sondern nur satirischer Pamphletist“. Poetische Anschauung, poetischer Schmuck der Darstellung fehlt ihm. Aber seine Prosa, reizend durch ihre witzige Dialektik, durch die sorgfältige Wahl der Worte und die Gefälligkeit des Satzbaus, steht einzig zu ihrer Zeit da; seine Sprache ist auch heute noch nicht veraltet. Gewiss leiden seine Schriften oft an ermüdender Breite; gewiss stösst uns die Niedrigkeit des Gegenstandes und die nach unsern jetzigen Begriffen nicht immer mehr zulässige Art seiner Polemik oft ab. Jedoch ein Vorgänger Lessings, dem er gewisse Hindernisse aus dem Wege schaffte, dem er für die Aufnahme gewisser Ideen den Boden empfänglich machte, ist Liscow so gut gewesen wie Gottsched.

Noch ein Wort über den Stil des Buches. Es ist kein Zweifel, Litzmann hat das Zeug dazu, gut zu schreiben. Die Vorrede beweist das durchaus. Und klar und deutlich, im ganzen auch natürlich und anziehend ist die Darstellung in den meisten Partien der Schrift, wenn man auch oft den Wunsch nicht unterdrücken kann, die Perioden möchten etwas kürzer oder doch einfacher gebaut sein. Da thut es einem denn zwiefach leid, wenn dazwischen stilistische Sorglosigkeiten mit unterlaufen, wie S. 84 „zu deren An-den-Pranger-Stellung Liscow veranlasst zu haben, wahrscheinlich das zweifelhafte Verdienst Friedrich von Hagedorns ist“, oder wenn durch die Vermischung von zwei unvereinbaren Begriffen sinnlich

unklare Bilder entstehen, wenn es z. B. auf S. 73 von Boileau heisst, er habe wie kein andrer Liscows „litterarische Richtung beeinflusst", oder wenn auf S. 77 von einer „Klarstellung der principiellen Auffassung Liscows von den Aufgaben der Satire" gesprochen wird. Entschuldigen mag man allerdings diese Incorrectheiten, die das sonst so werthvolle Buch entstellen, im Hinblick auf die „durch Umstände gebotene" starke Beschleunigung des Druckes, um deren willen der Verfasser sich am Schluss seines Vorworts die Nachsicht der Leser für eine — doch wol nicht eben grosse — Anzahl von Druckfehlern und orthographischen Inconsequenzen erbittet.

München, 5. December 1883. Franz Muncker.

Heinrich Funck, Beiträge zur Wieland-Biographie. Aus ungedruckten Papieren. Freiburg i. B. und Tübingen, Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1882. 55 S. 8⁰. ℳ 2. 40.

Der erste von Funcks Beiträgen betrifft eine paedagogische Schrift Wielands. Es empfiehlt sich, dieselbe in Zusammenhang zu bringen mit Wielands vorhergehender Thätigkeit im Erziehungsfache, und ich benütze um so lieber diese Gelegenheit, etwas weiter auszuholen, weil ich in diesem Archive von L. Hirzel aufgefordert ward, über Wielands ersten Unterrichtsplan mich zu äussern, und manches bisher unbekannte mittheilen kann.

Schon zur Zeit seines Aufenthaltes in Tübingen hat Wieland entgegen den früheren Absichten seines Vaters sich zum Amte des Jugenderziehers bestimmt. Er dachte zunächst, an dem Carolinum in Braunschweig eine Hofmeisterstelle zu erlangen (Ausg. Briefe Bd. I S. 65. 71); dann, als Bodmers Einladung ihn nach Zürich rief, wünschte er voll Eifer dort „einen jungen Herrn aus einer distinguirten Familie unterrichten zu können", um sich dadurch „auf seine künftige vermuthliche Lebensart vorzubereiten" (ebenda Bd. I S. 102). Bodmers Gastfreiheit drängte solche Wünsche zurück. Aber schon im ersten Sommer des Züricher Aufenthaltes entwarf Wieland mit seinen neuen Freunden paedagogische Pläne. Als Th. Georg Müchler, später Professor in Berlin, ihn nach Deutschland zu ziehen suchte (man erfährt nicht deutlich, zu welchem Zwecke), antwortet ihm Wieland am 16. Juli 1753, nur die Erfüllung eines Wunsches könne ihn aus der freien Schweiz weglocken: des Wunsches, das Project einer Akademie zu verwirklichen, welches er mit seinen Freunden gemacht habe. Diese Akademie sollte „ein Antipode der deutschen Akademien und Gymnasien, Pädagogien und wie sie heissen, sein. Die Wissenschaften, die darin gelehrt werden sollten, wären Philosophie, Geschichte und Mathematik, vor allem, die Moral und Politik, und die nöthigste Kunst, die Kenntniss der Men-

schen .... Freiheit und bon sens sollten hier ihren Sitz haben. Die Hauptbemühung der Lehrer sollte sein, die Irrthümer, Vorurtheile, Phantome der Erziehung und Gewohnheit aus den Köpfen der Schüler zu räumen und ihre Herzen zu bilden." Wieland meinte, der Plan sei zu vernünftig und menschenfreundlich, „als dass er ausgeführt werden könnte. Es müsste einen grossen Herrn geben, der zwanzigtausend Thaler anwenden wollte .... Aber unsre Auguste brauchen ihre Einkünfte zu Soldaten, Opern, Tänzerinnen, Redouten und andern dergleichen Nothwendigkeiten." Diesen „Sündern" wollte Wieland, von republicanischen Ideen damals erfasst, nichts zu danken haben, und wünschte deshalb auch nicht, dass sein Plan einem Minister bekannt würde. (Dorow, Denkschriften und Briefe Bd. II S. 182 ff. vgl. Gruber, C. M. Wieland 1815. Bd. I S. 92 ff.) In der That hielt Wieland seinen Plan noch Jahre lang geheim.

Bodmer muss diesen Absichten seines Schülers beigepflichtet und aus dessen Beschäftigung mit solchen Ideen die Ansicht gewonnen haben, dass Wielands Beruf nach dieser Richtung liege. Ueberdies zeigte sich kein anderer Weg, die Zukunft des jungen Dichters sicher zu stellen. So begann er zu Ende des Jahres 1753, also ein Jahr nachdem Wieland bei ihm eingekehrt war, sich um eine Lehrstelle für denselben in Braunschweig oder in Klosterbergen zu bemühen (Bodmer an Zellweger 22. December 1753), und schrieb darum an Jerusalem, wozu er von Künzli in Winterthur (11. December 1753) ermuntert worden war. Sulzer, welcher in der Sache auch zu Rath gezogen war, hatte kein Vertrauen auf einen Braunschweiger Platz, da „das ganze Werk merklich falle" (an Bodmer 19. Februar 1754), und bot Wieland seine Gastfreundschaft an, damit er in Berlin eine öffentliche oder private Lehrerstelle abwarten könne. Ohne Zweifel gehören in diesen Zusammenhang ein par undatierte Zeilen von Wielands Hand, worin dieser seine Wünsche so aufzeichnet, wie sie sein Gönner Bodmer in Briefen nach Deutschland vortragen sollte. Sie lauten: „Wieland findet sich selbst zu einem Lehrer der Jugend am geschiktesten und geneigtesten. Er möchte desswegen an einem Orte seyn wo er quasi in specula Teutschland übersehen, sich bekannter machen und die Disposition der Vorsehung mit ihm erwarten könnte. Er wünscht sich vornehmlich in einem solchen Verhältniss zu leben, dass das Hertz und den Geschmak seiner Untergebnen zu bearbeiten sein Hauptgeschäft wäre, denn dieses hält er für die wichtigste und demnach nötigste Wissenschaft. Es wäre ihm sehr angenehm ein Hofmeister oder Lehrer bey einem jungen Grafen zu werden dessen Eltern Zutrauen genug zu Wieland hätten, ihm ihren Heritier ganz anzuvertrauen. Es würde Wieland desto lieber seyn, wenn der Graf nur 10 oder 12 Jahre alt wäre, und würde er sein gröstes Glück darinn finden, wenn er der Welt

einen wahren Menschenfreund und Patrioten in der Person eines solchen jungen Seigneur liefern könnte. Es ist ihm keine Stelle oder Situation zu gering und unscheinbar, in welcher er seinen letzten Zweck so nützlich als möglich zu seyn zu erreichen hoffen kan." (Original in der Stadtbibliothek Zürich.)

Offenbar sind diese Worte geschrieben, als die Hoffnung auf eine Gymnasialstelle im schwinden war. Es befestigte sich die Absicht, Privatlehrer zu werden, und so schien es, noch vor dem eintreffen von Sulzers Brief, räthlich, einen lange zuvor, ohne Absicht auf Zürich aufgesetzten (Ausg. Briefe Bd. I S. 337) „Plan | Von einer neuen Art, | von | Privat-Unterweisung. |" zu veröffentlichen. Er ward zuerst o. O. u. J. auf 4 unpaginierten Blättern in 4[0] mit Fracturschrift gedruckt und dann im 3. Bande der „Neuesten Sammlungen vermischter Schriften" wiederholt. Der Originaldruck stimmt abgesehen von ein par kleinen und von orthographischen Verschiedenheiten mit dem von L. Hirzel in diesem Archive Bd. XI S. 378 ff. aus den „Sammlungen" mitgetheilten Texte überein. Nur ist dort 1) Wielands Name nicht im Titel noch sonstwo genannt; 2) steht am Schlusse folgender in den „Sammlungen" fehlender Satz: „Wer demnach auf gegenwärtige Nachricht geneigt ist, sich dieses Instituti zubedienen, der kan bey S. T. Herrn [Lücke] in [Lücke] nähere Nachrichten erfahren, durch dessen gütigen Vorschub, seine Gesinnungen an den Urheber dieses Projects gelangen werden" und 3) lautet die Datierung nicht „Zürich" u. s. f., sondern „Basel den 12. Hornung 1754", offenbar um die Anonymität des Verfassers zu verstärken. Es wiederholen sich in dem „Plan" die Gedanken, welche Wieland für den gleichen Zweck schon am 15. Juli 1752 entworfen hatte. Er hat damals an Schinz geschrieben (Ausgew. Briefe Bd. I S. 102 f.): „Erstens müssten die Eltern (seines Eleven) so viel Discernement besitzen, dass sie selbst einige Einsicht in die Wissenschaften und eine wahre Gelehrsamkeit hätten. Zweytens müsste dieser Jüngling . . . schon über die ersten Elemente hinweg seyn; denn die Grammatik kann ich keinen lehren, weil ich selbst nicht viel davon verstehe (aus dieser Schwäche ist im „Plan" eine Tugend gemacht). Drittens müsste seine Gemüthsverfassung von der Art seyn, dass ich Ehre an ihm einlegen könnte. Er müsste ein junger Xenophon seyn, so wollte ich versuchen, ob ich Sokrates seyn könnte. Gelehrt kann ich keinen machen, aber Dispositionen zur Weisheit und Tugend kann ich mit dem Beystande Gottes in einem erwecken, oder vielmehr denjenigen, die schon natürliche Dispositionen dazu haben, Weisheit und Tugend bekannter und beliebter machen."* Es wiederholen sich im „Plan" ferner auch

* Vielleicht ist Wieland, ein Mitarbeiter an den „Freymüthigen Nachrichten von Neuen Büchern", der Verfasser der daselbst Jhrg. 11 S. 69 Stück IX vom 27. Hornung 1754 enthaltenen Anzeige von J. P.

die Grundzüge der 1753 gedachten Akademiesatzung, deren vollständige Feststellung erst später erfolgte.

Den „Plan" hat Bodmer, um seinem Schützling „einen Erwerb zu verschaffen", im März auf seine Kosten drucken lassen, wie in seinem handschriftlichen Tagebuch zum Jahr 1754 vermerkt ist. Wie er sich um die praktische Ausführung bemühte, ergeben folgende seiner Briefe an Zellweger in Trogen. (Zellwegers Nachlass war mir durch die gütige Vermittlung meines Freundes J. Bächtold in Zürich zugänglich.)

10. März 1754 ... „Hr. Canon. Breitinger und ich haben Anschläge, den Hr. Wieland bey uns zu behalten; daher ist der Plan entstanden, von welchem ich Ihnen etliche Exemplare sende; mit fr. Bitte dass sie uns dazu beförderlich seyen. Das können sie so thun. Wir wollten gern die ersten 14 Tage oder drey Wochen verbergen, dass Wieland dieser Lehrer seyn würde, und vor allen Dingen erforschen, ob in der Evangelischen Schweiz vier so vernünftige Väter sind, die es im Vermögen und Willen haben, ihren Söhnen eine solche ungewöhnliche Institution zu geben. Erst wenn wir desswegen einige Hoffnung bekommen, würden wir ihn entdeken, und zugleich mehrere Nachrichten geben. Wenn es unserm Wunsche nachgehet, so sollten wir in hiesiger Stadt allein schon zween oder drey finden; also dass Wieland seinen Schauplaz allhier aufrichten könnte. Wir meinen, wenn ein Dritter oder vierter aus einer andern Stadt, Sant Gallen, oder Bern — sich angäbe, so würde er in hiesige Stadt kommen und hier einen Tisch und Kost suchen. Also ersuchen wir izt allein, dass mein werthester Freund vier von diesen Exemplaren des Planes an den Junker Sekelmeister von Mejenburg nach Schafhausen schike, mit dem blossen Ansuchen dass er sie an einige wakere und vornehme Herrn nach Belieben mittheile und bekannt mache. Sie sagen ihm, dieselben seien

---

Millers „Historisch-Moralischen Schilderungen zur Bildung eines edlen Herzens in der Jugend", einem Buche, das die Verleger der „Nachrichten" auf Lager hielten (1754. S. 120. 136 f.). Der Recensent klagt, dass unter den vielen, die sich mit Erziehung der Jugend abgeben, nur gar sehr wenige sich befinden, „welche im Stande sind, sie mit Nutzen zu übernehmen; es komme hierbei auf Gelehrsamkeit, Klugheit und gute Lebensart allein nicht an; nebst ungeheuchelter Gottesfurcht, einem muntern Witz und wahrer Zärtlichkeit gegen die Zöglinge sei auch noch eine ganz besondere Gemüthsbeschaffenheit und Wendung des Geistes erforderlich, welche den Lehrer in den Stand setzt, sich in allem gegen sie herabzulassen, und alle seine Handlungen nach der . . Natur eines jeden klüglich einzurichten": Sätze, die mit Wielands Programm genau übereinstimmen. Allerdings hatte Wieland seine paedagogischen Ideen im Einklang mit den Züricher Freunden festgestellt, so dass auch einer dieser Männer der Referent über Miller sein kann.

ihnen von einem wakern und habilen Mann zur Bekanntmachung zugefertiget worden, sie dürfen ihn noch nicht nennen, sie können ihn aber wol versichern, dass er vollkommen im Stand sey, das zu prästieren was in dem Plan versprochen wird. Der Plan selbst zeige schon einen ungemeinen Mann an. Es werde nicht länger als 14 Tage oder 3 Wochen währen, so werden sie ihm mehrere Nachrichten geben, und dann zugleich den Nahmen des Unternehmers entdeken. Vorher möchten sie aber gern von H. von Mejenburg vernehmen, was brave Herren in Schafhausen von dieser Privatunterrichtung urtheileten, und ob auch nur einer da wäre, der dergleichen Art der Education goustierte. Man wollte nur vier junge Leute annehmen, und die dächte man in Zürich oder Bern zu finden; doch möchte man gerne wissen, ob nicht auch in andern Orten ein Vater wäre, dem ein Vorschlag von dieser Natur anständig wäre.

Ferner bitte ich meinen werthesten Freund, dass sie vier solche Exemplare des Planes an H. Dr. Hiller nach Santgallen schiken, mit einem Schreiben von gleichem Inhalt, ohne ihm zu melden, woher sie die Plane bekommen haben; und ihn zu vertrösten, dass sie ihm in kurzem mehr Nachrichten geben wollen. Er sollte ihnen aber vorher sagen, wie man in Santgallen den Vorschlag ansehe. Ich überlasse das übrige ihrer Klugheit; und empfehle ihnen für diesmal das Schweigen.

Wenn der Anschlag von statten gehet, so bleibt Hr. Wieland bey uns, und dann bringen Hr. Breitinger und ich ihn den folgenden Sommer oder Herbst, oder gewiss im künftigen Jahre nach Trogen. Wir meinen vorläuftig, diese Institution dürfte ihm wol mit fl. 150 von einem jungen Menschen bezahlt werden, von vieren hätte er also fl. 600. und aus diesem Geld könnte er hier honorablement leben. Allenfalls wäre es auch an fl. 400 genug. Das wäre aber nur für die Institution, die aus andern Städten müssen die Kost daneben bezahlen. Ich verstehe ihre eigene Kost. Wieland würde seinen Tisch aus seinem Salario bezahlen. Denn er bliebe dann nicht in meinem Hause, sondern gienge an einen anständigen Ort in Pension. Sie sehen, alle Schwierigkeit ist, ob vier solche Väter seyen, die so viel auf ihre Kinder wenden wollen, und die verstehen können, dass eine solche Institution gut und die Kosten wol angewandt seyen. Das ist der Knotten." . . .

24. März 1754. „Ich habe nur Zeit ihnen mit zweyen Worten zu sagen, dass ich für die geschikte Bemühung mit dem Plane ganz verbunden bin, sowol als Hr. Wieland. Es ist noch nicht Zeit von dem Salario Meldung zu thun. Die gröste Schwierigkeit ist dass wir Väter finden, wie wir sie haben wollen. Hier haben wir den Plan nur sehr wenigen Herrn gesandt, so dass er noch wenig Aufsehens hat machen können. Man hat aber alsobald auf Wieland gerathen, ungeachtet aller unserer Verstellungen. Ich denke er

werde sich bald kühn entdeken müssen, woran ihn eine gewisse Scheuigkeit noch hindert. H. Rathsh. Heidegger hat er sich geoffenbart, dieser Herr entriert vollkommen in den Plan, wie andere wakere Männer. Aber die gemeinen Väter erschreken oder lachen davor, dass ihre Buben so brave und so tugendreiche Menschen werden sollten. Sie meinen man könne das alles, oder gröstentheils entbähren. Die Sache pressirt nicht, lassen sie ihrer Correspondenz nur Zeit." . . .

In der gleichen Sache wendete sich Wieland selbst an Haller in Bern, zunächst ohne sich zu nennen und ohne seinen Brief zu datieren (A. v. Hallers Gedichte hg. von Hirzel CCCLV[2]).

Inzwischen waren, wie Bodmer am 7. April 1754 seinem Freunde Zellweger schreibt, auf die früheren Bemühungen um eine Hofmeisterstelle in Braunschweig Briefe „voller grossmüthigen und liebreichen Inhaltes" an Bodmer und an Wieland vom Abt Jerusalem eingelaufen. Wieland antwortete darauf dankend mit folgendem Schreiben, dessen Original ich durch die Güte des Herrn G. Kestner in Dresden in dessen berühmter Autographensammlung einsehen durfte:

„Hochwürdiger Herr
Hochzuehrender Herr Abt.

Die grosmüthige und leutselige Art, mit der Ihre Hochwürden meiner Zuschrift geantwortet haben, befestigt mich in der zärtlichen Ehrerbietung, die ich für Sie empfand, ehe ich noch selbst eine so angenehme Würkung von Ihrem gütigen Charakter erfahren hatte, und ermuntert mich auf das kräftigste, so liebreiche Gesinnungen von Ihrer Hochwürden immer besser zu verdienen. Ich danke der Vorsehung mit gerührtem Herzen für diese neue Probe ihrer guten Leitung, und erwarte ganz ruhig, auf was Art sie mich ferner führen und gebrauchen will. Ich finde mich zur Unterweisung der Jugend so aufgelegt, dass ich nicht zu irren glaube, wenn ich sie für meine eigentliche Bestimmung halte. ich habe vor einiger Zeit meine Ideen von einer wohl eingerichteten Unterweisung zu Papier gebracht; mein Aufsaz gefiel den HErren Bodmer und Breitinger, und wir fanden vor gut, ihn bekannt zu machen. Wir wollten wenigstens ein Experiment von einer ziemlich ungewöhnlichen Art machen, und sehen was für Würkung ein solcher Antrag in den hiesigen Gegenden thun würde. So viel wir merken, ist diese Würkung sehr klein, und lässt uns mit keiner Wahrscheinlichkeit vermuthen, dass dieser Plan hier werde ausgeführt werden. Weil es mir aber hauptsächlich um die Sache selbst zu thun ist, so wünsche ich nur dass er irgendwo angehen möge; und wenn das auch nicht in allen Stücken seyn könnte, so enthält er doch die Grundsätze, denen ich folgen werde ich mag nun ein öffentlicher oder Privat-Lehrer werden. Ich nehme desswegen die

Freyheit, ihn Ihrer Hochwürden zu übersenden, und Ihnen durch ihn meine Gesinnungen und Gedanken von der besten Art die Gemüther zu bilden, bekannter zu machen. Etwas gutes, und soviel gutes als mir möglich ist, zu würken, ist mein vornehmstes Verlangen, und vielleicht hat die Vorsehung beschlossen, mich so glücklich zu machen, dieses unter der Aufsicht und dem Einfluss Ihrer Hochwürden zu thun. HErr Professor Bodmer ist von Dero gütiger Aufnahme seines Empfelungsschreibens, und von Dero grossmüthigen Erklärung sehr gerührt. Er wünschet zwar, nach seiner Liebe zu mir, nebst meinen übrigen Freunden, dass ich möchte hier bleiben können. Wo aber dieses nicht angeht, so würde er sehr erfreut seyn, wenn wir für meine Beförderung vornehmlich nur Ihrer Hochwürden verpflichtet würden. Der Herr Canonicus Breitinger danket gleichfals verbindlichst für Dero geneigtes Andenken und für Dero gütige Vorsorge für mich, und versichert Dieselben seiner ungemeinen Hochachtung.

Ich bin, mit den redlichsten Wünschen für das beständige Wohlergehen Ihrer theuresten Person,

Ihrer Hochwürden
Meines Hochzuehrenden Herrn Abts
gehorsamster und verbundenster
Diener

Zürich den 14. April. 1754.

Wieland."

Wieland durfte nun aus seiner Anonymität, die ohnehin nicht lange aufrecht zu erhalten war (s. o. und Ausg. Briefe Bd. I S. 337), heraustreten, nachdem Anmeldungen von Schülern erfolgt waren. Es war nicht aufrichtig gesprochen, wenn Wieland noch am 14. April, um Jerusalem für seine Zukunft in Athem zu halten, schrieb, die Ausführung seines „Planes" sei in Zürich aussichtslos. Denn schon am 7. April eröffnete Bodmer dem Freunde Zellweger: „Indessen hat es allen Anschein dass unser Plan der Privatunterrichtung angehen wolle. Es sind schon 3. junge Leute, die man H. Wieland übergeben will; und die die erforderlichen requisita haben. Er ist so gern bey uns, dass er diese Lebensart selbst einem Professorate in Braunschweig vorziehen würde. Der Plan wird von allen wakern Leuten goûtiert: aber es sind doch viele andere, welche fürchten ihre Söhne würden so zu ganzen Gelehrten etc. und dieses möchte ihnen die Geschäfte in ihren Contoirs, oder auf der Zunft und dem Rathhaus verleiden. Wir haben seinen Nahmen izt entdeket. Und sie mögen ihn auch in Santgallen und Schafhausen bekannt machen, wiewol wir von diesen beyden Orten nichts erwarten. Hr. Zollikofer, Hr. Spitalschreibers Sohn, .. hat uns gesagt, dass man in Santgallen ihn beschuldiget hätte, dass er wol den Plan möchte geschrieben haben." ...

Rückhaltloser als gegen Jerusalem machte jetzt Wieland mit offenem Visier Haller mit der Sachlage bekannt in einem Briefe vom 18. April 1754 (A. v. Hallers Gedichte hg. von Hirzel CCCLV²; das Datum 1753 daselbst ist irrig und damit sind auch die Ausführungen Hirzels in diesem Arch. Bd. XI S. 384 f. zu corrigieren).

Ueber das gelingen des Planes schreibt Bodmer am 5. Mai an Zellweger: „Wir haben izt drey Väter und Mütter die ihre jungen Leute Hr. Wieland in die Inform. geben wollen und hoffen noch ein paar zu finden, wiewol die meisten denken wie man in Santgallen und Schafhausen denkt. Einige fürchten, Hr. Wieland würde Versmacher aus den jungen Menschen machen ... Wir hoffen vor unserer Abreise (sie war gegen den 16. Mai projectiert) das Institutum der Information zu Stande zu bringen.“ Zellwegers werben war ohne Ergebniss geblieben, zu seinem Bedauern; denn er erwartete grosse Dinge von Wielands Erziehung (Zehnder, Pestalozzi S. 372). Aber die Züricher Aussichten waren so günstig, dass man auf eine Betheiligung von auswärts verzichten konnte. Wieland selbst war mit dem Erfolge so zufrieden, dass er für die drei nächsten Jahre auf keine andere Stelle mehr reflectierte und so auch eine durch J. J. Spaldings Vermittlung an ihn im Mai 1754 ergangene Berufung nach Norddeutschland ablehnte. Zudem war diese Vocation „etwas mystisch“. Spalding hatte geschrieben: „Vielleicht könnte Ihnen dieser Aufenthalt (in Berlin, wohin ihn Sulzer am 19. Februar 1754 eingeladen hatte, vgl. Briefe der Schweizer S. 225 f.*) zu einer genauern Verbindung mit Herrn von Arnimb Anlass geben, wovon Ihnen vielleicht der Herr Curtius ** aus Hannover schon einige Eröfnung gemacht haben mag, darüber sich aber erst nach einiger Zeit der persönlichen Bekanntschaft von beyden Seiten die sichersten Entschliessungen werden fassen lassen“. So lautet die Ausg. Briefe Bd. I S. 130 gekürzte Stelle im Originale.***

Zum Beginn des Unterrrichtes war alles bereitet, als Bodmer an Zellweger schrieb am 20. Juni 1754: ... „Izt wird Hr. Wieland mein Haus in wenigen Tagen verlassen. Er wird den Tisch bey meinem Schwager Dr. Gessner nehmen, bey dem er auch sein Lager haben wird. Etliche schöne Lehrzimmer wird er in einem schönen Haus an der Kirchgasse bekommen, im Constanzer Haus. Ein Knabe in demselben Haus und noch 3 oder 4 andere haben

* Hagedorn hatte Sulzer und Wieland im Sommer 1754 in Hamburg erwartet. Poet. Werke hg. von Eschenburg Bd. V S. 119.

** Mich. Konr. Curtius, damals Erzieher beim Hannöverischen Staatsminister v. Schwicheldt, später Professor in Marburg.

*** Mit Spalding und George Friedrich von Arnim auf Suckow, der in der Uckermark eine Akademie gründen wollte, war Wieland durch Müchler in Beziehung gekommen: vgl. Dorow, Denkschriften und Briefe, Bd. II S. 181. 185.

sich ihm in die Institution vertraut. Er wird seinen Plan an ihnen probieren mit wenigen Verändrungen. Die Person zahlt ihm alljährlich fl. 125."... Ueber den Verlauf der Lehre vgl. Zehnder, Pestalozzi S. 689 f. 515.*

---

* Vom Religionsunterrichte, den Wieland ertheilte, sind in Privatbesitz in Bern und Zürich zwei Nachschriften erhalten. Es wäre sehr dankenswerth, wenn daraus Mittheilungen gemacht würden. Wieland hätte zwar keine Freude daran; denn als er erfuhr, dass einer der Schüler seine Aufzeichnungen der Firma Orell, Gessner, Füssli und Comp. zur Veröffentlichung angeboten habe, schrieb er darüber einem der Theilhaber jener Firma, seinem Schwiegersohne Heinrich Gessner, aus Weimar am 2. November 1795 (ich kenne den Brief durch die Liberalität des Hrn. Zolldirector Gessner in Schaffhausen) folgendermassen: „Des Queerkopfs Konrad Ott Unternehmen, Hefte die ich in meiner Jugend meinen Schülern vor mehr als 37 Jahren dictiert (denn NB. anno 1758 war ich in Bern) wider meinen Willen und mir zu trotz drucken zu lassen ist unsinnig und noch etwas mehr. So wie er sich dessen unterfangen würde, würd' ich mich genöthigt finden, eine sehr stark motivierte Protestazion, wodurch seine Ausgabe gewiss zu Makulatur werden sollte, in allen Sprachen der Welt zu manifestieren. Ich verstehe keinen Spass über solche Punkte. Uebrigens ist zu merken, dass in seinem Antrag an Ihre Societät ein paar grobe Gedächtnissfehler vorkommen. Vor 20 Jahren war ich hier in Weimar Instruktor des Herzogs, und nie habe ich 20 Louisd'or von ihm bekommen. In den Jahren 1754. 55. 56. und 57. hatte er nebst seinem Bruder Kaspar und dem damahls jungen Grebel, Sohn des weil. Jkr. Amtmann Grebels im Konstanzerhof täglich 4 Stunden Privat-Unterricht bey mir, und nicht er sondern sein Vater honorierte mich dafür. Nochmahls sein Ansinnen ist Unsinn, und würde einem Menschen von gesundem Gehirn nicht zu verzeihen seyn. Wenn sie ihn also durch Zureden zur Besinnung bringen könnten, würden sie mir und dem guten H. Pfleger (der selbst eines Pflegers sehr zu bedürfen scheint) grossen Verdruss ersparen"... Der hier erwähnte Joh. Kaspar Ott stand in Briefwechsel mit Ring in Karlsruhe und schrieb diesem unter anderem nach einer Mittheilung E. Schmidts am 15. August 1787: „Mein verehrungswürdiger Lehrer, der Hr. Christoph Martin Wieland, der Voltaire Deutschlands, nun auch ein Hr. Hofrath, dessen Unterricht ich glücklicher Weise 7 volle Jahre [falsch!] während seines Aufenthaltes in der alten Zürich genossen, und dem ich das bischen Wissenschaft und Wissenschaftliebe das ich etwa besitzen mag ganz allein zu verdanken habe, sagte mir oft in meinen zarten Jünglingsjahren, wenn er mit seinen Eleven über 1000 Gegenstände zu reden kam, und Lehren der Weisheit aus seinem Munde flossen, betreffend die grosse und fast unentbehrliche Kunst auf eine gute Art Briefe zu schreiben: die gröste Kunst bestehe darinnen einen Brief wohl anzufangen und wohl zu enden, über den übrigen oder mittleren Theil müsse man eben nicht allzu

Nachdem so die Wünsche der Züricher sich erfüllt hatten, schlug Wieland eine ihm im Anhaltischen angetragene Stelle aus; so erfuhr Sulzer von Gleim und fragte über den Grund der Ablehnung am 9. October 1754 bei Bodmer an. Im Januar 1755 konnte sich Wieland mit neuen starken Propositionen brüsten, die ihn von Zürich abgerufen hätten, die er aber überwunden (Ausg. Briefe Bd. I S. 159). Die Befriedigung über die neue Thätigkeit hiess ihn auch fernere Anerbietungen ablehnen, wie aus einem Briefe Wielands an einen unbekannten Gönner (Sack?) erhellt; er lautet:

„Zürich den 28. September 1755.

Hochedelgebohrner Herr,

Hochzuehrender Herr,

Ich bin von Ihrer gütigen Freundschaft, von der mir Ihre Zuschrift und Ihre Bemühung für mich ein schäzbarer Beweis ist, nicht wenig gerührt worden. Ich bedaure nur dass Sie meinetwegen Mühe gehabt haben, da ich die Stelle, welche Sie mir anbieten, aus mehr als einem Grund nicht annehmen kan; wovon dieser einzige hinlänglich ist, dass ich seit einem Jahre mit einem paar Vornehmen Zürchischen Herren wegen Unterweisung ihrer Söhne in einem engagement stehe. Ich habe dieses dem Hrn. Abbt von Marienthal*, dessen Grossmuth ich mit dankbarstem Herzen verehre, schon vor einem Jahr berichtet, ich sehe aber dass mein Brief ihm nicht zugekommen ist. Ich überschikte Ihm damals einen gedrukten Plan, in welchem ich meine Neigung ein Privat-Lehrer zu seyn, öffentlich sagte. Sie scheinen nicht völlig von meinen Umständen berichtet zu seyn. Ich sehe die Situation in der ich mich befinde für so angenehm an, dass ich sie aus tausend andern wählen würde. Ich habe sie auch gewählt. Der Brief den Hr. Bodmer, der beste und rechtschaffenste Mann, an den Hrn. Abt Jerusalem vor 2 Jahren schrieb und das meinige, war nicht in der Meinung geschrieben, dass ich eine Beförderung um der Beförderung willen, suchte; wir meynten nur, es wäre gut wenn ich aus der Speculativen Sphäre, worinn ich sonst eingeschlossen war, in ein activeres Leben käme und Bekanntschaften in Deutschland machte, welche mir vielleicht Gelegenheit gäben, in einem weitern Cirkel zu nutzen. Ich würde nicht ein Wort hievon schreiben, Mein Wehrtester Herr, denn es kan nicht anders als fremd und grosssprecherisch tönen, wenn ich

ängstlich seyn, das gebe sich von selbst". Dieser, ein „unwürdiger Discipel", wie er sich nennt, bezeigt wiederholt seine grosse Verehrung für Wieland und bedauert sehr, dass dieser Zürich vergessen habe: „Er lebte dennoch manchen guten Tag unter uns, und ware von Jedermann geschätzt und geehret, es muss Ihn irgend ein feindseliger Dämon wieder uns eingenommen haben, kurz er ist kein Zürich-Freund mehr".

* Wieland meint wol Jerusalem, der von 1749 bis 1752 Abt von Marienthal, darnach aber Abt von Riddagshausen war.

etwas von meinen innersten Gesinnungen sage; aber mich dünkt die Gelegenheit habe es diesmal erfordert, und nach dem was Sie für mich gethan haben, sehe ich Sie für einen Menschenfreund und also auch für den meinigen an. Die Begierde nach dem was man heist, ein Glück machen, hat mich nie angefochten. Ich suche nur das zu vollbringen warum ich hier bin. Dieses ist meine wahre Absicht bei meinen Handlungen. Auch der Rohm [!] hat so wenig Reiz für mich dass ich Ihnen mit Wahrheit sagen kan, ich habe mich nie darum bekümmert was die Deutschen zu meinen Schriften sagen oder nicht. Meine Absicht ist nicht gewesen sie zu belustigen. — Aber meine bissherigen Schriften selbst sind eher eine Dehmüthigung für mich als ein Zunder des Stolzes. Ich verachte immer mehr und mehr den fälschlich so genannten Bel-Esprit der nur witzig ist, und die Poesie die etwas anders als eine Lehrerin der Tugend oder eine Heroldin der Thaten Gottes ist. Solche Geister wie Herr Utz und solche Gedichte wie seine, sind eine Plage für meine Seele. — Vergeben Sie mir, Mein Herr, dieses vielleicht unzeitige Gewäsche. Was kan es Ihnen für Vergnügen machen, einige Blicke in mein Herz gethan zu haben? — So gleichgültig ich aber auch immer für alle arten von Clinquant seyn mag, so kan ich doch nie gleichgültig gegen die Liebe der Redlichen und Tugendhaften seyn. Ich selbst muss solche Lieben, und zur Liebe kommt noch Ehrfurcht, wenn sie, wie Ew. Hochedelgebohrnen mit Fähigkeiten und Geschiklichkeiten ausgerüstet sind, welche die Welt berechtigen, viel Gutes von ihnen zu hoffen. Es ist mir von Zeit zu Zeit eine angenehme Empfindung, wenn ich mir vorstelle, dass in der Ferne einige Menschen sind, die mir gutes wünschen und denen ich ohne mit ihnen in Bekanntschaft zu stehen einiges Vergnügen machen kan. Ew. Hochedelgebohrnen gehören unter diejenigen, deren Gewogenheit mir ein schäzbares Gut ist. Ich bitte Sie mir dieselbe zu erhalten, und versichert zu seyn dass ich, mit Verlangen nach einiger Gelegenheit Ihnen meine Verpflichtung zu zeigen, und mit ausnehmender Hochachtung jederzeit verbleiben werde,

Ew. Hochedelgebohrnen
gehorsamster und verbundner
Diener
Wieland.

P. S. Ich weiss nicht was für eine fatale Irrung mit den Briefen die ich von dem Hrn. Abt Jerusalem bekommen habe, vorgegangen ist. Der Ihrige und der Seinige sind vom April datirt, ich habe Sie aber erst gestern, den 27. September bekommen, durch Buchhändler, denen man nichts geben muss, wenn man etwas schnell bestellt haben will.“ (Original in der k. Bibliothek in Berlin.)

Die Berufung, welche Wieland in diesem Briefe ablehnt, gieng wol nach Petersburg. Es muss das geschlossen werden aus einem

Briefe Künzlis an Bodmer aus Winterthur 3. Oktober 1755, worin es heisst: „Herr Wieland hat, wie mich dünkt, wohl gethan, dass er sich den Beruf nach Petersburg nicht hat lassen anfechten, seine Leibs-Constitution ist zu schwach für Petersburg".

Aus all diesem erhellt, dass die früheren Bemühungen, Wieland eine Unterkunft zu verschaffen, von Erfolg gekrönt waren und dass ihm sein „Plan" wolwollende Gunst erwarb. So durfte er hoffen, nach Ablauf der für die Züricher Schüler verabredeten Frist nicht brotlos zu sein. Wiederholt wurden ihm aus Deutschland „acceptable Anträge von Gouverneurstellen gemacht" (vgl. Ausg. Briefe Bd. I S. 341)*, und er war entschlossen, in diesem Berufe zu verharren. In diesem Sinne äusserte er gegen Sulzer, „er hätte Lust einmal ein noch junges unverdorbenes Kind in seinen Unterricht zu nehmen". Sulzer missverstand diese Bemerkung so, als ob Wieland sofort eine Veränderung seiner Stellung wünschte, und schrieb deshalb an Bodmer (1. November 1755), dass er eine derartige Stellung bei einem ihm befreundeten geheimen Rathe zu Berlin, einem Schweizer, kenne. Aber Wieland gefiel sich so gut in Zürich, dass er die Berufung ausgeschlagen hätte, auch wenn die Gage, statt weit hinter der Züricher Einnahme zurück zu bleiben, dieselbe doppelt überstiegen hätte (Bodmer an Zellweger 14. December 1755). Sulzer billigte es durchaus, dass Wieland in Zürich bleiben wolle, er habe sich nur „durch das Gerüchte, dass Wieland eine Condition suche, verführen lassen, ihm eine anzubieten" (an Bodmer 13. Februar 1756).

In dieser Lage, man kann sagen, von fürsorgenden Freunden umworben und geachtet, machte Wieland die Bekanntschaft des badischen Hofrathes Reinhard. Erst in diesem Zusammenhange wird es begreiflich, warum ein Mann, welchen das Vertrauen seines Fürsten mit der Umgestaltung des Gymnasium illustre in Karlsruhe beauftragt hatte, mit Wieland in solcher Angelegenheit in Verbindung trat. Die Beziehungen zwischen beiden nun hat der Verfasser der am Beginne genannten Schrift zuerst aufgedeckt, indem er darauf bezügliche Papiere aus den Acten des grhgl. Generallandesarchives mittheilt.

Reinhard kam im Januar 1755 (nicht, wie Funck angibt, im Sommer 1754) nach Zürich. Bodmer schrieb darüber an Hess 31. Januar und 1. Februar 1755: Vor 8 Tagen sei Hofrath Reinhard von Baden-Durlach in Zürich gewesen. Wielands Leute schrie-

* Z. B. auch aus Klosterbergen. Sulzer an Bodmer 28. Mai 1757: „Ich hoffe, dass Herr Wieland nicht anders nach Sachsen gehen wird, als über Berlin, ich gestehe dabey, dass ich eben keine grosse Meinung von den Conditionen habe, welche durch den Abt Steinmetz angetragen werden. Die Leuthe deren Haupt dieser Mann ist, sind gar zu grosse Fantasten".

ben, er reise wegen Wielands nach Zürich (Reinhard war in Geschäften in Biberach gewesen). Der artige Hofmann erzählte, der Markgraf von Baden plane ein Gymnasium wie das Braunschweigische. Wieland solle den Plan dazu aufsetzen und mit ihm darüber correspondieren. Wenn es zu Stande käme, so werde Wieland Professor. Wieland „fürchtete man würde ihm eine so gute Station antragen, dass er sie nicht abschlagen könnte, und doch war er bey sich schon entschlossen alles abzuschlagen".... Nichts destoweniger gieng Wieland auf Reinhards Wünsche ein. Funck veröffentlicht zwei Briefe Wielands und eine dazwischen liegende Antwort Reinhards (nach dem Concept). Wir lernen durch dieselben den äusseren Anstoss kennen, welcher die schriftliche Fassung der früheren paedagogischen Pläne veranlasst hat. Damals hatte Wieland sich gegen die Mittheilung derselben an einen Fürsten verwahrt, jetzt bietet er selbst dieselben einem Hofe dar. Dieser „Plan einer Academie", dessen Conception also im Sommer 1753 liegt, dessen Ausarbeitung mindestens zu Anfang 1755 beschlossen und Mitte Juli 1756 vollendet war, wurde erst zwei Jahre später durch den Druck bekannt gemacht. Im Frühling 1758 erhielt J. Iselin in Basel den „Plan" in der Handschrift zur Einsicht und nahm denselben so begeistert auf, dass er in einem Briefe an Bodmer vom 23. Juni eindringlich zur Drucklegung räth. Dies Gutachten mag die Veröffentlichung* verursacht haben.

Mit dem Drucke stimmt nach Funcks Angabe die 1756er, Reinhard übersandte Handschrift des Planes im wesentlichen überein; wir würden es Funck gedankt haben, wenn er die Abweichungen, von denen er hier Beispiele gibt, genauer verzeichnet hätte; es

* Der „Plan" erschien als erster Theil einer anonymen Schrift, welche den Titel trägt: „Plan | einer Academie, | zu | Bildung des Verstandes und Herzens | junger Leute, | Nebst | Gedanken | über | den Patriotischen Traum, | von einem Mittel, | die veraltete Eidgenossenschaft wieder zu verjüngern. | 1758." Titelbl. und 100 SS. 8° in Fractur. Der „Plan" füllt S. 1—64. Da die „Gedanken" mit einem Sondertitel, neuer Paginierung (36 SS.) und Norm, im übrigen seiten- und zeilengleich mit dem vorgenannten Drucke, auch eigens vertrieben wurden, so ist zu vermuthen, dass auch der „Plan" allein mit einem Sondertitel in den Handel kam. Ferner erschien der „Plan" unverändert in der „Sammlung einiger Prosaischen Schriften, von C. M. Wieland. Dritter Theil. Zürich, bey Orell und Comp. 1758." S. 95—160. In den späteren Ausgaben der Prosaischen Schriften 1763, 1771, 1779 fehlt derselbe (in Folge der Lessingschen Kritik?), ebenso in den Ausgaben letzter Hand und in der Gruberschen. Erst die Hempelsche Ausgabe hat denselben nach dem Drucke in den Prosaischen Schriften 1758 in Wielands Werke Bd. 40 S. 729 aufgenommen.

sind doch z. B. für den Wandel von Wielands litterarischem Urtheile alle Veränderungen wichtig, die er in den Listen der empfohlenen Schriftsteller vorgenommen hat. Es hat um so mehr Grund, auf die Fassung dieses „Planes" genau zu achten, als aus Lessings ausführlicher Betrachtung desselben in den Litteraturbriefen 9—14 zur Genüge hervorgeht, dass ihm seiner Zeit keine geringe Beachtung — und diese doch nur um seiner bedeutenden Eigenart willen — zuerkannt ward; ferner auch deswegen, weil nach Funcks Andeutungen die erste Fassung zum Theil nach eben der Richtung von Wieland abgeändert worden ist, in welcher Lessing eine stärkere Umwandlung für nöthig hielt: daraus geht hervor, dass Wieland die Schwächen seines Aufsatzes selbst ahnte. Auch ist an Funck die Frage zu richten, ob die ihm zugänglichen Acten Aufschluss geben über die Reinhardische Reform des Karlsruher Gymnasiums und ob dann in dieser sich Spuren Wielandischen Einflusses nachweisen lassen; leider hat Funck sich hierüber gar nicht geäussert. Ein Correspondent Rings, M. Müller, schreibt aus Zürich am 14. März 1759: „Er (Wieland) hat mir gesagt, dass Er Ihro Durchl. dem Marggrafen von Durlach einen Plan von einer Ritter-Academie mitgetheilet, den ein Abgesandter von dem Carlsruhischen Hof von ihm begehrt: er habe aber seitdem nichts von der Execution gehört". (Nach einer Abschrift, die mir E. Schmidt mit andern aus Rings Nachlass freundschaftlich überlassen hat.) Danach ist die Frage wol mit nein zu beantworten. Vielleicht war diese undankbare Missachtung der Grund, aus welchem Wieland die Drucklegung des „Planes" zwei Jahre lang verschoben hat.

Mit S. 13 beginnt der zweite grössere Theil der Festschrift Funcks, der auch äusserlich stärker vom ersten geschieden sein sollte. Er behandelt Wielands Beziehungen zu einem andern Badener, zu Ring. Auch dieser war mit Wieland in Zürich bekannt geworden: so berichtet Funck aus Rings handschriftlicher Autobiographie. Enge geschlossen kann das Verhältniss nicht gewesen sein; denn weder Wieland noch Ring spielt in den ersten Briefen, welche sie wechseln, und auch nicht in den späteren, auf jene persönliche Berührung an.

Der Briefwechsel wird von Wieland eröffnet, um durch den Prinzenerzieher Ring den badischen Hof zur Subscription auf die zweite Ausgabe des „Agathon" zu gewinnen. Ring kam diesen Wünschen entgegen, ja zuvor und that und erreichte mehr, als Wieland erbeten hatte. Er warb ihm auch durch seinen Freund v. Nicolay*

---

* L. H. v. Nicolay war in seinen Dichtungen ein Nachahmer Wielands. Directe Beziehungen zwischen beiden fand ich bis jetzt nicht. Nach gütiger Mittheilung des Hrn. Dr. Georg Schmid in St. Petersburg enthält Nicolays Nachlass nichts von Wielands Hand.

die Praenumeration der Kaiserin Katharina, auf die der Dichter sehr stolz war. Die 15 Briefe Wielands und die 2 vollständig und 3 im Auszuge mitgetheilten Briefe * Rings betreffen hauptsächlich diese Angelegenheit sowie den Debit des „Merkur" und sind also nur insoferne von Belang, als sie da und dort ein Datum für die äussere Geschichte dieser Unternehmungen bieten. Ring sollte nach Wielands Wunsch nicht nur Collecteur, sondern auch Mitarbeiter des „Merkur" sein. Den wiederholten Einladungen entsprach Ring; aber nur für ein einziges der angebotenen Stücke sagte Wieland die Aufnahme zu, und dieses steht — nicht im „Merkur". Funcks Annahme, dass die Zeitschrift keinen Artikel von Ring enthält, wird dadurch bestätigt, dass dieser auch in Burkhardts „Repertorium" nicht genannt wird. Nur ein Bedenken habe ich: Wieland schreibt am 4. August 1773 an Ring (S. 45): „Die Magd welche sich zur Amme machen lassen will, ist ein zu ignobles personnage für den Merkur"; nun steht im Septemberheft des gleichen Jahres ein „Wiegenlied" (S. 214), aus welchem ich folgende Verse aushebe: „Man hat die Amme fortgeschickt, Wer soll den Knaben wiegen? ... Ach! lasst das arme junge Blut Ihr Mädchen! euch erbarmen. Kommt, nehmt der Amme Stelle ein .... So küsst ihn dann, nach Ammenbrauch ..." u. s. f. Wieland merkt an, das Lied sei ihm von einer ungenannten Dichterin zugegangen. Von eben derselben stehen im „Merkur" 1773 III S. 217 und 1774 I S. 131 ff. Gedichte; sie unterzeichnet C. R. geb. S. Es wäre doch wunderlich, wenn gleichzeitig zwei Gedichte, welche den Ersatz einer Amme durch Mädchen behandeln, dem Redacteur des „Merkur" vorgelegen hätten. Ist Ring der Verfasser des citierten Wiegenliedes und hat Wieland sein Urtheil über das Gedicht geändert und bei der Aufnahme desselben

---

* In einem der letzteren, datiert vom 17. Juli 1780, den ich in der k. Bibliothek in Dresden excerpierte, steht der Satz: „Klopstock schreibt an keine Seele, ausser jüngst, da man seine meubles ohne Zinnss nicht mehr aufheben wolte und er uns seine neue Orthographie insinuierte, ein paar orthographisirte Zeilen au bas d'une feuille imprimée" (wol der Fortsetzung der „Fragmente"). Auch der von Funck im Archive Bd. XI S. 507 ff. mitgetheilte Bogen beweist den Verkehr Klopstocks mit Karlsruhe in diesen Jahren. Funck berührt in seinen Beiträgen S. 48 auch den bekannten Bericht Rings über Klopstock. Ich merke zu dieser Sache aus den in der k. Bibliothek in Dresden aufbewahrten Papieren Böttigers an, was dieser „aus dem Munde unsrer regierenden Herzogin, die diess selbst von dem Markgrafen gehört hatte", aufgezeichnet hat: „Allerdings verliess Klopstock den Markgrafen von Baden, der ihn sehr liebte, plötzlich ohne Klang und Gesang, und ohne Abschied zu nehmen. Aber doch schrieb er ihm aus einer der nähesten Stationen, und dankte".

in seine Monatsschrift den Verfasser durch eine falsche Chiffre und die Anmerkung maskiert? Besser ist anzunehmen, dass Ring das Product einer Frau C. R. geb. S. seinem Freunde Wieland übermittelt hat. Wer diese Dichterin sein könnte, weiss ich nicht; Rings Gattin nicht; diese war eine geborene Wieland; eben so wenig die mit Wieland correspondierende Schwägerin Rings, die Frau Volz in Wetzlar. —

Beachtenswerth in den Briefen sind ein par zuversichtliche Aeusserungen Wielands über seine Singspiele, ferner die Unterhandlungen über eine Uebersetzung des „Encomium moriae" des Erasmus von Rotterdam, die zu veranstalten Wieland von dem Basler Kupferstecher v. Mechel durch Rings Vermittlung aufgefordert worden war. Anfangs verhielt sich Wieland ablehnend, dann als er des zu erhoffenden Gewinnes wegen bereit war *, gab Mechel, welcher selbst nur an der neuen Herausgabe der Holbeinschen Vignetten zum „Encomium" Interesse hatte, sein Project aus Ueberdruss an Wielands umständlichen Vorfragen auf.

Das letzte der hier veröffentlichten Schreiben Wielands äussert sich sehr vergnügt über den Besuch des Karlsruher Professors Sander, den Ring an Wieland empfohlen hatte. Sander war überschwänglich entzückt von dem Aufenthalte bei Wieland und schrieb darüber an Ring aus Jena 9. August 1780: „Gestern bin ich fast den ganzen Tag bei ihm gewesen. Wir waren noch im Mondschein im Garten beisammen, und tranken Rheinwein. Ein herrlicher Mann — Seines Gleichen war, und lebt nicht. So war Vater Homer, so war Virgil nicht, so war noch nie ein Menschensohn. Und seine liebenswürdige Familie! Ha! das älteste Mägdchen wie spirituell, und wie naiv dabei! Wir waren gleich nahe beisammen und keine Secunde entschlüpfte mir ungenutzt. Er nannte mich immer nur: seinen lieben Landsmann und küsste mich etlichemahl mit den wärmsten Ergiessungen. So war mir nicht anders, als wenn ich über alle Menschen erhoben, und an der Hand des Gotts der Wissenschaften in den Tempel der Musen eingeführt würde. So gar kein Schein von Prätension, so ein Geist der Gesellschaft, so viele nicht herausgeschlagene Funcken von Genie, und doch so viel Herabstimmung zu jeder ganz gemeinen Lage, und ganz gewöhnlicher menschlicher Angelegenheit. Da fühlt man auch, wie süss es ist, ein Mensch zu sein. Ja ewig müsse das Genie seine Ehre behalten, und der Höllenschwarm der Schreier mag in seine schwarze Höle zurückfahren." Wieland gab ihm keine Grüsse nach Berlin mit, denn sie bekümmerten sich dort nicht um ihn, und er sich nicht um sie. (Nach einer Abschrift E. Schmidts.)

---

* 1776 schrieb Wieland über Erasmus. Vgl. Sämmtl. Werke hg. v. Gruber 1823. Bd. 47 S. 193 ff.

Funck publiciert auch (S. 19) einen Brief Wielands an Rings Schwägerin Volz in Wetzlar, der überraschend zahlreiche Bekanntschaften des Dichters in dieser Stadt offenbart. Es wäre erwünscht, wenn aus den in Rings Nachlass vorhandenen Schreiben der Volzin diese Beziehungen sich genauer bestimmen liessen.

Die letzte Spur der Verbindung zwischen Wieland und Ring, welche Funck aufzuweisen vermochte, fällt in den Beginn des Jahres 1792. Durch E. Schmidt bekam ich Kunde von einigen Distichen Rings „Ad Wielandum post lectos ejus Dialogos: Gespräche unter vier Augen.

Virtute hac ô macte tuâ, Wielande! Turici
Olim juncte mihi, juncte bonis aliis;
Quam memini, fuerint anni fere tres ô beati
Bodmeri in domibus tum mihi tum sociis
Quam Breitingerus Gessneri comica vis nos
Firmavit, juvit — deliciae juvenum" u. s. f.

Die „Gespräche" erschienen 1798 im „Merkur" und 1799 in den „Sämmtlichen Werken". Ob Wieland die Verse zu Gesicht bekam?

Aus dieser Inhaltsanzeige der Funckschen „Beiträge" und den Zusätzen wird erhellen, dass die Schrift beachtenswerthe Mittheilungen über Wieland gibt, dass aber den Herausgeber mehr die Veröffentlichung als die Verarbeitung seiner Funde reizte. Mit ängstlicher Genauigkeit sucht er das Original wiederzugeben, so dass er z. B., wo Wielands flüchtige Schrift den Accent statt genau über das e erst auf das nachfolgende s setzt, auch dies nachahmt. Und doch haben sich ein par Lesefehler eingeschlichen, wie ich dies aus E. Schmidts Abschriften der Briefe Wielands an Ring ersehe. So ist gleich im Datum des ersten Briefes (S. 15) März in May zu ändern. S. 29 in der Mitte liest Funck: „Gesinnungen, welche Sie den Ihrigen für mich eingeflösst haben"; E. Schmidt: ...„den Prinzen"... S. 30 in der 12. Zeile des Briefes liest E. Schmidt unzweifelhaft richtiger „Anscheinung" statt „Anschauung". Z. 17 ebenda ist „Bärstechern" zu lesen (vgl. D. Litt. Denkmale 8 S. 657 Z. 20). Andere Verschiedenheiten wie Januar statt Jenner, zweite statt zwote, auch orthographische Differenzen, den Beginn neuer Absätze an anderer Stelle u. dgl. übergehe ich. Bemerken hätte Funck sollen, dass vom Brief 11 (S. 41) nur die Unterschrift und die Nachschrift von Wielands Hand ist. S. 45 Z. 7 v. u. steht im Original G***: Funck hätte nicht „Garve", sondern „Gotter" ergänzen sollen. Bei alledem bleibt es ein Verdienst Funcks, die Schätze, wenn sie auch nicht vollwerthiges Gold sind, gehoben zu haben, und die Gelegenheit, die in Karlsruhe versammelten deutschen Philologen auf die Beziehungen eines deutschen Dichters zu Karlsruhe hinzuweisen, war gut gewählt.

Bernhard Seuffert.

Anzeigen aus der Goethe-Litteratur.

1. Goethes Briefe u. s. w. Bearbeitet von Fr. Strehlke. 19. und 20. Lieferung.

Bisher unbekannte Briefe sind von den in diesen Lieferungen gebrachten: an Windischmann (Dat. und Anf. eines Briefs und ein Brief zuerst vollständig), an Frau v. Wolzogen (2 vollständige Briefe), an Silvie v. Ziegesar (Dat. u. Anf. mehrerer Briefe) und mehrere an unbekannte Adressaten. Zu vermissen sind: Briefe an Willemer v. 26. April 1815 (Goethe-Jahrbuch I, 250) und an Zahn (facsimiliert) v. 18. Sept. 1827.

Die Briefe an unbekannte geben zu Bemerkungen Anlass.

Nr. 1 ist schwerlich an den Vertreter der Eichenbergischen Erben gerichtet: der Inhalt deutet auf eine nicht in Frankfurt wohnende Person; jener Vertreter würde aber ein Frankfurter gewesen sein.

Nr. 3 gewiss nicht an Bertuch, worüber ich mich oben Seite 465 des weiteren geäussert habe.

Sollten die Adressaten von Nr. 5 u. 7, ebenso wie die Adressaten der an eine und dieselbe Person gerichteten Briefe 46—49, 52, 56, 59 und 61 nicht im Staatsarchiv zu Weimar sich haben ermitteln lassen? Die bei 7 erwähnte Vermuthung, welche den wahren Namen des geheimnissvollen aus Gera Krafft sein lässt, wird sich keinesfalls halten lassen. Goethe sagt in den „Tag- und Jahresheften“ Abs. 78 ausdrücklich, dieser Mann habe sich unter angenommenem Namen in Jena aufgehalten, daher konnten Briefe an ihn nur dann ihre Bestimmung erreichen, wenn sie auf der Adresse diesen angenommenen Namen trugen. Die Adresse lautete nun aber, wie man aus den von Schöll veröffentlichten Briefen an ihn und aus dem Briefe an Frau von Stein, der in der 1. Ausgabe der Briefe an dieselbe I, 133 abgedruckt ist, ersehen kann, „an Hr. Krafft“. Deshalb ist man auch bisher durchgängig der Ansicht gewesen, dass „Krafft“ der angenommene Name sei, und diese wolbegründete Annahme wird dadurch nicht widerlegt, dass Goethe noch einmal einen andern „Kraft“ erwähnt, der wirklich so geheissen zu haben scheint.

Der Adressat des 13. Briefs ist wol nicht zweifelhaft. Wir wissen aus den Briefen an Frau v. Stein vom 3. Mai 1777 und 4. Juni 1780, dass Goethe Pferde aus dem herzoglichen Stalle ritt und Oberstallmeister v. Stein dieselben besorgte; wir erfahren auch aus den Briefen an Frau v. Stein vom 21. Mai 1776 (I, 37) und vom 5. März 1779, dass Goethe einen Schimmel ritt. Dass er ferner zuweilen mit dem Oberstallmeister spazieren ritt, ergibt sich aus dem Briefe an Frau v. Stein vom 22. Juni 1776. Aus alledem geht hervor, dass jener Brief 13 an Oberstallmeister v. Stein gerichtet war, zumal er mit dem freundschaftlichen Tone übereinstimmt, der in den sonst bekannten Briefen Goethes an den genannten sich findet.

Brief Nr. 14 ist wol aus dem Jahre 1794 und steht in Zusammenhang damit, dass Goethe in den „Tag- und Jahresheften" Kraffts in diesem Jahre gedenkt, obwol er schon 1785 gestorben war.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass Brief 15 an Bertuch und vom 28. Juni 1786 ist, worüber Bertuchs Brief an Göschen vom folgenden Tage (Goethe-Jahrbuch II, 397) zu vergleichen ist. Bei dieser Gelegenheit muss ich meine Vermuthung (Arch. f. Litt.-Gesch. XI, 158 Z. 6 ff.), dass Goethes Vorwort zu seinen „Schriften" — der angeblich an einen Freund geschriebene Brief — zwischen dem 1. und 11. Juli 1786 verfasst sei, berichtigen: er ist vielmehr eben auch vom 28. Juni.

Nr. 18 ist wol an Geheimrath Voigt. Beiläufig: das „sic" hinter „in dieser Maasse" ist nicht recht erklärlich.

Lässt sich der Adressat und das Datum von Nr. 19 nicht vielleicht durch Knebels Tagebuch ermitteln?

Nr. 20 lässt sich auf die in den „Theatralischen Abenteuern" eingelegten Lieder wol nicht beziehen; denn diese trug nur Eine Sängerin vor, während die hier fraglichen „denen Sängern" übergeben werden sollten.

Nr. 21 und 22 sind keine Briefe, sondern nur in Briefform eingekleidete Aufsätze, was aus Goethes Brief an Cotta vom 29. September 1798 hervorgeht.

Nr. 25 zweifellos an Voigt.

Nr. 26 wäre als eine an Genast und Becker gerichtete Zuschrift zu bezeichnen gewesen.

Die Muthmassung, dass unter der „Wiener Freundin" in Nr. 37 Frau v. Grothuss zu verstehen sei, habe ich gleichfalls schon im vorigen Bande des Archivs S. 154 widerlegt. Die mehrfachen Wiederholungen abgethaner Sachen zu vermeiden wäre allerdings Pflicht des Herausgebers gewesen, wenn er nicht das bereits widerlegte neu zu begründen unternehmen wollte, was er nie gethan hat. Wozu nimmt man sich denn die Mühe, falsches zu berichtigen, als damit derjenige es beachte, der in der Goethe-Litteratur mitreden will?

Die Erwähnung einer von mir ausgesprochenen Ansicht findet sich allerdings bei Nr. 44, indem meiner Ansicht, dass dieser Brief an Frommann gerichtet sei, einfach widersprochen und als Adressat der Factor der Cottaschen Druckerei bezeichnet wird. Das Räthsel aber, was dieser Factor mit dem Badeinspector Schütz aus Berka zu thun hat, wird nicht gelöst. Der Herausgeber hätte besser gethan meine Adressatentaufe einfach gelten zu lassen.

Die Briefe 56 und 61 können aus dem von Strehlke selbst bei Nr. 46 angeführten Grunde, den er besser im Gedächtniss hätte behalten sollen, nicht an Stichling gerichtet sein. Vielleicht an Kanzler v. Müller?

Graf Auersperg als Adressat von Nr. 62 ist ebenfalls eine längst nachgewiesene Unmöglichkeit. Der Adressat war Director v. Schreibers.

Auch unmögliche Vermuthungen (Graf Edling oder Freiherr von Fritsch) — unmöglich aus auf der Hand liegenden Gründen — stellt der Herausgeber bei Nr. 73 auf.

Nr. 74, 75, 76, 78 und 79 können, ohne Widerspruch zu befürchten, als an Factor Reichel geschrieben festgestellt werden.

Wenn bei Nr. 77 „E. W." richtig gedruckt ist, wird Döbereiner nicht der Adressat sein, der schon 1828 Geheimer Hofrath geworden war, also das Praedicat Hochwohlgeboren bekommen haben würde.

Endlich will ich noch auf einen wahrgenommenen Druckfehler aufmerksam machen: der Brief an Windischmann vom 28. Dec. 1812 steht nicht im IV., sondern im II. Bande des Goethe-Jahrbuchs.

2. Goethes Werke. Zweiter Band. Gedichte. Zweiter Theil. Mit Einleitung und Anmerkungen von G. von Loeper. Zweite Ausgabe. Berlin, 1883. Verlag von G. Hempel. (Bernstein u. Frank.)

Den I. Band dieses Werkes haben wir oben S. 159 ff. angezeigt; dieser II. ist in demselben Geiste geschrieben, und alles gute, was über den Vorgänger zu sagen war, gilt auch für diese Fortsetzung, während sich anderseits auch das wiederholen lässt, was wir nicht nach unserm Sinne fanden. Diese Ausgabe von Goethes Gedichten ist, ganz abgesehen von den Erläuterungen, eine ausgezeichnete schon deshalb, weil der Herausgeber keine Mühe und Opfer gescheut hat, um dieselbe durch Vergleichung mit Handschriften Goethes zu dem höchstmöglichen Grade von Correctheit zu erheben. In dieser Beziehung übertrifft sie alle bisherigen Ausgaben unbestritten. Für Feststellung der Entstehungszeiten der Gedichte sind Auszüge aus Goethes Tagebüchern benutzt.

Man würde die Arbeit des Herausgebers noch einmal durchmachen müssen, wollte man zu jedem Gedichte bemerken, ob die

Erläuterung neues bietet oder aber ob wir mit ihr nicht einverstanden sein können; versagen können wir uns indessen nicht, einiges, was uns beim durchlesen aufgefallen ist, herauszuheben.

Beneidenswerth ist (S. 306) der Fund, dass das Gedicht „Gellerts Monument von Oeser" fast genau eine Stelle in Kreuchauffs Schrift über dieses Denkmal wiedergibt. — Anzuerkennen ist (S. 358) in dem Gedichte „Auf Miedings Tod" in Vers 55 die Wiederherstellung von „Rad der Zeit" nach dem Tiefurter Journal anstatt des „Rath der Zeit" der Drucke. — Die Ueberschrift des Gedichts „Frühling übers Jahr" erklärt Düntzer als: Frühling im nächsten Jahre, was keinen Sinn gibt, dagegen v. Loeper verständnissvoll als: Frühling, der sich über das ganze Jahr hinzieht. Er beruft sich dabei auf einen ähnlichen Gebrauch dieser Zusammensetzung in Priors Gedichten. — Schön ist der Nachweis (S. 413 f.), dass „Der Wanderer" aus The Traveller von Goldsmith abzuleiten ist. Es hätte v. Loeper seine Entdeckung noch weiter ausführen können; denn nicht bloss V. 127 ff. beruhen speciell auf dem englischen Gedichte, sondern auch V. 24—51, worüber zu vergleichen die Stelle:

> As in those domes, where Caesars once bore sway,
> Defaced by time, and tott'ring in decay,
> There in the ruin, heedless of the dead
> The shelter-seeking peasant build his shed.

Die „Autoren", welche auf ihre Schriften abonnieren lassen (S. 441), bezieht v. Loeper auf Wieland, unbedingt richtig, obgleich Düntzer der Meinung ist, daran sei nicht zu denken! Sehr gut ist ferner auch die Deutung des Gedichts „Krittler" (S. 443) auf Friedrich Schlegels Recension von Goethes Gedichten im J. 1808; ebenso die Erklärung der Parabel „Symbole" (S. 453) als Beispiel des im Laufe der Zeiten wahrzunehmenden auseinandergehens des Zeichens und der durch das Zeichen bedeuteten Sache, während Düntzer darin Verspottung der katholischen Kirche erblickt. Sachgemäss ist zu treffender Erklärung von „Perfectibilität" eine Stelle aus Ciceros Quaestiones Tusculanae (V, 36) herbeigezogen (S. 467). Die Vermuthung, dass das Gedicht „Auf Mamsell N. N." vom Verdrusse über die Verheiratung der Maximiliane v. La Roche mit Brentano eingegeben sei, lässt sich wol hören, keinesfalls ihr widersprechen. — Die Zurückführung der Zusammenstellung „Papst- und Türkenthron" in „Dem 31. October 1817" auf Luthers Redebrauch (S. 500) verdient Anerkennung, desgleichen die Zeitbestimmung des Epigramms „Genug" auf 30. September oder 1. October 1815 (S. 506). Vortrefflich sind die Beziehungen von Stellen in „Weltseele" und in „Eins und Alles" auf Stellen in Goethes „Winckelmann" und beziehentlich in einer Recension von Nees v. Esenbecks „Handbuch der Botanik" (S. 519. 521). Ein

Wort zu seiner Zeit ist der Hinweis auf die für den Standpunct der Naturwissenschaften jener Zeit unerwartete Tiefe der Anschauung, welche Goethe in „Epirrhema" verräth (S. 529).

Fehlen kann es nicht bei einer solchen Unzahl zu gebender Erläuterungen, mit denen grossentheils eine neue Bahn betreten wird, dass nicht jedermann mit allen aufgestellten Vermuthungen einverstanden ist, zumal dabei sehr oft subjective Auffassung über das, was im Sinne Goethes sei, mitspricht. Auch irrige Vermuthungen fördern, sofern sie andersdenkende zum forschen anregen; es kommt nur darauf an, dass dieselben, da nöthig, mit Gründen unterstützt und nicht mit Hartnäckigkeit aufrecht erhalten werden, nachdem der Irrthum für alle andern als den ersten Aufsteller als nachgewiesen angesehen werden muss. Von dieser Eigenschaft der Beschränktheit ist v. Loeper frei, und es ist daher nur zum Gewinn der Sache, wenn wir bei einigen Erläuterungen unsre abweichende Meinung anführen und begründen.

Die Behauptung, dass „Prometheus" eine selbständige Dichtung neben Goethes Drama gleichen Namens sei, wiederholt v. Loeper ohne stichhaltigen Grund (S. 326); es wird daher erlaubt sein, an der entgegengesetzten, s. Z. ausführlich begründeten Ansicht — dass sie nämlich eine Ergänzung des Dramenbruchstücks sei — festzuhalten.

„Künstlers Morgenlied" möchte ich nicht bis in den Winter 1772/3 zurückdatieren (S. 416); es athmet in seinem letzten Theile die Sinnlichkeit, welche Goethe in dem Jahre 1774 so wollüstig kund gibt in „Kenner und Enthusiast" und im „Sendschreiben". Freilich will v. Loeper in letzterem unter „Menschenfleisch" einfach einen Menschen verstanden wissen (S. 425); dass Goethe jedoch damit wirklich Menschenfleisch gemeint habe, das ihn als Künstler begeistere, wird man kaum noch leugnen, wenn man den fraglichen Vers in derjenigen Verbindung liest, in welcher er in Goethes Brief an Merck vom 5. December 1774 steht. Da derselbe wol noch nicht im Zusammenhang gedruckt ist, auch nicht alle abweichende Lesarten daraus bekannt sind, mag er hier buchstabengetreu folgen.

Mein altes Evangelium
Bring ich dir hier schon wieder
Doch mir ists wohl um mich herum
Darum schreib ich dir's nieder.

Ich hohlte Gold ich hohlte Wein
Stellt alles da zusammen
Da dacht ich da wird Wärme seyn
Geht mein Gemäld in Flammen
Auch thät ich bey den Schäzzen hier
Viel Glut und Reichtuhm schwärmen

Doch Menschenfleisch geht allem für
Um sich daran zu wärmen.

O dass die innre Schöpfungskrafft
Durch meinen Sinn erschölle
Dass eine Bildung voller Safft
Aus meinen Fingern quölle.
Ich zittre nur ich stottre nur
Ich kann es doch nicht lassen
Ich fühl ich kenne dich Natur
Und so muss ich dich fassen.

Wenn ich bedenck wie manches Jahr
Sich schon mein Sinn erschliesset,
Wie er wo dürre Haide war
Nun Freudenquell' geniesset
Da ahnd ich ganz Natur nach dir
Dich frey und lieb zu fühlen
Ein lustger Springbrunn wirst du mir
Aus tausend Röhren spielen
Wirst alle meine Kräffte mir
In meinem Sinn erheitern
Und dieses enge Daseyn hier
Zur Ewigkeit erweitern.

F. 5 Dez 1774 G.

Von der nur halb erhaltenen Aussenseite des Briefs ist noch zu lesen:

. . . . Kriegsrath
. . . . Merck
in
Darmstadt.

Die Conjectur „mir" für „nur" in „Vertrauen" (S. 465) scheint nicht gerechtfertigt; „mir" ist wol Flickwort wie z. B. in den „Ungleichen Hausgenossen" (I. Act, Scene zwischen Flavio und Rosette) „Ach mir!"

Bei dem Epigramm „Den Guten" lässt sich schwerlich, wie v. Loeper meint (S. 479), an Th. Körner denken; denn die Fragen des Vaters Körner über seines Sohnes Dramen beantwortet Goethe eben nicht, wie dort, ablehnend, sondern gerade eingehend und ausdrücklich beistimmend.

Ueber v. Loepers Lösung des Räthsels Nr. 2 (S. 486 f.) mich mit dem Herrn Commentator ausführlich auseinanderzusetzen, nöthigt er mich in sehr nachdrücklicher Weise, da er die von mir („Zu Goethes Gedichten" S. 30) gegebene gar „keiner ernsthaften Erörterung" werth hält. Den leichthin gemachten Vorwurf will ich

nicht durch einfache Zurückweisung erwidern, was mangels aller Begründung desselben allerdings gerechtfertigt sein würde, sondern ihm die Gründe für meine Lösung wenigstens so darlegen, dass er nicht wird umhin können, seinerseits den etwaigen fortdauernden Widerspruch ernsthafter zu nehmen. Um die Verfolgung der Streitfrage unsern Lesern zu erleichtern, mag das Räthsel hier Platz finden.

Viel' Männer sind hoch zu verehren,
Wohlthätige durch Werk' und Lehren;
Doch wer uns zu erstatten wagt,
Was die Natur uns ganz versagt,
Den darf ich wol den grössten nennen:
Ich denke doch, Ihr müsst ihn kennen.

v. Loeper ist nun der Ansicht, dass Hufeland wegen seiner „Kunst das menschliche Leben zu verlängern" die Lösung sei, allenfalls aber Gall; denn — sagt v. Loeper hinsichtlich dieses letzteren — „auch er legte den Menschen Eigenschaften bei, welche die Natur ihnen versagt hatte, insbesondere unserem Dichter die eines 'Volksredners'". Gegenüber diesen beiden Lösungen sollen nun — sagt v. Loeper — „andere Lösungen (Fichte, Buchholtz, Obereit, Eckardt) keine ernsthafte Erörterungen verdienen".

Sehen wir zu, ob Hufeland und Gall auf ernsthafter Forschung beruhen! Gehen wir deshalb v. Loepers Anmerkungen zu den Räthseln von Anfang an durch. Der geehrte Commentator weiss selbst am besten, dass ernsthafte Forschung zu erster Grundlage Feststellung des thatsächlichen haben müsse; dahin gehört auch Feststellung der Entstehungszeit streitiger Schriftstücke oder doch der termini a quo und ad quem. Nun sagt v. Loeper, der erste Druck unsers Räthsels sei aus dem J. 1827 in der Ausgabe der Werke letzter Hand. Dasselbe steht aber schon in der Ausgabe der Werke von 1815 (II, 153). Ist auch dieser Umstand für die Behandlung der Streitfrage insofern ohne Einfluss, als zufällig alle als Lösung genannte Personen schon vor 1815 in der Richtung wirksam waren, welche das Räthsel auf sie deuten liess, so ist doch nichts destoweniger der erste Druck wichtig umdesswillen, weil der Abschnitt „An Personen", unter denen es dort steht, durcheinander Gedichte aus den Jahren 1783, 1774, 1767, 1806 (?), 1808, 1814, (folgt das Räthsel), 1814, 1807, 1806 u. s. w. enthält, uns also hierdurch zwar Freiheit gegeben wird, es in irgend eins der Jahre von 1767 bis 1814 nach Umständen unterzubringen, aber auch nicht später, sodass uns hierdurch der Zeitraum der Entstehung bestimmter gegeben ist als bei der wol nicht auf ernsthafter Forschung beruhenden Versetzung des ersten Drucks ins Jahr 1827.

Gehen wir nun über auf v. Loepers Deutung auf Hufeland. In den Anmerkungen hat er selbst eingeräumt, dass der Kunst der Aerzte seit 6000 Jahren in der Hauptsache nur das streben zu

Grunde liegt, das menschliche Leben zu verlängern, also Hufeland nichts weiter gethan hat, als diese Kunst zu benennen und in übersichtliche Regeln zu bringen; Hufeland „wagte" also nicht nur nichts mit seiner Makrobiotik, „was die Natur versagte", sondern umgekehrt lehrte er darin, wie man durch ein der Natur gemässes Leben es eben hauptsächlich gerade der Natur zu überlassen habe, das menschliche Leben zu verlängern. Zwar bekenne ich, früher selbst als mögliche Lösung des Räthsels Hufeland genannt zu haben; es geschah dies aber nur in Wiederholung anderswo ausgesprochner Vermuthung und nur an zweiter Stelle — nach Buchholtz — allerdings ohne ernsthaft jene Vermuthung geprüft zu haben. Ich widerrufe jetzt feierlich die Deutung auf Hufeland als völlig unhaltbar und auf ernsthafter Forschung nicht beruhend.

Die Deutung auf Gall hiernächst hält v. Loeper zwar selbst für weniger wahrscheinlich, als die auf Hufeland, er hält sie aber dennoch für möglich und scheint sie selbständig zu rechtfertigen. Gall machte es sich aber doch nicht zum Geschäft, Leuten Eigenschaften zuzuerkennen, die sie nicht besassen, vielmehr das Gegentheil, und wenn er Goethen die Eigenschaft des Volksredners beilegte, sprach er denn da dem Dichter etwas zu, was die Natur demselben versagt hatte? Nahm Goethe nicht diese Erklärung mit einer gewissen Befriedigung und ohne Widerspruch auf? Erzählt er nicht mit Behagen in der „Italienischen Reise" und in der „Belagerung von Mainz", wie er aufgeregte Volkshaufen durch seine Ansprache beruhigt hat? (Vgl. a. Archiv IV, 458 f.) Aber angenommen auch, dass Gall dem Dichter oder sonst jemandem etwas angedichtet hätte, was die Natur ihm versagt hatte, war er darum ein „wohlthätiger" Mensch? Verdiente er darum Verehrung? Kann er deshalb der „grösste" genannt werden? Hat v. Loeper den Anfang des Räthsels über dessen Schluss vergessen? Wenigstens erklärt er jenen nicht. Welchen Zweck sollen aber die ersten Zeilen für die Lösung Gall haben? Das sind alles questions to be asked.

Wenn demnach beiden Deutungen v. Loepers die Fassung des Räthsels widerspricht, so darf man wenigstens so lange das ernstliche der bezüglichen Forschung bezweifeln, bis diese Widersprüche gelöst sind.

Was nun die nach v. Loeper eine Widerlegung nicht verdienenden Lösungen betrifft, so habe ich zwar keinen Grund für alle einzutreten, die von mir aufgestellte — Buchholtz — kann ich jedoch aufrecht erhalten, weil sie auf ernsthafter Prüfung beruht. Die Gründe ausführlich darzulegen, war in meinem Schriftchen „Zu Goethes Gedichten" keine Veranlassung; es soll hier geschehen.

In den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts machte Montgolfiers Erfindung der Luftschiffahrt ungeheures Aufsehen, und Goethe war selbstverständlich keiner der letzten, die von diesem

Ereignisse lebhaft berührt wurden; das bezeugen seine Aeusserungen in Briefen an Knebel v. 23. December 1783, an Lavater aus dem Ende desselben Jahres, an Sömmerring v. 9. Juni 1784, an den Herzog Karl August v. 18. October 1784, an Frau v. Stein v. 19. Mai und 27. August 1784, sowie v. 10. Mai, 11. September, 20. September, 25. September und 1. October 1785, endlich an Jacobi v. 11. September 1785. Auch die Briefe Wielands an Merck v. 4. Februar 1784 und Sömmerrings an denselben v. 8. Mai 1784 erwähnen Goethes Eifer für Luftschiffahrt. Letztre wurde insofern als das erringen eines Vorzugs, den die Natur den Menschen versagt hatte, betrachtet, als sie diesen gleich dem Vogel sich in die Luft zu erheben und zu fliegen ermöglichte. Sie wurde z. B. als un vol, und das auffahren in einem Luftschiff als voler bezeichnet in dem Gedichte Sur le globe ascendant von Gudin de la Brenellerie, das Goethe unbestreitbar wenigstens insoweit kannte, als Stellen daraus in einem Aufsatze des „Teutschen Merkur" — October 1783 S. 70 und 91 — abgedruckt waren, worin eben diese Worte vorkommen. Ist dieser Aufsatz im ganzen platt und herabziehend, so würdigt ein zweiter über Luftschiffahrt in dem Januar- und dem Februarhefte des folgenden Jahrgangs derselben Zeitschrift das ausserordentliche der neuen Erfindung mit Wärme. Dass dies im allgemeinen den Anschauungen Weimars entsprach, muss man nicht nur aus den angeführten Briefen Goethes, sondern auch aus Wielands schwungvollem Briefe an Merck v. 5. Januar 1785 schliessen. Namentlich eine Stelle aus dem gedachten zweiten Aufsatze (T. Merkur, 1784. I, 73 ff.) ist für unsere Frage beachtenswerth; sie lautet nach Erwähnung einer vorzüglich gelungenen Fahrt des Luftschiffers Charles und nach der Bemerkung, es sei dies „ein sehr ernsthafter Gegenstand für das ganze Menschengeschlecht", folgendermassen: „Und da dieser Erfolg nicht das Werk eines geglückten Zufalls, sondern scharfsinnig beobachteter, combinierter und genau berechneter Naturwirkungen war, so kann man wol ohne Vergrösserung behaupten, dass der menschliche Verstand seit Jahrtausenden nichts erfunden und zu Stande gebracht habe, das von dieser Erfindung nicht verdunkelt würde. Man kann sich nun die weitern Erfolge und die höchste Vervollkommnung derselben mit einer Art von Gewissheit voraus versprechen. Die Wunder, die uns der um so viel erleichterte Fortschritt von einer Entdeckung zur andern erwarten heisst, sind ebenso unabsehbar, als die Vortheile, die sich davon über die künftigen Jahrhunderte ausbreiten werden; und vielleicht steht die Epoche dieser Erfindungen mit einer grossen physischen Revolution, wozu die Natur immer nähere Anstalten zu machen scheint, in einer jetzt noch unbestimmbaren Beziehung, welche sich unsern Nachkommen unendlich wichtig machen wird." Noch eine Stelle mag ausgezogen werden (a. a. O. I, 142 f.): „Da

die Sache wirkliche Thatsache ist, so bleibt auch für die glücklichste Dichterimagination nichts zu vergrössern noch zu verschönern übrig. Die Sache selbst ist das grösste, was Menschenwitz und Menschenkunst jemals seit Erfindung der Wasserschiffahrt hervorgebracht haben; sie übertrifft sogar diese an Unbegreiflichkeit, für jeden wenigstens, der beide als blosser Naturmensch betrachtet, und es gibt also kein Bild, wodurch die Darstellung dieser ausserordentlichsten aller Begebenheiten nicht vielmehr verkleinert, als vergrössert würde." Hierzu nehme man noch den ebenda (I, 78) abgedruckten, unter dem Bildnisse der Brüder Montgolfier stehenden Reim:

Montgolfier que l'Europe entière
Ne saurait assez révérer,
A des airs franchi la carrière,
Quand l'œil de ses rivaux cherche à le mesurer.

In jenen Stellen des „Teutschen Merkur" und diesem Reime, namentlich in den Ausdrücken „Werk" — „scharfsinnig combinierte und genau berechnete Naturwirkungen" (also: Lehren) — „grosse physische Revolution, wozu die Natur Anstalt macht" — „das grösste, was Menschenwitz und Menschenkunst hervorgebracht" — „révérer" — haben wir z. Th. fast wörtlich den Inhalt des in Rede stehenden Räthsels.

Dass die Lösung desselben der Name eines Luftschiffers sei, möchte daher wol nicht ernstlich in Abrede zu stellen sein, und es bliebe mir nur noch zu rechtfertigen, dass ich anstatt auf Montgolfier auf Buchholtz rieth. Dies geschah aus mehreren Gründen: einmal weil der Ton des Räthsels kein der Bedeutung des damals hoch bewunderten Ereignisses entsprechender ist, vielmehr scherzhafte, persönliche Beimischung verräth; das andre Mal weil der Ausdruck, der Mann des Räthsels habe nur gewagt, das von der Natur versagte zu erstatten, auf die von Buchholtz versuchten, aber nicht völlig gelungenen Luftschiffahrten im kleinen anzuspielen scheint, von denen in Goethes und Wielands Briefen die Rede ist; endlich weil das Räthsel wegen seiner früheren Stellung unter den Gedichten „An Personen" entweder als Eintrag in ein Stammbuch oder bei einem geselligen Scherze entstanden sein, also einen anwesenden zum Gegenstande haben dürfte. Der scherzhafte Ton rechtfertigt auch, dass die Eigenschaft eines Wolthäters der Menschen, die doch eigentlich nur dem Entdecker der Luftschiffahrt zukam, auf seinen nicht so glücklichen Nachfolger Buchholtz übertragen wurde, weil ja in magnis voluisse sat est.

Die Zeit der Abfassung des Räthsels möchte nach vorstehender Darstellung in die ersten Monate des Jahres 1784 zu setzen sein.

v. Loeper hält hoffentlich den mir gemachten Vorwurf leichtfertiger Goethe-Forschung in Bezug auf die hier behandelte Frage ferner nicht aufrecht, wenigstens nicht auf Grund der Lösungen

„Hufeland“ und „Gall“, gesetzt auch, dass meine Beweisführung widerlegt und durch bessere zunichte gemacht würde.

Schliessen wir die Besprechung des Loeperschen Werkes mit einigen Erinnerungen.

Das Gedicht „Aussöhnung“ habe ich in „Zu Goethes Gedichten“ in meiner Abschrift nicht als an „Maria Szymonowska“, sondern als an „Madame Woadschek“ gerichtet angeführt (S. 394).

„Ländlich“ soll Goethe im Mai 1830 „an den Bildhauer Härtel in Dresden“ geschickt haben. Man möchte eine nähere Bezeichnung dieses Härtel haben. Ich wüsste keinen Bildhauer Härtel in Dresden als Robert Härtel, der aber 1831 erst in Weimar geboren wurde. Wahrscheinlich befand der genannte sich nur im Besitz des bekannten Facsimiles dieses Gedichts aus dem Mai 1830.

Sollte „Fuchs und Jäger“ (S. 449) nicht auf das gegenseitige Verhältniss zwischen Optiker und Mathematiker in Bezug auf die Farbenlehre zu deuten sein?

Das Quamvis sint sub aqua, sub aqua maledicere tentant möchte wol nicht als „alter Spruch“ zu bezeichnen sein, da es nur eine wegen ihrer Onomatopoeie beliebte Stelle aus Ovids Metamorphosen (VI, 377) ist.

Die „Chinesisch-Deutschen Jahres- und Tageszeiten“ nach ihrer Quelle nachzuweisen und ihren Zusammenhang daraus zu erklären, ist noch nicht versucht worden. Da jedoch dies nachzuholen hier zu viel Raum einnehmen würde, so mag dieser Nachweis einem besondern Aufsatze vorbehalten bleiben.

Hoffentlich beschenkt uns v. Loeper bald mit den weiteren Bänden von Goethes Gedichten, denen wir mit Spannung entgegensehen.

3. Deutsche Litteraturdenkmale des 18. Jahrhunderts herausgegeben von Bernh. Seuffert. — 7. 8. — Frankfurter gelehrte Anzeigen vom Jahr 1772. — Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger. 1882. 1883.

Dieser Neudruck wird eingeführt durch eine, hauptsächlich die beim Wiederabdruck befolgten Grundsätze anzeigende „Vorbemerkung des Herausgebers“, sowie eine ganz bedeutende „Einleitung“ von W. Scherer.

Derselbe beansprucht besondre Wichtigkeit nicht nur deshalb, weil in jenem Jahrgange der „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ überhaupt ein Kreis begabter junger Männer es unternahm, sich gegen den in der Litteratur herrschenden Schlendrian aufzulehnen, sondern auch weil Goethe zu diesem Kreise gehörte und es eine die

Goethe-Kundigen vielfach beschäftigende Aufgabe ist, Goethes Arbeiten herauszufinden. Bis zum Jahre 1873 stand es ausser Zweifel, dass alle in Goethes Werke aufgenommenen Recensionen wirklich von ihm herrührten; man hielt nur für wahrscheinlich, dass er einige unterlassen habe aufzunehmen. Erst als ich für Hempels Goethe-Ausgabe die „Aufsätze zur Literatur" (29. Theil) bearbeitete, drängte sich mir die Ueberzeugung auf, dass einige der in den Werken abgedruckten Recensionen unmöglich von Goethe verfasst sein konnten. Diese Ueberzeugung begründete ich zunächst in der Einleitung zum 29. Theil. Da mir jedoch damals nicht Zeit und Raum genug zu Gebote stand, um mich in die Frage zu vertiefen, so führte ich einen eingehenderen Nachweis im IV. Bande dieses Archivs; die Sammlung meiner Aufsätze zur Goethe-Litteratur in den „Goethe-Forschungen" (1879) gab endlich Anlass, den Archivartikel noch etwas zu überarbeiten.

Der Gegenstand war so wichtig, dass fortan mehrere Goethe-Forscher sich darauf einliessen; ausser einigen Recensenten meines Buchs — von denen mir insbesondere Julian Schmidt in Erinnerung ist — schrieben darüber Minor und Sauer, sowie vor allen wiederholt und namentlich jetzt aufs gründlichste Scherer. „Was Goethes Antheil an dem Journal sei, ist die Hauptfrage, die sich aufdrängt" — sagt derselbe Seite IV. Das ist wol allgemeine Ansicht, und v. Loeper dürfte mit der entgegengesetzten — dass „die genaue Ermittelung des Goethischen Antheils nicht von erheblichem litterarischen Interesse sei" (Dichtung und Wahrheit III, 349) — vereinzelt dastehen.

Scherer theilt die Einleitung in drei Abschnitte: „Urtheile" — „Zeugnisse" — „Vermuthungen". Der erste Abschnitt führt verschiedene Aeusserungen von Zeitgenossen über den in Rede stehenden Jahrgang der Frankf. gel. Anzeigen vor, woraus ersichtlich ist, welche grosse Bedeutung dem Blatte von Anfang an, beistimmend oder feindselig, beigelegt wurde, und wie die Rücksichtslosigkeit, mit welcher geistvolle Stürmer ihren Ansichten Geltung zu verschaffen suchten, zu einer Katastrophe führen musste, welche dann mit Austritt der tonangebenden Recensenten aus der Mitarbeiterschaft abschloss.

Im zweiten Abschnitte stellt Scherer Zeugnisse für die Verfasserschaft einzelner Recensionen zusammen, da als Vorbereitung zu Beantwortung der zweifelhaften Hauptfrage — über Goethes Antheil — erst alles ausgeschieden werden muss, was als Thatsache feststeht. Seite XXIV sind die ermittelten Recensenten zunächst aufgezählt, wobei ich erwähnen will, dass ich mir bei den Vorarbeiten für meine früheren Untersuchungen über dieselbe Frage ausser den von Scherer genannten noch Philipp Heinrich Gerhard in Kassel für Medicin und Lavater in Zürich für Geschichte

angemerkt habe, sowie Ernst August Schulz in Frankfurt für Theologie, anstatt dessen Scherer den Giessener Professor Johann Christoph Friedrich Schulz vermuthet.

Das Ergebniss dieser Vorwegfeststellungen fällt freilich dürftig aus. Insbesondre ist Goethe nur für 5 Recensionen und die „Nachrede“ am Schlusse des Jahrganges als Verfasser ausdrücklich bezeugt; nur drei dieser Recensionen hat Goethe in seine Werke aufgenommen, dagegen drei der für Merck und eine der für Bahrdt bezeugten. Die übrigen 29 Recensionen in den Werken haben wir deshalb zunächst darauf zu prüfen, ob sie Goethe nicht etwa ebenso irriger Weise sich zugeschrieben hat, wie die von Merck und Bahrdt, sodann aber alle übrigen Recensionen des Jahrgangs 1772 der „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ darauf, welche von ihnen etwa noch für Goethe in Anspruch zu nehmen sein möchten. Man sieht, es ist da ein weites Feld für Vermuthungen.

Nur über zwölf der zuerst gedachten 29 Recensionen stimmen alle, die darüber geschrieben haben, in der Ansicht überein, dass sie Goethe zum Verfasser haben.

Hinsichtlich des Verfahrens bei Ermittlung von Goethes Beiträgen macht mir Scherer den allerdings nicht ungegründeten Vorwurf, dass ich mich lediglich an das von Herder angegebene äusserliche Merkmal der „entsetzlich scharrenden Hahnefüsse“ (Ausrufungszeichen) gehalten habe; ich habe den Werth innerer Merkmale indessen nie verkannt, gestehe auch zu, dass dieses Merkmal auf Herders Aufsätze häufig ebensowol passt, aber es kam mir bei den ersten Angriffen auf das Ansehn der Zuverlässigkeit der Werke Goethes darauf an, positive Merkmale aufzustellen, da gründliche Vorarbeiten nöthig sind, um namentlich aus dem Stil den Verfasser zu erkennen. Scherer erkennt auch selbst an, dass solche vorausgehen müssen, und vertröstet deshalb S. LXXVIII auf eine von Konrad Burdach zu erwartende Schrift über die Sprache des jungen Goethe. Nichtsdestoweniger kann Scherer sich nicht versagen, ein Verzeichniss der nach seiner Ansicht von Goethe verfassten Recensionen zu geben und dabei nach dem Grundsatze, dass man in derartigen Vermuthungen gar nicht zu weit gehen könne, zu verfahren. Danach müsste Goethe in nicht ganz 11 Monaten 145 Recensionen über 145 verschiedene Bücher geschrieben haben! Ich bitte einen fleissigen Recensenten von Beruf zu fragen, ob man dies leisten kann: fast ein ganzes Jahr lung durchschnittlich alle zwei Tage ein Buch zu lesen und zu besprechen? Aber Goethe war nicht einmal Recensent von Beruf: wenn ihm auch die Reichskammergerichtspraxis und die Sachwaltergeschäfte ebensowenig Zeit kosteten wie mehrere kleinere Gedichte, die er in dieser Zeit schrieb, so übersetzte er doch noch Goldsmiths „Deserted Village“, schrieb den „Götz von Berlichingen“, ergetzte sich mit allerhand Tollheiten

in Verein mit den Collegen im Kammergericht und pflegte das zärtliche Verhältniss mit Lottchen Buff.

Unter diesen Umständen glaube ich doch, dass man sich vor der Hand und bis wenigstens Burdachs Arbeit erschienen ist, an die von mir bezeichneten positiven Merkmale — Goethes Bestimmung für das Fach der schönen Wissenschaften und die Ausrufungszeichen — zu halten habe. Uebrigens dürfte es nicht genügen, die Sprache Goethes festzustellen; auch über die der andern, in Goethes Recensionsgebiet eingreifenden Mitarbeiter müssen Beobachtungen gesammelt werden. Scherer hat schon einen sehr beachtenswerthen Anfang gemacht und das Wesen von Herders Stil gekennzeichnet, sowie Eigenheiten von Schlossers Recensionen ermittelt. Indessen wird man schon jetzt bei manchen Aufsätzen über Goethes Verfasserschaft nicht in Zweifel sein können; so stimme ich mit Scherer darin überein, dass die Recensionen S. 179, 218, 532 und 624 des Neudrucks von Goethe herrühren, wogegen ich z. B. bezüglich derer auf S. 293 und 297 entschieden entgegengesetzter Meinung bin. Ueber die Recension des „Goldnen Spiegels“ von Wieland schrieb mir Hermann Hettner mit Bezug auf Julian Schmidts Widerspruch gegen meine Aberkennung von Goethes Geist in derselben: „So weit sich aus innern Stilgründen urtheilen lässt, bin ich Ihrer Meinung. Zu philisterhaft. Ich würde an Schlosser denken.“

Nach alledem werden die Goethe-Freunde noch auf lange Zeit hinaus sich mit den einschlagenden Fragen zu beschäftigen haben. Scherer hat sich mit so vielem Fleiss und Scharfsinn darein vertieft, dass er zumeist dazu berufen ist. Er verzeihe mir aber die Bitte, dabei seine Phantasie etwas zu zügeln.

Zum Schluss noch zwei kleine Berichtigungen!

S. LXXXII. Die — allerdings irrige — Vermuthung, dass die Recension von Goezes „Erbaulichen Betrachtungen über das Leben Jesu“ von Goethe sei, muss ich auf mich nehmen: sie habe ich nicht Jahn, sondern Jahn hat sie mir nachgeschrieben, wie er überhaupt in der 2. Auflage von „Goethes Briefen an Leipziger Freunde“ mehreres aus „Goethe und Leipzig“ wiederholt.

S. LXXXVI. Der Nachweis, dass Goethe die zweifellos von ihm herrührende Recension von „Leben und Charakter ... Klotzens von Hausen“ absichtlich nicht in die Werke aufgenommen habe, konnte erspart werden: er hat sie wirklich aufgenommen.

4. Deutsche Litteraturdenkmale u. s. w. — 14. — Ephemerides und Volkslieder von Goethe u. s. w.

Die Bezeichnung als Neudruck ist zu bescheiden für diese Schrift: sie ist ein erster Druck; denn wenngleich Schöll den Inhalt derselben in den „Briefen und Aufsätzen von Goethe aus den Jahren

1766 bis 1786" im wesentlichen schon zum Drucke gebracht hat, so war dieser Abdruck doch dilettanten- und lückenhaft. Die „Ephemeriden" gab Schöll weder vollständig noch in der Reihenfolge der Urschrift und von den Volksliedern z. Th. nur die Abweichungen von anderen Drucken, sodass man von diesen Aufzeichnungen Goethes keinen vollkommenen Eindruck gewinnen konnte. Ernst Martin hat nun in der vorliegenden Schrift nicht nur einen genauen Abdruck nach den gegenwärtig der Bibliothek zu Strassburg angehörigen Niederschriften Goethes besorgt, sondern auch dieselben durch sorgfältige litterarische Nachweise erläutert, sowie deren Benutzung durch Uebersichten und Register erleichtert.

5. Dr. Ed. Hlawaček: Goethe in Karlsbad. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage von Dr. Viktor Russ. Karlsbad, Leipzig, Wien. Verlag von Hans Feller. 1883.

Der Doctor med. Hlawaček gab 1877 ein Schriftchen heraus: „Goethe in Karlsbad". Es war bloss eine Zusammenstellung von Goethes eignen Mittheilungen über seine Besuche dieses Bades in den „Tag- und Jahresheften", sowie in einigen Briefen, ingleichen einige Nachrichten von Zeitgenossen, weit entfernt von Vollständigkeit; der Verfasser kannte nicht einmal Guhrauers „Goethe in Karlsbad" im „Deutschen Museum" von 1851 und entbehrte eigner Forschung bis auf eine Geringfügigkeit gänzlich. Von vielen Seiten auf die Lückenhaftigkeit hingewiesen, bereitete Hlawaček eine zweite Ausgabe vor, an deren Fertigstellung ihn jedoch der Tod hinderte, weshalb Russ die Arbeit fortführte. Um sich von Hlawačeks vollständiger Unfähigkeit, eine derartige Monographie zu schreiben, einen Begriff zu machen, braucht man nur den Entwurf der naiven Vorrede zur zweiten Ausgabe zu lesen; durch den Abdruck hat Russ keinen Freundschaftsdienst erwiesen.

Das von Hlawaček gesammelte weitre Material und vielleicht noch andres hat nun Russ zu der neuen Ausgabe benutzt, aber er ist ebensowenig eigentlicher Kenner der Goethe-Litteratur, auch anscheinend nicht von kritischem Geiste beseelt, und daher ist seine Arbeit ebenfalls voller Lücken und sonstiger Mängel. Der Gang des Schriftchens ist der, dass bei jedem der zwölf Besuche Karlsbads die eignen Mittheilungen Goethes darüber in den „Tag- und Jahresheften", soweit sie darin erwähnt sind, sodann Erzählungen andrer Zeitgenossen, ferner Goethes aus Karlsbad geschriebene, oder zwar später, aber über einen Karlsbader Aufenthalt berichtende Briefe, sowie die dort geschaffenen Gedichte, endlich nähere Nachrichten über die mit Goethe in Karlsbad verkehrenden Personen vorgeführt werden. Dass nun Hlawaček und Russ die Pflichten der Verfasser einer Monographie nicht, oder doch recht nachlässig

erfüllt haben, mag nur an einigen Beispielen erwiesen werden; denn alle Auslassungen und Irrthümer aufzählen hiesse die Vorarbeiten für eine dritte Ausgabe zubereiten, was hier nicht am Platze sein würde.

Seite 17 lässt Russ die Lesart von Goethes Briefe an Schiller vom 8. Juli 1795 abdrucken, wonach es heisst: eine Dame habe Goethe mit dem Verfasser des „Ardinghello", Heinse, — anstatt mit dem Verfasser von „Giaffar dem Barmeciden", Klinger, — verwechselt. — S. 57 hätte in dem Gedichte an Silvie v. Ziegesar die Zeile

Wo im kurzen Bettchen liegt das längste Kind

mit dem in Karlsbad geschriebenen Schlusse „liebe Kind" wiedergegeben werden sollen. — Namen finden sich sehr häufig falsch geschrieben, beziehentlich die Berichtigung der falschen Schreibart der Quellen nicht beigefügt; so: S. 11 „Gurosky" statt „Gurowsky"; S. 18 — mit Anführungsstrichen, als ob es Goethes Schreibung wäre — „Frau Hofräthin v. Schiller" anstatt „Frau Hofräthin Schiller"; S. 20 „Raknitz" statt „Racknitz", wie S. 21 richtig; S. 58 „Bolze" — wie bei Goethe des Reimes wegen — statt „Bolza"; S. 60 und sonst „Dr. Kappe" statt „Dr. Kapp"; S. 63 „Rabenau" statt „Knabenau"; S. 111 „Herman" statt „Hermann". — Von einigen Personen, von denen in einer Monographie ganz besonders Lebensnachrichten zu erwarten waren, vermisst man solche, wie von Reiterholm, Frau v. Eybenberg, Graf von Bombelles. Der Uebersetzer der „Iphigenie" ins Neugriechische — Papadopoulos — hätte genannt werden müssen. — Von Briefen, die Goethe von Karlsbad aus geschrieben hat, fehlen die an Frau v. Stael (1808), an die Erbprinzess Caroline von Mecklenburg-Schwerin und an Frau v. Vlies (1812), an Dorow (1818), an Director v. Schreibers (1820), an Graf Auersperg (1823).

Die Echtheit eines Gedichts, welches Goethe 1820 einem Trüffel suchenden Mädchen aufgeschrieben haben soll (S. 115), dürfte sehr zweifelhaft sein, aber eine werthvolle Mittheilung ist ein 1795 zu einem am 21. Juli abgehaltenen Festballe von Goethe gedichteter Chor (S. 19), wobei sich aber Russens Oberflächlichkeit in ganzer Pracht zeigt. Er stellt nämlich die Vermuthung auf, es sei zu Feier des Geburtstags entweder der verw. Fürstin von Schwarzburg-Rudolstadt oder der regierenden Herzogin von Mecklenburg-Schwerin bestimmt gewesen; nun deutet aber der Inhalt keineswegs auf einen Geburtstag, und ferner hat Russ sich nicht die leichte Mühe genommen, zu ermitteln, ob eine dieser Fürstinnen im Juli geboren war, wobei er gefunden haben würde, dass dies bei keiner von beiden der Fall war.

Genug!

Christian Gottfried Körner.

1) Chr. G. Körners Gesammelte Schriften. Herausgegeben von Adolf Stern. Leipzig, Grunow, 1881.

2) Chr. G. Körner. Biographische Nachrichten über ihn und sein Haus. Aus den Quellen zusammengestellt von Dr. Fritz Jonas. Berlin, Weidmann, 1882.

Indem ich, was Körners Persönlichkeit betrifft, auf X, S. 137f. dieser Zeitschrift verweise, spreche ich meine Freude darüber aus, dass gleichzeitig mit der dort schon in Aussicht gestellten Biographie Körners von Jonas auch eine vollständige Sammlung seiner Werke von dem in mehr als einer Hinsicht dazu berufenen Adolf Stern erschienen ist. Der berufenste wäre vielleicht der Jugendfreund und Kampfgenosse von Körners Sohn und langjährige Vertraute der Körnerschen Familie in Berlin, Friedrich Förster, gewesen, hätte dieser verdienstvolle, aber in seinem Alter wunderliche Schriftsteller es über sich gewinnen können, einen anderen als sich selbst zum Mittelpunct seiner Schriftstellerei zu machen. Adolf Stern aber lebt in Dresden, auf dem Schauplatz von Körners bester Thätigkeit; er konnte die trefflichen Hilfsmittel der Bibliothek und des Peschelschen Körner-Museums benutzen, und so ist es begreiflich, dass seine Ausgabe die frühere „Sammlung", die ein Dr. C. Barth in Augsburg 1859 veranstaltete, weit hinter sich zurücklässt. Er bemerkt selbst: „Die vorliegende neue Sammlung wird eine annähernd vollständige sein, wenigstens fehlt keiner der Aufsätze Körners, von deren Existenz sich in den Briefen eine Spur zeigte, und ist es mir im Laufe der Jahre gelungen, manches völlig vergessene und verschollene aus Körners Feder wieder aufzufinden". Das ist alles recht schön und gut; weniger zufrieden wird man mit dem folgenden sein: „Den für die 'Allgemeine Zeitung' bestimmten Aufsatz Körners über Schillers 'Wallenstein' von 1799 hingegen, dessen im Schiller-Goetheschen [auch im Schiller-Körnerschen] Briefwechsel gedacht wird, habe ich absichtlich weggelassen, da aus dem nurgenannten Briefwechsel zur Genüge hervorgeht, dass Körners Entwurf den Absichten der Freunde nicht entsprach und von Goethe vollständig überarbeitet wurde". Dagegen ist mehreres einzuwenden: Erstens constatiere ich aus Erfahrung, dass man es mit dergleichen kritischen Athetesen gerade den Freunden seines Autors, an die man sich doch zunächst wendet, niemals zu Danke macht; und gerade hier könnte man mit Recht fragen: Wenn der Herausgeber uns, wie billig, die Nachrichten über Schillers Leben und über das seines Sohnes, die sich in so vielen Schiller- und Körner-Ausgaben, und also in den Händen der meisten gebildeten befinden, nicht erlässt,

warum spart er mit dem Papier gerade, wenn es sich um einen nicht veröffentlichten und also ganz unbekannten Aufsatz handelt? und, setze ich hinzu, um einen Aufsatz, der sich um ein Meisterwerk unserer Litteratur dreht und dessen Kenntniss für das Verständniss des Schiller-Goetheschen und des Schiller-Körnerschen Briefwechsels von Wichtigkeit ist. Zweitens: Der Grund, weshalb „Körners Entwurf den Absichten der Freunde nicht entsprach", ist längst in Wegfall gekommen. Schiller schreibt dem Freunde, den 20. Juni 1799: „Für Deine Recension des III. Stücks [Wallensteins Tod] danke ich Dir herzlich. Es ist nur etwas, was mich dabei in Verlegenheit setzt, dieses nämlich, dass Du immer mit den eigenen Worten des Dichters referierst. Ich hatte Dir vergessen zu schreiben, dass ich, so lang die Stücke ungedruckt sind, so wenig Stellen als möglich ausgezogen wünsche. Es schadet immer dem Werk, wenn das, was in's ganze berechnet ist, zuerst als Stückwerk gelesen wird, und ausserdem ist das beste vom Stück schon verrathen, ehe dies wirklich erscheint. Ich muss also sehen, wie ich diesem Umstand abhelfe; aber es ist schwer, weil die ganze Anzeige auf diese Methode kalkuliert ist. Wäre das Stück gedruckt, so würde diese Methode allerdings die bessere sein". In seiner Antwort vertheidigt sich Körner sehr richtig mit dem Vorgange Goethes in dessen Anzeige von „Wallensteins Lager" in derselben [Allgemeinen] Zeitung. Vgl. Hempels Goethe-Ausg. XXVIII, S. 630 ff. Endlich aber wird man fragen: Woher weiss denn der Herausgeber, dass der Aufsatz „von Goethe vollständig überarbeitet" wurde? Wäre dies der Fall, so hätte er ja, als ein nicht unbedeutender Beitrag zur Goethe-Litteratur, erst recht mitgetheilt werden müssen. Aber ich finde nirgends eine Spur davon. Goethe schreibt an Schiller den 5. Juni 1799: „Körner hat sich die Sache freilich sehr leicht gemacht. Er hat statt einer Relation einen Actenextract geschickt. Vielleicht denken Sie ein wenig darüber, und nach der vierten Vorstellung des Wallensteins lässt man den Aufsatz abgehen". Er ist aber nicht abgegangen, und der Schiller-Goethesche sowie der Schiller-Körnersche Briefwechsel schweigen seit dieser Zeit. Schillers Uebersiedelung nach Weimar und die gefährliche Entbindung seiner Frau liessen ihn wol nicht zu der beabsichtigten Umarbeitung kommen. Vielleicht lässt sich der Herr Herausgeber bestimmen, den Aufsatz nachträglich in dieser Zeitschrift zu veröffentlichen, denn immerhin könnten auch die Varianten in dem Schillerschen Texte einiges interessante bieten.

Zu der Biographie Körners hatte der Herausgeber schon ein bedeutendes Material gesammelt, doch begnügte er sich mit einer kurzen Skizze, als er erfuhr, dass Dr. Jonas „eine biographische Arbeit über Körner nahezu vollendet habe", eine mittlerweile an die Oeffentlichkeit gelangte Arbeit, zu der wir uns nun wenden. Doch

kann ich mir nicht versagen, als Probe des wackern vaterländischen Geistes, der den trefflichen alten Körner, wie seinen Sohn, beseelte, aus einer im Todesjahr seines Sohnes von ihm herausgegebenen Flugschrift „Deutschlands Hoffnungen“ (S. 387) die Stelle anzuführen: „Redner und Schriftsteller bedürfen eines vollkommenèn Werkzeugs, und ob es wol der deutschen Sprache nicht an Bestimmtheit, Würde und Nachdruck fehlt, so kann sie doch an Reichthum, Geschmeidigkeit und Anmuth noch gewinnen. Dies ist zu hoffen, wenn eine blinde Verehrung des Auslandes den Deutschen nicht mehr verhindert, sich selbst und alles, was ihm angehört, nach Gebühr zu schätzen. Er wird alsdann den geistigen Nachlass seiner Vorfahren ehren, die verschiedenen Provincial-Dialekte, welche noch manche unbenutzte Schätze enthalten, werden ihm nicht mehr fremd bleiben; er wird sich schämen in seiner Muttersprache es nicht zur Meisterschaft zu bringen und nicht auch in ihr für die Bedürfnisse des feinern Umgangs mit den vielseitigen gebildeten Klassen Ausdrücke zu finden“.

Es wäre schade, wenn das Buch von Jonas (2), für dessen äussere Eleganz der Verleger gesorgt hat, nicht ein deutsches Familienbuch würde. Auf jeden gebildeten Deutschen muss das lesen desselben den erquicklichsten Eindruck machen. Welche schöne Reihe so edler und doch so mannigfaltiger Charaktere beherbergte einst das Körnersche Haus! Der biedere Hausvater Körner, seine lebenslustige Gattin Minna, seine künstlerische, in späteren Jahren etwas maliciöse Schwägerin Dora, seine feinfühlende, schwärmerische Tochter Emma, sein lebensfroher, bisweilen über die Schnur hauender, aber endlich sich zum edelsten und höchsten aufraffender Sohn Theodor — und nun die Reihe der erlauchten Gäste, der ersten Geister ihrer Nation, die sich in dem bescheidenen Hause auf dem Dresdener Kohlenmarkt heimisch fühlten!

> Denn Deutschland kennet keinen grossen Namen,
> Den dieses Haus nicht seinen Gast genannt.

Auch wäre das Buch eine vortreffliche Quelle zu einem culturgeschichtlichen Roman, denn hier gibt sich der Mittelpunct ganz von selbst: der patriotische Opfertod des Sohnes in dem glorreichen Jahre 1813. Mit ihm wird die geistige Blüte dieses edlen Hauses geknickt, Schwester Emma sinkt dem Bruder bald nach in die Gruft von Wöbbelin, der alte Körner lebt nur noch ein Leben der Pflicht, nicht der Freude, und Minna erreicht ein hohes Alter, nur um in der Erinnerung an einstige schönere Tage zu leben. Mit der Uebersiedelung nach Berlin müsste der Roman abschliessen.

Ich fühle mich dem Verfasser für die genussreiche Lectüre zu innigstem Danke verpflichtet.

Robert Boxberger.

Friedrich Schlegel 1794—1802. Seine prosaischen Jugendschriften, herausgegeben von J. Minor. Wien, Konegen, 1882. Erster Band: Zur griechischen Litteraturgeschichte. Zweiter Band: Zur deutschen Litteratur und Philosophie.

Neulich las ich irgendwo, dass Goedekes kritische Schiller-Ausgabe und A. Sauers Ausgabe des E. v. Kleist bisher die einzigen kritischen Ausgaben wären, die ihren Namen in der That verdienten. Diesen würde ich unbedenklich nun auch die vorliegenden beiden ersten Bände einer neuen Ausgabe von Friedrich Schlegels Werken anreihen. Allerdings soll das erscheinen der nächsten Bände erst von der Kauflust des Publicums abhängig gemacht werden, die es an diesen beiden Bänden zu bethätigen haben wird, und es wäre schade, wenn es den Verleger und damit auch den verdienten Herausgeber im Stiche liesse. Wenn auch der Herausgeber damit Recht haben mag, dass er (I, S. V) Fr. Schlegels Jugend die interessanteste Periode seiner litterarischen Thätigkeit nennt, und ein Wiederabdruck der meisten seiner Jugend-Aufsätze (über durch den Plan der Ausgabe gebotene Weglassungen spricht er sich I, S. XI aus) nach den ersten Drucken schon deshalb geboten erschien, weil Schlegel alle diese Werke zu der von ihm besorgten Gesammt-Ausgabe bedeutend veränderte, so ist doch, meines Erachtens, die schon etwas verbrauchte und von Schiller mit Recht verspottete Schwärmerei für Griechenland keineswegs die bedeutendste Leistung seines Lebens. Dabei verkenne ich keinen Augenblick die Bedeutung dieser Aufsätze; ich weiss, dass junge Philologen sie mit Begeisterung gelesen haben, und möchte sie einem jeden, der sie noch nicht kennt, besonders in der vorliegenden Gestalt dringend empfehlen. Als die bedeutendste geistige Leistung seines schriftstellerischen Lebens aber erscheint mir der Hinweis auf Indien, wodurch er der wissenschaftlichen Forschung ganz neue Bahnen anwies; sein Buch über die Sprache und Weisheit der Inder ist eine der folgenreichsten wissenschaftlichen Thaten des neunzehnten Jahrhunderts. Und schon der dritte Band, falls er erscheinen sollte, würde uns auf die grossartige wissenschaftliche Entdeckung Fr. Schlegels von der Verwandtschaft der Germanen mit den Hindus vorbereitet haben. Minor sagt I, S. VIII: „Ein dritter Band würde die schwer zugänglichen Artikel aus der ‘Europa’ mit dem begeisterten Hinweis auf Indien und die fast verschollenen Einleitungen zu der Anthologie aus Lessings Werken enthalten und die Sammlung der prosaischen Jugendschriften abschliessen“. Hoffen wir also, dass wenigstens dieser Band noch das Tageslicht erblickt, damit der Leser von Schlegels litterarischer und wissenschaftlicher Bedeutung sich keine einseitige Vorstellung mache! Uebrigens enthält auch schon II, S. 362 in dem

„Gespräch über die Poesie" aus dem „Athenäum" eine mit ahnungsvoller Congenialität auf Indien verweisende Stelle (Z. 26—34).

Aus der Vorrede zum ersten Bande erfahren wir ferner, dass schon A. W. Schlegel zu zwei verschiedenen Malen den Versuch machte, das Andenken seines Bruders durch eine neue Ausgabe seiner Jugendwerke aufzufrischen oder vor Verunglimpfungen zu bewahren. Das letztere wird heut zu Tage, wo sich die Gegensätze abgeklärt haben, kaum mehr nöthig sein: im grossen ganzen sind beide Schlegel nur noch Gegenstände litterarischer Forschung, und dieser kommt die vorliegende Ausgabe in höchst anerkennenswerther Weise zu Hilfe. Wenn ich sie zu Anfang die dritte kritische Ausgabe eines deutschen Schriftstellers genannt habe, so könnte dies nach des Herausgebers eigenen bescheidenen Worten fast zu viel gesagt scheinen (I, S. VIII): „Die Grundsätze, welche ich bei der Herausgabe befolgt habe, suchen zwischen denen einer strengen kritischen Ausgabe und eines einfachen Neudrucks die Mitte zu halten. Jeder schwerfällige kritische Apparat, der den nicht gelehrten Leser nur abschrecken kann und auch von dem gelehrten mehr mit Dankbarkeit hingenommen als mit Eifer benützt wird [?], musste im Interesse des Unternehmens vermieden werden. Und doch sollten die einfachen Handhaben nicht fehlen, wodurch die vorliegende Ausgabe auch dem wissenschaftlichen Gebrauche dienen konnte. — Dass zunächst die Gesammtausgaben (W und W_1) unberücksichtigt geblieben sind, wird kein einsichtiger tadeln. Auch wäre es hier mit Varianten nur selten gethan gewesen: es hätte in den meisten Fällen ein zweiter Abdruck stattfinden müssen. Ein solcher ist aber heute durchaus überflüssig, weil die Ausgaben W und W_1 jedermann zugänglich sind und gewiss an keiner öffentlichen Bibliothek fehlen". Das ist alles ganz richtig; man sieht, die Bedingungen des Unternehmens waren wesentlich andere als bei Goedekes Schiller und dem Kleist A. Sauers: aber in Bezug auf die Vorzüglichkeit der Leistung innerhalb der durch jene Bedingungen gezogenen Schranken möchte ich Minors Ausgabe den beiden genannten an die Seite stellen. Als nächsten Vorzug nenne ich die sorgfältige Ueberwachung des Drucks. Mir ist nur sehr weniges aufgefallen, das zu berichtigen wäre: so ist wol II, S. 23 gleich zu Anfang „nicht" ausgefallen. II, S. 153, Z. 10 muss es nach dem Lessingschen Texte „Leichtigkeit" statt „Tüchtigkeit" heissen; doch war wol bei Citaten eine Vergleichung der Originaltexte nicht beabsichtigt. Ebenso verhält es sich II, S. 159, Z. 40, wo es statt „Poesie" nothwendig „Prose" heissen muss. Und da ich einmal bei Lessing bin, so möchte ich gleich bemerken, dass das Fragment Nr. 10 in II, S. 184: „Man muss das Brett bohren, wo es am dicksten ist", aus diesem entlehnt ist.

In zweiter Linie nenne ich unter den Vorzügen dieser Ausgabe

die Mühe, die sich Minor gegeben hat, und die auch nach dem Vorgang von Dilthey, Koberstein und Haym immer noch keine geringe war, Schlegels geistiges Eigenthum zu inventarisieren und seinen Antheil an den verschiedenen Zeitschriften u. dgl. festzusetzen. Diese Mühe musste besonders auf den zweiten Band verwendet werden, von dem die meisten Aufsätze hier zum ersten Mal wieder abgedruckt erscheinen. Aber auch schon für den ersten Band war die Mühe nicht unbedeutend. So wurde der Aufsatz (I, S. 28 ff.) „Ueber die weiblichen Charaktere in den griechischen Dichtern" in seinem ersten Drucke (in der „Leipziger Monatsschrift für Damen" 1794) mit Hilfe des Herausgebers dieses „Archivs" aufgefunden, während Michael Bernays ungefähr gleichzeitig nach Andeutungen verschiedener Briefstellen ihn auf der Münchener Bibliothek fand und darüber in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" 1882 Nr. 185 f. berichtete. Robert Boxberger.

Franz Grillparzer. Eine biographische Studie von Adalbert Fäulhammer, K. K. Professor am I. Staats-Gymnasium in Graz. Graz 1884. Verlag von Leuschner & Lubensky, K. K. Universitäts-Buchhandlung. 244 S. gr. 8.

Während uns von der einen Seite immer wieder aufs neue versichert wird, eine Biographie Grillparzers sei unmöglich, bis sich der Schrank im Wiener Rathhause erschlossen hat: greifen auf der andern Seite beherzte nur um so unerschrockener zu. Der Biographie Fäulhammers soll in kurzer Zeit eine Arbeit Laubes folgen, der sich in litteraturgeschichtlichen Dingen bekanntlich immer als Wagehals bewiesen hat. So viel darf man derartigen Versuchen mit Recht einräumen, dass bei der arg im Detail verzettelten und hauptsächlich in Tageblättern betriebenen Mittheilung von Grillparzeriana die Sammlung und Sichtung des weit zerstreuten und bald verschollenen ein Bedürfniss ist. Wir müssen erst einmal übersehen können, was überhaupt von Grillparzer bekannt geworden ist, wenn sich ein werthvolles Material ansammeln soll. Mit Publicationen wie der von L. A. Frankl ist der Sache wenig gedient: man legt sie aus der Hand, missvergnügt über die Form und den Vortrag, durch etliche Details bereichert, welche erst im verständigen Zusammenhange Werth und Interesse erhalten. Solchem Anekdotenkrame und Notizenwust ist die von Fäulhammer befolgte Methode entschieden vorzuziehen. Von einem Dichter wie Grillparzer bildet sich, so lange die Massen noch im Fluss sind, jedes Jahrzehnt ein anderes Bild; an dem ganzen wird vielleicht wenig mehr geändert werden, aber im einzelnen wird die Modification um so grösser sein, und wo hört bei einer Individualität das einzelne auf — wo fängt

das ganze an? Eine abschliessende Biographie und Charakteristik wird vielleicht auch nach fünfzig Jahren noch nicht möglich sein.

So betrachtet, können wir in Fäulhammers Biographie eine werthvolle Arbeit mit Recht begrüssen. Die zerstreuten Nachrichten über Grillparzer sind ihm alle zur Hand gewesen; die Betrachtung der geschichtlichen Zustände Oesterreichs gab einen weiteren Hintergrund ab; aus Zeitschriften hat sich der Verfasser fleissig und redlich über die litterarischen Verhältnisse zu orientieren gesucht und besonders Grillparzers Verhältniss zu dem Publicum und der Kritik seiner Zeit scharf ins Auge gefasst. Die Besprechung der Dichtungen bildet die schwächere Seite des Buches und besonders über die Lyrik des Dichters wird nur unzureichendes gesagt.

Meine Einwendungen, wenn ich mich auf das Buch näher einlassen sollte, müssten gerade bei dem Puncte einsetzen, an welchem Fäulhammers Verdienst liegt. Man beginnt jetzt Stimmen der Zeitgenossen über Goethe, Schiller, Lessing zu sammeln: für keinen von ihnen sind dieselben von einer solchen Wichtigkeit wie für Grillparzer. Goethe, Schiller, auch Lessing sind dem Urtheile ihrer Zeitgenossen zum Trotz das geworden, was sie sind. Sie wussten sich über dasselbe zu erheben und wohnten in einer unzugänglichen Burg, aus welcher sie einmal mit den Gaben der Dichtkunst, ein anderes Mal im vollen Waffenschmuck in das Thal herunterstiegen. Nicht so Grillparzer: ihn hat die Kälte des Publicums, die Missgunst der Kritik um seine Dichtung gebracht; „Grillparzer im Urtheile seiner Zeitgenossen“ — das wäre der Titel einer Tragoedie. Hier scheint mir nun Fäulhammer in einen Irrthum verfallen zu sein, wenn er für alle Anfeindung und Missgunst, welche Grillparzer zu erleiden hatte, die romantische Schule, besonders die Gebrüder Schlegel, verantwortlich machen will. Er sieht hier zu sehr mit den Augen Schreyvogels und zu wenig mit denen Grillparzers: schon das schöne Gedicht an Zacharias Werner, nach dessen Tode gedichtet, zeigt uns, dass Grillparzer über die Romantik milder urtheilte. Seine abfälligen Aeusserungen über die Brüder Schlegel lassen sich allerdings nicht wegleugnen; es gibt aber mehr als einen Punct, an welchem Grillparzer von ihrer Schule beeinflusst ist. Litterarische Opposition und litterarische Gleichgiltigkeit oder Unabhängigkeit sind nicht dasselbe. Die Verdächtigung des „blasirten Gentz“ (S. 95), sowie den Spott über den „grundgelehrten Herrn Tieck“ (S. 182) hätte man daher gerne entbehrt. Der letztere, welcher in Grillparzer im Jahre 1825 einen bescheidenen Mann kennen lernte, urtheilt am ausführlichsten über Grillparzers Ahnfrau in der Novelle „Die Vogelscheuche“ (1834; Schriften, Berlin, Reimer 1853, XXVII S. 252). Während er sonst Grillparzer nur mit Müllner und Houwald in einem Athem nennt, heisst es hier: „Hätte Müllner schon

in der Jugend gedichtet, sähe aus allen seinen poetischen Versuchen nicht immerdar der scharfsinnige und alles auf die Spitze stellende Advocat heraus, wäre er weniger Egoist gewesen und mit mehr Gemüth begabt, so hätte er gewiss weit mehr leisten können und Besseres, als was er uns gegeben hat. Grillparzer war wohl mehr als dieser ein geborener Dichter, aber er huldigte unbedingt der Mode der Zeit und komponirte, wie Müllner, nach einem willkührlich angenommenen System, welches sich selbst dem oberflächlichen Denker als falsch erweiset, und das dem poetisch fühlenden Gemüth verhasst sein muss. Auch dieses Missverständniss der sogenannten Schicksalstragödie, durch welches man sich den Griechen zu nähern hofft, ist für Kritik und Geschichte als merkwürdiges Beispiel der Verirrung lehrreich."

Das einzelne betreffend, bemerke ich zu S. 102 f., dass der gute Eindruck, den Grillparzer auf Goethe machte, auch noch durch eine andere Briefstelle, als die man gewöhnlich citiert, gesichert ist. Der Kanzler Müller schreibt 1826 an Rath Schlosser (Goethe-Briefe aus Fritz Schlossers Nachlass her. von Frese, S. 122): „Des edlen Grillparzers aus Wien Besuch hat dieser Tage Goethen sehr erfreut". — Ueber die S. 183 erwähnte Abschiedsfeier Oehlenschlägers berichtet dieser in seinen Lebenserinnerungen (Leipzig 1850, Deutsche Originalausgabe, IV, 161), nachdem er unter dem 12. Juli die Bekanntschaft Grillparzers, einer „liebenswürdigen Persönlichkeit", notiert hat: „Heute Abend bin ich zu einer Gesellschaft eingeladen, die mir vor dem Abschiede noch eine Ehre zu erweisen wünscht. — Den 13. Juli[1]): Die Ehre war allerdings so gross wie möglich. Ein grosser Saal und zwei Zimmer waren voll von Gästen. Der Schauspieler Anschütz, der mir gegenüber sass, recitirte mit lauter Stimme 5 bis 6 schöne Gedichte an mich und ebenso viele Male wurde meine Gesundheit ausgebracht und von lautem Beifallsrufe begleitet. Der Dichter Grillparzer, der neben mir sass, überreichte mir einen Lorbeerkranz, und mein freundlicher Bewunderer — ich kann sagen, mein wahrer Freund — Graf Dietrichstein, sass an meiner andern Seite. Das Bild von mir, das Ammerling gemalt hat, war im Saale aufgestellt. Kurz, mir wurde alle mögliche Ehre erwiesen. — Gott segne Euch Alle, meine Freunde!" Er theilt dann einen von Anschütz selbst gedichteten Trinkspruch mit, dann ein Gedicht von L. A. Frankl und endlich einige Verse, welche Grillparzer und Hammer in sein Stammbuch schrieben. Die Grillparzerschen Verse lauten:

„Was frag' ich viel um Nord und Süd,
Streng abgetheilt nach Grenzen und Revieren,
Wenn so wie Du der Norden glüht,
Des Südens Dichter aber frieren."

1) Das Datum bei Fäulhammer S. 183 ist sonach irrig.

Der Stil des Verfassers zeugt von natürlicher Begabung. Wenn er aber seinem Helden „in aufrichtigem Deutsch" nachsagen muss, dass „die Vernachlässigung der Form eine Folge des mangelhaften Unterrichts in der Muttersprache sei, an der Grillparzer wie die ganze ältere Generation bei uns laborirte und die er Zeit seines Lebens nicht zu verwischen vermochte", so hätte er sich als Lehrer der jüngeren Generation so arge Verstösse gegen die Sprachrichtigkeit nicht zu Schulden kommen lassen dürfen, wie S. 52: „es ist nicht unsere Sache, sich in pathologische Irrgänge zu verlieren"; oder 161: „Die Schuld Grillparzers, um sich dramaturgisch auszudrücken, liegt vor und sie begründet mit die Tragik eines reichen Dichterlebens". Das erinnert an „Spielen wir sich", wie man es bei österreichischen Untergymnasiasten oft hören muss.

Prag. Jacob Minor.

Gustav Schwab, Kleine prosaische Schriften. Ausgewählt und herausgegeben von K. Klüpfel. Freiburg i. Br. und Tübingen 1882.

Diese Sammlung, die auf den Wunsch von Freunden und Schülern des trefflichen Dichters veranstaltet wurde, beabsichtigt dem Publicum ein Bild von Schwabs bisher weniger beachteter kritischer Thätigkeit zu geben. Doch wurden auch noch einige Aufsätze von allgemeinem Interesse, welche Schwab im Morgenblatt veröffentlichte, hier zusammengestellt. Sie beginnt mit einem Aufsatz über Schwabs Freund Ludwig Uhland, aus W. Menzels „Moosrosen, Taschenbuch für 1826", der, nach dem Vorwort, deshalb von besonderer Wichtigkeit ist, „da er die erste eingehende Würdigung des später so berühmt gewordenen Dichters enthält". Mir will es indess bei allen diesen kritischen Leistungen scheinen, als habe dem biederen Schwab so eigentlich die rechte kritische Schneide gefehlt. Er war eine harmlose, friedfertige Natur, die gern „lebt und leben lässt". Gleichwol sind diese Aufsätze von hoher Bedeutung, und besonders die beiden über Uhland schon als Freundeszeugnisse von Werth.

Der zweite, S. 196 ff., zeigt die fünfte vermehrte Auflage von Uhlands Gedichten, Stuttgart 1831 an, aus der für einen künftigen Commentator von Uhlands lyrischen Dichtungen die Stelle von Interesse ist über das neu hinzugekommene Lied „Der Mohn": „Der Dichter zaubert uns ein blühendes Mohnfeld vor die Augen. Er erwähnt der Sage (sie ist, wenn wir uns recht erinnern, aus der 'Seherin von Prevorst' seines Freundes Kerner geschöpft), dass, wer im Mohne schlief, in schwere Träume hinuntergetragen werde, und dass ein solcher, selbst erwacht, die nächsten und liebsten nicht mehr erkenne". Bei „Münstersage" hat er zu erinnern (S. 204),

„dass der Name — wie Referent (Schwab) sich durch den Augenschein überzeugt hat — wol schwerlich von Goethes eigner Hand, sondern wie die andern fast alle auf Bestellung vom Thürmer oder einem Steinmetz eingehauen worden". Zu „Ver sacrum", welches eine ungerechte Beurtheilung erfahren hatte, bringt er die Notiz bei, die man der schönen Erläuterung bei Düntzer allenfalls noch hinzufügen könnte, dass „Justinus einmal billig von den Galliern oder Gallograekern sagt, sie haben, um neue Sitze aufzusuchen, 300 000 Menschen gleichsam als heiligen Frühling auf die Wanderung ausgeschickt".

An die Beurtheilung Uhlands reihen wir zunächst die seines Nebenbuhlers um den Lorbeer der Classicität im 19. Jahrhundert Friedrich Rückert an, dessen Dichtergrösse Schwab nicht im vollen Masse gerecht wird. Durchaus ungerechtfertigt wenigstens ist der Tadel, den er S. 248 über Rückerts politische Gedichte, die auf die „Geharnischten Sonette" folgten, ausspricht Der Vorwurf ist lediglich dem Recensenten selbst zu machen, wenn er sich in den echt volksthümlichen Ton der Rückertschen Spottgedichte auf die geschlagenen Franzosen nicht finden kann. Oder ist Schwab hier wirklich der Mund des deutschen Publicums, welches diesen Ton nicht mehr verstand? Jedesfalls wäre sein Freund und Meister Uhland, der grosse Kenner des deutschen Volksliedes, Rückerten hierin gerechter geworden. Jetzt wenigstens würde jeder einen Mangel an litterarischer Bildung verrathen, der gestehen wollte, dass ihm Lieder wie der „Brauttanz der Stadt Paris":

Ach, o weh, ich arme Frau,
Wo ich hin mit Augen schau',
Seh' ich fremde Gäste kommen,
Die ich niemals wahrgenommen,
Weiss gekleidet, grün und blau,

unverständlich oder verfehlt vorkommen.

Wenn Schwab meint, das von ihm mit Recht gelobte Gedicht „Erhebung" („Ich stand auf Bergen hoch") sei 1816 verfasst (S. 264), so ist ihm sein Gedächtniss nicht treu; es stand zuerst im Morgenblatt 1822 Nr. 6 unter der Ueberschrift „Volkslied". S. 266 wird der Aufsatz über Schwabs zusammentreffen mit Rückert auf der Bettenburg reproduciert, der auch schon von Rückerts Biographen Dr. Beyer benutzt worden ist. Der Aufsatz ist höchst interessant; zur Ergänzung desselben dient Truchsess' Bericht über diesen Besuch an Fouqué (Briefe an Fouqué S. 477). Wenn Rückert an Schubart schreibt (Beyer, Neue Mittheilungen I, S. 138) den 2. Mai 1815: „Nach Berlin werde ich nun wenigstens nicht kommen, ob ich gleich schon für diesen Mai eine Reisegesellschaft dahin mit Gustav Schwab (meinem Lobredner in der Eleganten) so ziemlich verabredet hatte", so gibt uns dies zugleich einen Wink, wo wir die

von dem Herausgeber vergeblich gesuchte Recension der „Geharnischten Sonette" von Schwab finden werden: in der „Zeitung für die elegante Welt" 1814, die mir nicht zur Hand ist (vgl. S. 239, Anmerk.).

Die übrigen Dichter, die Schwab in dieser Sammlung behandelt, sind: Hölderlin, J. Kerner, Ludwig von Bayern, Lenau, Mörike und Matzerath, also, wie man sieht, meist Landsleute des Recensenten. Ferner erhalten wir einen höchst schätzenswerthen Aufsatz über den württembergischen Philosophen und Staatsmann Georg Bernhard Bilfinger, den Correspondenten von Leibniz, dessen er auch schon in einem andern Aufsatz in diesem Buche: „Meine Sammlung" (Erinnerungen an und von hochbejahrten Männern, die er in seiner Jugend mit Vorliebe aufsuchte), nach Berichten aus dem Munde von Bilfingers Neffen, Erwähnung gethan hatte.

Das Buch ist eine willkommene Gabe wie alles, was uns nähere Aufschlüsse über die schwäbische Dichterschule bietet, die nun einmal, gegenüber der Romantik und dem Jungen Deutschland, die erquicklichste Erscheinung des 19. Jahrhunderts ist.

Robert Boxberger.

Miscellen.

1.

Zu Archiv VIII, 133 und XII, 474.

Im 8. Bande des Archivs, S. 133, hat Ph. Kohlmann zu der Stelle in Heinrich von Kleists Hermannsschlacht (Act V, Auftritt 4), wo Varus die Alraune fragt: „Wo komm' ich her? wo bin ich? wohin wandr' ich?" bemerkt, dass dem Dichter hier ohne Zweifel jener Spruch vorgeschwebt habe, der an einem Hause am Thuner See stand und den er seinem Freunde Heinrich Zschokke in einem Brief mitgetheilt hat. Ich habe damals unterlassen, in dieser Zeitschrift an einen bereits 1861 von mir in der Germania VI, 368—72, unter dem Titel „Mich wundert dass ich fröhlich bin" veröffentlichten Aufsatz zu erinnern, in welchem ich (S. 371) erklärte, es scheine mir nicht unwahrscheinlich, dass jener Spruch nicht ohne Einfluss auf die Stelle der Hermannsschlacht gewesen sei. Jetzt aber veranlasst mich die Miscelle im letzten Hefte des Archivs S. 474 auf meinen Aufsatz hinzuweisen, da ich in demselben sieben, theilweis von einander abweichende Aufzeichnungen jenes Spruchs zusammengestellt und die oben nur kurz erwähnte Erörterung Luthers über den Spruch vollständig gegeben habe. Nachträge zu dem Aufsatz werde ich nächstens in der Germania veröffentlichen.

Weimar. Reinhold Köhler.

2.

Zu Archiv XII, 480.

Oben S. 480 hat O. Behaghel aus dem Vademecum für lustige Leute, Bd. VII, Berlin 1777, S. 52, eine Erzählung „Die Kirchenvereinigung" mitgetheilt, von der er annimmt, dass sie offenbar die Vorlage für die Geschichte von den drei todten vor der Himmelspforte in Vossens Luise (I, 428—451) sei. Es ist ihm aber unbekannt geblieben, dass ein von mir in der Zeitschrift für deutsche Philologie IV, 131 ff. mit dem „Mährlein" in der Luise zusammengestelltes Gedicht Christian Friedrich Daniel Schubarts, welches zuerst in seiner Teutschen Chronik aufs Jahr 1776, 41. Stück, S. 327, unter dem Titel „Der rechte Glaub, eine Legende aus einem alten Buch" erschienen ist, ebenso gut den Anspruch erheben kann, die Vorlage für Voss gewesen zu sein.

Ich habe a. a. O. S. 132 darauf aufmerksam gemacht, dass sich in den Ausgaben der Luise seit 1807 zu V. 428 die Anmerkung findet „Nach einem wirklichen Volksmärchen, welches gutmüthige Einfalt erfand", und ich habe dann S. 133 f. meinen Aufsatz mit folgenden Worten geschlossen: „Hat Voss mit den Worten »nach einem wirklichen Volksmärchen« sagen wollen, dass er aus dem Volksmunde geschöpft, dass er das Märchen wirklich im Volk habe erzählen hören, oder hat er damit nicht sowol seine Quelle als vielmehr nur seine Ansicht von dem Ursprung der Dichtung angeben wollen? Nehmen wir letzteres an, so wäre es möglich, und ist mir sehr wahrscheinlich, dass Vossens Quelle eben das Schubartsche Gedicht gewesen ist, denn der Annahme, dass Voss die Teutsche Chronik gekannt habe, steht schwerlich etwas im Wege. Voss kann freilich auch wie Schubart aus einem »alten Buch« geschöpft haben, vielleicht mit ihm aus eben demselben. Aber ist Schubarts Angabe »aus einem alten Buch« unbedingt Glauben zu schenken? So lange nicht ein altes Buch nachgewiesen ist, in welchem die »Legende« sich findet, bleibt noch die Möglichkeit, dass Schubart selbst sie erfunden hat."

Nachdem nun die Erzählung des Vademecum nachgewiesen ist, muss zugegeben werden, dass Voss sie eben so gut wie das Schubartsche Gedicht, also entweder sie oder das Gedicht oder auch beide gekannt haben kann.

Fragen wir aber nach dem Verhältniss der Erzählung des Vademecum zu Schubarts Gedicht, so ergeben sich auch hier mehrere Möglichkeiten. Wäre die Erzählung wirklich zuerst im Vademecum erschienen, so könnte sie dem früher erschienenen Gedicht nacherzählt sein; wäre sie aber schon früher anderswo gedruckt gewesen, also älter als das Gedicht oder gleichzeitig mit ihm, aber unabhängig

Diese Vermuthung ist richtig. Der vollständige Titel des kleinen, nur zwei Bogen starken Büchelchens lautet:

Christliche Gedichte. Frommen Jungfraun und Mägdlein zur Weihnachtsgabe. 1814.

Auf 47 Seiten sind der Titel und folgende Gedichte gedruckt: 1. Zueignung. 2. Im Winter. 3. Christabend. 4. Herberge. 5. Weihnachtslied. 6. Von der dreifachen Geburt unsers Herrn. (I. Mitternacht. II. Morgenrot. III. Heller Tag. Sacrament.) 7. An die h. Jungfrau. 8. Charfreitag. 9. Ostern. 10. Himmelfahrt. 11. Pfingsten. 12. Die Schülerin Maria. Nach einem alten Bilde. 13. Christ, ein Gärtner. Nach einem alten Bilde. 14. Christ, ein Schäfer. Nach einem alten Bilde. 15. Die Zürnende. 16. Einladung. 17. Morgen- und Abendandacht. 18. Sonntagsfrühe. 19. Muttersprache. 20. Vaterland. 21. Sehnsucht.

Die letzte, 48., Seite ist unbedruckt, ebenso wie die zweite Seite, die Rückseite des Titels. Die Höhe der Seiten beträgt $13^1/_2$ cm, die Breite 8 cm.

Eine Vergleichung des Textes mit dem Text der Schenkendorfschen Gedichte in August Hagens Ausgabe (5. Auflage. Cotta 1878) ergibt, abgesehen von Verschiedenheiten in der Orthographie und Interpunction, folgende Varianten:

Von der dreifachen Geburt unsers Herrn. Str. 2. Z. 4: Andrer mag auch Andres singen.

Ebenda I. Mitternacht. Str. 1. Z. 3: Im Anfang aller Zeiten.

Ebenda III. Heller Tag. Sacrament. Str. 6. Z. 3: Das liebend sich gegeben.

An die h. Jungfrau. Str. 3. Z. 4: Ist ewig selig und entzückt.

Charfreitag. Str. 1. Z. 4: Denn mein ein'ger Freund ist todt.

Ebenda Str. 2. Z. 4: Ach! um mein erkaltet Herz.

(Ebenda Str. 5. Z. 4 wird die Lesart Hagens: Als dein schönes Marterbild bestätigt.)

Christ, ein Gärtner. Str. 1. Z. 4: Ist einig sein Bemühn.

Ebenda Str. 5. Z. 2: Zu seiner schönern Welt.

Die Zürnende (bei Hagen: Die zürnende Heilige) Str. 1. Z. 4: Die freundlichste Gestalt?

Einladung. Str. 1. Z. 4: Allen Wesen Liebes thut?

Ebenda Str. 6. Z. 3: Nehmt aus den durchbohrten Händen.

Keinem der Gedichte ist eine Jahreszahl beigefügt. Sicherlich aber hat Hagen mit Unrecht das entstehen der Gedichte: Zueignung, Einladung, Morgen- und Abendandacht, Sonntagsfrühe, Von der dreifachen Geburt unsers Herrn, Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten erst in die Zeit zwischen 1815—1817 verlegt. Sie müssen vielmehr vor Weihnachten 1814 gedichtet worden sein.

Berlin, August 1883. Fritz Jonas.

Verbesserungen und Nachträge.

Bd. 11 S. 94 ff. Briefe von Heinrich Voss an Solger vom 30. Octob. und 9. und 10. Nov. 1805 sind abgedruckt bei Holtei, 300 Briefe Bd. 2 Th. 4 S. 112 ff.

S. 153 f. und 158. Vgl. Bd. 12 S. 456 und 613.

S. 378 ff. und 384 f. Vgl. Bd. 12 S. 595 und 602.

S. 404. Wielands Verdruss, neben Archenholz auf dem Titelblatte des „Historischen Calenders für Damen" 1790 genannt zu sein, äussert sich auch in einigen zwar nicht unterzeichneten, aber von Wielands Hand geschriebenen Zeilen, deren Kenntniss ich der rühmlichen Liberalität des Herrn G. Kestner in Dresden verdanke. Sie lauten:

„Avis au Lecteur.

Das vielleicht auch in Italien, wie hier in Teutschland, etwas anstössige

von Archenholz und Wieland

auf dem Titelblat des Historischen Damen-Calenders ist eine Buchhändler Speculation des Herrn Göschen, an welcher W., der sich so etwas gar nicht träumen liess, so unschuldig ist als ein neu gebohrner Bambino. Hr. Göschen, der den Hrn. von Archenholz, nach buchhändlerischer aestimation, für einen grossen Mann hält, glaubte W. durch diese öffentliche Association mit einem so berühmten Nahmen keine geringe Ehre zu erweisen, und so kommt man manchmal zu einer ungesuchten Celebrität."

Ich vermuthe, dass Wieland dieses Blatt oder eine gleichlautende Abschrift des Entwurfes an Einsiedel schickte, der damals — Ende 1789 — mit der Herzogin Anna Amalie in Italien war. Ich denke nicht, dass der Text zum Druck bestimmt war; obwol die Ueberschrift diesen Zweck anzuzeigen scheint, ist doch der Wortlaut der Erklärung für eine Veröffentlichung zu scherzhaft gehalten, selbst wenn man annehmen wollte, dass Wieland eine Verbreitung des Calenders in Italien hätte erwarten können. Die Zeilen mögen einem übersandten Exemplar des Calenders beigelegt gewesen sein, um den gekränkten Stolz des Dichters zu bekunden. Bernhard Seuffert.

Bd. 12 S. 156 Z. 12 v. u. Für Ottenstedt l. Otterstedt.

S. 161 und 165. Vgl. S. 473.

S. 176. Für Weish. d. Br. IV, 14 l. I, Nr. 43.

S. 225 Z. 1. Die Zahl I ist zu streichen.

S. 417 Z. 3. Für Nachbarn l. Selbst die nächsten Nachbarn.

Diese Vermuthung ist richtig. Der vollständige Titel des kleinen, nur zwei Bogen starken Büchelchens lautet:

Christliche Gedichte. Frommen Jungfraun und Mägdlein zur Weihnachtsgabe. 1814.

Auf 47 Seiten sind der Titel und folgende Gedichte gedruckt: 1. Zueignung. 2. Im Winter. 3. Christabend. 4. Herberge. 5. Weihnachtslied. 6. Von der dreifachen Geburt unsers Herrn. (I.. Mitternacht. II. Morgenrot. III. Heller Tag. Sacrament.) 7. An die h. Jungfrau. 8. Charfreitag. 9. Ostern. 10. Himmelfahrt. 11. Pfingsten. 12. Die Schülerin Maria. Nach einem alten Bilde. 13. Christ, ein Gärtner. Nach einem alten Bilde. 14. Christ, ein Schäfer. Nach einem alten Bilde. 15. Die Zürnende. 16. Einladung. 17. Morgen- und Abendandacht. 18. Sonntagsfrühe. 19. Muttersprache. 20. Vaterland. 21. Sehnsucht.

Die letzte, 48., Seite ist unbedruckt, ebenso wie die zweite Seite, die Rückseite des Titels. Die Höhe der Seiten beträgt $13^1/_2$ cm, die Breite 8 cm.

Eine Vergleichung des Textes mit dem Text der Schenkendorfschen Gedichte in August Hagens Ausgabe (5. Auflage. Cotta 1878) ergibt, abgesehen von Verschiedenheiten in der Orthographie und Interpunction, folgende Varianten:

Von der dreifachen Geburt unsers Herrn. Str. 2. Z. 4: Andrer mag auch Andres singen.

Ebenda I. Mitternacht. Str. 1. Z. 3: Im Anfang aller Zeiten.

Ebenda III. Heller Tag. Sacrament. Str. 6. Z. 3: Das liebend sich gegeben.

An die h. Jungfrau. Str. 3. Z. 4: Ist ewig selig und entzückt.

Charfreitag. Str. 1. Z. 4: Denn mein ein'ger Freund ist todt.

Ebenda Str. 2. Z. 4: Ach! um mein erkaltet Herz.

(Ebenda Str. 5. Z. 4 wird die Lesart Hagens: Als dein schönes Marterbild bestätigt.)

Christ, ein Gärtner. Str. 1. Z. 4: Ist einig sein Bemühn.

Ebenda Str. 5. Z. 2: Zu seiner schönern Welt.

Die Zürnende (bei Hagen: Die zürnende Heilige) Str. 1. Z. 4: Die freundlichste Gestalt?

Einladung. Str. 1. Z. 4: Allen Wesen Liebes thut?

Ebenda Str. 6. Z. 3: Nehmt aus den durchbohrten Händen.

Keinem der Gedichte ist eine Jahreszahl beigefügt. Sicherlich aber hat Hagen mit Unrecht das entstehen der Gedichte: Zueignung, Einladung, Morgen- und Abendandacht, Sonntagsfrühe, Von der dreifachen Geburt unsers Herrn, Ostern, Himmelfahrt, Pfingsten erst in die Zeit zwischen 1815—1817 verlegt. Sie müssen vielmehr vor Weihnachten 1814 gedichtet worden sein.

Berlin, August 1883. Fritz Jonas.

Verbesserungen und Nachträge.

Bd. 11 S. 94 ff. Briefe von Heinrich Voss an Solger vom 30. Octob. und 9. und 10. Nov. 1805 sind abgedruckt bei Holtei, 300 Briefe Bd. 2 Th. 4 S. 112 ff.

S. 153 f. und 158. Vgl. Bd. 12 S. 456 und 613.

S. 378 ff. und 384 f. Vgl. Bd. 12 S. 595 und 602.

S. 404. Wielands Verdruss, neben Archenholz auf dem Titelblatte des „Historischen Calenders für Damen" 1790 genannt zu sein, äussert sich auch in einigen zwar nicht unterzeichneten, aber von Wielands Hand geschriebenen Zeilen, deren Kenntniss ich der rühmlichen Liberalität des Herrn G. Kestner in Dresden verdanke. Sie lauten:

„Avis au Lecteur.

Das vielleicht auch in Italien, wie hier in Teutschland, etwas anstössige

von Archenholz und Wieland

auf dem Titelblat des Historischen Damen-Calenders ist eine Buchhändler Speculation des Herrn Göschen, an welcher W., der sich so etwas gar nicht träumen liess, so unschuldig ist als ein neu gebohrner Bambino. Hr. Göschen, der den Hrn. von Archenholz, nach buchhändlerischer aestimation, für einen grossen Mann hält, glaubte W. durch diese öffentliche Association mit einem so berühmten Nahmen keine geringe Ehre zu erweisen, und so kommt man manchmal zu einer ungesuchten Celebrität."

Ich vermuthe, dass Wieland dieses Blatt oder eine gleichlautende Abschrift des Entwurfes an Einsiedel schickte, der damals — Ende 1789 — mit der Herzogin Anna Amalie in Italien war. Ich denke nicht, dass der Text zum Druck bestimmt war; obwol die Ueberschrift diesen Zweck anzuzeigen scheint, ist doch der Wortlaut der Erklärung für eine Veröffentlichung zu scherzhaft gehalten, selbst wenn man annehmen wollte, dass Wieland eine Verbreitung des Calenders in Italien hätte erwarten können. Die Zeilen mögen einem übersandten Exemplar des Calenders beigelegt gewesen sein, um den gekränkten Stolz des Dichters zu bekunden. Bernhard Seuffert.

Bd. 12 S. 156 Z. 12 v. u. Für Ottenstedt l. Otterstedt.

S. 161 und 165. Vgl. S. 473.

S. 176. Für Weish. d. Br. IV, 14 l. I, Nr. 43.

S. 225 Z. 1. Die Zahl I ist zu streichen.

S. 417 Z. 3. Für Nachbarn l. Selbst die nächsten Nachbarn.

Register.

Die Zahlen weisen auf die Seiten.

